Gnosis und andere Seltsamkeiten

- eine (unorthodoxe) Religionskunde –

Gnosis und andere Seltsamkeiten 1
- eine (unorthodoxe) Religionskunde –....1
Vorwort 6
Gnosis als Konfession? 9
Warum überhaupt Konfessionskunde? 14
A: Die großen Konfessionen 16
1. Christentum 16
1.1. Kurzgefasste Geschichte eines Phänomens 16
1.2. Wer ist Christ? 26
1.3. Kleine Konfessionskunde 31
1.3.1 .Katholiken 32
1.3.1. 1. Die Organisation 32
1.3.1. 2. Der Glauben 34
1.3.1. 3. Der Kultus 39
1.3.1.3. 1. Die Messe 40
1.3.1.3. 2. Maria 44
1.3.1.3. 3. Die Heiligen 45
1.3.1.3.4. Engel 46
1.3.1.3. 5. Kasualien 46
1.3.1.3. 6. Alles was wir sonst noch haben… 53
1.3.2. Die Protestanten 57
1.3.2.1. Warum es sie gibt 57
1.3.2.2. Der Glaube 58
1.3.2.3. Das Institut Kirche 60
1.3.2.4. Der Kultus 63
1.3.2.5. Die evangelischen Sakramente 66
1.3.2.6. Eine große Familie – die Ökumene 70
1.3.3. Die Byzantiner 73
1.3.3.1. Warum es sie gibt 73
1.3.3.2. Der Glaube 74
1.3.3.2.1. Die Hochreligion 74
1.3.3.2.2. Die Volksreligion 78
1.3.3.3. Der Kultus 80
1.3.3.3.1 Die göttliche Liturgie 80
1.3.3.3.2. Die Gottesgebärerin 82

1.3.3.4. Die „Ketzerkirchen“: Bulgarien und Bosnien 87
1.3.3.5. Die „Autokephalen“: Armenien und Georgien 93
1.3.4. Die Orientalen 94
1.3.4.1. Warum es sie gibt 94
1.3.4.2. Der Glaube 95
1.3.4.3. Viele Arten 96
1.3.4.3.1. Die Kopten 96
1.3.4.3.2. Die Inder 101
2. Judentum 105
2.1. Warum es das gibt 105
2.2. Was ist Judentum? 109
2.2.1. Israel 109
2.2.1.1. Wie ein Gott sein Volk bekam 110
2.2.1.2. Wie ein Volk seinen Gott bekam 114
2.2.1.3. Wie Israel seine Geschichte bekam 115
2.2.1.4. Wie Israel sein Gesetz bekam 121
2.2.1.5. Wie Israel seinen Tempel bekam 127
2..2.1.6. Wie Israel seinen Tempel verlor 129
2.2.2. Galut 135
2.2.2.1. Die LXX.....136
2.2.2.2. Jamnia 138
.....139
Übersichtstabelle der verschiedenen Kanones 139
2.2.2.3. Die Rabbinen 143
2.2.2.4. Der Midrasch 147
2.2.2.5. Talmud 147
2.2.3. Kultus und Kulte 150
2.2.3.1. Jerusalem 150
2.2.3.2. Garizim 155
2.2.3.3. Diaspora 157
2.2.3.3.1. Babylon 157
2.2.3.3.2. Susa 158
2.2.3.3.3. Alexandria 159
2.2.3.3.4. Rom und das Imperium 164
2.2.4. Jüdisches Leben 166
2.2.4.1. Alltag 168
2.2.4.2. Feste 175
2.3. Strömungen 185
2.3.1. Bewegungen vor dem Jahre 70 186
2.3.1.1. Paruschim 188
2.3.1.2. Zaddikim 189
2.3.1.3. Skarioten 190

2.3.1.4. Essäer 192
2.3.1.5. Nazoräer 195
2.3.1.6. Ebioniten 195
2.3.2. Bewegungen bis zur Neuzeit 197
2.3.2.1. Die Karäer 198
2.3.2.2. Sefarden 198
2.3.2.3. Kabbalisten 199
2.3.2.4. Aschkenasen 203
2.3.2.5. Chassiden 206
2.3.3. Bewegungen unserer Tage 208
2.3.3.1. Chabad (Lubawitscher) 213
2.3.3.2. Orthodoxe 215
2.3.3.3. Konservative 216
2.3.3.4. Liberale 218
2.3.3.5. Reformjudentum 223
2.3.3.6.: Messianische Juden 225
3. Islam 229
3.1. Die arabische Welt und der Urislam 230
3.1.1. Die Bedingungen 230
3.1.2. Die Quellen des Islam 234
3.1.2.1 Mohammed und der Koran 236
3.1.2.1.1. Mohammed 236
3.1.2.1.2. Der Offenbarer 238
3.1.2.1.3. Die Gemeinde 242
3.1.2.1.4. Der Staatsmann 245
3.1.2.1.5. Das „zu Rezitierende“ 253
3.1.2.1.6. Die Redaktion 256
3.1.2.2. Die Sunna des Propheten 257
3.1.2.2.1. Echt und unecht 258
3.2. Die große Sezession 259
3.2.1. Sunniten 260
3.2.2. Schiiten 262
Exkurs: Der Jahrmarkt der Vorurteile 264
3.2.3. Mystik im Islam 269
3.3. Der Islam des Mittelalters 274
3.3.1. Vorderasien 274
3.3.2. Nordafrika 278
3.3.3. Spanien 279
3.3.4. Kaiserreich und Kalifat 282
Exkurs: Die Templer 287
3.3.5. Asien 291
3.4. Der moderne Islam 292

3.4.1. Die bunte Welt die sich islamisch nennt 292
3.4.2. Europäischer Kolonialismus und islamischer Fundamentalismus 295
3.4.3. Die Moschee am Flughafen oder: wie der Prophet zum Berge kam 305
3.4.4. Europäischer Islam oder islamisches Europa? 311
3.4.5. Der Islam in den USA....313
3.4.6. Die Ölprinzen von Mekka – die Wahhabiten 314
4. Buddhismus 317
4.1. Der Ursprung 317
4.1.1. Land und Leute 317
4.1.1.1. Landes- und Kulturkunde des Mittleren Landes 317
4.1.1.2. Der geistige Nährboden 323
4.1.1. Buddha 326
4.1.2. Die ersten Spaltungen 332
4.2. Die Mission 333
4.2.1. Indien und Sri Lanka 333
4.2.2. Hinterindien und China 339
4.2.3. Japan 344
4.2.4. Tibet 348
4.2.4.1. Bön und Buddha 348
4.2.4.2. Shenrab Nibo und der tibetische Buddhismus 349
4.2.4.3. Die Theokratie im Himalaya 350
4.3. Der weltweite Buddhismus 351
4.3.1. Japans Einfluss auf den Buddhismus 351
4.3.2. Sri Lanka und die Westmission 352
4.3.3. Tibets Weg nach Westen 353
4.3.4. Der europäische Buddhismus 355
4.3.5. Der amerikanische Buddhismus 356
5.Hinduismus 356
5.1. Geschichte 357
5.1.1. Veda 357
5.1.2. Brahmanismus 359
5.1.3. Hinduismus 361
5.1.3.1. Was ist eigentlich Karma? 364
5.1.3.2. Der Dharma und die Kasten 369
5.1.3.3. Bhakti 376
5.1.3.4. Die Reformer 378
5.2. Gegenwart 382
5.2.1. Hinduismus in Indien 382
5.2.2. Hinduismus in Europa 385
Exkurs: Tantra 389

5.2.3. Hinduismus in der Welt 391
5.3. Perspektiven 391
B: Die wichtigen kleinen Religionen 393
1. Parsen 393
2. Bahaï 395
3. Ahmadiya 399
4. Mormonen 401
5. Woodoo 411
6. AIC (Apostolic International Conference) 415
7. Scientology 420
8. Anthroposophen 427
9.Zeugen Jehovas und Evangelikale 431
10. Evangelikale 437
11. Katholische Splittergruppen 440
Weltbewegung Esoterik 442
1. Die Neuheiden 446
2.1. Die Mutterkulte 447
2.2. Hexen 448
2.3. Gaia 449
3. Neukelten 450
4. Die Heiler 453
5. Die Verlockungen der Chemie 456
6.Die Sterne vom Himmel 459
7. New Age 466
8. Christliche Esoterik 470
8.1. Universelles Leben 471
8.2. Frau Bertschingers Trupp 473
9. Esoterik als Religion der Märkte 476
10. Die okkultistischen Esoteriker 477
10.1. Ecclesia Gnostica 480
10.2. Fraternitas Saturni 481
10.3. Samael aun Weor 481
10.4 Ordo Templi Orientis 482
10.5. Golden Dawn 483
10.6. Thelemic Society 484
10.7. Ein Wort noch zum Satanismus 485
10. 8. Hasta la Muerte – Die Kamikaze - Sekten 489
11. Schlusswort 493

Vorwort

Allenthalben wird der Mensch unserer Tage mit den Angeboten mehr oder weniger ernsthafter religiöser Bewegungen konfrontiert. Religion und Spiritualität sind heute nur mehr Angebote auf einem globalen Markt. Die meisten davon sind, wie alle Waren, gegen gutes Geld zu haben. Nur wenige kosten nichts, respektive wirklich nur ihre Selbsterhaltung. Die aber zumindest kosten alle. Jeder Verein, jeder Kreis braucht irgendwann aus irgendwelchen Gründen irgendwelches Geld. Das war so und wird vermutlich auch immer so bleiben. Wo sich Menschen zusammen finden, werden immer auch materielle Bedürfnisse eine Rolle spielen, und weil das so ist, wird immer Geld gebraucht werden. Ob also Geld gebraucht wird oder nicht, sagt an sich nichts über die Qualität des Produkts aus. Es sagt nur dann etwas aus, wenn Produkt und Preis in einem auffälligen Missverhältnis zueinander stehen. Aber was ist im Falle eines immateriellen Produktes ein Missverhältnis? Wenn ein Angebot in seiner Qualität dem Preis nicht entspricht, den man dafür fordert? Wenn es zu schlecht ist, sieht das jeder ein. Aber was, wenn ein Produkt, obschon preiswert, doch erstaunlich gut ist? Was, wenn es, obschon regelrecht billig, doch einen hohen Anspruch und das rechtens geltend macht? Wenn man schlechte Ware für teures Geld erwirbt, regt man sich zu Recht auf. Aber was ist mit guter Ware, die man für nichts oder zum Selbstkostenpreis erwerben kann?

Es sagt nichts Generelles über die Qualität eines Produktes aus, ob es teuer oder billig angeboten wird. Es gibt, gerade auf dem spirituellen Markt, billige Angebote, die seriöser fundiert sind als teurer spiritueller Nippes. So geht es zu auf dem Basar der Möglichkeiten: teure Angebote sollen schnell viel Geld bringen und sind daher von der Wurzel auf nicht seriös. Die günstigen können es sich leisten zu warten, bis die Erfahrung des Gewonnenen mit der Sache ihn zu auch finanziell höherer Leistung veranlasst, bis er aus eigenem Urteilsvermögen sagen kann: das ist mir die Sache wert. Daher haben diese Angebote auch zumeist etwas zu bieten, das eine solche Reaktion auslösen kann. D. h. irgendetwas Gutes steckt darin oder dahinter.

Und keineswegs sind Angebote windig, die nichts kosten. Darin unterscheidet sich der spirituelle gründlich vom kommerziellen Markt. Denn erstens werden sie niemals geradezu „nichts“ kosten können, allenfalls wird auf regelmäßige Beiträge verzichtet, zweitens werden hier Angebote gemacht, die im Selbsterwerb kein Geld kosten, da sie nicht auf kommerzielle Weise zu erwerben sind. Das bedeutet nicht, dass diese Angebote das eigene Leben nicht bereichern. Das bedeutet aber, dass die „Agenten“ solcher Angebote ihren Lebens-

unterhalt nicht aus deren Vertrieb bestreiten, sondern sich aus anderen Quellen zu unterhalten vermögen, was positiv bedeutet: es ist ihnen möglich, dies zu tun, sie werden von ihrem Angebot auch selbst nicht vereinnahmt. Negativ kann es natürlich bedeuten, es gibt im Grunde nichts zu vertreiben und es wird nur versucht, „heiße Luft in Dosen“ an den Mann oder die Frau zu bringen. Das ist dann allerdings ein ausnehmend schlechtes Geschäft und wird daher auch kaum betrieben.
Insgesamt kann man sagen, dass der etwas altväterliche Grundsatz: nur was teuer ist, ist auch wertvoll – auf dem spirituellen Sektor nicht unbedingt gilt. Öfter gilt vielmehr das Gegenteil: Vorsicht bei zu luxuriösen Angeboten. Dann gibt es auch „unbezahlbare“ Angebote, für die lediglich eine symbolische Gegenleistung gefordert werden kann, eine Art Aufwandsentschädigung und Schutzgebühr für diejenigen, welche es auf sich nehmen, dies Angebot zu unterbreiten. Hier kann man schon einmal schnuppern und oft werden von seriösen Gemeinschaften solche Angebote zum unverbindlichen Kennen lernen gemacht.

Der „gemeine Konsument“, der mitunter nicht einmal die großen Anbieter kennt, steht einigermaßen ratlos und hilflos vor den Angeboten des spirituellen Marktes. Da die so genannte Allgemeinbildung die Kenntnis spiritueller Richtungen immer seltener beinhaltet, hat er von den meisten, wenn überhaupt, nur einen flüchtigen Eindruck, der sich zudem von Vorurteilen und vorgefassten Absichten leiten lässt. Das kann hilfreich sein, falls Vorurteile auf gemachten Erfahrungen beruhen, aber es sagt nichts aus über die objektiven Merkmale eines solchen Angebotes.
Zum Beispiel: die schlechten Erfahrungen die jemand mit einer solchen Sache macht, **können** systemimmanent sein – sie können aber auch darauf beruhen, dass der Betreffende etwas anderes gesucht hat, als das Angebot liefern konnte. Sie **können** bedeuten, dass man besser die Finger davon lasse. Sie können aber **auch** bedeuten, dass zwar Menschen desselben oder ähnlichen Schlages wie der Betreffende die Finger davon lassen sollten – andere aber sehr wohl Gutes dabei finden können. Insgesamt aber ist und bleibt die Situation nicht nur verwirrend, sondern wird proportional zur fortschreitenden Auflösung der „Großkonfessionen“ verwirrender. Man brauchte dringend eine Orientierung. Aber wirklich objektive Orientierungshilfen sind nicht zu bekommen.

Nicht dass es solche Orientierungsvorschläge nicht gäbe. Konfessionskunde gehört zum religiösen Bildungsplan. Aber diese Konfessionskunde ist nicht objektiv, sondern hat den Auftrag und die Absicht, die eigene Konfession auf Kosten aller andern als „einzig richtig“ zu erweisen. Daher ist auch die Beurteilung der Konfessionen von diesem Blickwinkel beherrscht und wird den

Eigenarten derselben nur selten wirklich gerecht. Von einem inneren Verständnis dieser Eigenart wollen wir schon gar nicht reden.
Der säkulare Sektor einer Gesellschaft hingegen hat nur **dann** ein Interesse an Konfessionskunde, wenn ein Konfession in Verdacht geraten ist, ihre Kompetenzen zu überschreiten und sich in Gebieten umzutun, wo sie nach Meinung Anderer nicht hin gehört. Allerdings mögen die Vertreter der belangten Konfession hierzu begründet anderer Meinung sein, wie es bei Scientology der Fall ist.
Es kann ebenfalls darüber gestritten werden, ob in einer Gesellschaft, in der das Wahlrecht auch Wahlfreiheit beinhaltet, ein Verbot politischer Betätigung im weitesten Sinne einen Verstoß darstellt oder nicht, wie das vor einigen Jahren den Zeugen Jehovas passiert ist, als sie um die Anerkennung als Körperschaft des öffentlichen Rechtes rangen. Denn hier wird nur verboten, was von vornherein nicht **Bürgerpflicht** ist, sondern **Bürgerrecht** und auf **Rechte** kann man bekanntlich auch verzichten. Wer der Gemeinschaft der Zeugen Jehovas beitritt, kennt diese und andere Einschränkungen vorab und kann sein Urteil frei abgeben. Die Gemeinschaft macht kein Hehl daraus. Aber es sind immer nur **solche** Kollisionen des spirituellen und des gesellschaftlichen Sektors, in denen gesellschaftliche Institutionen ihr Interesse für das Spektrum geistiger und geistlicher Möglichkeiten entdecken – ansonsten halten sie sich heraus, verfügen dadurch aber auch leider kaum je über fundiertes Wissen, sondern lassen sich im Fall des Falles von „Fachleuten“ beraten, die wiederum Eigeninteressen haben. Was fehlt, ist eine Instanz, die unbehindert von eigenen Interessen ein Votum über Konfessionen „sine ira et studio“ abgeben kann, da sie von dergleichen weder geistig noch materiell abhängig ist. Es fehlt auf dem Gebiet der Konfessionskunde eine „Verbraucherzentrale“, die zudem, anders als diese, nicht vom Ertrag der jeweils abzugebenden Gutachten lebt.

Ich habe nun nicht den Ehrgeiz, diesen „spirituellen TÜFF“ übernehmen zu wollen. Aber ich möchte mit Nachstehendem einen Anstoß geben, wie man mit der Problematik in etwa verfahren könnte. Ich weiß: wenn erst jemand einen Anstoß gibt, wird es nicht an Koryphäen fehlen, die es stante pede besser machen können und man fragt sich nur: wo waren die **vorher**? Warum entdecken sie ihr Bedürfnis erst, nachdem ein anderer die Lücke entdeckt hat? Die griechische Mythologie lässt auf Prometheus, den „Vordenker“ Epimetheus, den „Nachdenker“ folgen. In etwa so, denke ich, wird es hier auch sein. Epimetheus wird sich mit Notwendigkeit einfinden, wenn erst Prometheus einen Anfang gemacht und eine Richtung gewiesen hat. Möge es denn so sein und Epimetheus sich in absehbarer Zeit an die Arbeit machen – die Sache ist nur die: Prometheus kennt jeder, der in der griechischen Mythologie zu Hause ist, ihn kennen sogar Leute, die ansonsten mit derselben nicht viel zu tun haben, aber: wer weiß schon von Epimetheus?

Gnosis als Konfession?

Damit wir zu Anfang klären, dass und warum diese Arbeit keine Arbeit pro domo ist, behandeln wir die Erkenntnislehre vorweg. Würde ich sie im Nachhinein behandeln, entstünde der Eindruck, ich wolle ihr mit den andern Konfessionen nur ein Siegerspalier errichten. Da das nicht meine Absicht ist, will ich gleich zu Anfang zeigen, warum ich, bekennender Angehöriger dieser Lehre, von mir behaupten kann, anderen Konfessionen gegenüber objektiv zu sein.

1. Gnosis, also Erkenntnislehre, ist keine Religion. Religionen können sich ihrer bedienen, sie aber als Ganzes von einem konfessionellen Standpunkt her niemals ausfüllen. Zum Beispiel enthält das spirituelle Konzept der anthroposophischen Christengemeinschaft einen großen „Schuss“ Erkenntnislehre, aber dieses bleibt ein religiöses Konzept, was Erkenntnislehre niemals sein kann. Ähnlich geht es den Mormonen, die in der Gegenwart allerdings mehr in Richtung Kalvinismus tendieren und ihre Teilhabe an gnostischen Vorstellungen derzeit (aus taktischen Gründen?) lieber verschweigen. Denn ihre Hauptmasse lebt in den – christlich fundamentalistischen – Vereinigten Staaten und ist um ihrer Freiheiten willen von christlichen Spießbürgern bereits mehr als einmal grausam verfolgt worden. Ähnliches gilt für die Bahaï, die durch ihre Verwandtschaft mit der islamischen Mystik – entfernt – an der Tradition der Erkenntnislehre partizipieren. Und ähnlich geht es auch mit den diversen kleinen Gemeinschaften, die sich als „gnostische Kirchen“ etabliert haben. Sie alle benutzen Versatzstücke der Erkenntnislehre ohne diese selbst zu realisieren, da dieselbe sich auf diese Weise nicht realisieren lässt.

Die Erkenntnislehre als solche ist ihrem Wesen nach areligiös. Da sie aber in ihrer immerhin sechstausendjährigen Geschichte immer wieder Begriffe aus dem religiösen Bereich entliehen hat, und sich bisher stets in einem religiös geprägten Spektrum behaupten musste, kennt sie dieses recht gründlich. Sie hat vom religiösen Standpunkt aus keinerlei Eigeninteressen, ordnet sich in

dieses Spektrum weder ein, noch möchte sie sich diesem gar überordnen, sondern die Erkenntnislehre ist eine Größe sui generis. Das ist sie von allem Anfang an gewesen. Immer ging und geht es ihr nicht um „Gott“ oder „Götter“ sondern um das Schicksal des Lebens an und für sich und die Einordnung der menschlichen Existenz in dieses umfassende Phänomen. Das lässt sie eher im philosophischen als im religiösen Spektrum erscheinen. Aber auch Philosophie erscheint dann und wann im religiösen Gewand und so **KANN** die Erkenntnislehre sich im Begriffsystem des Religiösen bewegen, wenn sie so besser verstanden wird, sie kann es aber auch lassen. Ähnliches kann man von Religionen nicht behaupten. Wenn sie ihre religiösen Bezüge aufgeben, hören sie auf zu existieren. Wenn die Erkenntnislehre Gleiches tut, kommt sie zum Kern ihres Wesens.

Gleichwohl war und ist die Erkenntnislehre gemeinschaftlich erlebbar. Die Erfahrungen mit ihr, stets von Einzelnen gewonnen, sind unter Gleichgesinnten kommunizierbar. Wir haben mit dem Erkenntnis – Projekt einen Versuch gewagt, fest zu stellen wie weit diese Mitteilbarkeit reicht und haben gesehen: sie reicht weiter als bisher angenommen wurde. Freilich kommt sie leicht an den Punkt, an dem sie nur noch intellektueller Ideenwettstreit zu sein scheint, also echte Philosophie. Das ist sie jedoch nicht, sondern sie ist eine umfassende Lehre vom Leben und zwar eine Lehre ohne Vorgaben. So wie sie heute gefunden wird ist sie, unbeeindruckt von vorherigen historischen Modellen und abweichenden Lesarten. Das bedeutet andererseits aber nicht, dass solche Modelle wertlos wären – oft geben sie Denkanstöße oder präsentieren noch zu lösende Probleme. Darüber hinaus sind sie für den, welcher sich der Geschichte der Erkenntnislehre annehmen möchte, eine unerschöpfliche Datenquelle. Allerdings sollte er dieselbe dann auch zu lesen verstehen. Religiöse Menschen verstehen das gemeinhin nicht. Denn sie ordnen die verwandten religiösen Begriffe in ihr Begriffssystem ein und gehen damit schon anfangs in die Irre.
Gemeinschaft ist also möglich, aber sie ist in keinem Falle konstitutiver Bestandteil der Erkenntnislehre, sondern die Gemeinschaft entsteht aus dem Bedürfnis Einzelner, einander in dem, was sie erfahren und erleben zu stützen. Erkenntnislehre sollte eigentlich ein ganz individueller Akt sein, dem Gemeinschaftsbildung folgen *kann*, aber nicht notwendig folgen *muss*. Daher ist der Zweck und Kern der Gemeinschaftsbildung auch nicht diese selbst, sondern die Zweierbeziehung von Lehrer und Schüler.
Das bringt es mit sich, dass in der Erkenntnislehre nicht nur dogmatische Formeln, sondern auch alle Formen der Gruppenritualistik eine völlig untergeordnete Rolle spielen. Sie sind allesamt ebenso wählbar wie verzichtbar. Die Sache selbst ist an keinem Punkt von ihnen abhängig. Demzufolge hat jemand, der in dieser Lehre lebt, bei der Beurteilung von Ritualistik auch niemals über „richtig“ oder „falsch“ zu entscheiden. Mehr noch: da die Erkenntnislehre

selbst kein „Gottesbild“ hat, da ein solches sie schlechtweg nicht interessiert, ist auch die Beurteilung der Vorstellungen einer Religion niemals von Eigeninteresse getragen. Auch hier ist also über „richtig“ und „falsch“ nicht zu entscheiden, es sei denn, es ginge um die innerkonfessionelle Problematik mit einem bestimmten Gottesbild. Aber das wäre dann lediglich eine Frage aufmerksamen Referierens. Wenn Unterschiede da sind, muss man sie schon auch darstellen.

Warum befasst man sich dann überhaupt damit? Weil es kein anderer mit gleicher Objektivität tun kann. Der Religiöse wird immer den Primat der Religion beweisen wollen (zumeist seiner eigenen), der Atheist wird immer darlegen wollen, dass ein Objekt der Begierde in Wahrheit gar nicht existiert. Der Positivist wird niemals den spirituellen Hintergrund einer Strömung erfassen können. Der Agnostiker wird sich vor lauter Schwammigkeit am Ende so mit Details voll gesogen haben, dass er inmitten seines Materials mit fliegenden Fahnen untergeht. Das sind nur einige Beispiele, die Liste ließe sich fortsetzen. Wir haben im Projekt mit vielen Sparten entsprechend viele Beobachtungen machen können, denn wir wurden von vielen angesprochen. Das war auch unsere Absicht. Wir wollten angesprochen werden.

Andererseits besteht die dringende Notwendigkeit, den Schritt vom Religiösen zum Existenziellen zu tun. Die meisten Religionen wollen eigentlich dorthin. Sie meinen, es mit einigen Regeln mehr oder weniger guter Qualität bis dahin schaffen zu können – und landen im großen Teich jenes Sektors, den die Erkenntnislehre umschreibend den demiurgischen nennt.
Wer aber immer den Schritt da hinaus tun wollte, dem haben wir geholfen so weit das in unserer Macht stand. Dabei haben wir festgestellt, dass man diesen Schritt nicht aus Laune oder Langeweile tun sollte, denn „Risiken und Nebenwirkungen“ können in einem solchen Fall erheblich sein, während es in Fällen, wo dieser Schritt wirklich angezeigt ist, kaum „Risiken und Nebenwirkungen“ gibt. Die Risiken und Nebenwirkungen, die sich dann noch ergaben, hatten ihren Grund nicht in der Sache selbst, sondern in mehr oder weniger gelungenen Attacken auf die Glaubwürdigkeit der Lehrer – zu denen es wohl nie gekommen wäre, wäre das Material der Erkenntnislehre selbst nicht so „astrein“ und blitzsauber. Man konnte die Aktion nicht treffen, und versuchte stattdessen die Akteure zu erschießen.
Es ist indes immer ein Armutszeugnis, wenn jemand, um eine Idee zu treffen, eine Person attackieren muss – denn die Idee hat er damit als berechtigt anerkannt und sich selbst als ihr gegenüber hilflos bekannt. Daher hat das Projekt und haben seine Mitarbeiter solch kindische Attacken auch unbeschadet überstanden, auch wenn zuweilen viel Aufwand nötig war, tobende Aggressoren im Zaum zu halten und dabei das wohlverstandene eigene Profil zu wahren.

Die Erkenntnislehre hat sich zuletzt als wirksamer Schutz gegen solche Praktiken erwiesen. Das befähigt sie, über andere zu sprechen, die sich solcher Praktiken auf ähnliche Weise erwehren mussten und sie mit entsprechender Sympathie zu beschreiben. Wer selbst „um des Himmelreiches willen“ gelitten hat, kann über andere, die leiden, vielleicht mit mehr Verständnis reden als jemand, der nur vom hohen Ross einer etablierten Konfession herab urteilt, welche ihre eigenen Schmerzen und Zweifel, ihre eigenen Ängste und ihren eigenen Weg zur „Seligkeit“ längst vergessen hat.

Wenn aber die Erkenntnislehre nur von **denen** wirklich als Lebensweise angenommen werden kann, die eine ausreichende Prädisposition aufweisen, ist klar, dass keine Werbung im Eigeninteresse veranstaltet werden kann. Der öffentliche Auftrag der Erkenntnislehre beschränkt sich auf ihre schlichte Präsenz und ggf. Ansprechbarkeit. Darüber hinaus steht es ihr frei, sich zu den Problemen unserer Zeit zu äußern und dazu gehört auch (aber nicht nur) das immer buntere Angebot auf dem „Markt des Spirituellen“. Dass diese Meinung nicht mit der allgemeinen Meinung gleich lauten kann, ist nachvollziehbar. Dass sie hin und wieder mit derselben auch konform gehen kann, ist durch die Tatsachen bedingt und sehe ich nicht als Makel an. Denn es geht nicht darum, um **jeden** Preis eine exklusive Meinung zu haben, sondern darum, dem gerecht zu werden, was da **ist**.

Erkenntnislehre als Religion ist ein Unding, da ihr alle Attribute einer solchen fehlen. Erkenntnislehre als „Bekenntnis“ hingegen ist **kein** Unding, da Erkenntnislehre auf dem gelebten Leben beruht und zu dem mag sich wohl jeder auf seine Weise bekennen. Erkenntnislehre als „Bekenntnis“ (Confessio) hat schon etwas von Ausschließlichkeit.

Es gibt Meinungen, welche der Erkenntnislehre „Synkretismus“ deshalb unterstellen, weil sie, um sich verständlich zu machen, sich aus allen kulturellen und somit auch religiösen Ressourcen frei zu bedienen vermag. Das Gegenteil ist richtig: Erkenntnislehre schließt gerade jedweden inhaltlichen Synkretismus **aus**, weil keine Strömung im Spektrum vorhandener Möglichkeiten geeignet ist, ihre Inhalte adäquat wieder zu geben. In allen kann man allenfalls Teilstücke derselben finden, in manchen nichts. Es muss also nicht heißen: was hat die Erkenntnislehre von den Anderen genommen um selbst zu existieren, sondern: was kann die Erkenntnislehre von ihrem ureigenen Anliegen mit Hilfe fremder Ansichtsweisen verständlich machen?

Es ist relativ wenig. Denn das Anliegen der Erkenntnislehre reibt sich mit dem Ausschließlichkeitsanspruch der „beliehenen“ Bewegungen, welche ihrerseits wie das Christentum die eigentlich synkretistische Bewegung sind, insofern ihr

Eigenes zum größten Teil aus angenommenem Fremden besteht. Zum Beispiel hat das Christentum allgemein menschliche Vorstellungen von Anstand und Humanität zu „christlichen Werten“ erklärt und für sich vereinnahmt. Wenn das kein Synkretismus ist, was ist dann welcher? Es hat den Gottesdienst der Synagoge in seine Ritualistik eingebaut. Wenn das kein Synkretismus ist, was ist dann welcher? Der römische Feiertag des Sol Invictus, manche sagen auch, des Mithras, ist zum christlichen Weihnachtsfeiertag geworden. Auch kein Synkretismus? Fast die gesamte jüdische Passah – Theologie ist von den Christen übernommen und in ihrem Sinne umgedeutet worden – kein Synkretismus dabei, nein? Und was ist mit der protestantischen Selbstverwaltung der Gemeinden – nichts übernommen vom profanen Vereinswesen, wieder kein Synkretismus? Was ist mit dem Kernmythos des Christentums vom toten und auferstandenen Gott? Absolut einzigartig in der antiken Welt, kein Osiris – Mythos, kein Tammuz, kein Adonis – Mysterium, nichts, nein? Was ist mit der Entsühnung durch das Blutopfer, kein Mithras nie nix gewesen?

Ich kann in diesem System von Synkretismen nun alle diese „Archetypen“ benutzen, wenn ich meinem Mitmenschen irgendein anders schwer kommunizierbares Detail erklären will. Nur sind solche Vergleiche für mich keine konstituierenden Merkmale meines eigenen Bekenntnisses im Sinne der individuellen Confessio. Denn ich kann benutzen was ich nicht billigen muss. Nehmen wir einmal versuchsweise das Mithrasmotiv samt Tammuz und Osiris aus dem Christentum heraus – weg ist dasselbe und das sagt schon „Paulus“ am Anfang: wenn wir den Auferstandenen nicht glauben, ist unser Glaube eitel, will sagen, vergeblich. Die Erkenntnislehre aber hat ihn diesen Mythos gar nicht im Angebot, weder über Paulus noch den Mithrasmythos. Ja, wer ist denn nun der Synkretist?
Alles was ich aus dieser frechen Behauptung entnehmen kann ist: da hat jemand ob mit Absicht oder aus dem Bauch heraus, mächtig projiziert. Da ist jemand, die gestohlene Gans unterm Arm, losgerannt und hat unterwegs geschrieen: haltet den Dieb. Ich aber sehe ihn laufen und weiß im selben Moment, dass ich in der Lage wäre, von meinem Standort aus die Sache aufzuklären. Das sollte Verpflichtung genug sein, es dann auch zu tun. Mir und der Erkenntnislehre bringt das nicht einen Mitarbeiter mehr – aber anderen möglicherweise einige Opfer weniger.

Warum überhaupt Konfessionskunde?

Warum rede ich in diesem Zusammenhang von Opfern? Es ist doch wahr: der Mensch wird sich in seinem Streben nach dem, was er sein kann, immer wieder in solchen geistigen Irrgärten verlaufen und das ist an und für sich auch nicht von Übel. Aber es ist von Übel, wenn er in diesen Irrgärten des Geistes mit Gewalt und (gegen seinen Willen oder mit seinem beeinflussten Willen auch gewaltlos) festgehalten wird. Denn solche Labyrinthe geistigen Strebens sind dazu bestimmt, durchwandert und verlassen zu werden. Manche Menschen betreten und verlassen in ihrem Leben Dutzende solcher Labyrinthe[1], andere schaffen es nicht, auch nur eines zu durchwandern, wieder andere haben das Labyrinth in das sie geboren wurden, innerlich längst verlassen, aber haben es nicht bemerkt. Oder manche haben es auch bemerkt, sehen es aber nicht für nötig an, die äußere Form des Labyrinths zu verlassen. Wieder andere und dies sind die eigentlichen Opfer, werden durch einschüchternde Manipulationen und, noch schlimmer, Drohung mit „kollektivem Liebesentzug“ am Verlassen eines eigentlich längst durchwanderten Labyrinths gehindert. Die psychischen Folgen solcher Gewaltakte sind schwerwiegend und nicht zu rechtfertigen. Viele dieser Opfer wären aber vermutlich solchen Fängern gar nicht erst ins Netz gegangen, hätten sie genug neutrale Informationen über dieselben besessen – den Informationen der religiösen Konkurrenz hingegen haben sie mit gutem Grund misstraut. Schlimmer noch: nicht nur die Seele solcher Menschen nimmt schweren Schaden, auch ihr unbefangenes Verhältnis zur Geistigkeit ist durch solche Erlebnisse schwer beschädigt und kann vielleicht niemals mehr in ihrem Leben funktionieren. Misstrauen und das Echo alter Verletzungen werden den Menschen immer wieder dergestalt behindern, dass er seiner eigenen Kraft nicht mehr vertraut.

Was meine eigenen Legitimation angeht, solch einen Versuch einer neutralen – nicht etwa konventionellen – Inventur des spirituellen Spektrums zu wagen: ich bin protestantisch und in einer guten Balance zwischen Vita Religiosa des - lutherisch geprägten - Protestantismus und den Ansprüchen einer – humanistisch geprägten - Weltlichkeit aufgewachsen. Für andere Ansätze als die in meinem Umfeld praktizierten war jederzeit wohlwollende, aber auch kritische Aufmerksamkeit vorhanden. Meine geistige Welt war niemals geschlossen. Als

[1] Womit nicht gesagt sein soll, dass sie dieselben dann auch gründlich genug kennen gelernt haben. Manchem ist dies auch gar nicht vonnöten, wohingegen manch Anderer selbst bei lebenslangem Verbleib in einer solchen „Organisation“ von deren Sinnen und Streben recht wenig begriffen hat – auch dieser benötigte an sich nicht diese konkrete Gemeinschaft (in die er oft hineingeboren wurde), sondern nur den unbezeichneten Platz, an welchem er seine spirituellen Anfangserfahrungen machen kann.

noch kein Mensch von Ökumene zu sprechen wagte, arbeiteten meine Großmutter, als protestantische Hauptkatechetin des Kirchenkreises und die katholische Ordensschwester die schräg gegenüber katholischen Religionsunterricht erteilte, gut und eng zusammen. Immer lebten hinterm Berg auch Leute, die zu besuchen nie verboten war. Dazu gehörten die christlichen Konfessionen ebenso wie die anderen Weltreligionen, die Philosophien und auch die atheistische Weltanschauung. Sie hat mich nicht befriedigt, aber es war mir möglich, sie auszuprobieren. Mit solchen Halbheiten wie Positivismus und Agnostizismus hingegen habe ich mich selbst probeweise so wenig identifizieren mögen wie mit allen Spielarten des Nihilismus und des Pessimismus.
Ein angeschlossenes Theologiestudium hat diese Haltung allerdings nicht vertieft. Eher war diese Unternehmung mit ein Grund zur kritischen Distanz, denn vergleichende Religionswissenschaften und Konfessionskunde waren in diesem Studium mit sehr viel mehr Parteilichkeit behaftet als nötig gewesen wäre, den Unterschied zur eigenen Position zu dokumentieren. Ich habe mich auf eigene Rechnung mit den spirituellen Möglichkeiten inner- wie außerhalb des Christentums beschäftigt. Das habe ich nicht nur theoretisch getan. Ich bin zu den Leuten gegangen, habe soweit es ging ihren Alltag, ihr Denken, ihre Sorgen und Freuden geteilt. Ich habe dabei manchen Bekehrungsversuchen standhalten müssen, was der Durchdringung meiner protestantischen Position nicht zum Nachteil gereichte.
Vor nunmehr fünfzehn Jahren habe ich meine Bindung an die protestantische Kirche aufgegeben, da sie vom Bekenntnis her seit mehreren Jahren nicht mehr bestand. Damit ist kein kirchenkritischer Standpunkt verbunden. Im Gegenteil, mein Verhältnis zu meiner „geistigen Ziehmutter“ ist unkompliziert. Dass ich für sie nunmehr zu den – selbst von ihr, der doch so Toleranten - „Verworfenen“ gehöre, berührt mich nur insofern, als ich ihr gern begreiflich machen würde, dass dem ganz und gar nicht so ist und dass sie vielmehr Manches profitieren könnte – aber das ist wohl ein unerfüllbarer Wunsch. Rechtfertigungsbedarf habe ich nicht. Solange ich sie als meine Mutter ansah, hat sie mich nie enttäuscht. Als ich mich von ihr zu lösen begann, hat sie das wie eine vorbildliche Mutter hinnehmend akzeptiert. So ist das Nachstehende nicht als Kampfansage aufzufassen. Ich habe keinen Grund hierfür.

Ich habe zwar bei allem, was ich kennen lernte, darauf geachtet, genau hinzuschauen – aber ich kann und will mir nicht anmaßen, zu jeder der aufgeführten Spielarten jeweils im Detail erschöpfend Stellung genommen zu haben. Es geht mir auch nicht darum, sondern um eine Positionsbestimmung derselben unter anderen und im Wechselspiel mit anderen Positionen. Ich beschreibe die Phänomene so, wie sie sich mir bieten – wobei ich durchaus in Rechnung stelle, dass andere auch andere Prioritäten setzen können. Es liegt mir nicht daran, in Konfessionen Gebundene an ihrer Position irre zu machen.

Es würde mir ohnehin nicht gelingen, denn ehe der Mensch erkennt, glaubt er, und das von ganzer Seele. Aber auch dem Glaubenden ist nicht untersagt, zu wissen, was und warum er glaubt. Ihm ist nicht verboten, einen unbefangenen Blick auf das zu werfen, was andere glauben. Es ist ihm drittens nicht verboten, seinen Glauben kritisch zu hinterfragen. Führt das zum Bruch, so ist nicht das Individuum schuld, sondern aus irgendwelchen Gründen trägt das Gerüst seine Bedürfnisse nicht. Vielleicht trägt es ein anderes – vielleicht auch keines mehr. Vielleicht ist er, wie ich selbst, den Ansprüchen entwachsen, die durch religiöse Angebote befriedigt werden können.

Obgleich diese Arbeit weitestgehend auf eigenen Recherchen und Erfahrungen beruht, bin ich doch wie jeder Mensch nicht ohne Rückgriff auf allgemein Bekanntes ausgekommen. Dabei habe ich mich aber auf leicht Zugängliches beschränkt und habe vor allem darauf verzichtet, fremde Bewertungen unreflektiert zu übernehmen. Allerdings behalte ich mir die Freiheit vor, mich mit ihnen auseinander zu setzen oder ihnen, wo sie zutreffen, auch zu folgen. Denen, die mir halfen, aus der Gebundenheit des Religiösen hinaus zu gelange, bin ich allerdings zu Dank verpflichtet, aber auch denen, die in der Hoffnung mich zu bekehren mir die Welt ihres Glaubens eröffneten. Dass ich dabei nicht nur Erhebendes gesehen habe, will ich sie nicht entgelten lassen.

Berlin im Juni 2005

A: Die großen Konfessionen

1. Christentum

1.1. Kurzgefasste Geschichte eines Phänomens

Etwa um das Jahr 40 unserer Zeitrechnung bekommt in Syrien ein Mann namens vermutlich Marcus, wahrscheinlich ein griechisch sprechender Jude ein Manuskript in die Hand, das ihm Kopfzerbrechen bereitet. Marcus gehört einer „gnostischen“ Schule an, damals eine hoch moderne Angelegenheit, der letzte spirituelle Schrei im Osten wie im Westen des Imperiums. Diese neue Schule führt sich zurück auf einen Menschen namens Jesus (Josua, Jehoshua, Jeshua und so fort) den Sohn eines Joseph aus, ja, das weiß man auch nicht so genau, aber er soll recht hoher Abkunft gewesen sein. Was gleichfalls niemand weiß: was ist aus dem Mann geworden? Todesnachrichten fehlen. Er verschwand eines Tages einfach aus dem Blickfeld der zivilisierten Welt, also Roms.

Die meisten Gnostiker stört das nicht weiter, denn wichtig ist nicht der Mann, sondern was er hinterlassen hat: seine Lebenslehre. Unser Marcus sah das bis-

her auch nicht anders. Nun aber ist dies geschehen: mitten im Text, ihm übrigens im Wortlaut wohl bekannt, steht da ein „Henkelkreuz“ genau an der Stelle, welche er bisher als „Leben“ gelesen und verstanden hat.
Unser Mann weiß, dass er ein alexandrinisches Exemplar des „Missionshandbuches“, herausgegeben von Judas Thomas, auch genannt „Syzygos“ = der „Zwillingsgefährte“, dem ersten Lehrer der alexandrinischen Schule, vor sich hat, denn die beste Bibliothek der Erkenntnislehre befindet sich in dieser Welthauptstadt der Bildung und Kultur. Dort hat er sich, um einwandfreies Werkzeug und Material erster Hand zu haben, diese Kopie bestellt. Was er nicht weiß: der alexandrinische Kopist hat, ganz Ägypter und Kind seiner Stadt, das Wort „Leben“ als „Anch“ geschrieben. Unser Marcus, wie von einem jähen Blitz getroffen, schreibt über die Balken des „Anch“ das Wort Stauros. So wird es in allen folgenden Kopien des betreffenden Textes bleiben, sofern dieser Text von jenen benutzt wird, die sich, Marcus folgend, Christen nennen werden. Und bis ins zweite Jahrhundert unserer Zeitrechnung hinein wird dieser Text für viele Christengemeinden maßgeblich bleiben.

Dieser uns heute nicht mehr genau bekannte Augenblick ist die Geburtsstunde des Christentums. Die Exemplare mit „Anch“ statt Leben existieren aber immer noch, denn in den koptischen Übersetzungen des Werkes wurde „Leben“ flüssig als „Anch“ geschrieben. Dieses Zeichen war zugleich das „Logo“ der Gnostiker. Die Christen schrieben wie gesagt, Stauros = Kreuz über dieses Anch und bekannten sich damit als solche.
Eines dieser christlichen Exemplare erblickte nun zusammen mit der übrigen Sammlung von Nag Hamadi im Jahre 1945 unserer Zeitrechnung wieder das Licht der Sonne. Seither macht es Beschwerden, denn manch vorlaute Christenleute fragen an, ob nicht die weithin berühmte aber nirgendwo existente Quellenhandschrift „Q“ durch dieses absolut existente Werk ersetzt werden sollte, da es doch sichtlich viele Aussprüche von Jesus im Originalton und –text liefere. Aber bisher konnte man solche Ansinnen noch immer mit dem Hinweise darauf abwehren, dass es sich bei dieser Schrift ja um ein Machwerk der „Gnostiker“ und also eine Ketzerschrift handele. Zudem sei es sehr späten Datums.

Nun, die Front Derer, welche es aus solchen Gründen ablehnen, bröckelt immer stärker, denn dass das Manuskript von Nag Hamadi eine Abschrift eines viel älteren Textes ist, bestreiten heute nur noch die Fundamentalisten aller christlichen Glaubensrichtungen. Die wacheren Geister legen die Stirn in Falten und schweigen vielsagend, wenn man das Gespräch auf dieses Thema bringt. Manche haben gar schon den Mut bewiesen, von diesem Werk als einem mit Jesus gleichzeitig oder nahe daran entstandenen zu sprechen. Sie haben davon und von anderen Funden ausgehend sogar den Mut bewiesen, darüber hinaus da-

von zu sprechen, dass Gnosis und Christentum, voneinander unabhängig, ungefähr zur gleichen Zeit entstanden wären. Sie wissen gar nicht, wie Recht sie haben. Ohne das Vorhandensein dieses – zugegeben gnostischen – Werkes hätte es das Christentum wahrscheinlich nie gegeben.

Auch ohne unseren Marcus hätte es das Christentum nie gegeben, denn der beschließt, der Sache auf den Grund zu gehen und forscht in der Geschichte von Erez Israel so weit er dieselbe nicht noch aus eigenem Erleben kennt. Denn im Jahre 40 war die Erinnerung an die Ereignisse vor zehn Jahren keineswegs verblasst. Damals hatte Judäa unter der Fuchtel eines römischen Prokurators namens Pontius Pilatus gestöhnt, einer Kreatur des damals allmächtigen Prätorianerpräfekten Seianus, der für den Kaiser Tiberius quasi das Regiment führte. Er überlebte seinen Gönner, aber im Jahre 36 wurde er gestürzt, er wurde wohl selbst dem Tiberius zu anmaßend. Bis dahin hatte er in Judäa wie die sprichwörtliche Axt im Walde gehaust.

Unser Mann ahnt nun, warum die Schulen mit Auskünften über den Verbleib ihres Gründers so genierlich sind. Es ist dem öffentlichen Renommee einer neuen Sache nicht dienlich, wenn der Begründer derselben eines sehr unrühmlichen Todes gestorben ist, nämlich als Staatsverbrecher am Kreuz. Pilatus hat massenweise Juden kreuzigen lassen, denn das gequälte Volk reagierte auf seine Bedrückung mit Besinnung auf den ihm von seinem Gott versprochenen Erlöser, den es „der Messias“ nannte. Das heißt: der Gesalbte und auf Griechisch: Χριστός. Nennen sich die Mitarbeiter der Schulen nicht „Χρήστοι“ – Sanftmütige? Wird nicht das „η“ schon weithin als langes „ι“ gesprochen?
Unser Mann ist auch in Sachen Judentum gebildet, er kennt außer der Thora auch die Propheten, und weiß, was der Prophet Jesaja im 53. Kapitel seines Werkes sagt. Passt das nicht haargenau auf dieses Schicksal? Belegt es nicht, dass dieser Jesus mit seiner erstaunlichen Lehre kein anderer gewesen sein kann als der von Gott versprochene Messias? Er hat sich zwar selbst nie so genannt, aber wer wird das schon selbst tun, und hat er nicht viel mehr von sich gesagt als das? Steht hier nicht, in seinem Exemplar, wie er dem Judas Thomas den - verbotenen – Gottesnamen ins Gesicht sagt? Und behauptet dieser Judas Thomas nicht implizit, dass Jesus denselben nicht zu Unrecht gebraucht hat? Judas Thomas ist noch auf keiner Lüge erwischt worden – will er etwas nicht sagen, schweigt er, aber er hat niemals jemanden irregeführt.

So macht sich unser Mann ans Schreiben und ans Recherchieren, findet in den Archiven auch Material nach Herzenslust sich umzutun, insbesondere eine Erklärung des Sanhedrin an die eigenen Glaubensgenossen bezüglich eines Jesus, den man „gehängt“ habe, aber mit dem man große Schwierigkeiten gehabt habe, denn dieser Mann „stand der Obrigkeit sehr nahe“. Nun, der einzige

Mann, auf den diese Geschichte vom gekreuzigten Messias nach dem vorliegenden Archivmaterial zutreffen kann, war aber kein der „Obrigkeit“ nahe stehender Mensch, sondern war Sohn eines Handwerkers aus Nazareth. Da mag einiges durcheinander gegangen sein, denkt sich Marcus, schließlich war die Aufregung über den Sturz des Seianus gerade in Jerusalem und in Caesarea groß; viele Priester hatten über Pilatus mit diesem Seianus, übrigens einem erklärten Judenfeind, kollaboriert und Vorteil genommen wo er sich bot. Er hat den Namen und er hat das Kreuz, das sind immerhin schon zwei wichtige Indizien. Dazu kommt die Nachricht der Juden, die den Namen auch kennen, und warum sollte der Sohn eines Handwerkers nicht erlauchter Abkunft sein? Die Männer vom „Hause David“ übten doch allerhand „bürgerliche“ Beschäftigungen aus, sich und ihre zumeist zahlreichen Familien zu ernähren. Kurz und gut, das Puzzle geht beängstigend gut auf, wer wird sich da an Kleinigkeiten stoßen. Also: Zimmermann und basta. Nazareth und Punkt. Später wird ein Mann namens Lukas Jesus in Bethlehem zur Welt kommen lassen, aber das ist dann schon eine Zweckbehauptung, weil der davidische Messias aus Bethlehem kommen muss.

Marcus, am Ende seiner Recherchen, ist davon überzeugt, auf eine historische Goldmine gestoßen zu sein. Er macht sich auf, um die Freunde in Alexandria als erste über seiner Entdeckung zu informieren. Aber das Echo ist geteilt. Alle „Alten“ lehnen seinen Bericht rundweg ab, während er unter den „Neuen“ hier und da Gehör findet. Es kommt zur Spaltung der Schule. Später werden sich die Christen von Alexandria darauf berufen, dass ein gewisser Marcus ihre Gemeinde gegründet habe und dass dieser ein „Evangelist“ gewesen sei – mit allem Recht werden sie das tun. Sie werden sich auch darauf berufen, dass sie, wenn es denn schon einen „Papst“ geben sollte, das erste Recht darauf hätten, einen solchen zu benennen und so trennen sie sich von Rom. Bis heute trägt das Oberhaupt der koptischen (ägyptischen) Kirche den Papsttitel.

Aber noch fehlt ein konstitutives Element in der Spezifik des Christentums: die Auferstehung Jesu von den Toten. Sie war im Original des Marcus nicht vorhanden. Im „Evangelium nach Marcus“ ist sie aber zumindest angedeutet. Denn man weiß recht gut, dass diese Geschichte nicht mehr nur auf Marcus zurück geht, sondern auch auf einen Mann namens Saulus, eine zwiespältige Figur, der nichtsdestoweniger das Christentum endgültig zu dem gemacht hat, was es heute ist. Zwar gab es zunächst erheblichen Widerstand, aber er hat sich durchgesetzt.

Wer war nun der wieder? Wenn wir der christlichen Tradition folgen, und eine andere haben wir nicht, war Saulus ein kleinasiatischer Jude und „Talmudreferendar“ in Jerusalem um die gleiche Zeit, in der Marcus in Antiochia oder da

herum seinen Bericht schrieb. Die beiden kannten einander zunächst nicht. Aber in der Apostelgeschichte des Lukas, mehrere Generationen später, werden sie als einander Bekannte vorgestellt. Vielleicht entspricht diese Anmerkung sogar der Wahrheit. Saulus verfolgte, als gläubiger Israelit und im Übrigen loyaler Staatsbürger, in Jerusalem und da herum nach Kräften die Anhänger der Erkenntnislehre (Christen gab es ja noch nicht). Er verfolgt sie als Gotteslästerer, denn ihm ist bekannt, dass dieser Jesus sich gegen das Heiligtum vergangen hat. Noch steht der Tempel. Vespasian und Titus sind zwar schon wahrzunehmen, aber sie haben noch keine Bedeutung in der römischen Politik. Kaiser ist der Octavier[2] Caligula, auf ihn folgt der Octavier Claudius, auf diesen der Domitier Nero. Kein Jude darf daher seinen Lehren folgen, und wären sie noch so richtig. Auf einer Reise nach „Damaskus“ wird er durch eine Vision davon abgebracht – eine Vision, in der er den „Verbrecher“ Jesus als erhöhten Gott erkennt.

Saulus wurde vom Verfolger zunächst zu einem Anhänger der Erkenntnislehre. In dieser Eigenschaft trieb er sich in der kleinasiatischen und arabisch-jordanischen Hemisphäre herum bis jemand ihn nach Alexandria brachte, damit er die Sache aus erster Hand kennen lerne, denn Judas Thomas, wiewohl hoch betagt, war noch am Leben und hatte den „Meister“ noch selbst gekannt.

Einige weitere visionäre Erlebnisse festigen in Saulus die Überzeugung, in diesem Jesus der grandiosesten Gestalt begegnet zu sein, die zu seiner Zeit unter Menschen gelebt hätte. Sie festigen in ihm die Überzeugung, dass dieser Mann keineswegs tot sei, „der Tod ihn nicht behalten“ hätte und er quicklebendig und zum Handeln bereit wäre. Wer immer das ebenfalls glaubte und dessen gewiss sei, der werde, wie in den Mysterien übliche Ansicht, das Schicksal des Verehrten teilen. Das bedeutet hier: ewiges Leben in Herrlichkeit.

Saulus versteht nicht, warum Judas Thomas diese Herrlichkeit rundweg ablehnt. Aber er ist ehrlich und versucht, es heraus zu finden. Er begleitet als Famulus den Uralten auf den wenigen Reisen, die dieser noch unternimmt. Aber die Verbindung hält nicht lange, weil es Saulus nicht lassen kann, seine persönlichen Ansichten mit dem Lehrprogramm des Judas zu vermischen. Es kommt – vielleicht in Philippi, Mazedonien, zum Bruch zwischen ihnen – eher aber schon auf Zypern – und Saulus betritt Alexandria in seinem Leben niemals mehr. Auch als Thomas gestorben ist und der Alexandriner Apollos, welcher die Schule weiter führt, ebenfalls auf Reisen geht, respektiert er diesen zwar „Apollos hat begossen“, aber die beiden begegnen sich niemals. Stattdessen widmet Saulus sich dem Aufbau eines eigenen Projektes.

---

[2] Die Octavier werden in späterer Zeit auch Julier genannt, da Caesar seinen Neffen (den Sohn seiner Schwester) aus dem Geschlecht der Octavier als Sohn adoptiert, also in die Gens Julia aufgenommen hatte. Caligula ist ein Enkel des Augustus, Claudius dessen Oheim, ein Sohn der Kaiserin Livia.

Nun sind neben Saulus viele andere „Emissäre“ in Sachen Erkenntnislehre und später von Antiochia aus auch in Sachen Christentum unterwegs. Aber da sich die Variante des Saulus durchgesetzt hat, erfahren wir von diesen andern nur Fragmentarisches. Sogar die große „Kirchengeschichte der Anfänge“ die ein Mann namens Lukas zu schreiben unternimmt, bricht mittendrin ab und wird als „Geschichte des Saulus“ weiter geführt. Missionare sind aber auch Leute wie Andreas, Petrus, ein gewisser Jochanaan, besagter Apollos, in Samaria arbeitete ein gewisser Simon, den sie den „Großen“ nennen, ein Ehrentitel, den sonst nur noch Judas Thomas geführt hat und der auf die Tatsache hindeutet, dass dieser „Simon Megas“ (bitte nicht: Magus) noch selbst mit dem Meister Umgang gehabt hat. In Jerusalem hat ein Stephanus gearbeitet, der von den Juden gelyncht wurde, dasselbe Schicksal hat einen alter Mann namens Jakob ereilt, von dem man sagte, er sei Jesu leiblicher Bruder gewesen. Man hört im Umkreis Jerusalems auch von einem Missionar namens Philipp, der einen äthiopischen Fürsten bekehrt habe, vielleicht einen Falascha, einen äthiopischen Juden, und von vielen anderen. In Rom, in Korinth, in den kleinasiatischen Großstädten – überall finden sich Mitarbeiter, die Bewegung wächst im Umsehen.

Wer darin der „gnostischen“ Fraktion angehört und wer der „messianischen“ ist aber durchaus unentschieden. Manche liebäugeln, wie Saulus, eigentlich mit beiden. Andere sind fest im Judentum verwurzelt und sehen in Jesus den davidischen Messias, den „Friedenskönig“, wieder andere sind von ihrer Mentalität eher griechisch orientiert und stellen auf den „θειός Ἀνήρ“ ab, den „wundertätigen Gottesmann“ und Begründer eines aus Jüdischem und Griechischen gemischten neuen Mysteriums. Das alles begibt sich vor dem Jahre 70, dem Schicksalsjahr der jüdischen, aber auch der christlichen Religion. In diesem Jahr aber kommt es zur alles entscheidenden Nagelprobe.

Denn im Jahre 70, fällt der Jerusalemer Tempel, wird die Stadt buchstäblich dem Erdboden gleich gemacht, die Römer nennen das „den Pflug darüber führen“ und haben zuvor nur Karthago, die konkurrierende Großmacht im Mittelmeerraum, derart schlecht behandelt.
Vielleicht haben sie in Jerusalem ein geistiges Karthago erkannt? Jedenfalls war das Judentum, eine im Reich erlaubte und keineswegs mehr auf Israel beschränkte Religion, durch das Desaster Jerusalems wurzellos geworden und eigentlich der Auflösung preisgegeben. Diese Religion war von ihrem Wesen her total auf den Tempel und den dort zelebrierten Kult des Jahwe ausgerichtet. Zwar hatte noch ehe Jerusalem fiel, der durch freie Wahl legitimierte Vorsitzende des Sanhedrin und praktisch der „Fürst Israels“, der greise Jochanaan ben Sakkai mit dem damaligen General und späteren Kaiser Vespasian einen Vertrag geschlossen und sich das Recht gesichert, in der Kleinstadt Jamnia an

der Küste eine Jeschiwe, eine Thora – Hochschule eröffnen zu dürfen. Aber bis die konstituiert war und bis sie sich unter den Juden des Imperiums Gehör verschaffen konnte, mochte Zeit vergehen, vielleicht zu viel Zeit, um die Religion des Gottes Jahwe zu retten.

Es ist nicht bekannt, ob Emissäre der christlichen Religion bis zu den Toren von Jamnia vorgedrungen sind, aber es ist bekannt, dass die Juden in der Stunde ihrer bis dahin größten „nationalen“ Katastrophe das Anerbieten der Christen von sich gewiesen haben. Die zogen sich beleidigt zurück und pflegen seither einen mehr oder weniger feinsinnigen, aber stets entschiedenen Antijudaismus.
Aber warum lehnten die Juden das als Rettungsring gemeinte Angebot der Christen überhaupt ab? Danach hat nie jemand gefragt, aber sie müssen gerade in solch einer tiefen Identitätskrise sehr gute Gründe gehabt haben. Sie hatten den besten Grund, den man haben kann, nämlich historische Kenntnisse. Zumindest ihre Kleriker wussten (etliche hatten die Katastrophe überlebt), dass dieser Jesus ein Tempelschänder gewesen war. Einen solchen als verheißenen Messias zu akzeptieren, war also nachvollziehbar zu viel verlangt.
Die Christen wussten das nicht. Denn unter ihnen, die sie sich ebenfalls zum Judentum und seinem Gott bekannten, befand sich kein Priester. So entstand zwischen den beiden Religionen jenes beiderseitige Schisma, das bis heute andauert und weiterhin andauern wird, auch wenn man einander die alten Geschichten verzeihen und vergessen sollte. Von 70 unserer Zeitrechnung an gingen Christentum und Judentum getrennte Wege.

Nur wenige Jahrzehnte später sollten auch Christentum und Erkenntnislehre endgültig getrennte Wege gehen. Das Christentum, wurde zur Weltreligion, die Erkenntnislehre wurde zum steten Reservoir der Beunruhigung für das Christentum, zu einem verleugneten, aber nie vergessenen Angstgegner. Sobald das Christentum aber (seit 324 unserer Zeitrechnung) an der Macht war, diskutierte man nicht mehr miteinander, sondern die Einen exekutierten die Andern, nachzulesen in St. Augustinus „contra Faustum“, der Abrechnung eines „Kirchenlehrers“ mit der Erkenntnislehre. Aber die Christen wussten – die Erkenntnislehre war zwar aus dem öffentlichen Bild der Gesellschaft verschwunden, aber sie war nicht ausgerottet. Sie hat von da an ihre eigene Geschichte gehabt, die nicht Gegenstand dieser Erörterung ist.

Die christliche Religion konstituierte sich bereits lange vor ihrer Erhebung zur römischen Staatsreligion, noch im illegalen Status, und wurde zu einer fest gefügten straff geleiteten Institution. Sie gab sich, angelehnt an jüdische Praxis, ein Gerüst aus „heiligen Schriften“ und, angelehnt an die Thora, aber auch an die Gewohnheit der Mysterienreligionen, ein weiteres Korsett aus Grundsätzen,

so genannten Dogmen. Sie gab sich ein eigenes Recht und eigene Richter, die Gemeindeältesten, später die Bischöfe. Sie zimmerte aus antik - heidnischen und rabbinischen Versatzstücken einen eigenen Kultus und einen eigenen sakralen Kalender zusammen. Die Christen errichteten, angelehnt an den Baustil der Synagogen, aber auch der kaiserlichen Gerichts- und Audienzhalle, der „Basilika“ und dem antiken Tempel eigene Kultbauten. Sie konstituierte ihre eigene Priesterhierarchie, die sich teils aus kultischen Erfordernissen (Taufe, Messe, Weihen und andere sakramentale Akte) teils aber auch aus Anforderungen der Verwaltung ergab (Diakone, Bischöfe). Die für sie einst lebensnotwendige soziale Vernetzung gaben sie größtenteils auf und wandelten sie in ein Abgabensystem um - erst im Mittelalter kam es wieder zu einer institutionalisierten Caritas. Eine Ausnahme bildeten allerdings immer die „Pilgerherbergen“ an den Straßen nach Palästina und anderen Wallfahrtsorten und die – rituelle - Gastfreundschaft [3] der Klöster.

In den nächsten Jahrhunderten entwickelte sich das Christentum – nicht nur das nachmalig katholische – unaufhaltsam zur Machtkirche. Die „einfachen Christen“ die Laien, wurden aus dem Zentrum der Religion verdrängt, der Riss zwischen ihnen und dem „Klerus“ als der eigentlichen Kirche wurde immer tiefer. Nicht nur das: auch die eigentliche Lehre des Christentums geriet in Vergessenheit und nicht einmal die Priester dieser Religion wussten einigermaßen darin Bescheid. Sich im Mittelalter Christ zu nennen (was fast alle taten) war im Grunde ein gewagtes Unterfangen, denn kaum einer dieser Christen hätte im Ernst vor einem Inquisitionstribunal bestanden, hätte dieses ihm die Dogmen abgefragt. Zu ihrem Glück wurden die Meisten nicht denunziert. Denn die geistlichen Gerichte wollten nicht an Überarbeitung zugrunde gehen und zudem den Laienstand allzu sehr dezimieren; sie brauchten ihn als „melkende Kuh“.

Das traf selbstredend erst recht für den so genannten niederen Klerus zu, für die „Weihegrade“ unterhalb der Priesterweihe, aber eben auch für Inhaber derselben, denn Priester zu werden bedurfte es keines Studiums der Theologie; man konnte dieses Amt wie andere Ämter entweder erben (Nikolaitismus) oder kaufen (Simonie). In den ersten zehn Jahrhunderten des Christentums gab es keinen Zölibat – die „Weltpriester“ waren verheiratet und hatten Kinder, die Kirchen wurden als Familienbesitz betrachtet und eher als dem Bischof des Distriktes fühlten diese Priester sich ihrem weltlichen Oberherrn verpflichtet, der wesentlich für ihre Nahrung und Kleidung aufkam und ihr Erbe vor Übergriffen schützte. Ehelosigkeit war nur für den höheren Klerus und das Mönchtum verpflichtend, wie es heute noch in der griechischen Kirche Brauch ist.

[3] Die von diesen allerdings wo immer möglich umgangen wurde.

Das bedeutete aber nicht, dass die Angehörigen des höheren Klerus in ihrer eigenen Religion besser ausgebildet worden wären - da sie ihre Ämter nicht erben konnten, war unter ihnen die Simonie im Schwange und nicht wenige Bischöfe traf man öfter auf der Jagd und im Krieg als in der Kirche, manche haben niemals im Leben auch nur eine Messe gelesen. Die „Leutpriester“ taten wenigstens das, aber sie taten es wie sie es für richtig hielten und ihre Schäflein für gut.

Mit dem Ende des ersten nachchristlichen Jahrtausends setzen aber, ausgehend vom Mönchsorden der Cluniazenser, in dieser Hinsicht gründliche Reformen ein. Es entstand das, was wir in großen Umrissen noch heute als (vor allem katholisches) Christentum kennen. Die Ehelosigkeit wurde für alle Kleriker vom Diakon an eingeführt, Nikolaitismus und Simonie verboten sich einmal unter diesen Umständen von selber, wurden zum andern verboten. Indes hat das Christentum vor allem mit dem Ämterkauf immer wieder zu schaffen gehabt und zeitweise hat selbst der Vatikan, der eigentlich die Einhaltung des Verbots überwachen sollte, kräftig mit gemischt. In der byzantinischen Kirche sah es nicht viel anders aus – der Bildungsstand der Priester wurde insgesamt durch die Maßnahmen nicht gehoben, es wurden nur bessere Möglichkeiten geschaffen, offensichtliche Missentwicklungen wenn nicht abstellen, so wenigstens ahnden zu können.

Die Auffassung von der Kirche im hohen Mittelalter war die, dass nur der asketisch lebende, persönlich arme Mönch (nicht etwa die Nonne) das Christsein im vollen Sinne ausübte. Daher kam es zu weiteren Ordensgründungen, die sich allesamt im Grunde an die Regel des Benedikt von Nursia hielten, welche ihrerseits die Basilianerregel, die bisher gegolten hatte (und im griechischen Raum bis heute als einzige gilt), ablöste. Den Cluniazensern folgten als Alternative die Zisterzienser, die Prämonstratenser und Augustiner die sich vor allem um die Qualifikation der Priesterschaft bemühten, während die Zisterzienser sich in der Nachfolge der antiken Wüsteneinsiedler sahen und ein einfaches Leben anstrebten.

Ich sage, anstrebten, nicht führten, denn der Zisterzienserorden wurde durch die wirtschaftliche Innovation, die er betrieb, zum führenden Unternehmen des Mittelalters, stellte darin sogar die Templer zeit- und stellenweise in den Schatten, produzierte sich aber nicht annähernd so provokativ wie diese adelsstolzen Brüder und zog daher auch keinen Neid von Königen oder Päpsten auf sich.

Dann kamen, im hohen Mittelalter, die Orden der Dominikaner und Franziskaner samt ihren Zweigen hinzu, die einen um vor allem abwegige Auffassungen vom Christentum zu suchen und zu strafen, die andern, um vor allem in den Städten durch das eigene Beispiel dafür zu sorgen, dass das

Christentum nicht zu einem Spielball frühkapitalistischer Interessen wurde – was es dennoch geworden ist. Den Dominikanern wurde bereits bei ihrem Entstehen im dreizehnten Jahrhundert unserer Zeitrechnung, die „Inquisition“ anvertraut, d.h. die Suche nach „Häretikern“ und das Gericht in Glaubenssachen.

Es ist allerdings ein weit verbreiteter Irrtum, dass die Dominikaner ihre Opfer selbst verbrannt oder gefangen gehalten hätten – die Ausführung der Urteile wurde der „weltlichen Obrigkeit“ überlassen. Erst als sich weltliche Henker weigerten, Urteile der Inquisition zu vollstrecken, besoldeten die Dominikaner selber Profose. Das war aber erst sehr spät der Fall, als es bereits Alternativen zum katholischen Christentum gab.

Denn die ließen zwar Jahrtausende auf sich warten, aber endlich brachen sie durch. Im fünfzehnten Jahrhundert unserer Zeitrechnung steigt die Zahl der „häretischen“ Bewegungen wieder an, die im dreizehnten beinahe ganz zum Erliegen gekommen waren. Der Sturz der katharischen Kirche und die Jagd auf ihre „Ableger“ überall im katholischen Europa hatten die Sympathisanten solcher Strömungen den Atem anhalten lassen, nun fanden sie ihn wieder. In England entwarf John Wiclif sein alternatives theologisches Konzept und auch Jan Hus, der Märtyrer von Konstanz, stand auf den Schultern einer langen häretischen Tradition, die in Böhmen seit den Tagen des Katharersturzes präsent war. Aber auch Johannes Tauler, Meister Eckhart, Heinrich Seuse und die ganze Phalanx der deutschen Mystiker gehört implizit zu dieser Oppositionsbewegung.

Diesmal war das Papsttum außerstande, der steigenden Flut zu wehren, denn es war mit sich selbst beschäftigt und damit, die Christenheit als sein Privateigentum zu regieren und das hieß vor allem: auszubeuten. Die Päpste dieser Zeit waren keine geistlichen Hirten sondern weltliche Herren. Wenn es zu arg wurde, schickte man die Dominikaner vor und arg wurde es immer dann, wenn ein solcher „ketzerischer“ Prediger öffentliches Aufsehen erregte.
Das war bei Wiclif nicht der Fall, auch nicht bei Seuse oder Tauler, aber es traf auf Eckhart zu und vor allem auf Hus, der in Prag eine sehr aktive Rolle spielte. Was aber in Prag geschah, das geschah im Zentrum des europäischen Interesses. Eckhart konnte man noch in einem Kloster seines Ordens (übrigens ironischerweise der Dominikaner) verschwinden lassen, aber gegen Hus musste man mit Machtmitteln vorgehen. Also zitierte man ihn nach Konstanz und „the more you know“ oder sollten Sie wenigstens wissen. Aber die Aktion, obschon als Einschüchterung gemeint, verfehlte ihre Zweck. Sie stachelte vielmehr die bereits allerorten schwelende Opposition gegen die Kirche weiter an, indem sie deren ideologische Hilflosigkeit demonstrierte. Vordem hatte man es vermutet, nun wussten es alle: die (westliche) Kirche hatte keine Argumente

mehr, sie konnte nur noch um sich schlagen. Im Osten hatte man allerdings andere Probleme. Hier stand die Kirche im Selbsterhaltungskampf mit den Osmanen. Das hat ihr im Ganzen nicht unbedingt geschadet, wir werden es noch sehen.

Das sechzehnte Jahrhundert brachte dann die definitive Spaltung der westlichen Christenheit. Luthers Wirken war zwar Anstoß zum Schisma, aber keineswegs ist Luther das einzige Aushängeschild des Protestantismus, wie die neue Kirche bald genannt wurde. Für die weitere Entwicklung des internationalen Protestantismus wurde vielmehr der letztlich auf Zwingli zurück gehende radikalere Kalvinismus weitaus bedeutender als das eher moderate Luthertum, das viele Bestandteile der alten Kirche übernahm und nur die dringlichsten Missstände in derselben abgestellt haben wollte. Luther behielt sogar die episkopale Kirchenverfassung bei, während der Kalvinismus konsequent auf die einzelne Gemeinde als Entscheidungsgremium abstellte. Er wurde in der Folge der Nährboden für eine Vielzahl christlicher Sonderentwicklungen. Auf die Kirchengeschichte der Neuzeit aber ist nicht weiter einzugehen. Sie stellt sich in den Einzelsegmenten mit dar, die wir nun betrachten wollen.

1.2. Wer ist Christ?

Christ ist, wer für wahr hält (glaubt) dass nach den großen Bekenntnissen und der „heiligen Schrift Alten und Neuen Testamentes“ Jesus Christus der Sohn Gottes und Messias ist. Christ ist, wer glaubt /für wahr hält, dass dieser Jesus Christus von der Jungfrau Maria in Bethlehem bei Jerusalem zur Zeit des Kaisers Augustus geboren wurde, zur Zeit des Kaisers Tiberius durch Pontius Pilatus am Kreuz hingerichtet wurde, drei Tage nach seiner Hinrichtung von den Toten auferstand, gen Himmel fuhr und am Ende der Zeiten wiederkommen wird, um Lebende und Tote gleichermaßen zu richten. Christ ist, wer vor Zeugen von einem dazu befugten Christen auf den Namen „des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes“ getauft, das heißt, mit Wasser übergossen oder in Wasser eingetaucht wurde. Dieser befugte Christ muss nicht notwendig ein Priester oder Pfarrer sein – viele christliche Kirchen kennen das Zeremoniell der Nottaufe, die jeder ebenfalls getaufte Christ vollziehen kann. Christ ist, wer anerkennt, dass im „heiligen Abendmahl“, dem christlichen Kernritus, Jesus als der verewigte Gott leibhaft gegenwärtig ist – nicht unbedingt gehört dazu, zu glauben, dass diese Gegenwart sich in den „Elementen“ Brot und Wein (zuweilen auch Traubensaft oder Wasser) gestaltet. In allen anderen Punkten sind Varianten möglich. Man kann an die Heiligen glauben oder auch nicht. Man kann zu Maria beten oder auch nicht. Man kann in die Kirche gehen oder

auch nicht. Man kann sogar „Kirchensteuer“ zahlen oder auch nicht und sich, sofern man das Obengenannte bejaht und getauft ist, rechtens als Christ bekennen.
Um Christ zu sein, muss man nicht in einer definierten Gemeinschaft eingetragen sein. Man kann gern auch seine eigene Gemeinde gründen; aber man muss die oben genannten Epitheta des Christentums unbedingt bekennen. Tut man das an irgendeiner Stelle nicht, so ist man alles Mögliche, aber per definitionem kein Christ. Unnötig zu sagen, dass auch, wer den traditionellen „Heiligen Schriften“ weitere „Offenbarungen“ hinzufügt und diese gleichberechtigt mit der Bibel behandelt, kein Christ ist, denn es besteht ein striktes Verbot, der Bibel Erweiterungen zu geben. Ob man diese Schriften allerdings für inspiriert ansehen will oder für Produkte ihrer Zeit bleibt einem selbst überlassen. Daher ist die Bibel für einen Evangelikalen beispielsweise das pure Wort Gottes und das in allen Einzelheiten, während Katholische und Protestanten sich weitgehend darin einig sind, dass die Bibel das Wort Gottes „enthält“ aber nicht in jeder Silbe *ist*. Die direkte Inspiration gilt übrigens auch in der griechischen (und russischen) Kirche als Verständnisnorm, weswegen dort auch niemals Textkritik betrieben worden ist. Am Wort Gottes krittelt man schließlich nicht herum.

Man sieht aber: das Christentum ist kein „erratischer Block“ sondern, wie auch die anderen Religionen, eine variantenreiche Angelegenheit. Dabei können durchaus auch Gemeinschaften als christlich reüssieren, denen die „Großkirchen“ das Christlich – Sein absprechen. Prominentestes Beispiel für diese Erscheinung sind die schon genannten „Zeugen Jehovas“. Aber auch die Steiner’sche „Christengemeinschaft“ ist als christlich anzusehen, denn die „Offenbarungen“ Steiners und seine Anthroposophie werden der christlichen Überlieferung nicht gleich gestellt. Die Christengemeinschaft repräsentiert ein esoterisch – charismatisches Christentum wie es ähnlich auch manche „Pfingstkirchen“ tun. Definitiv nicht christlich sind allerdings die Apostolischen Kirchen, die Mormonen und die vielen „christlich – gnostischen“ Kirchen und Kirchlein. Definitiv nicht christlich ist zum Beispiel auch die so genannte Evangelisch – Johannische Kirche. Hingegen können die evangelikalen Kirchen durchweg für sich in Anspruch nehmen, christlich zu sein – auch wenn das manchem Pastor der „Amtskirche“ nicht gefällt. Ich kann ihn verstehen, mir gefällt dieses „Gesetzchristentum“ auch nicht.

Aber es ist nicht zu ändern: das Christentum gibt diese Auslegung her. Es kann sich ebenso „gesetzlich“ wie „enthusiastisch“ gebärden ohne seiner „Christlichkeit“ verlustig zu gehen. Die Meinungen irgendwelcher Amtsträger von Kirchen sind dabei ganz und gar unerheblich, denn die Parameter liegen fest. Sie sind in den alten Bekenntnissen und in den „heiligen Schriften“ unwiderruflich kodifiziert und sind eine Frage des So – Oder – Nicht der Christlichkeit. Die

Maßstäbe dafür, was jeweils Bekenntnis ist, gehen allerdings auseinander. So sind für die griechische Kirche neben der Bibel vor allem die „Kirchenlehrer“ maßgeblich, während in der römischen Kirche neben den Kirchenlehrern auch noch die Rundschreiben der Päpste als glaubensverbindlich gelten – allerdings nicht im gleichen Maße wie das allein normative Neue Testament. Im protestantischen Bereich gilt: sola scriptura – allein durch die Schrift wird Christlichkeit gewährt oder verloren, alle anderen Verlautbarungen der Kirche wie der Kirchen haben sich an ihr zu messen. Um allerdings protestantischer Christ zu sein, gehört auch noch die Akzeptanz der protestantischen Bekenntnisschriften dazu: der Confessio Augustana, des Lutherischen oder des Heidelberger Katechismus, der Barmer Erklärung und so fort. Christ ist auch, wer diese Bekenntnisse aus irgendwelchen Gründen nicht anerkennen will – nur protestantischer Christ ist er dann nicht mehr. Sonst mag er sein was er will, er bleibt ein Glied der christlichen Weltgemeinschaft, die man Ökumene nennt, es sei denn, er distanziere sich von grundlegenden Normen dieser Religion.

Ich werde manchmal gefragt, ob ein Homosexueller Christ sein kann. Meine Antwort aus dem Studium der Schriften ist: er kann. Denn das Neue Testament enthält keine Verdammung der Homosexualität als solcher, sondern nur eine Verurteilung der Prostitution insgesamt. Er kann als ein solcher Christ allerdings keine Ämter in der Christenheit bekleiden, denn die verlangen verbindlich, dass er verheiratet sei. Streng genommen ist der zölibatäre Priester amtsuntauglich, denn es heißt vom Presbyter ausdrücklich, er sei „eines Weibes Mann“, ebenso vom Bischof. Ehelosigkeit und/oder Asexualität ist nur als freiwillige Leistung von Wert, weder als verordneter Verzicht noch als hingenommener Makel. Würde die protestantische Kirche sich indes dazu durchringen können, die homosexuelle „eingetragene Partnerschaft“ als „der Ehe entsprechende Rechtsgemeinschaft“ anzuerkennen, wäre der Weg für einen homosexuellen Pfarrer oder eine Pfarrerin wiederum, wenn auch durch die „Hintertüre“ frei. Denn dass ein Priester Kinder haben müsse, steht bei Timotheos & Co. nirgendwo geschrieben.

Ich werde manchmal gefragt, ob das Christentum frauenfeindlich sei. Die Antwort fällt mir schwer, aber ich muss sagen: es ist. Denn das Neue Testament ist in dieser Angelegenheit durchaus gespalten und von einer angeblichen Hochachtung der Frau kann, bis auf wenige Ausnahmen wo dieselbe wenigstens menschlich behandelt wird, keine Rede sein. Vor Gott sind zwar alle Christen gleich, aber in der Gesellschaft gelten, auch in der christlichen, genau definierte Unterschiede. Frauen sollen nicht lehren und nur in Ausnahmefällen (der charismatischen Prophetie) das Wort in der Gemeinde ergreifen, denn der Geist weht bekanntlich wo er will. Im regulierten Leben des Christentums aber ist ihr Platz eindeutig das Haus des Vaters, des Ehemannes oder auch das

eigene, wie Apg. zeigt. Innerhalb desselben ist ihr Status relativ frei, außerhalb desselben hat sie sich auf jeden Fall zurück zu halten.
Der katholische und mehr noch der orthodoxe Marienkult sind keine Aufwertung der Frau als solcher, sondern im Gegenteil nimmt die Kirche Maria in den Arm um alle andern Frauen fallen zu lassen. Ihnen bleibt allein die Aussicht, „geheiligt“ zu werden durch „Gebären“ nämlich von Christenkindern. Hier ist eine jüdische Vorstellung eins zu eins auf das Christentum übertragen worden.
Die angebliche Hochschätzung der Virginität ist eine eben solche Ohrfeige für die Frau, denn sie wertet die Sexualität der Frau an sich ab, während man an der Sexualität des Mannes keinerlei Anstoß nimmt. Von einem Mann verlangt keine Morallehre, dass er „unberührt“ in die Ehe trete. Die Frau bleibt im Christentum, daran ändern auch die progressiven Entwicklungen der jüngsten Zeit nichts, auf die drei „K“ verwiesen: Kinder, Küche und eine Kirche, in der sie nichts zu melden hat. Wenn sie, wie in der evangelischen Kirche, doch etwas und das bis in die höchsten Ränge, zu sagen hat, so ist das eigentlich nicht christlich. Es ist vielmehr der Not geschuldet, die in den späten fünfziger und den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts es notwendig machte, aus demographischen Gründen Frauen ins Predigtamt zu holen. Die großen Frauen auf welche die feministische Theologie heute gern verweist, stammen sämtlich aus dem Umkreis des „echten“ Jesus und gehören somit nicht ins Christentum, sondern in den Umkreis der Erkenntnislehre.

Ich werde manchmal gefragt, ob denn nicht der Jesus der Erkenntnislehre und der der Bibel letzthin dasselbe wären. Ich muss leider widersprechen. Denn der christliche und der echte Jesus sind leiblich wie geistig verschiedene Leute.
Der eine ist das pralle Leben eines bis auf die Knochen geistig unabhängigen Menschen, der andere ist die (fiktive?) Gestalt eines „Superjuden“, der ganz in der Tradition seines Volkes steht, mit dem Gesetz Mose auf sehr konsequente Weise menschlich Ernst machen will und damit – scheinbar – scheitert. Aber in diesem Scheitern kassiert der alttestamentarische Gott sein eigenes Gesetz und dokumentiert das dadurch, dass er den als Religionsfrevler gekreuzigten Jesus vor aller Augen als Verklärten wieder auferstehen lässt.

Der *echte* Jesus hat sich um „Gesetz und Propheten“ nie geschert. Er hat sie bestehen lassen „was (eurem) Gott gehört, gebt Gott“ aber er hat seine eigenen Forderungen gestellt: „was mir gehört, gebt mir“. Darüber, was ihm gehört, hat er seine Schüler nicht in Zweifel gelassen: es ist die Existenz schlechthin. Alles andere sind, wie es Melanchthon genannt hat, „Ἀδιάφωρα“ Dinge, die man so und so halten kann.
In dieser Existenz ist irgendwo auch der Gott der Juden mit aufgehoben, aber wirklich nur irgendwo. Eine besondere Stellung hat er darin nicht. Der

biblische Jesus ist „Gottes Sohn und ihm gehorsam“, der *echte* Jesus spricht und handelt überall von eigenen Gnaden und in eigener Stellvertretung, wenn er vom „Vater“ spricht. - „Ich und der Vater sind eines“, das ist, wie manch anderer Satz im Johannesevangelium auch, rücksichtslos reine Gnosis, christlich adaptiert.

Marcus hat den echten Jesus nie kennen gelernt und konnte ihn also auch nicht charakterisieren. Der Autor des Johannesevangeliums indes hat eine Biographie vorliegen, die allem Anschein nach Judas Thomas verfasst hat und er erweitert diese lediglich um die „Passionsgeschichte“ sowie einige „wunderbare“ Ondits und tagespolitische Stellungnahmen – damit meine ich die antijudaistischen Ausbrüche, die Jesus sicher nicht getätigt hat, auch wenn er den Pharisäern als den Normgebern jüdischen Lebens sehr kritisch gegenüber stand.

Von dieser kritischen Haltung berichtet auch das – inhaltlich zu 98 Prozent authentische – Thomasevangelium. Aber die Kritik am Judentum, die Jesus dort äußert, bewegt sich auf dem Selbstverspottungsniveau des jüdischen Witzes: „sie schätzen den Baum und verachten die Frucht, schätzen die Frucht und verachten den Baum“ – das ist pfeffrige und dennoch schmerzlich liebevolle Ironie.
Überhaupt ist der „echte“ Jesus kein Mann der großen Gemütsbewegungen wie der biblische Jesus, sondern eher ein, wenn auch vom Grund auf barmherziger, Zyniker. Er kannte das Menschengeschlecht zu gut, um seinetwegen in Zorn zu geraten. Seine Trauer über diese Spezies nimmt nicht den Gestus eines groß angelegten Lamentos wie in der Bibel an. Sondern eher aperçuhaft schwingt sie in dem „ich erschien ihnen leibhaftig … und fand sie alle trunken“ um, sich selbst zusammen raffend, zu folgern: „wenn sie ihren Wein abgeschüttelt haben, werden sie anders denken.“ Das ist der originale Jesus.
Und das ist der Andere: „Jerusalem, wenn du doch erkannt hättest zu deiner Zeit, was zu deinem Frieden dient“ – bei Jerusalem hält der echte Jesus sich erst gar nicht auf. Und so weiter, wir könnten leicht mehrere Dutzend Unterschiede finden: es ist also nicht egal, welchen Jesus ich meine und es ist nicht egal, wenn es um das Verständnis des Christentums geht, dass man sowohl beide voneinander unterscheidet als auch beide kennt.

Ich werde oft gefragt, ob ich, der Nicht – Christ das Christentum überhaupt verstehen kann wie es sich selbst versteht. Nun, erstens war ich nicht nur Christ, sondern habe mich in Sachen Christentum sogar akademisch ausbilden lassen, zweitens versteht ein Nicht – Christ meiner Art das Christentum vielleicht sogar besser als dieses sich selbst versteht. Denn es ist ja nicht Unkenntnis, die mich zum Nicht – Christen macht, sondern genauere Kenntnis

dessen, was Christen eben nur „in homöopathischen Dosierungen“ wissen dürfen.

Wer sich in dieser Geisteswelt niemals umgetan hat, sollte mit seinem Urteil allerdings vorsichtig sein. Das Christentum hat vielleicht mehr Fehler gemacht als jede andere Religion der Weltgeschichte, aber es kann im Grunde so wie es heute da steht, nichts dafür. Es ist ja an seinem Anbeginn bereits ein Fehler und zwar ein Fehler aus Unkenntnis, die sich selbst nicht als solche erkannt hat, sondern der Meinung war, eine weltgeschichtliche Mission zu erfüllen. Dennoch ist klar: das Christentum hat die Welt nicht erlöst, hat vielmehr deren Heillosigkeit an allen Ecken und Enden durch staunenswerte Borniertheit und Asensibilität Vorschub geleistet. Es hat ohne Zweifel auch immer wieder Christen gegeben, die anders dachten und anders taten – aber diese „fünf Gerechten“ wenden das Bild des Christentums leider insgesamt nicht ins Positivere.

Nun fühlt der „gemeine Christ“ sich durch die einmalige Tat von Golgatha gerechtfertigt und scheint dies als Freibrief für eine Staunen erregende Menge von Sünden aufzufassen, die er seit es Christen gibt, an der Menschheit begangen hat. Wenn aber diese Tat niemals geschah, was wird dann aus all dem, das begangen wurde und, schlimmer noch, wo es hätte getan werden sollen, gelassen ward? Es ist viel leichter durch Unterlassung zu sündigen als durch die Tat. Durch Unterlassung wurde weidlich gesündigt im Sinne unbedachten Aufladens von Schuld. Was aber ist, wenn diese Schuld niemandem a priori erlassen wird, wenn es nicht genügt, auf die Vergebung eines Gottes zu vertrauen, der seine Verehrer bereits bevor es ein Christentum gab hinten und vorn betrogen hat? Wenn, wie die Gnosis sagt, der Gott der Bibel kein anderer ist als der „Handwerker“, der im Gegensatz zum Künstler sich eine Welt und eine Anhängerschaft zusammengeschustert und zusammengeborgt hat – oft genug mit Gewalt und durch Manipulation? Dann wäre das Christentum allerdings arm dran. Wäre es das wirklich? Es ist mittlerweile und in den letzten zweitausend Jahren neben jeder Menge menschlicher Unzulänglichkeit auch so viel an menschlichem Edelmut und menschlicher Weisheit ins Christentum geflossen, dass es dem Menschen nicht ansteht, all das in Bausch und Bogen a conto einer a priori verfehlten Geschichte zu verwerfen.

1.3. Kleine Konfessionskunde

Das Christentum ist wie alle anderen Religionen in sich selbst nicht einheitlich. Sein Spektrum reicht von liberalsten bis zu den rigorosesten Positionen, die jeweils dem Zeitgeist entsprechend dominieren. Über das, was alle Christen ge-

meinsam haben oder gemeinsam haben sollten, habe ich oben gesprochen. Reden wir nun noch ein wenig von dem, was sie trennt.

1.3.1 .Katholiken

1.3.1. 1. Die Organisation

Die katholische Kirche ist in ihrer Erscheinung die legitime Erbin der vorreformatorischen westeuropäischen Kirche. Sie wird zentral vom Vatikanstaat aus verwaltet, dem der Papst als erster aller katholischen Bischöfe präsidiert. In seiner theologischen Funktion ist der Papst der sichtbare Stellvertreter des – unsichtbaren – Christus. Er wird von seinen Beratern und „Ministern“, den Kardinälen, jeweils auf Lebenszeit gewählt, hat jedoch das Recht, auch von dieser Wahl zurück zu treten, wie das Kardinalskollegium seinerseits das Recht hat, ihn bei erwiesener Unwürdigkeit abzusetzen. Im Normalfalle aber steht der Papst über dem Kardinalskollegium, welches seine Entscheidungen letztenendes zu akzeptieren hat. Wenn man so will, ist der Papst der letzte absolute Herrscher dieser Erde. Dabei bitte ich zu bedenken, dass auch die absoluten Herrscher mit Hilfe ihrer Berater und nur im Ausnahmefall wirklich selbstherrlich regiert haben. Der Vatikanstaat bildet einen Stadtteil der italienischen Hauptstadt Rom, dazu gehört noch die Sommerresidenz der Päpste, Castel Gandolfo. Bis zur Eroberung Italiens durch Bonaparte im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts umfasste der „Kirchenstaat“ allerdings umfangreichere Territorien.

Unter dem Papst stehen die Bischöfe – die eben erwähnten Kardinäle sind nach dem kirchlichen Recht zwar päpstliche Minister und Diplomaten in verschiedenen Diensten rund um die Welt, nach ihrem kirchlichen Rang aber Bischöfe – und zuweilen waren sie in der Geschichte dieser Kirche auch nur Diakone, besaßen also nur die erste höhere Weihe. Die Bischöfe sind besonders für die Verwaltung größerer Bereiche der Kirche qualifizierte Priester. Die höhere Verantwortung welche sie tragen, wird durch einen besonderen Weiheakt manifestiert. Diese Weihe ist, wie auch die Priesterweihe, unwiderruflich, das heißt, ein einmal geweihter Bischof bleibt es lebenslang, ob er nun ein Bistum verwaltet oder nicht, so wie ein Priester auch im Ruhestand immer Priester bleibt. Ein Papst hingegen wird zwar wie ein Abt (siehe Orden) gewählt, aber die Papstwahl ist kein Weiheakt – ein Papst ohne Amt ist kein Papst mehr.
Einige Bischöfe verwalten im Auftrag des Papstes mehrere Bistümer, sie werden Erzbischöfe genannt, die Bischöfe, welche nur eine Diözese (Bistum) verwalten, nennt man (in Beziehung zu „ihrem“ Erzbischof) Suffragane. Die Bistümer der katholischen Kirche müssen sich nicht unbedingt mit den jeweiligen politischen Aufteilungen decken, und haben zumeist eine lange und ver-

zwickte Entstehungsgeschichte – es steht einer Neugründung eines Bistums aber niemals ernstlich etwas entgegen und so sind in der Neuzeit eine Reihe von Bistümern vor allem in der Dritten Welt neu gegründet worden. Andere, die längst nicht mehr existieren, sind als Titularbistümer weiterhin vergabefähig.
Der Bischof wird von den bereits amtierenden Bischöfen aus der Menge der infrage kommenden Priester auf Lebenszeit gewählt und vom Papst bestätigt. Er kann aber auch vom Papst direkt bestimmt werden. Dieser Bestätigung folgt dann die höchste Weihe, welche die katholische Kirche zu verleihen hat: die Bischofsweihe.

Das verwaltungstechnische „Rückgrat“ der katholischen Kirche aber sind die Priester. Sie werden, wie auch die Diakone, theologisch geschult und dann in einem grundlegenden Weiheakt auf Lebenszeit zu Priestern, das heißt zu Kultfunktionären mit (ggf.) verwaltungstechnischen Aufgaben bestellt. Priester ist man aber auch ohne eine solche Aufgabe. Erst seit Neuerem gibt es für einen Priester die Möglichkeit, wenn er zum Beispiel heiraten möchte, in den „Laienstand“ eines gewöhnlichen Kirchenmitgliedes zurück zu kehren, aber das ist nur eine rechtliche Notbrücke, die den eigentlich nicht praktikablen Pflichtzölibat abmildern und dem Priester ein christliches Leben als Ehemann und Familienvater ohne religiöse Sanktionen ermöglichen soll. Früher wurden solche Priester exkommuniziert, also praktisch von allem ausgeschlossen, was in der katholischen Kirche grundlegender Glaubensinhalt ist. Den Priestern assistiert die Menge der Diakone, die sich zumeist selbst in der Ausbildung zum Priester befinden und diesen „Weihegrad“ eben mal mitnehmen, weil man sieben solcher Graduierungen absolvieren muss, will man Priester werden. Priestern und Diakonen assistieren die Gemeindereferenten und Referentinnen, denn diese Funktion ist auch Frauen zugänglich, während die Weihegrade nur und ausschließlich an Männer vergeben werden. Frauen ebenfalls zugänglich sind auch bestimmte niedere Funktionen im Kultus (Organistenamt, Ministratur, Lektorenamt, Kommunion- und Seelsorgehelfer).

Die Gesamtheit der Bischöfe bildet das so genannte Konzil (von lateinisch: consilium – beratendes Gremium, Ratschlag, Versammlung). Dasselbe wird vom Papst einberufen und hat insbesondere die Funktion eines theologischen Gremiums zur Beratung genereller Fragen der kirchlichen Organisation und Lehre. Die Beschlüsse eines solchen Konzils sind bindend – theoretisch auch gegen den Willen des Papstes, weshalb die Päpste in der Geschichte der Kirche sich mit der Berufung von Konzilen nicht unbedingt beeilt haben. Um auch das Konzil dem Willen des Papstes unter zu ordnen, wurde zum Ende des neunzehnten Jahrhunderts das so genannte Unfehlbarkeitsdogma verkündet. Nach diesem ist der Papst – aber nur in Fragen der Kirchenlehre – dann unfehlbar,

wenn er eine solche Lehre „ex Cathedra“ also vom päpstlichen Thron aus verkündet. Im täglichen Leben und in Beantwortung praktischer Fragen ist er das keineswegs und als Mensch ohnehin nicht. Wie jeder Katholik, so beichtet auch der Papst einem anderen Kleriker regelmäßig seine Sünden.

Die Basis, aber keineswegs die Basis für Entscheidungen bildet das „Kirchenvolk“ der „λάος“, hiervon abgeleitet der Begriff des „Laien“ in der Unterscheidung zum Angehörigen des „Gottesvolkes“, dem „κλήρος“, hiervon der – latinisierte – Begriff Klerus für die Gesamtheit der „Geistlichkeit“, die sich traditionell als die „eigentliche“ Kirche verstand. Seit dem zweiten Vatikanum ist hier allerdings ein Definitionswechsel zu verzeichnen. Nach dessen Definition ist das Kriterium der Zugehörigkeit zur „eigentlichen“ Kirche nunmehr die (katholische) Taufe und stellt die Kirche als Ganzes die Gemeinschaft von Klerus und Laien dar. Hierbei ist zu beachten, dass der „moderne“ Laie sich vom „Laien“ der Kirchengeschichte auch in seiner theologischen Qualifikation zuweilen erheblich unterscheidet. So sind alle weiblichen Theologen und Pastoralreferentinnen Laien – unter Umständen mit erheblich mehr theologischem Scharfblick als ihre männlichen Kollegen. Aber es gibt unter den katholischen Theologen auch männliche „Laien“, denn keineswegs mehr ist ein (katholisches) Theologiestudium heute mit der Notwendigkeit der Priesterweihe verbunden. Laien (auch theologisch nicht vorgebildete) leisten in den Gemeinden als Mitglieder der „Pfarrgemeinderäte“ und Leiter oder Leiterinnen von Arbeitskreisen wichtige – sowohl theologische wie auch verwalterische und karitative – Arbeit. Laie ist übrigens in den Gemeinden auch stets der für die Kirchenmusik Verantwortliche. Dennoch sind sie von der geistlichen Beschlussfassung letzthin weitgehend ausgeschlossen, was öfter für Spannungen innerhalb der katholischen Kirche sorgt. Hier steht wie an anderen Stellen die Tradition der katholischen Kirche in einem an Sprengkraft nicht zu unterschätzenden permanenten Konflikt mit der Gegenwart dieser Kirche.

Es gibt in der katholischen Kirche allerdings Gremien, in welcher sich Laien mit der Arbeit ihrer Kirche koordinierend und analysierend befassen. Wir haben hier die Zentralkonferenz der deutschen Katholiken und, als öffentliches Gremium analog zum geistlichen Konzil den „Katholikentag“ als von Laien getragene Großveranstaltung. Wir haben die „katholischen Akademien“ in denen Laien und Kleriker gemeinsam theologisch, philosophisch und vor allem öffentlichkeitswirksam arbeiten.

1.3.1. 2. Der Glauben

Nach Auffassung der katholischen Kirche verkörpert sie und sie allein die Gesamtheit dessen, was man als Christentum bezeichnen muss. Das bedeutet

nicht, dass sie anderen Konfessionen keinen Anteil an dieser Ganzheit zubilligt, aber sie billigt ihnen eben doch nur einen Anteil zu. Dem kann man entgegen halten, dass das Christentum in seinen verschiedenen Konfessionen statistisch ein bunt gefächertes Spektrum darstellt, in dem die Stimme des römischen Katholizismus nur eine unter vielen sein kann. Dem wird ein Katholik entgegen halten, dass die Auffassung, die er vertritt, weniger die Statistik als die „spirituelle Erscheinung“ der Kirche meint, die sich eben in der katholischen Form und nur dort vollkommen realisiert. Das bedeutet, selbst wenn die katholische Kirche statistisch in die Rolle einer Minderheitenkirche geriete, nimmt sie per Existenz noch immer alle vorhandenen Kirchen als „Vorstufenkirchen“ in ihre eigene „Vollkommenheit“ auf, in welcher diese quasi ihr „Eigenleben“ völlig verlieren und nur noch durch die katholische Kirche, welche sie sozusagen Christus „anempfiehlt“ christlich genannt werden können.

Der Glauben der katholischen Kirche umfasst den Glauben an das „Wort Gottes“, den Glauben an die kirchlich – theologische Tradition und aus beidem heraus an die Sakramente, und zwar umfasst sie alles gleichwertig in einem einzigen Komplex, den man „katholischen Glauben“ nennt. Dabei spielt man diese Komponenten eben nicht gegeneinander aus, sondern ist der Meinung, dass sie insgesamt die Lehre Christi fortwährend entfalten und seinen „mystischen Leib“ gestalten würden. Tradition und Sakramente entfalten, so die Auffassung, die Lehren des Alten und Neuen Testamentes, die auch für den katholischen Christen letzthin die Richtschnur des Glaubens sind und bleiben. Er vertraut darauf und muss darauf vertrauen, dass Tradition und Sakrament ebenfalls sich nach diesem Maßstab richten. Die Aufgabe, darauf stets zu achten, fällt in unserer Zeit der „Kongregation für den Glauben“ zu – der Nachfolgeinstitution des „Heiligen Offiziums“.

Im Einzelnen glaubt der katholische Christ zunächst das, was (fast) alle Christen glauben: Er bekennt Gott als den einen und einzigen, der dreifach Gestalt wurde: in Gott dem Vater, in Jesus Christus und im Heiligen Geist. Er bekennt Geburt, Tod und Auferstehung Jesu Christi als Grundlagen seines Christseins. Er glaubt daran, dass die Bibel alten und neuen Testamentes verbindlich das Wort Gotte enthält und dass sie als solche inspiriert ist – allerdings nicht unbedingt in jedem Einzelstück. Er glaubt, dass Gott „Menschensprache“ zugelassen hat und ihr in seinem Willen Freiheit gab, sich jeweils in ihrer Zeit mit Gott zu befassen und von ihm zu künden. Er glaubt, dass der gestaltende Wille des Menschen dadurch, dass er Gotteswort werden durfte, von Gott geheiligt wurde. Von der Annahme einer buchstäblichen Inspiration, wie sie heute manche christliche Gruppen dogmatisieren, ist ein Katholik weit entfernt.

Er glaubt des Weiteren, dass auch die Lehrer seiner Kirche nichts anderes tun, als fußend auf diesem Gotteswort dasselbe mit Vollmacht auszulegen und jeweils für ihre Zeit neu zu entdecken. Daher kann es zwar keine weitere Offenbarung geben, aber sehr wohl und immer wieder Kirchenlehrer und –lehrerinnen, denn die ausdeutende Lehre ist anders als das Priestertum nicht auf das männliche Geschlecht beschränkt.

Ferner glaubt der – aktive – Katholik an die unsterbliche Existenz bei Gott besonders ausgezeichneter Menschen, Männer wie Frauen, die er Heilige nennt. Von diesen Heiligen erwartet er fürbittende Unterstützung in allen Sorgen und Nöten des Alltags, erwartet er Schutz vor Unbill. Heiliger kann in der katholischen Kirche jeder werden, der den so genannten Heiligsprechnungsprozess durchmacht und besteht. In diesem Prozess, der eher eine umfassende Prüfung ist, werden alle Seiten des Kandidaten betrachtet, für welche jeweils ein „Advocatus“ steht. Die „guten“ Seiten vertritt der „Advocatus Dei“, während der „Advocatus Diaboli“ nach den eher zweifelhaften Momenten im Leben des Kandidaten sucht und auch seine „guten Seiten“ kritisch anzufragen hat. Früher war ein wichtiges Kriterium dass am Grabe dieses Kandidaten „Wunder“ geschehen. Formal ist das auch heute noch ein Kriterium, da man der Ansicht war und ist, dass sich „Gottes Wunsch“ den Verstorbenen als Heiligen gelten zu lassen, auf diese Weise am deutlichsten ausspricht, aber heute ist dieses Kriterium nicht mehr wie früher entscheidend. Ein Glaubenszeuge aus der NS – Zeit beispielsweise muss an seinem Grabe keine Wunder gewirkt haben (das es oft nicht einmal gibt) um als Märtyrer oder Bekenner „zur Ehre der Altäre“ zu gelangen. Die Erhebung von Nichtkatholiken zu dieser Ehre ist zwar nicht üblich, in der Vergangenheit (siehe Barlaam und Josaphat [4]) aber hier und da – versehentlich – erfolgt. Dem liegt die Überzeugung zugrunde, dass heilig nur derjenige genannt werden kann, der aus dem ganzen Glauben der Christenheit gelebt hat, welcher eben nur in der katholischen Kirche voll und ganz wirkt.

Freilich ist man mit dieser „Ehre der Altäre“ in der Vergangenheit oft nicht besonders sorgfältig umgegangen. Es wurden auch reine „Erfindungen“ heilig gesprochen wie der Heilige Georg oder der Heilige Christophorus. Es wurden Könige und Kaiser aus politischen Gründen zu Heiligen erhoben. Daher hat das zweite Vatikanum den „Heiligenkalender“ gründlich durchgeforstet und etliche Heilige der ersten und zweiten Reihe auf hintere Plätze verbannt. „Entheiligt“ hat es dieselben aber nicht, denn des steht nach katholischer Überzeugung der Kirche nicht frei, wen sie zum Heiligen erklärt, sie folgt darin vielmehr dem Willen Gottes, der im Akt der Heiligsprechung durch den Papst aller Welt vermittelt wird. Der Papst wirkt hier also unmittelbar als „Manus Dei“, was die

[4] Interessanterweise deckt sich diese Legende mit einigen buddhistischen Traditionsstücken

ungeheure Popularität solcher Zeremonien hinreichend erklärt. Denn (fast) überall sonst waltet der Papst sonst eher seines bischöflichen – hier aber vor aller Welt, seines charismatischen Amtes. Wenn solche „Patzer“, so wird gedacht, geschehen sind, so war es irgendwo und aus irgendeinem Grund auch Gottes Wille – nur haben wir die Freiheit, solange dieser Wille nicht offenbar wird, solche Objekte sozusagen im Magazin aufzubewahren. Wer sie persönlich gern verehren möchte, begeht damit keinen Verstoß gegen die katholische Lehre.

An der Spitze dieser Legion von Heiligen steht die Mutter Jesu, die im Christentum den Namen Maria trägt. Ihr Status ist in der katholischen Kirche vor allem im Volksglauben beinahe gottähnlich. In der Theologie freilich ist ihr menschlicher Status unverkennbar. Sie erscheint in der katholischen Theologie als „Magd des Herren“ und damit „Urbild und Vorbild der Kirche“. Ihr folgen die zwölf „Apostel“, denen wiederum die „Märtyrer“ folgen. Mit diesem Namen bezeichnet man jene Christen, die für ihren Glauben in der alten, aber auch in der nachreformatorischen katholischen Kirche ihr Leben ließen. Ihr Todestag wird von der Kirche gleichsam als ihr – himmlischer – Geburtstag gefeiert. Diese Märtyrer sind keineswegs nur Männer, sondern hier werden Männer und Frauen völlig gleichwertig geehrt. Den Märtyrern nachgeordnet sind sie so genannten Bekenner. Mit diesem Begriff bezeichnet man Menschen, welche ihren Glauben besonders vorbildlich gelebt haben, ihn aber nicht mit ihrem Tod bezeugen mussten. Zur – großen – Schar dieser Bekenner gehören auch die in der katholischen Kirche besonders verehrten „Jungfrauen“. Dies sind fromme Frauen, die um Gottes willen lebenslang auf ihre Sexualität verzichtet haben. Dabei geht es weniger um die Virginität als Ideal (obgleich die historisch bedingte Sexualfeindlichkeit der mittelalterlichen Kirche hier mit hinein verflochten ist) als um die Erinnerung an den Satz des Paulus, dass „eine Unverheiratete sorgt, was dem Herrn gefalle.“ Diese besondere Sorge wird in der Verehrung der Jungfrauen geschätzt. Aber auch verheiratete Frauen sind der Heiligkeit teilhaftig geworden.

Insbesondere drückt, neben dem eigenen Fest, diese Ehre sich darin aus, dass diesen Heiligen eigene Altäre errichtet, und sie zu Patronen von Kirchen und Gemeinden erwählt werden dürfen. Ihre sterblichen Überreste gelten, sofern man ihrer noch habhaft werden kann, als zugleich dokumentierende und verehrungswürdige Artefakten. Ein Kirchenbau sollte nach Möglichkeit ein Artefakt seines „Titularheiligen“ besitzen, welches in die Mensa des Hauptaltares eingemauert wird. Von dieser Vorschrift sind nur Kirchenbauten befreit, die unter dem „Patronat“ der göttlichen Personen, des „Heiligen Kreuzes“ und der Maria stehen, denn da dieselbe laut Dogma als Person in den Himmel aufgenommen wurde, existieren von ihr keine unmittelbaren Artefakten. Man

nennt solche Artefakte auch Reliquien. In der Vergangenheit haben solche Reliquien einen sehr viel höheren Stellenwert genossen als in unseren Tagen. Sie sind da und teilweise werden sie auch noch heute hoch verehrt, aber ihre Verehrung ist nicht Dogma. Das betrifft so bekannte Reliquien wie den Rock von Trier oder das Turiner Tuch (dessen Reliquiencharakter von der Kirche inzwischen bezweifelt wird) , aber auch diverse Heiligenreliquien wie Sankt Januarius in Neapel, Sankt Peter in Rom und so fort. Die Reliquien der Titularheiligen einer Kirche werden aber auch heute noch an geeigneten Tagen zur besonderen Verehrung ausgestellt und in besonderen Fällen finden Wallfahrten zu diesen Reliquien statt. Früher waren solche Wallfahrten aber sehr viel häufiger und die Reliquien entsprechend vielfältiger und – zweifelhafter.
Man sagt oft, dass die Heiligen mittels dieser Reliquien Wunder täten. Nach dem Volksglauben ist das auch heute noch so, nur gibt es kaum noch ein Volk, das dieses glaubt. So neigt sich die Schale immer allgemeiner der Einsicht des Klerus zu, dass die Heiligen bei Gott wohl bitten und vermitteln können, aber selbst niemals Wunder tun. Heute erwartet man gemeinhin von den Heiligen weniger als man ihnen mit der „Ehre der Altäre“ zugestanden hat. Das „ich gebe, damit du gibst“ des altkirchlichen und vorkonziliaren Heiligenkultes ist heute ziemlich in den Hintergrund getreten – aufgehört hat es freilich noch keineswegs.

Der katholische Christ glaubt ferner an die unmittelbare Göttlichkeit der Sakramente. Welche das im Einzelnen sind, werden wir unten besprechen, hier soll nur allgemein darauf eingegangen werden. Sakramente sind Zeichen unmittelbaren göttlichen Wirkens am Menschen. Sie haben mit magischen Verrichtungen nichts gemein. Sakramente sind nach dem Glauben der Kirche auch dann gültig, wenn der sie Verwaltende dem an ihn gesetzten Anspruch aus irgendwelchen Gründen nicht genügen kann. Sie wirken aus sich selber. Dass mit dieser Auffassung ein priesterlicher Weihestand als „Verwalter der Sakramente“ eigentlich überflüssig geworden ist, ist der katholischen Theologie aber noch nicht ganz aufgegangen. Denn wenn die Sakramente aus sich selber wirksam sind, dann ist jede sakramentale Handlung, gleich von wem sie veranstaltet wird, gültig. Hier liegt eine Menge Sprengstoff, aber hier liegt beispielsweise auch eine Chance für die Beseitigung der männlichen Exklusivität im Priesteramt. Denn wenn ohnehin jeder, Christ oder nicht, die Sakramente nach dem „ex opere operato“ gültig verwalten kann, dann ist es auch völlig unerheblich, ob unterm Messgewand ein weibliches oder ein männliches Wesen steckt – es ist eh nur Tradition, dasselbe anzuziehen, dogmatisches Erfordernis ist es nicht. Auf die Weiterungen dessen möchte ich hier nicht vertiefend eingehen, sie dürften klar sein. Die katholische Kirchenlehre gesteht heute, diesen Umstand indes eher verschleiernd als eröffnend, das sakramentale Handeln (auszugsweise) jedem Menschen zu, der, wie sie es ausdrückt, „die

rechte Absicht hat“. Nun, man wird sehen, was daraus zuletzt wird. Das, was daraus zuletzt werden könnte, hätte allerdings weit über den Bereich der katholischen Lehre hinaus Auswirkungen.

Der katholische (aktive) Christ glaubt ferner daran, dass durch die Taten der Heiligen und auch aller überzeugten Christen ein immaterieller „Schatz der Kirche“ entstanden ist, an dem alle katholischen Christen teilhaben. Dieser „Schatz der guten Werke“ besteht aber weniger aus den Werken der Wohltätigkeit als aus den geistlichen Verrichtungen, welche in der Kirche getätigt werden als da sind: Eucharistiefeiern, Andachten, Gebete, Wallfahrten, realisierte Gelübde, rituelle Fasten und das freiwillige Ertragen von körperlichen Schmerzen und psychischen Belastungen, die so genannten Kasteiungen. Aus diesem Schatz teilt der Papst und in seiner Vertretung die Bischöfe den Gläubigen für ihre Glaubensversäumnisse und die dadurch eventuell verwirkten „Kirchenstrafen“ Ablässe aus. Mit einem „Sündenerlass“ haben solche Ablässe nichts zu tun. Sie regeln nicht das Verhältnis zwischen dem Gläubigen und Gott, das nur mittels der Beichte geregelt werden kann, sondern sie regeln das Verhältnis des Gläubigen zu seiner Kirche als Institution. Da diese Lehre im späten Mittelalter aus tagespolitischen Gründen entstellt und missbraucht worden ist, kam es zur Reformation. Sie nicht misszuverstehen erfordert allerdings ein hohes Maß an theologischem Feingefühl. Daher ist die Idee des Ablasses wie auch die des „Schatzes der guten Werke“ in unseren Tagen in den Hintergrund getreten[5]. Zudem ist die Macht der Kirche über das Empfinden der Menschen im Vergleich mit dem Mittelalter heute eher marginal. Wer heute noch (katholischer) Christ ist, der ist es, umgeben von Alternativen, aus eigenem Entschluss und eigenem Willen. Sollte er seine Meinung irgendwann ändern, stehen ihm diverse andere Möglichkeiten zur Verfügung, seinem, sollte er das haben, religiösen Bedürfnis zu genügen. Im Mittelalter konnte die Kirche ihn deswegen noch eifersüchtig verfolgen – heute ist das nicht mehr möglich, auch wenn es hier und da natürlich noch immer versucht wird. Insbesondere wird es dann versucht, wenn jemand und das auch noch mit guten Gründen „Grundwahrheiten“ des christlichen Glaubens anzweifelt. Natürlich kann man solche Leute heute nicht mehr vor ein Inquisitionstribunal stellen, aber es gibt noch genug subtile Mittel, ihnen die Verbreitung ihrer Ideen zu erschweren. Aber genug davon, es ist ja dies auch nicht Bestandteil des Glaubens sondern nur eine seiner möglichen Folgen.

1.3.1. 3. Der Kultus

[5] Papst Benedikt XVI möchte den Ablass allerdings wieder aufleben lassen.

Das religiöse Leben der katholischen Kirche ist außerordentlich reich. Viele verschiedene Möglichkeiten der Devotion stehen dem Gläubigen zur ständigen oder zeitweiligen Verfügung. Keineswegs alle bedürfen zur Zelebration eines Priesters. Genau genommen wäre der Priester nur - in seiner Eigenschaft als legitimierter Vertreter der Gemeinde oder der Kirche selbst – dort notwendig, wo der Kultus rechtsrelevante Dinge vollzieht. Das wäre der Fall bei der Trauung als der Begründung einer Lebensgemeinschaft mit Rechtsfolgen, bei der Taufe als Initiationsritus mit der Rechtsfolge der Kirchenzugehörigkeit und beim Sterberitus[6] als Beglaubiger des Ausscheidens aus derselben. Für alles andere wäre er eigentlich entbehrlich. Dennoch wird man den Priester als Vorbeter und Kultfunktionär überall und selbst dort antreffen, wo er eigentlich entbehrlich wäre. Schauen wir uns aber zunächst im Einzelnen an, was es an kultischen Formen in der katholischen Kirche gibt und was diese – dem Katholiken - bedeuten.

Generell ist zu sagen, dass die katholische Kirche mehr und stärker als alle westeuropäisch – nordamerikanischen Religionen aus dem Kultus lebt. Sie wird darin nur noch von der byzantinischen Kirche übertroffen, die um des Kultus willen sogar ihre theologische Entfaltung zeitweilig hat ins Hintertreffen geraten lassen.

1.3.1.3. 1. Die Messe

Kernstück und Zentrum des katholischen Kultus ist die Messfeier. Sie wird traditionell in der Kirche, an Wochentagen, aber auf jeden Fall Sonntags, als einem für diese Messe erstellten Raum gefeiert. Theoretisch und zuweilen auch praktisch ist die Messfeier aber an keinen besonderen Raum und auch an keine besondere Zeit gebunden.
Die Messe setzt sich, wie man überall lesen kann, aus zwei Hauptbestandteilen zusammen: dem Wortgottesdienst und der Eucharistiefeier. Beide Teile stehen vom Prinzip her gleichwertig nebeneinander, von der Tradition her ist freilich die Eucharistiefeier dem Wortgottesdienst, der so genannten „Katechumenenmesse“ übergeordnet worden. Diese Überordnung führt in die Zeit des späten Roms zurück, wie auch die Bezeichnung „Messe“ in vorreformatorische Zeit zurückführt. Sie leitet sich ab von der Entlassungsformel des Gottesdienstes: Ite, missa est – geht, es ist entlassen (worden) oder eleganter: ihr seid entlassen.
Kern der Wortfeier ist die Verlesung des Evangeliums – natürlich nicht des ganzen, sondern einer jeweils vorgeschriebenen Passage. Da die Messe auch an Werktagen gehalten wird, ist die Aufteilung recht kleinteilig, aber diese Kleinteiligkeit stellt bereits einen großen Fortschritt gegenüber der vorkonziliaren

[6] Dieser wird aber heute ebenfalls zunehmend von „Pastoralreferenten“ absolviert.

Regel dar. Hier wurden in der Mehrzahl feststehende Formulare verwendet, die nur einen geringen Teil des Neuen Testaments zur Lesung brachten. Die Lesung wird umrahmt von Gebeten, anderen Lesungen und liturgischen Gesängen, die teils fest stehen, teils mit den Phasen des „Kirchenjahres“ oder aus anderen Erfordernissen wechseln. Der Lesung schließt sich eine kurze Ansprache an, die mit dem Evangelientext zusammen hängen kann, aber nicht notwendig zusammen hängen muss. Eine Reihe von Fürbitten beschließt den „Wortgottesdienst“ und leitet zugleich über zum zweiten Abschnitt, der Eucharistiefeier.

Wer sich in religiösen Fragen auskennt, also diesen Text nicht braucht, erfährt hier nun auch nichts Neues, wer allerdings gerade hier Nachhilfe braucht, muss Neues erfahren. Und zwar sollte er es so erfahren, wie dessen reale Wurzeln sind. Diese stimmen nicht unbedingt mit den katholischen Erklärungen überein.

Die Eucharistie ist ein rituelles Mahl. Dieses Mahl hat seine Wurzeln in mehreren antiken Gebräuchen, von denen das jüdische Passah – und Sabbat – Mahl noch heute gängige Praxis sind. Hinzu kommt die in vielen antiken „Privatreligionen“ übliche Praxis des gemeinsamen Essens und Trinkens als Zeichen der Verbundenheit. In der frühen Kirche waren solche regulären Mahlzeiten mit der Eucharistie als Kultmahlzeit eng verbunden. Wie einige Anspielungen vermuten lassen, feierten die meisten christlichen Gemeinden die Eucharistie nach dem gemeinschaftlichen Mahl, jedenfalls rügt Paulus einen Missbrauch dieses Brauches bei den Korinthern, also wird er wohl weiter als nur in Korinth verbreitet gewesen sein. Die weitere Entwicklung des Christentums ist mehr oder weniger nach Paulus – Saulus verlaufen, und so kam die „Agape“ genannte vollwertige Abendmahlzeit aus der Mode und es blieb deren volkstümliche Bezeichnung: „Abendmahl“ für die Eucharistie. In der Reformationszeit bürgerte sich dieser Begriff dann vollgültig für die protestantische Form der Eucharistie ein.

Wie bei anderen antiken Mysterienritualen auch, verzehrte man bei diesem Kultmahl Fleisch und Blut des entsprechenden Gottes, hier also des „mythischen Heros“ Jesus Christus. Da aber, aus dem jüdischen Erbe des Christentums her kommend, blutige Opfer seit der Zerstörung des Tempels allgemein untersagt waren, verzehrte man nicht reales Fleisch und trank nicht reales Blut, sondern benutzte Brot (Matze) und Wein als Symbole für Fleisch und Blut. Das führt uns auf die Spur der Entstehungszeit dieser Zeremonie: wahrscheinlich ist sie in der Form in der wir sie kennen, erst nach dem Jahr 70 unserer Zeitrechnung entstanden. Bis dahin dürften die jüdischen Christen und die heidnischen Christen jeweils ihren hergebrachten Bräuchen gefolgt sein und

dürfte ein „Abendmahl“ nicht existiert haben. Christen indes haben (als Juden und Heiden) mindestens seit dem Jahre 40 unserer Zeitrechnung existiert.
Zwar gibt es vor allem theologische Stimmen, die darauf bestehen, dass das Abendmahl von Jesus selbst als Ritus begründet worden sei, aber angesichts der Nicht – Historizität der ganzen Kreuzigungsmythe ist diese Annahme mehr als zweifelhaft. Es wird sich wohl doch um eine Parallelentwicklung im Fundus der gängigen Religionsformen im römischen Reich gehandelt haben. Der früh-christliche Priester war, wie der heidnische Mystagoge, der zur magischen Verwandlung des unblutigen Opfers in eine blutige Substanz durch seine Weihe bevollmächtigte Funktionär. Möglicherweise hat dieser Dienst in den ersten Jahrhunderten der Gemeindebildung noch in einem Turnus stattgefunden, an dem auch Frauen beteiligt waren – dann aber hat er sich mehr und mehr auf den Stand der „Ältesten“ = πρεσβυτήροι verlagert.

Natürlich ist das Abendmahl heute in (fast) allen christlichen Konfessionen seines magischen Charakters entkleidet und zu einer reinen Zeichenhandlung geworden. Das gilt auch für die katholische Eucharistie, die heute nicht mehr die „Wandlung“ der Elemente demonstriert, sondern ein Zeichen ist für die unmittelbare und aktive Gegenwart Christi während des Aktes von Wandlung und Kommunion. Der Priester wird in diesem Moment vom allein verantwortlichen Zelebranten zum „Ministranten Christi“, der durch ihn selbst die „Zeichen“ an die Gläubigen austeilt. Diese Gegenwart Christi ist es, welche den Gläubigen durch das berühmte Klingeln und Erheben der Elemente angezeigt wird. Dabei bleibt Brot Brot und bleibt – wenn er gereicht wird – der Wein auch Wein. In der katholischen Kommunion wird der Wein zumeist nicht gereicht, doch ist dies eine rein ritualpraktische Entscheidung. Sie stammt aus dem Mittelalter, in dem die „Kommunion in beiderlei Gestalt“ Laien untersagt war; nur Priester und - Könige – durften mit Brot und Wein kommunizieren, nicht einmal alle Ordensleute. Heute ist die „communio sub utraque“ zumindest nicht mehr untersagt und darf in kleineren Gemeinschaften (siehe nachkonziliare Glaubenslehre) gehalten werden. Die Altkatholiken (eine historisch junge, aber die zahlenmäßig größte katholische Splitterkirche) haben neben anderen historischen Ungereimtheiten auch die Communio sub una abgeschafft und praktizieren selbstverständlich die communio sub utraque. Sie sind heute, seit mehr als hundert Jahren ungefährdet bestehend, ein Beispiel dafür, wie man genuin katholisch und dennoch nicht „mittelalterlich“ sein kann[7].
Praktisch werden beim katholischen Abendmahl Oblaten aus Weizenmehl gereicht, die auf besondere Weise (hier spielt das jüdische Koscher – Verständnis hinein) in Klöstern gebacken und innerhalb der Kirche vertrieben werden; man

[7] Übrigens halten sie auch keinen Zölibat und weihen problemlos Frauen zum Priesteramt, allerdings (noch) nicht zu Bischöfen.

kann diese Oblaten nicht, wie neuerdings Mazze, im Supermarkt erstehen. Demgegenüber ist der Wein – früher Rotwein, heute aus praktischen Gründen Weißwein – von keinerlei einschränkenden Vorschriften belegt. Dass man heute Weißwein (zuweilen Likörwein) nimmt, hat ebenfalls rein praktische Gründe. Wie schrieb einer meiner (katholischen) Gewährsleute: versuchen Sie doch einmal, Rotweinflecken aus einem weißen Tuch heraus zu bekommen… das, denke ich, ist eine hinreichende Erklärung.

Die Messe ist, ich sagte es schon, von diversem liturgischem Beiwerk umrahmt. Dazu gehört die liturgische Kleidung der Kultfunktionäre. Sie war einst alles andere als besonders, sondern die allgemeine festliche Kleidung spätrömischer Bürger. Theoretisch wäre die Messe auch in jedem anderen dem festlichen Charakter der Feier angemessenen Staat zu zelebrieren. Allerdings hat der ästhetische Schauwert der mitunter prächtigen Gewänder auch seine euphorisierende Wirkung auf die Psyche und trägt nicht wenig zur Faszination bei, welche die Messe – auch eine ganz einfache Wochentagsmesse – auf den nicht katholischen Beobachter ausübt. Diese Faszination hat dazu geführt, dass inzwischen auch protestantische Geistliche mitunter einen farbigen Talar und eine Stola in den Farben des Kirchenjahres tragen.
Weiterhin gehört dazu die Beräucherung von Gemeinde, Evangelium, Klerikern und natürlich der Eucharistie mit Weihrauch. Wenn man darunter einen Reinigungsritus versteht, geht man nicht fehl. Im Mittelalter diente die Beweihräucherung sogar ganz praktisch der Reinigung und der Eliminierung übler Gerüche. Dass Kerzen und Blumen die Feierlichkeit des Ritus erhöhen, ist leicht nach zu vollziehen. Eine selbständige symbolische Bedeutung wie im byzantinischen Ritus haben Kerzen aber im katholischen nicht. Nur die „Osterkerze“ die von der Osternacht an bis zum Pfingstfest immer wieder an jedem Sonntag (zuweilen auch bei jeder Messe, also auch werktags) entzündet wird, hat eine eigenständige Bedeutung und symbolisiert die Gegenwart des Auferstandenen, die dann in der Eucharistie von einer passiven in eine aktive Gegenwart verwandelt wird. Was Kerzen ansonsten in der katholischen Privatreligion für eine Rolle spielen, davon später.

Die Messe kann nicht, wie ein protestantischer Gottesdienst, relativ freizügig gestaltet werden. Sie ist an Vorgaben gebunden. Diese Vorgaben sind im jeweils gültigen Messbuch festgeschrieben und in allen Einzelheiten verbindlich es sei denn, das „Messformular“ bietet wählbare Alternativen oder gibt Gestaltungsspielraum. Es gibt je nach Sonntag, Platz im Kirchenjahr und Verwendungszweck verschiedene Formulare. Besondere Feste haben eigene Formulare, die meisten Messen können nach einigen wenigen Standardformularen gehalten werden. Zum Messbuch tritt heute wieder das lange außer Gebrauch gekommene Lektionar mit den für die jeweilige Messe angeordneten

Evangelienlesungen. Andere Lesungen werden aus der Bibel selbst getätigt. Dem Gemeindegesang dient ein in der gesamten Kirche eines Landes einheitliches Gesangbuch, das auch die wichtigsten liturgischen Formeln und Formulare, sowie ein „Psalterium“, ein Gesangbuch für den gregorianischen Psalmengesang des „Stundengebetes“ enthält soweit ein solches Teil des liturgischen Gemeindelebens ist – wir werden unten davon sprechen. Der antiphonische Psalmengesang als Bestandteil der Messliturgie hat sich allerdings nur in der altkatholischen Kirche durchgesetzt, nicht aber dort, wo er durch die nachkonziliare Praxis eigentlich eingebürgert werden sollte, nämlich in der römisch - katholischen. Das Messbuch ist für alle Zweige der katholischen Kirche rund um den Globus verbindlich.

Um welche Zeit eine Messe gehalten wird, bleibt eigentlich dem Willen der Gemeinde und dem der Zelebranten überlassen. Es hat sich eingebürgert, die „Hauptmesse“ am Sonntagvormittag zu halten, allerdings sind auch andere Zeitpunkte möglich und werden derzeit bedacht.

1.3.1.3. 2. Maria

Im Glaubensteil sprach ich bereits von der herausragenden Rolle, welche Maria im katholischen Glaubensleben spielt – hier soll es darum gehen, welche Rolle sie im kultischen Leben der katholischen Kirche gewonnen hat. Dass Messen, welche an ihren Festen gefeiert werden ein jeweils eigenes Formular haben, versteht sich nach allem eigentlich von selber. Darüber hinaus existiert auch noch ein „mariologisches“ Standardformular für sozusagen alle Eventualitäten. Dass ein beträchtlicher Teil der katholischen Kirchenlieder Marienlieder sind, ist wohl ebenfalls bekannt. Der Anteil der Marienprozessionen kommt gleich nach dem der Prozessionen mit der „Monstranz“, also den Christus – Umzügen. Allerdings ist keine dieser Prozessionen zwingend vorgeschrieben - das sind nur die „Christusprozessionen“ am Palmsonntag und an Fronleichnam. Dafür sind Marienprozessionen ungeheuer populär und bringen in bestimmten Gegenden selbst die säumigsten Kirchgänger auf die Beine.

Maria verfügt darüber hinaus wie auch Christus über eigene Wortgottesdienstformen, die so genannten Maiandachten – der schönste Monat im Jahr ist ihrem besonderen Andenken gewidmet. Sie verfügt, wie auch Christus, über besondere Gebete. Besonders bekannt ist – noch – das „Ave Maria“, die mittelalterliche Kirche kannte deren noch andere, und auch die so genannte Lauretanische Litanei, eine reine Marienlitanei wird noch gebetet. Weitgehend aus

dem Gebrauch ist das „Angelus“ – Beten gekommen, dies ebenfalls ein Marienengebet. Nach wie vor bekannt und geübt wird der „Rosenkranz“. Darunter ist das meditative „Absolvieren“ bestimmter sich wiederholender, auf Maria hin konzentrierter Gebetsformeln in einer festen Abfolge zu verstehen. Zum richtigen Verfolgen dieser Formeln dient eine Kette mit verschiedenen Kugeln und Zeichen, welche der Betende durch seien Finger laufen lässt. Der „Rosenkranz“ ist ein Import aus dem Orient, wo er auch bei Buddhisten, Hindus und Muslimen in jeweils spezifischer Gestalt bekannt ist. Nach Europa kam er durch die Kreuzfahrer und wurde von Domenico Guzman in das katholische Gebetsleben eingegliedert.

Jenseits all dieser „ordentlichen“ Formen existieren noch sehr viele Einrichtungen der Volksfrömmigkeit, es gibt massenhaft Marienwallfahrten und sie ist es auch, die, wenn überhaupt jemand, den Menschen immer mal wieder „erscheint“ und zudem noch hier und da „Wunder“ tut – zumeist sind es Heilungswunder, aber nicht nur. Um solche Wunder zu erreichen ist, nach ungebrochen vorchristlicher Ansichtsweise, ein „ich gebe, damit du gibst“ vonnöten. Dies wird durch verschiedene „Weiheakte“ an Maria erreicht. Wie die konkret aussehen, kann jeder Gläubige, auch dies ein Erbe des Polytheismus unserer Ahnen, sich aussuchen. In der Phase des Ultramontanismus hat die offizielle Kirche solche Bräuche heftig unterstützt, inzwischen ist sie dazu ziemlich auf Distanz gegangen, aber die Existenz derselben hat dieser Paradigmenwechsel, wo immer sie bestehen, kaum berührt.

1.3.1.3. 3. Die Heiligen

Was wir von Maria gesagt haben, gilt auch hier. Aber die Zahl der Formen ist deutlich begrenzter und der Anteil der lediglich privaten Riten weitaus höher. Nur wenige Heilige haben es „geschafft“ allgemein respektierte Feiertage zu bekommen, die meisten „Heiligenfeste“ stehen zwar im offiziellen Amtskalender der Kirche, sind aber eigentlich nur von untergeordneter oder rein lokaler Bedeutung. Die gemeinten allgemein verehrten Heiligen sind die „Apostelfürsten“ Petrus und Paulus, ferner nur noch Franziskus von Assisi, der ohnehin gewaltigste authentische Charakter der christlichen Kirche. Manche dieser Heiligen haben eine „eigene Messe“, die aber fast immer vom Rang der Wochentags- oder Sonntagsmesse überschattet wird, die meisten müssen mit dem Standardformular vorlieb nehmen, je nachdem ob sie Märtyrer, Bekenner, Jungfrau oder eben nur einfache Heilige waren. Das bedeutet, ihrer wird ohne viel Aufhebens zu machen im Hochgebet gedacht, sie werden erwähnt, die Texte sind ein wenig danach ausgewählt und wenn ein Marienfest oder ein

Sonntag oder ein Herrenfest auf den Tag fällt, sind sie sowieso „weg vom Fenster“. Es bleibt nur die Erwähnung ihres Namens als „Tagesheilige“ im eucharistischen Weihegebet nach der Wandlung. Darüber, ob die „Heiligen“ polytheistisches Material in den Katholizismus eingebunden halten, gibt es eigentlich keine Diskussion: sie halten. Ob sie damit eine wichtige Funktion erfüllen, ist ebenfalls kein Gegenstand der Diskussion: sie erfüllen. Denn eigentlich ist die katholische Kirche die Darstellung einer antiken Religion in - mitunter – modernem Gewand. Dass das möglich ist, zeigt, wie wenig sich der Mensch unserer Tage geistig von den Parametern der Antike entfernt hat. Wie jener braucht er noch immer seine „Götter“ für allerhand Gelegenheiten. In Ermangelung wirklicher braucht er statt ihrer die Heiligen, und der heilige Antonius kann dem Herakles brüderlich die Hand reichen.

1.3.1.3.4. Engel

Wir können es kurz machen. Engel sind nicht materielle Wesenheiten, deren Genese theologisch höchst unklar ist, deren Stellung im Glaubenssystem aber genau beschrieben wird: sie stehen in ihrer Bedeutung unter Gott (als trinitarischer Person), aber über den Heiligen (Maria eingeschlossen) und in fallweiser Beziehung zu den Menschen. Sie sind sozusagen Gottes immaterielle Diener für allerhand Gelegenheiten, haben aber in gewissem Rahmen auch eigene Handlungsvollmacht. Man kann sie evozieren und verehren, das geschieht in einem Messformular und in diversen Andachten und Gebeten siehe Heiligenverehrung. Religionsgeschichtlich sind sie einesteils Erbstücke aus der Antike, die dergleichen als „Genien“ kannte, andernteils (als Erzengel) Übernahmen aus der jüdischen Religion, aus der auch ihre Namen stammen. Übrigens haben nur die Erzengel, die „Engelfürsten“ überhaupt offizielle Namen. Religionsgeschichtlich steht anzunehmen, dass es sich hier um Gottheiten handelt, die einstmals in die jüdische Religion integriert worden sind.

1.3.1.3. 5. Kasualien

Kasualien sind religiöse Handlungen mit dem Charakter eines Sakraments, die zwar unabdingbar zum Leben eines – nicht nur katholischen – Christen gehören, zu deren Vollzug aber ein Gottesdienst zwar möglich und zuweilen auch gebräuchlich, jedoch nicht zwingend vorgeschrieben ist. Da Kasualien sich am Leben eines Christen entfalten, möchte ich sie auch entlang eines solchen - angenommenen – Lebens schildern.

Am Anfang eines Christenlebens steht die Taufe. Sie wird in der gesamten Christenheit als Initiationsritus praktiziert, jedoch hat sie überall ihre ganz eigenen Akzente. In der katholischen Kirche wird sie durch dreimaliges Übergießen des Kopfes mit geweihtem Wasser und unter Deklamation der trinitarischen Formel „ich taufe dich im Namen des Vaters, des Sohnes und des

Heiligen Geistes“ vollzogen. In der katholischen Tradition schließt sich eine Salbung des Täuflings mit geweihtem Öl an, die Überreichung des (weißen) Taufkleides und ein Bannungsritual, der so genannte „kleine Exorzismus“ sowie die (stellvertretende) Bereitschaftserklärung und das (stellvertretende) Bekenntnis des Glaubens, Segenshandlungen und Gebete, auch eine Ansprache, umrahmen den Akt. Diese Elemente sind nach Gusto und Möglichkeit wählbar, unabdingbar sind nur der Akt des Begießens und die trinitarische Formel. Die Taufe kann nach katholischer Auffassung auch von Laien, ja sie muss nicht einmal von Christen vollzogen werden, sofern sie die oben genannten Grundelemente enthält und, was wohl noch wichtiger ist, „in der rechten Absicht“ geschieht. Hier, gerade in der Initiation, hat man dem „sacramentum ex opere operatum“, dem aus sich selbst gewirkten Sakrament die volle dogmatische Geltung zugestanden – frag mich einer, warum wohl? Weil es von immensem (gar nicht unbedingt materiellem) Wert ist, wenn die Zahl der katholischen Christen auf diese Weise in alle Richtungen hin vermehrt werden kann. Ob die dann auch zur Messe gehen, ist gar nicht so wichtig – wichtig ist allein, dass sie in der „andern Welt“ dann als katholische Christen „geführt“ werden. Wie man daraus sehen kann, ist die katholische Kirche bei weitem nicht so „verweltlicht“ wie es in manchem den Anschein hat. Sondern sie benennt ihre Prioritäten sehr genau: sie ist Kirche **in** der Welt, sagt sie, aber nicht Kirche **von** der Welt und ihr Bemühen gilt nicht in erster Linie dem was sie materiell, sondern dem, was sie spirituell „erraffen“ kann. Will also sagen, die Angelegenheit Katholizismus ist als eine eindeutig geistig akzentuierte auf jeden Fall ernst zu nehmen.

Nach katholischem Verständnis schließt sich dem Taufakt der Akt der „Firmung“ an und wird im Falle einer Erwachsenentaufe auch gemeinsam mit diesem vollzogen. Seine Berechtigung erhält der Akt als solcher durch den Hinweis des Johannes - Evangeliums, dass der Christ „aus Wasser und Geist“ geboren werden müsse. Die Firmung verdeutlicht nach der „Geburt aus dem Wasser“ eben jene „Geburt aus dem Geist“. Wie die Taufe, so geht auch die Firmung tatsächlich auf die allerersten Anfänge des Christentums als solchem zurück. Allerdings ist die Zuschreibung an Jesus selbst höchst fraglich, denn wie die Dinge liegen, hat Jesus überhaupt nicht getauft, weder mit Wasser noch mit Geist.

Dennoch ist das religionsgeschichtliche Material äußerst interessant und sollte nicht unerwähnt bleiben. Nach allem, was wir sehen können, treffen in diesen Riten jene beiden Quellen zusammen, aus denen das Christentum sich in geistiger Hinsicht speist: das Judentum in seiner nachexilischen, aber vorrabbinischen Ausprägung auf der einen und die Erkenntnislehre des historischen Jesus auf der andern Seite. Das nachexilische Judentum kannte die „Taufe“ als

Teil des Initiationsritus ins Judentum (die so genannte Proselytentaufe). Bei der Aufnahme von Männern ins Judentum kam die Beschneidung hinzu, wurde eine Frau aufgenommen, genügte das rituelle Tauchbad. So ist es noch heute, denn dieser Ritus wurde ins rabbinische Judentum übernommen. Die „Taufe des Johannes“ ist demgegenüber kein Initiationsritus, sondern rührt her vom kultisch reinigenden Gebrauch der „Mikwe“ des jüdischen Ritualbades, das es noch heute in jeder jüdischen Gemeinde gibt. Wo immer es anging benutzte man nämlich keine Mikwe als Reinigungsbad, sondern das „lebendige“ Wasser der Flüsse, so Jochanaan – Johannes also den Jordan. Der Rest ist, denke ich, Legende und die Theologie darum die Theologie einer Legende.

Im Rahmen der Erkenntnislehre gibt und gab es aber eine Handlung, die, erstmalig praktiziert, die eigentliche Zugehörigkeit zu diesem „spirituellen Netzwerk“ öffentlich dokumentierte. Sie wurde mit „Brautgemach“ bezeichnet und moralisch minderwertige Geister haben daraus diverse Sexualphantasien destilliert, zum Teil sogar selbst exerziert. In Wahrheit handelte es sich um einen spirituellen Erfahrungsweg, der mit der „Einswerdung“ von Person und spiritueller Wesenheit seinen ersten und alles Weitere begründenden Abschluss fand. Die Sinnfälligkeit, mit der dieses Ereignis „Geistige Geburt“ eines Menschen genannt wurde, ist, denke ich, eingängig. Daher dürfte es auch verständlich sein, wenn die Gemeinschaft der „Schule“ das grundlegende Ereignis der Einführung eines Neuen mit einem öffentlichen Akt– freilich immer im Nachhinein – feierlich beging. Beim Einswerden selbst war höchstens der Lehrer des Novizen dabei. In der Zeremonie des Brautgemachs kam eine Segnung durch das Oberhaupt der Schule und die anwesenden „Vollmitglieder“ derselben hinzu. Züge dieses Ritus sind im Consolamentum der Katharer ebenfalls erhalten.

Diese beiden Akte sind in der Kopplung von Taufe und Firmung im katholischen Sakramentarium erhalten geblieben. Anfangs, als die Kindertaufe noch ungebräuchlich (wenn auch nicht unbekannt) war, wurden beide Akte gemeinsam vollzogen. Dann, als die Kindertaufe die Regel wurde, wurde die Firmung ins Erwachsenenalter oder doch wenigstens auf ein „Alter der Vernunft“ verlegt. Der Grund ist erkennbar: jemand, der nicht in der Lage ist, ein Brautgemach selbstverantwortlich zu „betreten“ kann auch nicht „aus Geist geboren“ werden, denn dazu braucht es unbedingt das eigene verantwortliche Handeln.
Die heutige theologische Begründung der Firmung erscheint, wenn man sie betrachtet, etwas schwammig und weit hergeholt, was kein Wunder ist, hat sich die katholische Kirche hier doch einen elementaren Baustein der Lehre ihrer effizientesten Gegner, der „Gnostiker“ einverleibt. Es mag ihr schon Beschwerden machen, diesen Brocken zu verdauen, zumal sie ja zu dessen in-

haltlicher Seite überhaupt kein Verhältnis hat noch haben kann. Parallelen zu diesem Verhalten gibt es in der Kirche (nicht nur der katholischen) aber allenthalben: man hat sich ganze Weltkulturen auf diese Weise einverleibt und mehr oder weniger gut vertragen. An der Firmung nun würgt man sichtlich, kann sie aber auch nicht „erbrechen“, denn die Einverleibung dieser Sache steht in Parallele zu jenem Brauch, in dem ein Krieger das Herz seines Feines isst, um zu dessen Kräften Zugang zu erlangen. Aus diesem Grunde wird die katholische Kirche die Firmung als eine „Siegestrophäe“ auch auf gar keinen Fall fahren lassen. Lieber tut man sich wer weiß wie schwer mit ihr.

Eine weitere Sakramentalie im Leben eines katholischen Christen ist die Trauung. Sie stellt streng genommen seinen einzigen Zugang zur eigenen Sexualität dar, denn sogar die Selbstbefriedigung ist dem katholischen Christen streng verboten. Hingegen ist die alte Auffassung, nach welcher Sexualität ausschließlich der Zeugung von Kindern zu dienen habe, inzwischen obsolet. Heute darf auch ein katholischer Christ seine Sexualität – innerhalb der Ehe – nach Gefallen ausleben.
Da die Sexualität des Menschen aber in der katholischen Kirche derart tabuisiert wird (aus einem Grund heraus, den wiederum nur der Gnostiker wirklich versteht), ist es klar, dass um den Akt der Erlaubnis sexueller Betätigung ein Sakrament gewoben wurde um, sehr einsichtig, nachteilige spirituelle Einflüsse schon vorab zu bannen.

Die Ehe ist nach katholischer Auffassung ein von Gott selbst unmittelbar eingesetztes Sakrament, da er selbst des Menschen Geschlechtlichkeit geschaffen und in der Ehe reguliert gestattet hat. Insoweit ist die katholische Kirche von ihrer alten Auffassung der Sexualität als eigentlich teuflischer Angelegenheit eindeutig abgerückt und hat sich hier wieder mehr dem jüdischen Standard angenähert. Das hat sie aber nicht aus Einsicht getan, sondern weil ihr Standpunkt drohte sie selbst zu erdrücken. Nach ihrer Einsicht ist die Sexualität des Menschen letztenendes eben doch Teufelswerk, denn sie gehört zu jenen Kräften, welche imstande sind, dem Menschen „den Himmel“ unmittelbar zu öffnen. Die Zeugung von Nachkommen, Hauptzweck der Sexualität in der Biologie, ist in der menschlichen Geschlechtlichkeit nur noch ein wenn auch wichtiges Nebenprodukt. Da diese Kraft dem Menschen die „himmlische Herrlichkeit“ ohne Einwirkung der Religion (mithin der christlichen) zumindest theoretisch unmittelbar eröffnen könnte, ist der geschlechtliche Akt für die Kirche eigentlich permanente Ketzerei. Da Sexualität aber unvermeidbar ist (wo sollen sonst neue Christen her kommen?), muss der Geschlechtsakt mit aller eben noch tolerablen Gewalt kirchlich „abgeschirmt“ werden. Daher ist eine Ehe katholischer Christen, die nicht vor dem Priester geschlossen wurde, nur eine Ehe halber Legalität. Man kann die Menschen zwar ihretwegen nicht

exkommunizieren, aber so richtig ernst nimmt man ihre Gemeinschaft auch wieder nicht. Eine Ehe nicht katholischer Christen wird hingegen voll und ganz auch dann respektiert, wenn sie nicht in deren Kirche geschlossen worden ist.

Das Sakrament der Ehe gibt es erst seit dem späteren Mittelalter. Vorher war die Ehe ein rein weltliches Geschäft, das lediglich im Nachhinein durch die Kirche abgesegnet und „spirituell gereinigt“ wurde. Daher enthält die so genannte Brautmesse auch kein eigenes Trauformular. Sie ist eine reine „Segensmesse“ für die Eheleute und kann auch bei allen Ehejubiläen wiederum gefeiert werden. Von der alten Form der Eheschließung her ist der Brauch entstanden, dass die Eheleute sich das „Sakrament der Ehe“ gegenseitig spenden und der Priester nur die Rolle des kirchlicherseits bestätigenden Zeugen innehat. Allerdings sollte das „ich erkläre euch für …“ und so weiter dann auch noch modifiziert werden durch ein „ich bezeuge“ oder eine ähnlich neutrale Formel, denn im gegenwärtigen Gebrauch scheint noch zu viel von der ehemals konstituierenden Aussage durch. Schließlich begründet die Kirche heute keine Rechtsgemeinschaft mehr, sondern bestätigt dieselbe nur im Angesicht Gottes als bestehend.
Weiterhin besteht in der katholischen Kirche (und nicht nur dort) das Sakrament der Buße, auch mit einem altertümlichen Ausdruck Beichte genannt. Es beruht auf dem wohl in jeder Gemeinschaft praktizierten Brauch, Verfehlungen (im Kollektiv oder auch im Einzelgespräch) und Konflikte durch Aussprachen zu bereinigen oder zumindest durch Erklärung der Einsicht Unrecht getan zu haben, zu relativieren. Der sakramentale Charakter dieser Institution beruht darauf, dass nicht der Priester, sondern Gott selbst die Verfehlung vergibt. Der Priester ist nur der Vermittler dieser Vergebung.

Darüber, was Verfehlungen sind besteht einerseits Konsens (der sich nach den geltenden ethischen Normen richtet), andererseits aber auch Zwiespalt, denn gewisse Verfehlungen gelten nach allgemeiner ethischer Norm nicht unbedingt als solche: ich meine zum Beispiel Glaubensverfehlungen oder eine nicht ganz den Kirchennormen entsprechende Stellung zur Sexualität oder das Befolgen von nicht katholischen Glaubensvorstellungen. Daher wird theologisch auch zwischen Schuld (gegenüber dem Mitmenschen) und Sünde (gegenüber Gott) unterschieden. Diese Unterscheidung ist theologisch ebenso wichtig wie ethisch oft schwer nachvollziehbar. So erscheint die Beichte als Möglichkeit, vor allem Schuld am Mitmenschen abzutragen und erweist sich darin vielleicht auch als das Wichtigere. Denn nicht alle Schuld ist abzutragen oder gut zu machen. Manches läuft uns auch unter den Händen weg, manches wird von uns unwiederbringlich zerstört, das uns später Leid tut, zerstört zu haben.
Für einen solchen Fall ist vor allem die Vergebung Gottes angezeigt, wenn sie vom Betreffenden gesucht und auch für möglich gehalten wird. Ansonsten ist

die Beichte nicht mehr als eine unverbindliche – aber auch in dieser Form hilfreiche - Aussprache mit einer anonymen, zum Schweigen über das Gehörte verpflichteten Person. Der sakramentale Charakter indes wird in einem solchen Gespräch minder wichtig sein.

Die Beichte ist in der katholischen Kirche fundamentaler Bestandteil des Glaubenslebens. Mindestens einmal im Jahr (gewöhnlich vor Ostern) sollte der katholische Christ den „Beichtstuhl“ oder auch das „Beichtzimmer“ aufsuchen und eine Art seelischer Generalinventur vornehmen. Er legt, wenn er das rechte Verständnis hat, diese Inventur nicht vor dem Priester ab, sondern vor seinem Gott, daher wird stets gemahnt, sich auf die wirklich wichtigen Dinge zu konzentrieren und darauf zu vertrauen, dass Gott, was wir vielleicht eben vergessen haben, in unseren Vorsatz, Vergebung zu finden, sozusagen nachträglich einarbeiten wird. Wir müssen uns also nicht damit quälen, besonders ausführlich sein zu wollen.
Die „Beichtspiegel“ der katholischen Kirche sind so gesehen keine Generalvorlagen, sondern lediglich Vorschläge für im Ordnen ihres Innenlebens unerfahrene Christen.
Dem Missbrauch des „Beichtgeheimnisses“ wie er in der Vergangenheit immer wieder vorgekommen ist (warum sollte man es leugnen) steht eine lange Liste gerechtfertigten Vertrauens gegenüber. Allerdings dürfte es auch dann für das Verhältnis von Pfarrer und Beichtkind schwierig sein, beiderseits über das hinweg zu sehen, was der eine vom andern weiß.

Auf die Beichte folgt ggf. eine Buße, die nicht dazu bestimmt ist, das Vergehen ungeschehen zu machen, sondern darauf gerichtet ist, die Ernsthaftigkeit der Vergebungssuche zu prüfen. Daher wird sie selten in Wiedergutmachungsforderungen bestehen, sondern dem Beichtkind Wege der Selbstbesinnung zu eröffnen suchen (durch wiederholtes Aufsagen von Gebeten und, damit eigentlich gemeint, vertieftes Eindringen in bestimmte Gebetsinhalte). Allerdings wird dieser Zweck häufig im Sinne des „ich gebe, damit du gibst“ missverstanden. Man hört öfter die Ansicht, dass die Anzahl der Gebete sozusagen der Preis wären, um welchen der Priester (also Gott) mich von meinen Sünden erlöst. Das ist ein schwerer Fehler. Denn der Christ betrachtet sich bereits a priori als „erlöst“, nur trägt er, wie es heißt, „seinen Schatz in tönernen Gefäßen“. An der Erlöstheit selbst aber ändert dieser Umstand nichts. Auch ein „abgeirrtes“ Kind ist immer noch ein Kind (Gottes). Die Frage, ob es immer wirklich abgeirrt ist, wollen wir hier nicht erörtern. Ein „ich gebe, damit du gibst“ ist im Christentum zwar praktisch allerorten präsent, von der Ideologie her aber nicht gegeben, denn der Gläubige kann nichts von sich hergeben, was seinem Gott nicht schon gehört.

Auf die erfolgte Beichte und geleistete Buße (ob nun verstanden oder nicht) folgt die Lossprechung „anstatt und auf Befehl“, keinesfalls in eigener Machtvollkommenheit des Priesters. Beide können von ihren jeweiligen Ort her nur darauf vertrauen, dass alles so geschieht, wie es gesagt wird. Die letzte Entscheidung darüber liegt bei Gott selbst. Aus diesem Grunde hat zum Beispiel die protestantische Kirche den sakramentalen Charakter der Beichte zwar nicht abgeschafft (immerhin ist sie biblisch begründet) aber ihre Bedeutung in der Kirche auf das individuelle Bedürfnis des Christen beschränkt. Im Übrigen ist zu sagen, dass diese Sakramentalie außer im klerikalen und im Raum des Ordenslebens (wir kommen darauf noch) eher auf dem Rückzug als auf dem Vormarsch ist – vielleicht zu Unrecht, vielleicht aber spricht sich hier auch eine Art neuer Mündigkeit des Christen aus, der seine Dinge mit seinem Gott unter vier Augen zu klären unternimmt. Allerdings kann ich auch nicht umhin der allerorten grassierenden ethischen Laxheit ihren Anteil am Popularitätsverlust der Beichte zu lassen.

Was haben wir noch an weiteren Kasualien? Ja, natürlich, die „Letzte Ölung“. Korrekterweise wird sie heute „Krankensalbung“ genannt und ist kein „Sterbesakrament“. In ihr ist vielmehr ein weiterer Bestandteil der Erkenntnislehre adaptiert worden: die dort allgemein gepflegte Fähigkeit, Kranke durch das spirituelle Wissen der Adepten zu heilen. Hier aber wird die Heilung zu einer Hoffnung auf Heilung gemindert, weil das Christentum für die elementare Kraft der Erkenntnislehre keinen Begriff haben kann. Auch in dieser Form mag die Krankensalbung die Selbstheilungskräfte des Kranken ermutigen, aber das bleibt dem Zufall und dem Lebenswillen des Kranken überlassen. So rangiert die Krankensalbung immer mehr unter der Rubrik: nette Geste. Es ist immerhin schon viel, dass sie das Image der „Todesbereitung“ hat ablegen können.

Zuletzt noch ein Wort zur sakramentalen Weihe. Über ihre reale Notwendigkeit kann man nämlich geteilter Meinung sein und ich bin es durchaus. Aber ich verstehe auch deren Intention: eine erreichte spirituelle Stufe oder einen besonderen Dienst in der Kirche mit einer gewissen Garantie der Wirksamkeit zu umgeben und ihn so in aller Eindrücklichkeit zu legitimieren. Geweiht werden sowohl Menschen als auch Gegenstände, Kirchen, Altäre, Krankenhäuser, Klöster, Altarbilder, und so fort. Menschen, die geweiht werden, sind Ordensleute, Diakone, Priester und Bischöfe – dazu kommen die früher gebräuchlichen „niederen Weihen“ für diverse untergeordnete Kirchendienste. Einen direkten biblischen Bezug haben diese Weihen nur mittelbar in der Ordination der jüdischen Priesterschaft – auf Jesus werden sie nicht zurückgeführt. Daher finden sich in anderen Kirchen dergleichen Zeremonien auch nicht an.

1.3.1.3. 6. Alles was wir sonst noch haben...

Und was wir sonst noch haben, ist gar nicht so wenig. Da sind zum Beispiel an ganz vorderster Stelle die Orden. In ihnen finden sich Menschen, die sich besonders gerufen fühlen, ihr Leben als Mönche und Nonnen ganz in den Dienst ihrer Kirche und ihres Gottes zu stellen. Gegen diesen Vorsatz ist nichts Tadelnswertes zu sagen. Dass diese Menschen dafür auf Selbstbestimmung, Eigentum und Partnerschaft, ja die eigene Sexualität überhaupt verzichten, kann man indes durchaus kritisch anfragen und wird so viele Für wie Wider hören. Lassen wir aber den Christen das unbestreitbare Recht, mit ihrem Leben das anzufangen, was sie für das Beste halten – sofern es die guten Sitten und das Herkommen nicht verletzt und das dürfte hier eigentlich nicht der Nall sein.

In der Vergangenheit ist es allerdings der Fall gewesen. Menschen beiderlei Geschlechts wurden schon als Kinder in Klöster gesteckt, da für sie in der weltlichen Gesellschaft kein Platz war. Das hat sich heute grundlegend geändert, und damit auch die Quote der offenkundigen Missbräuche im Ordensleben. Dennoch möchte ich auch heute meine Hand nicht dafür ins Feuer legen, dass alle Orden und ordensähnlichen Gemeinschaften jederzeit frei von solchen Missbräuchen sind – hier und da wird es immer jemand übertreiben wollen, aber das ist nicht Sinn und Zweck des Ordenslebens. Sondern der Sinn des Ordenslebens ist, frei von existenziellen Sorgen und von der Last, den Lebensweg selbst planen zu müssen, einer guten Sache bedingungslos und bedenkenlos dienen zu können. Wie dieses Dienen dann ideologisch ausgestaltet wird, ist Sache der einzelnen Ordenskonzepte. Es gibt strenge und eher liberale, alte und neue, große und kleine Ordensgemeinschaften. Es gibt solche, die auf Zeitgemäßheit Wert legen und solche, die gerade in der Rückwendung auf angeblich Bewährtes ihre Mission erblicken. Kurzum, die Palette ist breit und bietet beinahe für jedes Verständnis von religiösem Engagement den passenden Rahmen. Eine Grenze ist lediglich da gesetzt, wo ein Ordenskonzept gegen elementare Normen der Menschenwürde verstößt, wo also Menschen physisch und psychisch durch andere gequält werden. Was sie sich selbst anzutun belieben, steht hingegen in ihrem Ermessen. Es bleibt in diesem Zusammenhang nur zu bedenken, dass, wer hart gegen sich selbst ist, stets in der Gefahr schwebt, auch gegen andere hart zu sein. Wer stets zu schweigen gehalten ist, der sagt vielleicht im entscheidenden Moment auch das rettende Wort nicht. Daher sollte, so auch die Meinung des Heiligen Benedikt, des Vaters des westlichen Ordenslebens, das Leben der Ordensleute frei von drückenden und die Menschenwürde verletzenden Bestimmungen sein. Ordensleute sollten

im Rahmen ihrer „Spiritualität“ ein auch menschlich erfülltes Leben in Gemeinschaft mit anderen Menschen führen.

Früher führte ein breiter Weg ins Kloster hinein und höchstens ein Fluchtweg wieder hinaus. Auch das hat sich grundlegend geändert. Tonangebend war bei dieser Reform die Gesellschaft Jesu. Sie führten ein System ein, nach dem sich heute die meisten Ordensgemeinschaften richten: ein unverbindliches Postulat und ein gestuftes Noviziat als Einführungszeit, dann eine Zeit der „Gelübde auf Probe“, die mehrmals verlängert werden kann, und erst ganz zuletzt nach geraumer Zeit die „ewigen Gelübde“ mit denen der Ordensbruder sich „für Zeit und Ewigkeit“ an die Gemeinschaft band. Heute ist dies das Aufnahmesystem der meisten Orden. Auch Orden die älter sind als die Jesuiten haben es als ein vernünftiges System bei sich eingeführt. Wer heute die „ewigen Gelübde“ ablegt, der weiß im Allgemeinen, was er tut und was er will. Zwar kann man heute theoretisch immer noch mit Sechzehn oder gar schon mit Fünfzehn ins Postulat eines Ordens eintreten. Aber bis man in die Verlegenheit kommt, sich endgültig zu verpflichten ist man zumeist schon jenseits der Dreißig. Zudem: viele Orden haben im Noviziat das „externe Jahr“ eingeführt, in dem der Novize (oder die Novizin) nach einer angemessenen (nicht zu langen) Zeit im Kloster wieder in die Welt hinausgeht, um ihren oder seinen Entschluss an der profanen Wirklichkeit zu überprüfen. Erst wenn der Kandidat zurückkehrt, nimmt das eigentliche Ordensleben seinen Fortgang. Damit soll der einst verbreiteten Unsitte entgegen gewirkt werden, dass Menschen, die im profanen Leben sich gescheitert glaubten, sozusagen die Flucht ins Kloster antraten und auf diese Weise die Lebensgemeinschaften dort neurotisierten. Bis der Kandidat nämlich ins externe Jahr geht, hat er genug Lebensweisheit fressen müssen um zu begreifen, welche Gründe ihn zu der Annahme geführt haben er könne gescheitert sein.

Immer wieder und mit Sicherheit nicht grundlos wird darauf bestanden, dass Menschen, die sich zum Ordensleben berufen fühlen, fröhliche und lebenszugewandte Menschen sein sollten, denn das Ordensleben ist selbst da wo es liberal genannt werden kann, noch streng genug um eine eher depressive und introvertierte Natur arg in Mitleidenschaft zu ziehen. Karitatives Engagement ist auch außerhalb von Orden möglich, theologische und sonst akademische Bildung ebenfalls – wer in einen Orden eintritt, der tut es im Wortsinn „um Gottes willen“. Ihm will er dienen und vor ihm will er sein Leben führen, ihn will er über sein Leben bestimmen lassen und ansonsten möchte er mit seinen gleichgesinnten Mitmenschen als zugewandter Mitmensch und nicht als frommer Griesgram leben. Daher ist Gemeinschaftsfähigkeit ein entscheidendes Kriterium der Tauglichkeit zum Ordensleben. Sich von der Welt zurück zu ziehen, bedeutet eben nicht, sich von den Menschen zurück zu ziehen – das

haben in der Vergangenheit (und die ist noch keineswegs überall zu Ende) manche wirklichen und vorgeblichen Ordensgründer nicht verstanden, darunter auch solche, an deren persönlicher Integrität keinerlei Zweifel bestehen wie zum Beispiel Theresa von Avila. So wie sie ihren unbeschuhten Karmeliterorden konzipiert hat, war er auf Dauer nicht mit Leben zu erfüllen; daher ist der heutige OCD[8] in seinem Profil zwar immer noch auf Strenge des religiösen Lebens ausgerichtet, aber nicht mehr so stark auf die Selbstverletzung und Selbstvernichtung der Individualität. Ebenso ist der OFM[9] mit seinen Zweigen heute kein „Bettelorden“ mehr, sondern ein Sammelbecken fröhlicher Spiritualität wie sie Franziskus vorgelebt hat. Der OP[10] verfolgt heute keine Ketzer mehr, sondern widmet sich der Lehre an Schulen und Universitäten, der Medienarbeit (hier überall im Verein mit der SJ[11]) und auch der Pfarrseelsorge. Die Liste der Beispiele ließe sich fortführen. Allerdings haben die meisten dieser Orden ihre internen Reformen nicht so sehr aus eigenem Antrieb durchgeführt als aus der Notwendigkeit heraus, weiter bestehen zu sollen. Andere Orden, die das nicht getan haben, sind ausgestorben oder haben sich zu abseitigen Sammelbecken abenteuerlicher Existenzen gewandelt, die nur mehr am Rande der Kirche ein irgendwie geartetes exotisches Dasein führen. Nun, es muss auch solche Käuze geben – aber für das Bild der katholischen Orden sind sie nicht maßgebend.

Die innere Struktur von Orden ist sich weitgehend gleich. Die Lebensweise ist es allerdings nicht. Manche Orden leben in Abgeschiedenheit, manche mitten in der Welt, viele sind äußerlich kenntlich, andere aber auch nicht. Heute tragen sehr viele männliche wie weibliche Ordensleute „Zivil“ und gehen zivilen Berufen in einer zivilen Umwelt nach. Sie leben auch nicht mehr alle in Klöstern, sondern viele leben in Wohnungen, einzeln oder auch gemeinsam und treffen sich nur in regelmäßigen Abständen mit ihren Ordensgeschwistern. In diesen Wohnungen geht es zumeist nicht anders zu als in anderen auch – allerdings mit einigen signifikanten Unterschieden.

Denn zum regulierten Leben gehört seit Benedikts Zeiten das Stundengebet. Dieses Stundengebet ist mittlerweile von der gesamten katholischen Geistlichkeit (zu der auch die Ordensleute gehören) aufgenommen worden. Es beginnt am frühen Morgen und endet mit der Komplet in tiefer Nacht. Zum Schlafen kommt man in einem Orden also nicht allzu viel. Jede Arbeit wird zudem, sofern im Konvent geleistet, vom Stundengebet unterbrochen, in welches als Höhepunkt die tägliche Messe eingeordnet ist. Selbstredend wir deshalb kein

---

[8] Ordo Carmelitorum Discalceatorum, Orden der Unbeschuhten Karmeliter und Karmelitinnen, gegründet im sechzehnten Jahrhundert von Theresa von Avila und Johannes vom Kreuz.

[9] Ordo Fratrum Minorum, Orden der Minderbrüder oder auch Franziskaner genannt.

[10] Ordo Predicatorum, Dominikanerorden männlichen wie weiblichen Zweiges-

[11] Societas Jesu, Gesellschaft Jesu, Jesuiten.

Chirurg das Skalpell hinlegen und zum Chorgebet gehen - aber jede Arbeit die ohne Gefahr unterbrochen werden kann, sollte unterbrochen werden.
Klöster und ähnliche Gemeinschaften werden von Vorstehern geleitet. Diese werden zumeist von der Gemeinschaft aller Mitglieder des Konventes gewählt und in den meisten Fällen ist ihre Amtszeit auch begrenzt. Während dieser Amtszeit regieren sie formal absolut, aber in der Praxis beraten vom Kapitel, der Versammlung aller Professen, das sind diejenigen Konventsmitglieder, die ihre Gelübde geleistet haben (zeitliche oder ewige). Sie tun stets gut daran und wissen das, auf ihre Berater zu hören. In kleinen Dingen allerdings wird man ihnen im Kloster widerspruchslos gehorchen. Dieser Gehorsam, der ohne jeden Rückhalt geleistet wird, soll den Mönch oder die Nonne daran gewöhnen, auf Gottes Wort ebenso zu hören – und ihm ohne jede Reflexion zu gehorchen. Man meint, dass in Klöstern Gottes Stimme deutlicher und vernehmlicher zu den Menschen spräche.
Aus diesem Grunde ziehen sich auch manche Menschen, die nicht beabsichtigen, einem Konvent beizutreten, in regelmäßigen Abständen in Klöster zurück. Man nennt solche Aufenthalte Exerzitien. Solche Exerzitien können mit Programmen gestaltet werden, doch ist das nicht vorgeschrieben. Vorgeschrieben ist nur die kontemplative Atmosphäre, die sich in Stille und Schweigen äußern soll. Dass solche Aufenthalte eine seelische Regeneration bewirken können, ist unschwer zu begreifen.

Hoppla – jetzt hätte ich doch beinahe eine Angelegenheit vergessen, die zwar kaum noch praktiziert wird, aber immerhin den Stoff für etliche Horrorfilme lieferte: den Exorzismus [12]. Es gibt ihn als „großen“ und „kleinen“ Exorzismus und während man dem großen kaum noch begegnet, ist der kleine bei fast jeder Taufe gegenwärtig.
Man könnte meinen, vor allem im großen Exorzismus feiere das Mittelalter fröhliche Urständ, und dieser Meinung sind durchaus auch viele kirchliche Autoritäten. Andererseits ist es in bestimmten Kreisen noch immer gang und gäbe, an diverse dämonische Mächte zu glauben und Menschen, die man davon befallen glaubt, mit Wohlwollen und Bekehrungseifer geradezu zu verfolgen: seltsamer weise handelt es sich dabei zumeist um Menschen, die gute Gründe haben, keine Katholiken sein zu wollen; zum Beispiel Gnostiker sind dankbare Opfer. An ihrer kompromisslosen Ablehnung all dessen, was ich hier beschrieben habe, kann man sich wunderbar reiben, und das detaillierte Verständnis, mit dem sie die Sache gleichsam von innen her betrachten und dann doch entschieden ablehnen können, das kann ja nur vom Teufel stammen.
Aber auch Menschen die ohne traditionelle Wurzeln mit dem „Ungreifbaren“ umgehen werden oft als „von Dämonen besessen“ diffamiert. Ein Katholik

[12] Benedikt XVI ist gerade dabei, den Exorzismus wieder zu beleben.

scheint's kann nicht glauben, dass der Mensch als Mensch Gott genug ist, es mit dergleichen aufnehmen zu können. So sympathisch und zuweilen geradezu weise gewisse Züge seiner Religion auch anmuten - letztenendes bleibt jene Intoleranz, welche sich selbst mit verschämter Großspurigkeit als den Nabel der Welt betrachtet. Diese Intoleranz teilt sie nun aber mit allen anderen christlichen Konfessionen und darüber hinaus auch mit allen Religionen dieser Erde.
Schauen wir uns aber zunächst einmal weitere christliche Konfessionen an.

1.3.2. Die Protestanten

1.3.2.1. Warum es sie gibt

Die protestantischen Kirchen sind, wenn man es genau betrachtet, die Quintessenz aller inneren Widersprüche der alten Kirche. Daher sind sie auch keineswegs aus dem Nichts entstanden, entspringen in ihrer Intention auch nicht dem Impuls von Einzelnen wie Luther oder Calvin. Sie entspringen vielmehr dem stets gegenwärtigen Bestreben von Christen, in den Grundlagen ihres Glaubens unangreifbar zu sein. Die mittelalterliche Kirche bot in dieser Beziehung nicht viel Ermutigendes. Sie hatte sich weit von ihren schriftlichen und auch sachlichen Grundlagen entfernt, und das in katastrophaler Weise sowohl in Bezug auf den Klerus als auch und noch katastrophaler in Bezug auf die Mehrheit der Laien. Wunderglauben und magische Vorstellungen prägten deren religiöse Welt und erzeugten in ihnen ein Gefühl des Ausgeliefertseins an Vorgänge, die sie nicht verstanden und die ihnen auch niemand erklären konnte. Der Klerus hingegen war vollauf damit beschäftigt, den Bestand der Organisation Kirche politisch und wirtschaftlich zu sichern und hatte für dogmatische und exegetische Probleme, für Schwierigkeiten in der Übermittlung von Glaubensinhalten absolut kein Ohr und keine Hand frei.
Zwar erhoben sich aus dem klerikalen Lager immer einmal wieder kritische Stimmen, aber die Situation der Kirche war inzwischen so verfahren und mit den allgemeinen Entwicklungen verhängnisvoll verflochten, dass jede auch noch so gelinde und begründete Zurechtweisung einer Attacke auf das Bestehen der alten Kirche gleich kam und entsprechend hart abgewiesen wurde. Man machte sich keine Gedanken, weil man sich keine machen durfte, denn das Schicksal der Kirche wie sie war hing an jedem einzelnen dieser Gedanken.

Nun gab es deren aber genug und mit der Zeit wurden es immer mehr – folgerichtig ließen sie sich eines Tages nicht mehr unterdrücken und es geschah das stets Gefürchtete und doch Unvermeidbare: die alte Kirche, die Ecclesia catholica, zerbrach – erst in zwei, dann in immer mehr Stücke. Luther war nur einer von vielen, die dabei den Hammer schwangen. Als er zuschlug, war

Böhmen schon halb abgefallen, regte sich in England Widerstand, und die Provençe erhob gemeinsam mit den alten norditalienischen Quälgeistern der Kirche, ihr schon ergrautes Ketzerhaupt zu neuer Jugendfrische.
Man hat den Sieg des Luther über den Papst oft als Bestätigung dafür gewertet, dass Gott ausgerechnet diese Kirche gewollt habe. Es ist aber kein Wunder geschehen, nicht einmal wenn man Wunder in dem Sinne definiert wie auch ich es definiere: hinterher kann man alles erklären. Nur vordem hat es niemand kommen sehen. Vielmehr: Alle Welt sah es kommen.

Man vergisst, dass gerade Luther keine neue Kirche gründen, sondern nur die alte von allem Schmutz der Jahrhunderte reinigen wollte und damit genau das bewirkte, was geschieht, wenn man einen alten Motor reinigt. Vordem lief er hustend und spuckend aber er lief – gereinigt läuft er gar nicht mehr, denn just dieser Dreck hat ihn zusammen gehalten. Was seinen dogmatischen Sieg angeht: die Kirche nach dem Konstanzer Konzil hatte nicht mehr die Kraft, gegen den Willen auch der Humanisten in den eigenen Reihen noch einen Hus zu verbrennen und: die politische Lage in Deutschland war angesichts der Ausbeutung der Fürsten durch den Vatikan mehr als prekär. Die Fürsten, die ihr Geld lieber bei sich behalten wollten, ergriffen dankbar diese Möglichkeit, sich nicht nur vom Papst, sondern auch gleich vom Reich neuerlich zu emanzipieren. Man erinnere sich an den alten Hegemonialstreit, der seit den Tagen der Staufer in Deutschland teils loderte teils schwelte, aber nie endete. Luthers Reformation hat auch ihn entschieden. Das Papsttum aber hatte sich so wie es war dogmatisch, wirtschaftlich und politisch überlebt und die Reformation jagte es nur aus jenen Einflussbereichen hinaus, in denen es ohnehin nicht viel zu sagen gehabt hätte.
Luther war zur rechten Zeit der rechte Mann am rechten Ort. Das sind der wunderbaren Zufälle schon einmal drei auf einem Haufen und ich konstatiere zumindest vorsichtig, dass die Reformation wohl nicht ganz GEGEN Gottes Willen gewesen sein kann, wenn sie denn geschehen konnte – des Gottes freilich, den ich und die Erkenntnislehre meinen und der mit dem biblischen Gottvater nichts gemein hat.
Denn seit diesem Schlag ins Kontor (und das ist wortwörtlich gemeint) ist auch die alte Kirche nicht mehr, was sie vordem war. Sondern sie hat in zwar recht langsamen Schrittmaß, aber immerhin, den Weg beschritten, den Luther und viele vor ihm mit weniger Glück, gegangen sind: den Weg der „ecclesia semper reformanda“, den Weg der „sich selbst immerzu erneuernden Kirche“.

1.3.2.2. Der Glaube

Die absolute Grundlage „evangelischen“ Glaubens ist die Bibel alten und neuen Testamentes, wobei das alte zugunsten des neuen gedeutet und in seiner normativen Bedeutung gegebenenfalls relativiert wird. Der evangelische Christ kann das von seiner Warte aus unbedingt und unbedenklich tun, denn das alte Testament gilt in seinem Hauptanliegen als „erfüllt“ durch Jesus Christus und daher nicht mehr als maßgebend. Es ist eine erledigte Akte, in der man noch blättern kann, die auch den einen oder anderen Tipp bereit hält und manchmal Stoff für einen guten oder weniger guten Film bietet. Aber unmittelbar relevant ist diese Akte nicht mehr.
Hingegen bietet das Neue Testament, also die Lehre Jesu wie sie im Verständnis der Christen existiert, einen unerschöpflichen Vorrat von Denkanstößen und bieten die Nachrichten über die Entstehung des Christentums, wie wir sie aus diesem Fundus schöpfen können, einen unermesslich großen Gestaltungsspielraum, der in den verschiedenen protestantischen Kirchen entsprechend ausgelotet wird. Dabei sind Wege und Irrwege durchaus gleichberechtigt, denn die Einsicht, dass ohne Irrtum keine Wahrheit zu erreichen ist, gehört zum Understatement des Protestantismus. An dieser Einsicht entlang wertet sie auch den Traditionsbestand der alten Kirche, den sie als solchen durchaus respektiert, dem sie nur keine normative Geltung beimisst.

Die Bibel des Protestanten „enthält“ ihm Gottes Wort – nur in sehr fundamentalistischen Kreisen „ist“ sie „eins zu eins“ Gottes Wort. Da sie es enthält, macht er sich auf, es zu finden und wühlt es mittels Textkritik aus all den zeitbezogenen Äußerungen mehr oder minder vollständig heraus. Diese Textkritik führt ihn zu detaillierten Forschungen über Entstehung und Entwicklung der christlichen Lehre, wobei er dich durchaus von der Faktizität leiten lässt: es wird schon nicht ohne Grund sein, denkt er sich, wenn diese schöne Lesart nun nicht mehr möglich ist – und so macht er sich frei und von Rücksichten unbehindert ans Forschen. Da das alte Testament das Wort Gottes ebenso enthält, forscht er auch hier, und will dabei insbesondere wissen, was dieser Gott mit dem Volk Israel wirklich angestellt hat und wie es nun wirklich darauf reagierte. Denn der religiös argumentierende Antisemitismus des späten Luther ist spätestens seit 1945 vollständig aus dem Protestantismus eliminiert.

Aber natürlich hat auch die protestantische Freizügigkeit Grenzen. Die Gestalt des biblischen Jesus zum Beispiel, sein Kreuzestod und seine Auferstehung von den Toten sind unantastbar, desgleichen auch die Erwartung seiner Wiederkunft am Jüngsten Tage. Ob diese sich nach dem Muster der „Offenbarung des Johannes“ vollziehen wird oder ganz anders sieht man freilich wiederum recht liberal. Der Gottesbegriff bleibt auf den hebräischen Jahwe bezogen, weitergehende Erkenntnisse, wie zum Beispiel die der Gnosis werden

rundum abgelehnt ohne dass sie recht begriffen worden sind, denn von einem „unpersönlichen“ Gott spricht die alte Gnosis ja auch nicht, sondern nur von einem, dessen Wesen uns unbegreiflich ist. Es ist andererseits aber auch völlig klar, dass die protestantische Lesart hier ebenso wenig wie die katholische den Boden der biblischen Gottesvorstellung verlassen kann – schließlich ist das gesamte Christentum anders als in dieser Verbindung nicht vorstellbar.

Ansonsten ist das protestantische Glaubensgefüge relativ einfach: es gibt die Dreieinigkeit, es gibt Engel, es gibt (bei Licht besehen) auch einen Teufel samt Dämonen, und von allen kündet „die Schrift“. Besondere Heilige gibt es nicht, da erstens der Christ keinen Fürbitter bei seinem Gott braucht und zweitens kein Mensch darüber verfügen kann, wie und auf welche Weise Gott diejenigen ehrt, die sich um ihn verdient gemacht haben. Unter dem Begriff „Gemeinschaft der Heiligen“, wie er im „Apostolischen Glaubensbekenntnis“ auftaucht, wird die ganze Christenheit, lebendig und gestorben, verstanden. Auch Maria ist nur eine Frau, wenn auch eine mit besonderer Bedeutung für den Fortgang der Ereignisse. Es gibt Sakramente, der Protestant nennt drei, ich nenne gern vier und bezeichne als viertes Sakrament gern die Bibel. Indessen genießt sie wohl höchstes Ansehen, aber keine kultische Verehrung. Der protestantische Christ sieht sich als persönlich durch Christus erlöst an. Nicht indem Christus irgendwann in der Vergangenheit am Kreuz gestorben ist, hat er die Menschheit erlöst, sondern er tut es im Augenblick da der Mensch an ihn und dieses Opfer glaubt, ganz konkret bei diesem Menschen. Seine Arbeit, auf Golgatha begonnen, dauert also fort und wird dauern, bis er am Jüngsten Tage mit dieser Welt so wie sie ist, ein Ende macht und seine Welt herauf führt. Darauf wartet der evangelische Christ ebenso wie jeder Christ auf Erden. Ob sich dieser Jüngste Tag dann allerdings abspielt wie in der „Offenbarung des Johannes“ beschrieben, daran darf man als evangelischer Christ durchaus seine Zweifel haben.

1.3.2.3. Das Institut Kirche

Die Basis kirchlicher Existenz ist im evangelischen Verständnis die Gemeinde. Alles christliche Leben geht von ihr aus und ist in ihr beschlossen. Von ihr wird die gesamte Organisation der Kirche getragen. In ihr wirken die Geistlichen männlichen und weiblichen Geschlechts als Vermittler und Ausleger des Wortes und Verwalter der Sakramente. In ihr finden die einzelnen Christen ihre geistige Heimat. Zuweilen finden sie dort auch mehr – in lebendigen Gemeinden ist der Lebenszusammenhalt der Gemeindeglieder oft sehr stark. Man sieht sich im Gottesdienst, aber mehr noch in diversen Arbeitsgruppen und Kommunikationskreisen. Diese sind oft der Anlass, sich auch im privaten Rahmen regelmäßig zu kontaktieren. Aber, wie gesagt, gilt das für lebendige

Gemeinden. Das sind bei weitem nicht mehr alle – die Jahrhunderte des „Volkskirchentums“ haben dem evangelischen Gedanken sehr geschadet. Sie haben die Kirche zum „Dienstleister“ gemacht und damit ihrer eigentlichen Funktion beraubt. Die ist es nämlich, Teil am „Leib Christi“ zu sein und als solcher Vitalität aus sich selbst heraus zu entwickeln.

Jede Gemeinde regelt ihre Angelegenheiten selbständig. Sie wählt ihre Pfarrer aus den vorgeschlagenen befähigten Kandidaten durch Mehrheitsvotum aus. Sie ratifiziert vom Konsistorium als dem regionalen Verwaltungsapparat der Kirche gemachte Vorschläge – kann das nicht geschehen, hat der Pfarrer die stets unangenehme Pflicht, das Konsistorium davon zu unterrichten, dass seine Vorschläge der Gemeinde so nicht zu vermitteln sind. Denn er kann diese Vorschläge nicht mit Autorität durchsetzen – er hat dieselbe nicht. In Verwaltungs- und Gemeindefragen liegt alle Autorität beim „Gemeindekirchenrat“. Der Pfarrer gehört diesem zwar an, hat aber auch nur eine Stimme.
Übergeordnetes Organ der Gemeindekirchenräte ist der Kirchenkreis, dem ein „Superintendent“ vorsteht. Diesem untersteht die Ordnung der Verkündigung in den Gemeinden, er hat sozusagen die geistliche Aufsicht und auch disziplinarische Gewalt, was seine Amtsträger anbelangt. Beschlussfassendes Organ eines Kirchenkreises aber ist die Regionalsynode, die mit von den betreffenden Gemeinden entsandten Mitarbeitern bestückt ist. Diese konstituieren „von unten“ die Landessynode und so geht es weiter bis zur Synode[13] im Weltmaßstab. Bei diesen Synoden liegt alle Autorität der Beschlussfassung und Synodale sind bei weitem nicht nur Geistliche, nicht einmal in der Hauptsache Theologen, obwohl die natürlich auch da sind.

Die schon genannten Konsistorien befassen sich mit Personal- und Verwaltungsfragen. Die Beschäftigung mit Personalfragen (Einstellung, Entlohnung, Versicherung etc. pp.) bringt es mit sich, dass sie auch in Konflikten eine Schiedsfunktion innehaben. Allerdings sind sie kein „Kirchengericht“. Ein solches gibt es in der evangelischen Kirche nämlich nicht. So versuchen sie Streitigkeiten auch erst einmal zu schlichten, ehe sie in denselben „richterlich“ entscheiden. Geht es um Verfehlungen eines Pfarrers, wird die Sache allerdings irgendwann in Berufung an den Landesbischof weiter gegeben, der die oberste „Dienstaufsicht“ über seine Pfarrer und Pfarrerinnen hat. Seine Entscheidung – allerdings erst nach Prüfung der Sache und eingehender Beratung sowie – selbstredend – Anhörung des oder der Betreffenden – gilt dann als letztinstanzlich. Was nichts zu tun hat mit einem „Roma Locuta, Res Finita![14]“,

[13] Synode heißt nichts anderes als „Versammlung“, „Zusammenkommen“.

[14] Rom hat gesprochen, die Sache ist erledigt… stehende Redensart in der katholischen Kirche.

sondern eine Berufung bleibt auch dann stets möglich, nur nicht an eine andere Instanz.

Aus eigener Anschauung weiß ich, dass die Brüder und Schwestern Bischöfe sich eine solche Angelegenheit stets sauer werden lassen, denn bei der nächsten Synode, könnte sein, erteilt die Landeskirche ihnen die Quittung. Synodale können sehr angriffslustig sein, hat ein Bischof sich erst einmal im Ton vergriffen. Denn ihnen hat derselbe nichts zu befehlen. Alles, was er zu tun hat, ist, unter seinen Pfarrern Ordnung zu halten, dafür zu sorgen, dass die theologische Nachwuchsausbildung ebenfalls ordentlich vonstatten geht und sein Gesicht immer wenn es gebraucht wird, in die Fernsehkameras zu halten. Das Amt, das er bekleidet hat wenig von dem Glamour, der einen katholischen „Kirchenfürsten“ auszeichnet, auch wenn er wie dieser einen Klerikerkragen und ein Brustkreuz trägt. Dafür ist ein Bischof evangelischer Konfession vielleicht eher das, was ein katholischer Bischof sein sollte, nämlich Knecht der Knechte Jesu nach dem biblischen Gebot: wer über euch herrschen will, der sei euer aller Diener. Nun, der Herrschaftsbereich eines evangelischen Bischofs erstreckt sich im Eigentlichen auf die Pfarrer seines Amtsbezirkes. Ansonsten ist ein Bischof nur ein ganz normaler evangelischer Christ, was sich auch darin ausdrückt, dass es eine Weihe für ihn ebenso wenig gibt wie für den Pfarrer (oder die Pfarrerin und übrigens auch Bischöfin).
Evangelischer Geistlicher wird man, indem man die dazu erforderlichen Fähigkeiten und Fertigkeiten erwirbt. Das muss nicht an einer Universität geschehen und dafür ist auch kein Gymnasialabschluss unbedingt notwendig. Man kann ebenso gut mit der „mittleren Reife“ ein kirchliches Predigerseminar oder eine kirchliche Hochschule besuchen. Dann wird der Kandidat oder die Kandidatin geprüft und nach bestandener (theoretischer wie praktischer) Prüfung ordiniert. Diese Ordination nimmt der Landesbischof vor, wenn es einen gibt ansonsten ein Gremium Berechtigter und auch der Bischof lässt sich bei solch feierlichen Akten gern von Kollegen assistieren. Der Kandidat legt ein Versprechen auf die evangelischen Bekenntnisse und die Bibel ab und wird dann in sein Amt „eingesegnet“. Die so erhaltene Bestallung gilt auf Lebenszeit – auch der emeritierte oder gar suspendierte Pfarrer bleibt ein Pfarrer. Zur Einübung in die Gemeindepraxis werden die jungen Pfarrer sodann älteren als „Vikare“ zugeordnet. Dabei fällt ihnen als den „Lehrlingen“ natürlich auch die gemeindliche „Drecksarbeit“ zu – Sozialdienst und seltsamerweise oft die Jugendarbeit. Nach angemessener Zeit wird der Vikar dann einer Gemeinde „präsentiert“, die ihn indes auch ablehnen kann – freilich nicht ehe sie ihn in Augenschein genommen hat. An dieser Pfarrerwahl kann jedes „Gemeindeglied“ teilnehmen, das die volle Berechtigung hierzu hat – also konfirmiert ist, wir reden gleich darüber, was das ist. Voraussetzung ist, dass es sich am angesagten „Probesonntag“ in der Kirche befindet. Es ist keineswegs so, dass alle

präsentierten Pfarrkandidaten automatisch angenommen werden – ich selber habe schon etliche Gottesdienste besucht, in denen Pfarrer predigten, die nachher abgelehnt wurden. Die Gründe dafür sind zuweilen recht subtil und emotional, aber sie werden akzeptiert, denn Basis der kirchlichen Struktur ist nun einmal die Gemeinde. Das Institut Kirche umfasst somit alle, die sich in dieser Kirche bewegen und das nicht nur als theoretische Verlautbarung, sondern sehr praktisch.

1.3.2.4. Der Kultus

Wie in (fast) jeder christlichen Gemeinschaft so ist auch hier der – sonntägliche - Gottesdienst das Zentrum des Gemeindelebens. Aber damit ist die Theorie auch schon an ihrem Ende, denn die evangelischen Kirchen sind bekanntlich nur zu Weihnachten und bei ganz lebendigen Gemeinden auch in der Osterwoche voll. Ansonsten hat man Glück, wenn hundert Leute zerstreut in einer Halle hocken, die für mehr als tausend Besucher ausgelegt war. Woran liegt das?

Nun, zu einem Teil liegt es sicher an einer Art „Erholungsphase“ welche die evangelische Kirche insbesondere in Deutschland nach Jahrhunderten des „Volkskirchentums“ und teilweise sogar des „Staatskirchentums“ und, am schlimmsten, der Einheit Beider durchlaufen musste. Es liegt aber auch daran, dass die, wie Engels es nannte, „Wohlfeilheit“ der evangelischen Konfession dem Rückzug ins Private, ja Intime, jederzeit Vorschub leistet. Es liegt ferner daran, dass viele Geistliche dieser Kirche angesichts der leeren Kirchen die Nerven verlieren und über der fieberhaften Suche, womit sie denn zu füllen wären, mitunter auf Ideen verfallen, welche ihnen zwar die Kirchen kurzfristig füllen, aber dafür die Substanz des evangelischen Verständnisses ausleeren.

Man sagt, ein protestantischer Gottesdienst sei langweilig. Er kann, das bestätige ich gerne, sogar sterbenslangweilig sein. Dann nämlich, wenn die Gemeinde das Tun und Lassen ihres Pfarrers da vorne überhaupt nicht nachvollziehen kann und nur in ihren Bänken schnarcht, wenn der Organist seine Choräle ohne „Pep“ herunterleiert, wenn der Lektor einen Sprachfehler hat und die Auswahl sowohl der Texte wie auch der Lieder nicht einmal vom Pfarrer selbst in irgendeinen inhaltlichen Zusammenhang gebracht werden kann. Ein solcher Gottesdienst verdient es nicht, gehalten zu werden, die Leute sollten besser ausschlafen.

Aber ist ein Gottesdienst besser, an dem der Besucher sich wie in der Diskothek fühlt, in dem eine hämmernde „Schießbude“ alle Spiritualität buchstäblich zum Teufel jagt, in dem statt Festlichkeit Party gemacht wird und Gott uns in Gestalt eines herumfuchtelnden Punkers mit Gesichtspiercings, Irokesen-

schnitt und Bierpulle erscheint? Was für ein Eindruck entsteht dadurch? Ist Gott ein Jugendlicher mit zweifelhaftem Geschmack, der die Koordination seiner Bewegungen noch nicht völlig beherrscht? Ist die Gemeinde, welch ja den Gottesdienst an erster Stelle trägt, eine fast ertaubte, zwischen Erwachsensein und Kindheit zerrissene, in Manie und Depression schwankende bipolare Truppe? Manchem mag das ja gefallen, aber sucht der, welchem das gefällt, die Begegnung mit Gott oder nur das eigene, gewohnte Umfeld?

Was ist eigentlich der evangelische Gottesdienst von seinen Wurzeln auf? Die Antwort ist gegeben worden als von einer protestantischen Kirche noch nicht die Rede war: im Jahre 1523, in dem Luther anfing, sich Gedanken über eine bibelgemäße Versammlung der Gläubigen zu machen. Er stellte fest, was in einer solchen Versammlung unbedingt präsent sein müsse und was unbedingt dort nicht hinein gehöre und fand (im Jahre 1526 noch präzisiert) die Lösung in der Ausgestaltung des Gottesdienstes als Gebets-, Verkündigungsveranstaltung und Sakramentsfeier in einem. Daher behielt er das alte „Ordinarium Missae“ vollständig bei (Kyrie, Gloria, Credo, Sanctus, Agnus Dei), auch Teile des Propriums (Antiphonie, Kirchengebet, Lesungen, Kollektengebet, Fürbitten mit Vaterunser, Postcommunio, Segensformeln) – zunächst gar auf Latein, später, 1526, in der Landessprache. Aber er strich alles, was mit dem evangelischen Verständnis von einem Geistlichen nicht mehr vereinbar war: er beraubte das Abendmahl aller magisch deutbaren Bestandteile, aller „Anrufungen“ die auch nur entfernt etwas mit Opferung und Beschwörung zu tun haben konnten. Er strich auch alle Bezüge auf Heilige. Vom „eucharistischen Hochgebet“ behielt er nur die Liturgie der Präfation mit dem abschließenden Sanctus. Dem folgten unmittelbar die – biblischen – Einsetzungsworte und diesen, sozusagen in Gegenwart Gottes in Brot und Wein, das „Agnus“ und das „Vaterunser“. Im Großen und Ganzen ist diese Ordnung des Gottesdienstes bis heute verbindlich geblieben. Auch wenn die neuesten Ordnungen hier größere Wahlfreiheit lassen – unentbehrliche Bestandteile bleiben die Evangelienlesung, das Glaubensbekenntnis, die Predigt, die „Einsetzungsworte“ und das Vaterunser. Über alles andere, heißt das, kann man reden. Dem folgten dann die reformierten Kirchen indem sie nämlich fanden, worüber man reden könne, das könne man auch gleich abtun. In einer reformierten Kirche wird der Gläubige oft nur noch auf eine von Gebeten und Gesängen umrahmte Predigt stoßen, die vom gelesenen Evangelientext ausgeht. Desgleichen beschränkt sich die „Abendmahlsliturgie“ auf die Zitation der „Einsetzungsworte“.
Das ist recht „dürr“, aber auch das ist evangelischer Gottesdienst. Denn derselbe dient eben nicht in erster Linie der ästhetischen Befriedigung des sonntäglich – festlich eingestellten Gemüts, sondern der Belehrung der Gemeinde. Diese soll durch einen Gottesdienst in ihrer Glaubensfestigkeit bestärkt und zum Wachsen gebracht werden. Sie soll an Herz und Kopf gebildet,

also „erbaut“ werden und wer schläfriger aus der Kirche kommt als er hinein gegangen, darf meiner Ansicht nach dem Pfarrer auch gern ein faules Ei in den Kollektenkorb legen. Übrigens auch der, welcher vor lauter „Musik“ den Text nicht mehr verstanden hat. Auch der, dessen Kopf vielleicht befriedigt wurde, dessen Herz aber durstig blieb. Übrigens: man gehe in eine Gemeinde reformierter Tradition und man wird sehen, dass das Herz keineswegs unberührt bleibt – nicht so sehr der Worte wegen, sondern der Atmosphäre wegen, die in diesen Gemeinden mitunter lebendig ist. Diese Atmosphäre muss ja wohl von irgendwoher gekommen sein.

Es ist sehr leicht zu sagen, woher diese Atmosphäre gekommen ist, aber es ist nicht unbedingt leicht, sie herzustellen und ich persönlich machte die Erfahrung, dass sie in katholischen Gottesdiensten noch sehr viel schwerer her zu stellen ist. Zu viel lenkt ab von der eigentlichen spirituellen Funktion eines Gottesdienstes, der ja nicht im Abhaspeln irgendwelcher Zeremonien besteht, sondern darin, dass man dem Geist Raum gibt. Erstens einen äußeren, zweitens aber und das ist sehr viel wichtiger, einen inneren Raum. Sicher ist dieser Geist auch in einer Messe potenziell vorhanden – er ist immer da – aber um ihn spürbar zu machen muss sich ein Priester sehr viel mehr anstrengen als ein Pfarrer und am leichtesten hat es der Straßenanzug tragende Prediger. Denn es ist, wie Jochanaan der Prediger sagt, der Geist, der den Gemeinden sagt, der in ihnen offenbar wird, wenn sie sich versammeln und ihre eigenen Potenziale sozusagen als Treppenstufen bereit legen.

Wenn also ein evangelischer Gottesdienst langweilig ist, liegt das wohl auch an dem Pfarrer, der seine Gemeinde nicht versteht und von ihr nicht verstanden wird, es liegt auch an dem vielleicht lispelnden Lektor, der seine Botschaften nicht „rüberbringt“, an dem Organisten, der mit seinem langweiligen Orgelspiel die Gemeinde noch tiefer hypnotisiert als sie es schon ist. Aber zuallererst liegt es an einer Gemeinde, die sich selbst verpasst hat. Die vielleicht über ihre Rolle und ihre Funktion niemals aufgeklärt worden ist. Das aber ist dann ein Versäumnis des Geistlichen, denn die Unterweisung der Gemeinde ist seine Aufgabe ebenso wie die Verwaltung der Sakramente und sein Recht ebenso wie das Hausrecht in der Kirche. Wenn das versäumt wurde, nützt auch die Punkband in der Kirche nichts mehr, sie ist dann nur noch Folklore.

Ansonsten ist es mit folkloristischen Tendenzen im Kult der evangelischen Kirchen aber eher schlecht bestellt, es sei denn, eine dramatische Aufführung oder ein Tanz kann dem momentanen Verkündigungsauftrag – der amtlich für jeden Sonntag festgelegt wird – besser genügen als die Predigt, dann ist alles erlaubt, was der Sache nützt. Theoretisch betrifft das auch eine Band, aber hier steht die Lautstärke der Textverständlichkeit zumeist arg im Wege und keines-

wegs alle Gemeindeglieder lieben diesen Stil oder beherrschen auch nur englische oder amerikanische Regionalmundarten, die zum Beispiel für HipHop unbedingt vorgeschrieben sind. Wer zum Beispiel Weihnachten oder die Hochzeit von Kana in einer regelrechten Hochzeitsfeier oder eben einem (gut durchdachten) Krippenspiel verdeutlichen möchte – warum nicht. Anders verhält es sich mit Passionsspielen – ich finde sie geschmacklos und makabren Devotionalienkitsch. Aber wie auch immer, das Wort muss nicht das einzige Mittel des Predigers sein, Hauptsache, es geht ihm immer und bei allem nachweislich um das Wort Gottes. Hier hat, anders als in der katholischen Kirche, der Pfarrer a priori keine Schwierigkeiten zu befürchten. Kritik indes kann es dennoch geben, und sollte es auch immer geben, denn die Gemeinde lebt davon, dass die Verkündigung in ihr – auch im kritischen Gespräch – stets lebendig ist. Der Pfarrer ist zwar befugt zu lehren, aber er hat die Weisheit auch nicht mit Löffeln gefressen wie man sagt und je deutlicher sein Bemühen wird, sich dennoch zu ihr durch zu graben, umso eher wird er seine „nicht beamteten Kollegen“ die Gemeinde, fragen wollen. Immerhin haben nicht wenige Gemeinden die Sitte des „Kirchenkaffees“ eingeführt; dabei kann man sich unter andrem sicher auch noch über die Predigt unterhalten.

Neben dem Sonntagsgottesdienst gibt es – fakultativ - noch eine Reihe anderer geistlicher Veranstaltungen. Die bekannteste ist vielleicht die musikalische Vesper, in welcher die Kirchenmusik nicht nur akademisch gepflegt, sondern auch in ihrer Rolle als Verkündigerin des Glaubens herausgestellt wird. Manche, insbesondere größere, Stadtgemeinden veranstalten auch ein am Stundengebet der alten Kirche orientiertes Mittagsgebet, das sie aber mit aktuellen Formen originell anreichern. Aber darauf, dass auch ein Kirchentag eigentlich ein Gottesdienst ist, den die Gemeinde für sich selbst veranstaltet und zu dem sie die Geistlichkeit allenfalls einlädt, dürfte selbst dem in Konfessionskunde Erfahrenen nicht sofort verfallen. Dennoch ist es so und das bringt wieder einmal zum Ausdruck, was ich ganz zu Anfang vom Institut Kirche sagte: Basis, erster Grund und letzter Adressat des evangelischen Christseins ist die Gemeinde der „heiligen“ das heißt mündigen und ihrer Sache selbst bewussten Christen.

1.3.2.5. Die evangelischen Sakramente

Die evangelische Kirche kennt drei Sakramente, ich zähle, da ich die Bibel hinzu zähle, vier, aber diese Zählung ist rein privat und der Bibel als Buch werden auch keine besonderen Ehren erwiesen. Vielmehr wird sie nach Strich und Faden untersucht und um und um gewendet, denn: die Bibel enthält dem Protestanten das „Wort Gottes“ und dies Wort gräbt er mit allen Methoden der

Philologie und Archäologie aus dem „Stein“ der Überlieferung heraus. – Ob er es immer da findet wo er es gefunden glaubt, ist allerdings reine Glaubenssache, aber das ist letztenendes die ganze Bibel. Das ist letztenendes der ganze Kulturfaktor Christentum.

Der Beschäftigung mit dieser Bibel dienen eine Reihe von Veranstaltungen: es gibt Bibelkreise, es gibt Bibelforen, es gibt Seminare und Vorträge, je nach dem wie es ein Pfarrer versteht, das Interesse der Gemeinde am „Wort“ zu erregen. Manche verstehen es leider nicht und da fragt man sich doch, was um alles in der Welt sie ins Amt getrieben hat. Um mit Menschen umzugehen, gibt es heute doch reichlich Alternativen. Man kann, so meine Erfahrung, niemanden für etwas interessieren, das einen selbst nicht interessiert.
In diesen Veranstaltungen mit der Bibel kann und soll sich der „gemeine Christ“ mit den Grundlagen seines Glaubens mehr und tiefer vertraut machen als das im sonntäglichen Gottesdienst möglich ist. Das setzt voraus, dass auch der Pfarrer auf eine Weise am „Wort“ interessiert ist, welche über die Ausarbeitung der Sonntagspredigt und die Konzeption der Konfirmandenstunden hinaus geht; es setzt voraus, dass er seinen Beruf nicht als Job, sondern als „Auftrag von oben“ ansieht. Es setzt nicht Familientradition voraus, sondern das ganz bewusste und absichtsvolle Ergreifen gerade dieses Berufes. Es ist wahr: im täglichen Gang des Lebens verlieren sich fast alle charismatischen Träume, aber das ist Christentum eben auch: eine Schule der Ernüchterung. Nicht umsonst mahnt Paulus: seid nüchtern und wachsam. Christentum ist nichts für Menschen mit Hang zum Pathos. Solch religiöses Pathos verfliegt und lässt den Menschen unter Umständen so verwirrt zurück, dass er den Weg zu einer realistischen Gestaltung des Glaubens überhaupt nicht mehr findet: das Ergebnis ist Gleichgültigkeit oder sogar Feindschaft. Dennoch sollte gerade der Repräsentant einer Gemeinde jemand sein, der über diese Missverständnisse hinaus zu weisen vermag auf den wahren Sinn dessen, was da geschieht. Viele reformierte Prediger haben diesen „Dreh“ übrigens „raus“ und insbesondere stark ist er unter den „Freikirchlichen“ über die wir noch sprechen werden.

Kommen wir aber nun zu den eigentlichen Sakramenten. Da Sakrament „Zeichen Gottes an den Menschen“ ist, Gottes Wort verbindlich in der Bibel vorliegt und drittens für Christen das gilt, was Jesus angewiesen, kennt die Kirche Luthers von den sieben Sakramenten der alten Kirche nur noch Taufe, Abendmahl und Buße. Sie alle werden aus dem Neuen Testament heraus begründet. Ob sie tatsächlich so begründet werden können, ist für den Christen nicht von Bedeutung. Für den „religiösen Botaniker“ den „Sammler von allerhand Schmetterlingen“ ist es das schon eher, daher möchte ich darauf etwas ausführlicher mit eingehen.

Die Taufe gilt wie in (fast) allen christlichen Gemeinden als einmaliger Initiationsritus. Sie erfolgt unter der Formel „ ich taufe dich im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes“ durch dreimaliges Begießen des Kopfes mit Wasser, respektive in einigen Freikirchen durch Untertauchen des ganzen Körpers. Diese Taufe wirkt „ex opere operato“ und ist unaufhebbar. Das heißt: ist jemand nicht per Amt befugt, die Taufe zu spenden und spendet sie, so ist sie dennoch gültig und der Getaufte ist dennoch ein Christ. Tritt der Betreffende später aus der Kirche aus, so bleibt er ein Christ, denn „Gott kennt keine Kirchenaustritte“ und dies ist eine Sache zwischen dem konkreten Menschen und ihm, nicht zwischen dem Menschen, der Kirche und ihm. Einige Theologen fordern, dass der Spender auch noch die „richtigen“ theologischen Begriffe dabei im Hinterkopf haben soll, aber meines Erachtens ist der Bogen des Wünschbaren damit überspannt. Zudem vergessen diese Leute: Gott, der die Taufe eigentlich spendet, ist kein Theologe, sondern in allen Dingen Praktiker.
Was zur historischen Gestalt und Herkunft der Taufe zu sagen ist, habe ich bereits in der Besprechung der katholischen Taufriten gesagt.

Das zweite Sakrament ist das Abendmahl. Auch dieses wird biblisch abgeleitet und entsprechend mit Brot und Wein also, wie man sagt, „in beiderlei Gestalt“ gereicht. Allerdings ist der Akzent unter dem es gefeiert wird elementar von dem der katholischen Kirche unterschieden. Im Abendmahl versammelt der auferstandene Jesus seine Gemeinde zum steten Erinnern daran, wie diese Auferstehung und warum sie eigentlich geschehen ist. Von einer „Realpräsenz“ in Brot und Wein als Leib und Blut ist keine Rede. Christus ist lediglich als der eigentliche Spender des Mahles inmitten der Gemeinde präsent.
Zu diesem Standpunkt hat sich die evangelische Kirche erst nach und nach durchgerungen – ihre ersten theologischen Streitigkeiten betreffen bezeichnenderweise dieses Sakrament. Hierbei bezog Luther einen eher der katholischen Lehre nahen Standpunkt, während Zwingli, aber auch Melanchthon eher in Richtung auf das Gedächtnismahl hin tendierten. Zwischen diesen beiden Verständnissen kam es dann zur Spaltung in einen lutherischen und einen reformierten Protestantismus, wobei die Differenzen teilweise heftig waren. Erst im vorigen Jahrhundert wurde der Streit zwischen reformierter und lutherischer Kirche endgültig beigelegt. Heute besteht zwischen den beiden großen Zweigen des Protestantismus volle Abendmahls- und überdies Lehrgemeinschaft. (Zur Frage der unierten Kirche siehe Abschnitt Ökumene.)
Die Formen, in denen das Abendmahl gefeiert wird, sind vielfältig. Einige orientieren sich lutherisch, an der katholischen Messe, andere mehr an einer tatsächlichen Mahlzeit mit entsprechenden „Tischgesprächen“. Auch die „Elemente“ sind nicht einheitlich verbindlich vorgeschrieben: ob Brot, Weißbrot

oder Oblaten verwendet werden, ob mit weißem, roten Wein oder mit Traubensaft gefeiert wird, bleibt dem Liturgen vor Ort überlassen. Bindende Bestandteile des Abendmahles sind lediglich die – biblischen – Einsetzungsworte über den Elementen.
Historisch ist die Herkunft des Abendmahles vom historischen Jesus zumindest in dieser Form anzuzweifeln. Indes ist auch das Argument, das Abendmahl sei viel zu „spontan“ um es einer späteren Gemeindeordnung zuzuweisen nicht abwegig zu nenne. Es kann dies durchaus bei einem „Abschiedsmahl“ sich zugetragen haben, dass (der historische) Jesus eine so unauffällige Geste wie das Zusichnehmen von Brot und Wein als „Erinnerungsmarke“ für jene Schüler definierte, die in Israel zurück blieben, während er ins Exil ging. Denn wie auch der biblische Jesus hatte er mit dem Vergessen zu kämpfen. Später ist dieser „Erkennngsritus“ der Schulen dann möglicherweise in den der „jüngeren Base“ Christentum übernommen und dort in deren „Abschiedssituation“ die Passionsgeschichte eingearbeitet worden. Dann wäre das Abendmahl neben der Firmung eine weitere verschwiegene Brücke zwischen Erkenntnislehre und Christentum. Es hätten, wie oft in der Geschichte, alle Parteien ihren speziellen Anteil an der Wahrheit.

Das dritte der evangelischen Sakramente ist das der Buße - ein aus der Mode gekommener Begriff, aber unser „Bußgeld“ hat mit dem Begriff wirklich nur am Rande etwas zu tun, denn nach Bezahlung desselben kann man weiter sündigen. Buße meint genau das Gegenteil: sie meint, dass man den Fehler findet und einsieht und „hinfort nicht mehr sündigt“ und zwar aus freiem Willen. Auf keinen Fall bringt eine Buße Besserung, die auf der Furcht vor Strafe aufgebaut ist. Weil sie darauf aufbaut, dass der Delinquent mehr Furcht vor der Strafe haben soll, denn vor der Tat, ist unsere Justiz ja so hoffnungslos erfolglos.

Das Sakrament der Buße beruht auf der neutestamentlichen Erzählung von der Übertragung der „Schlüsselgewalt“ auf die Apostel (nicht nur auf Petrus). „Welchen ihr die Sünden behaltet“, steht da, „denen sind sie behalten; und welchen ihr die Sünden vergebt, denen sind sie vergeben.“
In einer evangelischen Kirche fehlen die „Beichtstühle“. Das bedeutet, dass das „Sakrament der Buße“ im direkten Gespräch mit dem Geistlichen geschieht. Dadurch liegt die Schwelle für dasselbe recht hoch und der Geistliche tut gut daran, einen solchen Wunsch nicht auf die lange Bank zu schieben. Denn das geweckte Gewissen eines Christen ist ein scheues Reh, und läuft gerne in den Wald zurück. Zum andern ist der Wunsch nach einem Beichtgespräch selten von einer Lappalie motiviert. Zuweilen sind es echte Verschuldungen, bei denen der Beichtrat nur heißen kann: geh und stell dich der Polizei. Zumeist aber sind es Probleme in der Partnerschaft, denn kaum etwas wühlt einen Menschen mehr auf.

Die Beichte erfolgt wie in der alten Kirche durch das Bekenntnis der Verfehlungen (nur der dem Beichtenden bekannten) und seinen Vorsatz der Reue. Auf diesen Vorsatz hin spricht der Geistliche „anstatt und auf Befehl meines Herren“ dem Reuigen die Vergebung der Sünden zu. Das Sakrament der Buße wirkt aber nicht als Automatismus; wenn der beiderseitige Glaube daran, dass Vergebung auch wirklich statt gefunden hat, fehlt, ist es nicht geschehen. Dann hat man sich eben nur unterhalten. In der evangelischen Kirche gibt es wie in den übrigen Kirchen welche dieses Sakrament haben, das Beichtgeheimnis. Der Geistliche muss vergessen können – zuweilen eine sehr schwierige Angelegenheit. Man kann niemandem böse sein, wenn er es nicht kann – auch Pfarrerinnen und Pfarrer sind nur Menschen. Daher fürchten viele Geistliche das Beichtgespräch, weil sie das Hineingezogen – Werden in den Lebenskreis und die Abgründe einer anderen Menschenseele fürchten. Sie sollten sich in solchen Momenten die Praxis Jesu vor Augen führen und sich an ihr orientieren. Sie sollten nie vergessen, dass auch über diesem Sachverhalt das Motto steht: fürchtet euch nicht.

Neben diesen sakramentalen Handlungen gibt es auch noch rein kirchliche Handlungen: die Trauung gehört dazu, die Konfirmation und das Begräbnis. Diese Handlungen sind keine Sakramente, sondern Zeugnis- und Segenshandlungen, welche die Kirche zur Befestigung der Gläubigen abhält. Was die Trauung bewirken soll, ist klar: sie bestätigt einen von Menschen getätigten Akt im Angesicht Gottes und fleht um Segen für das Begonnene. Die Konfirmation ergänzt die Taufe um das persönliche Bekenntnis des Täuflings. Er wurde als Säugling zum Christen gemacht; nun erklärt er selbst, dass er es auch sein will und nimmt seinen Platz unter den mündigen Gemeindegliedern ein. Ob eine „Zulassung zum Abendmahl“ damit verbunden sein muss, ist in der praktischen Theologie neuerdings umstritten, denn das Abendmahl ist kein Rechtsakt über den die Gemeinde zu verfügen hätte. Das christliche Begräbnis endlich soll vor allem den Hinterbliebenen eine Hilfe bei ihrer Trauerarbeit sein indem es ihnen den Blick auf das ewige Leben des Verstorbenen eröffnet. Alle diese kirchlichen Handlungen sind in der Gestaltung weitestgehend dem Geschmack und den Möglichkeiten der feiernden Gemeindeglieder überlassen. Formulare dienen hier nur der Orientierung und der Unterscheidung von Notwendigem und Wählbarem.

1.3.2.6. Eine große Familie – die Ökumene

Der „Vatikan“ der evangelischen Kirche befindet sich in Genf, am Sitz des „Ökumenischen Rates der Kirchen“, des umfassendsten internationalen Gremiums aller Kirchen, welche irgendwann aus der Reformation hervor gegangen

sind. Aber just hier, im Angesicht der protestantischen Weltgemeinschaft wird deutlich, was den „ÖKR“ vom Vatikan unterscheidet.
Erstens die Tatsache, dass es sich um einen Rat handelt, dessen Entscheidungen auf Mehrheiten angewiesen sind. Zweitens die Tatsache, dass der ÖKR keine dogmatischen Entscheidungen trifft. Seine Aufgabe besteht allein darin, die große Familie der „evangelischen“ Kirchen zusammen zu halten.
Diese Aufgabe ist zumeist schwer genug. Denn im ÖKR sind sehr viele Auffassungen dessen vertreten, was christlicher Glaube und christliches Leben zu sein hätten. Sie alle müssen lernen, miteinander auszukommen, das Verbindende zu suchen und sich vom Trennenden nicht irritieren zu lassen. Dies zu bewerkstelligen erfordert großes Fingerspitzengefühl und zugleich ein großes Eingehen auf die Prioritäten des jeweils Anderen. Es erfordert auf der einen Seite Konfliktbereitschaft, auf der anderen aber auch den Willen zur Versöhnlichkeit. Denn weder sollen „Fünf Gerade“ sein, noch soll eine „einzig wahre“ Version des christlichen Glaubens gefunden werden. Sondern der ÖKR handelt dem biblischen Motto entsprechend, dass „in meines Vaters Haus viele Wohnungen“ wären.
Dieser Einsicht entsprechend wird keine Kirche zur Mitgliedschaft im ÖKR, dem „Organ der Ökumene“ zwangsverpflichtet und es wird niemand aus demselben ausgeschlossen. Der Wille der entsprechenden Kirche selbst, ihm anzugehören oder ihn zu verlassen, ist das einzige Kriterium der Zugehörigkeit. Freilich hat diese Zugehörigkeit dann ihre Normen. Denn wer selbst gelten kann, muss andere gelten lassen können. Wer das eigene Glaubenssystem kennt, sollte auch bereit sein, andere Glaubenssysteme mit demselben Ernst kennen zu lernen. Wer in den eigenen Problemen Hilfe sucht, sollte auch Hilfe geben können – was nicht immer und unbedingt in Taten sich ausdrücken muss; auch ein guter Rat kann helfen. Vergleichen, das muss oft gelernt werden, heißt nicht, die eigene Vorzüglichkeit zu bestätigen, sondern heißt die Berechtigung des Spektrums als solchem verstehen zu lernen.

Ökumene – was ist das überhaupt? Es ist oder sollte sein die Gemeinschaft aller Christen – nicht unter Aufgabe ihrer Spezifiken, sondern indem sie ihr eigenes Profil, ihre Art der Gestaltung einbringen in die allen gemeinsame Rubrik Christentum und daraus etwas entstehen lassen, was alles enthält, aber in dem nichts dominiert als das gemeinsame – wie auch immer gestaltete – Bekenntnis zu Jesus Christus als dem menschgewordenen Gottessohn. Zu dieser Ökumene kann niemand gezwungen werden, sondern die einzelnen Spielarten können nur zu diesem Ziele und der Einsicht reifen, dass keine von ihnen (auch die katholische nicht) das Ganze des Christentums in sich schließt. Wer diese Einsicht besitzt, wird ihr entsprechend handeln – wer nicht, der kann der Idee der Ökumene, der geistlichen Hausgemeinschaft, auch nichts abgewinnen.

Er soll in Frieden seinem religiösen Solipsismus frönen – solange seine Passion anderen nicht zur Last oder Bedrängnis wird.
Gliedkirchen der Ökumene sind: die Lutheraner, die Mehrzahl der reformierten Kirchen, viele Freikirchen (in den USA zum Beispiel sind alle Kirchen reformatorischen Bekenntnisses Freikirchen), dazu haben viele Kirchen der Orthodoxie (siehe nächstes Kapitel) Gaststatus. Einen Beobachterstatus genießt auch die Römisch - Katholische Kirche. Sie ist also von der Entwicklung hin zu ökumenischen Positionen keineswegs abgekoppelt. In letzter Zeit wurde die adventistische Kirche, bisher als „Sekte“ geführt, als neues Glied in der Ökumene willkommen geheißen – der Prozess der Sammlung geht permanent weiter.

Das ist auch notwendig, denn keine Spielart des Christentums kann allein von sich aus weiter bestehen. Sie brauchen einander, brauchen die gegenseitige Befruchtung, auch wenn diese zuweilen in der Kontroverse besteht. Die Ökumene ist keine freiwillige Großtat, sie ist eine existenzielle Notwendigkeit und ihre Initiatoren waren weitschauende Leute. Das Christentum kann sich letztendlich nur erhalten, wenn es in möglichst vielen Beziehungen zusammenrückt. Denn die angeblichen „christlichen Werte“ werden nach und nach wieder in jene gesellschaftlichen Sektoren zurück gleiten, denen sie entstammen, nämlich denen der gesellschaftsgebundenen Moral oder der gesellschaftsüberschreitenden Ethik. Damit wird die Menschheit ethisch „profanisiert“ werden ohne dass das religiöse Bedürfnis dadurch ebenfalls verloren geht. Daher muss sich das Angebot der Religionen fokussieren, es muss seine Anziehungskraft bündeln und akzentuieren, wenn es anziehend bleiben will. Christentum und alle anderen Weltreligionen, ja Religionen überhaupt, müssen ihren Anspruch aufgeben, Institute des Menschheitsgewissens zu sein, und dafür mehr Angebote in Richtung religiöser Botanik machen, nach dem Motto: wer Vieles bringt, wird Manchem etwas bringen (Goethe). Um diesen Stand zu erreichen brauchen die Religionen Institute der Selbstverständigung und des gegenseitigen Abgleiches. Sie haben diese Institute auch zum größten Teil, denn auch der Islam, das Judentum und der Buddhismus kennen solche umfassenden Verbindungen.

Solange aber ein Christ mit seiner speziellen Vorstellung von Christentum von einem andern Christen noch als Nichtchrist diffamiert werden kann, ist das Ziel nicht erreicht. Auf der andern Seite macht sich aber derzeit der Trend bemerkbar, alles was nur möglich ist, ins Christentum „einzugemeinden“. Solche Bestrebungen sind der Eigenart des Christentums wenig hilfreich. Denn das Christentum ist nicht eine „Auch – Gnosis“, eine „Auch – Jüdischkeit“, ein „Eigentlich Auch – Buddhismus“, sondern das Christentum ist eine Religion sui generis und das sollte es (als religiöse Einheit) auch bleiben. Auch zu diesem Behuf ist der ÖRK als Sammlungsorgan all dessen was christlich sein will, un-

verzichtbar. Der protestantischen Familie bleibt der Ruhm, das alles vielleicht im Einzelnen noch gar nicht erkannt, aber doch erahnend möglich gemacht zu haben. Die Kirchen wird es vielleicht nicht voller machen – aber denen, die sich von leeren Kirchen nicht abschrecken lassen, kann die Ökumene das Leben verschönern.

1.3.3. Die Byzantiner

1.3.3.1. Warum es sie gibt

Über ihre Rolle in der ökumenischen Bewegung der Neuzeit habe ich schon kurz gesprochen. Den Begriff der Ökumene haben sie sozusagen erfunden und zwar schon vor etwa eintausendfünfhundert Jahren. Denn die Byzantiner waren niemals „eine“ Kirche. Sie waren vielmehr die Gesamtheit der im oströmischen Reich existenten Spielarten des Christentums.

Man geht heute gern davon aus, dass die alte Kirche in schönster Harmonie der „einen Herde des einen Hirten“ existiert habe. Das Gegenteil ist wahr – ein bunteres Spektrum von „Christentümern“ als damals gibt es wohl selbst in der Neuzeit nicht. Aber alle diese Christentümer erkannten bestimmte „Zentren“ als ihre Mitte an, als da waren: Alexandria in Ägypten, Antiochia in Syrien – Kleinasien, Konstantinopel für das Gebiet Griechenlands und Thrakiens, Rom für den Bereich Italien und Nordafrika, Lyon – Lugdunum für Gallien, Hispanien und Britannien (dort später Eburacum – York. Parallel zur Trennung des östlichen, griechisch geprägten vom westlich lateinisch geprägten römischen Reich ging auch die Trennung der griechischen und der lateinischen „Patriarchate“. Von einem römischen Primat war damals noch nicht viel zu bemerken. Vielmehr versuchten die „Patriarchate“ und „Episkopate“ die kirchliche Einheit auch über die staatliche Trennung hinaus aufrecht zu erhalten – das bezeichne ich als die Geburt der Ökumene.

Es gibt die Byzantiner also nicht, weil sie irgendwie anderen Sinnes gewesen wären als die Kirchen des „Westens“, sondern es gibt sie auf Grund einer politischen Entscheidung. Das weitere Schicksal Westroms führte dann dazu, dass die beiden Kirchen sich auch in der Lebensweise trennten. Der „Cäsaropapismus“ der Byzantiner (der Kaiser auch als das geistliche, nicht nur das weltliche Oberhaupt der Kirche) konnte sich im Westen nicht durchsetzen. Indessen wurden wesentliche dogmatische und praktische Entscheidungen im Osten wie im Westen gleicherweise akzeptiert: die Verwerfung des Arianismus, die Formel des Nicaeno – Konstantinopolitanums, der Bekenntnis- und Existenzkampf mit der Gnosis, all das waren gesamtrömische Angelegenheiten.

Lange Zeit war das Verhältnis der lateinischen und griechischen Kirche im Großen und Ganzen geschwisterlich zu nennen – bis das lateinische Papsttum auf die Idee kam, dass ja eigentlich der griechische Bereich auch zu seinem Einflussgebiet gehöre – hatte nicht Petrus auch in Antiochia residiert? Dennoch umschlich man einander eher als dass man aufeinander eingeschlagen hätte. Denn die Könige und Kaiser des „Heiligen Römischen Reiches“ des Mittelalters heirateten byzantinische Prinzessinnen wenn sie dieselben irgend bekommen konnten – keine andere Partie galt einer solchen als gleichwertig – und das Bekenntnis zur westlichen Kirche war dabei noch nicht einmal konstituierend. Doch letztenendes war mit steigender Machtgier des Papsttums der Bruch mit der byzantinischen Kirche nicht zu vermeiden. Im Jahre 1054 kam es zur bisher endgültigen gegenseitigen Exkommunikation, seither erkannte man die Taufe nicht mehr beiderseitig an und galten die Byzantiner den Römern und umgekehrt als „Irrlehrer“. Formalrechtlich ging bei dieser Exkommunikation zwar einiges schief, aber sie entsprach in diesem Moment und dann durch Jahrhunderte dem Empfinden der beiden Kirchen füreinander. Lediglich als im 15. Jhdt. Byzanz unmittelbar von den Osmanen bedroht war, versuchte man eine Versöhnung, die aber misslang, weil Rom den Bogen sofort überspannte.
Selbst die in unseren Tagen in Angriff genommene Versöhnung der beiden alten Kirchen geht nur unter Schwierigkeiten und mit großen Pausen der Besinnung vor sich. Inzwischen hat die Kirche byzantinischen Ritus mit dem Protestantismus aber eine dauerhaftere Gemeinschaft begründet indem man die Taufen gegenseitig anerkennt und Kommuniongemeinschaft anstrebt bzw. hat (zum Beispiel mit den Anglikanern). Aber mit der katholischen Kirche gestaltet sich eine Versöhnung schon deshalb schwierig, weil beide Kirchen ungefähr den gleichen Anspruch machen, nämlich das Erbe der alten Kirche allein gültig zu repräsentieren. Hier werden beiden alten Kirchen erhebliche Gedankensprünge abverlangt – wer kann sagen, ob sie diese beiderseits werden leisten können - und vor allem: SICH werden leisten können.

1.3.3.2. Der Glaube

1.3.3.2.1. Die Hochreligion

In der byzantinischen Kirche ist die Trennung zwischen Hoch- und Volksreligion möglicherweise noch ausgeprägter als in den westlichen Kirchen. Das liegt wohl auch daran, dass sie antik griechisches Denken (und nicht nur dieses) weitaus konservativer bewahrt hat als die westliche Kirche, die sich als „immer zu reformierende“ begreift. Das liegt aber auch daran, dass der Glaube der byzantinischen Hochreligion sich in den Jahrtausenden seines Bestehens als solcher fast gar nicht verändert hat und uns gewissermaßen wie in einer Zeitreise zurück führt in die kulturelle Umwelt des byzantinischen Kaiserreichs. Hingegen hat die Volksreligion darum herum die Sitten und Bräuche

der Völker bewahrt, welche von Byzanz mehr oder weniger gewaltsam einverleibt wurden (die meisten dieser Völker gehören Byzanz allerdings schon ab dessen Entstehung an).

Ehe wir uns an die – zugegeben interessantere – Welt der Volksreligion machen, sehen wir uns doch erst einmal die der Hochreligion an.
In den grundlegenden Glaubensartikeln unterscheiden sich Rom und Byzanz eigentlich kaum. Alles, was bis zum Jahre 1054 konstitutiver Bestandteil beider Kirchen war, ist es auch geblieben. Alles was die „ökumenischen Konzile“ und „ökumenischen Synoden“ davor beschlossen haben, ist es ebenfalls, sofern beide Kirchen dem damals zugestimmt haben.
Wir haben also wenn wir so wollen im byzantinischen Kultus noch den Kultus der alten Kirche vor uns wie er vorzeiten in der Hagia Sophia und in jedem Dorf geübt worden ist. Denn der byzantinische Kultus war in seinen Grundzügen sehr viel straffer organisiert und sehr viel mehr dogmatisch präzisiert was Grund dafür ist, dass die byzantinische Welt nicht wie die weströmische in wechselnden Geschicken unterging, sondern sich von der Teilung des Imperiums ab kontinuierlich aus sich selbst entwickelt hat.

Die byzantinische Kirche kennt also die Taufe als Taufe durch Untertauchen (auch von Säuglingen) mit gleichzeitiger Spendung der Firmung. Eine Firmung im Erwachsenen- resp. im Jugendalter wird damit hinfällig.
Die byzantinische Kirche kennt die Eucharistie als feierlichen, von Gesang und Gebet begleitetem Akt in beiderlei Gestalt – die Laien empfangen sowohl das Brot (keine Hostien sondern Weißbrot) und den Wein aus einem einzigen Gefäß, in dem beide miteinander vermengt werden. Die Eucharistie wird theologisch begriffen als die unmittelbare Gegenwart des auferstandenen Jesus in seiner Eigenschaft als König der Welt. Daher wird auch ihre ungeheure Feierlichkeit vielleicht begreiflicher, denn bereits in seinem Wort ist Jesus als gegenwärtig zu betrachten. Daher werden bereits dem Buch als solchem göttliche Ehren erwiesen. Dogmatisch steht die byzantinische Kirche auf dem Nicaeno – Konstantinopolitanum als Bekenntnisnorm. Das (westliche) Apostolikum ist gegenwärtig, hat aber keine normative Bedeutung.

Die Heiligenverehrung der byzantinischen Kirche überliefert ebenfalls den Stand der Dinge wie er in der alten Kirche war. Das Errichten von Altären ist unbekannt. Heilige werden mittels ihrer „Ikonen“ verehrt, in welchen man die „überirdischen“ Abbilder derselben sieht. Hier ist die antike Bedeutung des „Götterbildes“ als des „beseelten Abbilds des Gottes“ noch unmittelbar gegenwärtig. Ikonen gelten als „Fenster zum Himmel“. Die Widmung von Kirchen an Heilige ist geläufig. Sie gelten dann als das „überirdische Haus“ derselben, was sich in der Anbringung der Ikone des Betreffenden über dem Eingang kundtut.

Bekannt war gleichfalls der Reliquienkult als Vergegenwärtigung der Heiligen oder des Heiligen in der Menschenwelt. Dieser Reliquienkult ist allerdings mit der Zeit zugunsten der Ikonenverehrung zurückgetreten. Dazu beigetragen hat wesentlich die Plünderung Konstantinopels durch die Lateiner im Jahre 1204. Damals wurden die wichtigsten Reliquien der byzantinischen Kirche von den Kreuzfahrern geraubt. Das von der Kaiserin Helena, der Mutter Konstantins einst „gefundene“ „Heilige Kreuz“ allerdings war schon vordem von den Arabern erbeutet worden. Es wurde von diesen späterhin zurückerstattet und gehörte seitdem zum „Schatz von Jerusalem“.

In der byzantinischen Kirche ist die „Trennungslinie“ zwischen irdischer und himmlischer Kirche bedeutend schwächer ausgeprägt als in den westlichen Kirchen. Insbesondere der Kirchenbau selbst wird als unmittelbarer Ort himmlischer Gegenwart verstanden und aus diesem Grund selbst in einem armen Dorf verschwenderisch ausgestaltet. Dabei kommt der Ausgestaltung des Gemeinderaumes die größere Bedeutung zu, denn die Gemeinde befindet sich in diesem Raum in Einheit mit den „Hierarchien des Himmels“, während das Sanktuarium demgegenüber eher bescheiden gestaltet wird; hier will und kann der Mensch nicht mit der - transzendenten – göttlichen Herrlichkeit konkurrieren. Die zwischen beiden errichtete „Bilderwand“ stellt den „himmlischen Königshof“ dar, bei dem die Akteure ihrem Rang entsprechend vor der Gemeinde erscheinen. Die Kirche wird hier zur „Basilika“ des alten Kaiserkultes.
Man geht nicht fehl, wenn man die Theologie der byzantinischen Kirche insgemein als „betende Theologie“ bezeichnet. Ihr erstes Bestreben ist es, die Einheit zwischen himmlischer und irdischer Kirche so perfekt wie nur möglich zu machen und gelungene „Beschwörungen“ wirft man nicht fort. Aus diesem Grunde und nicht aus intellektueller Faulheit ist sie konservativ. Das Schwergewicht der byzantinischen Theologie liegt nicht auf dem Intellektualismus, sondern auf der fortgesetzten Erziehung des menschlichen Empfindens für das „Maß Gottes“. Aber sie ist in keiner Weise magisch zu verstehen, sondern sie betrachtet die Einheit der Dimensionen als gegeben, nicht als etwas, das durch besondere Manipulationen erst herzustellen wäre. Es ist Aufgabe des Menschen, sich in sie einzufügen und dazu möchte sie helfen indem sie Wege aufzeigt. Dabei ist sie weitaus weniger normativ als man angesichts des äußeren Konservatismus dieser Kirche und ihres Kultus denken möchte – nur wenige grundsätzliche Vorschriften sind generell bindend. Dazu gehören die Lehre von den Schriften, die Lehre von den Sakramenten und die Lehre von den Heiligen und ihrer Kirche. An sich aber sieht die byzantinische Theologie ihren Sinn darin, dem Entfaltungswillen des Gläubigen Raum zu schaffen, in welchem er sich unangefochten bewegen und in seiner Erkenntnis fortschreiten kann.

Denn: Erkenntnis ist in der byzantinischen Kirche keineswegs ein dogmatisch einbetoniertes Schlagwort. In der byzantinischen Kirche hat vielmehr die im Westen stets beargwöhnte Mystik seit jeher ihren legitimen Platz. Die großen Theologen der östlichen Kirche waren nicht nur und keineswegs in erster Linie Intellektuelle – sie waren vor allem Mystiker und das Göttliche war ihnen zumeist nicht „Rechenaufgabe“ sondern existenzielle Erfahrung. Diese existenzielle Erfahrung nennt die Mystik Erkenntnis und daher nur kann man zum Beispiel einen Origines verstehen, wenn er von einer christlichen „Erkenntnis“ = Gnosis spricht. Der abendländischen Kirche war solche Existenzialität des Glaubens bis auf wenige Ausnahmen fremd. Ihr war die Kirche zumeist Mittel der Selbsterprobung des Menschen als „Gottes Ebenbild“ auf Erden.

Träger des geistlichen Reglements ist wie in der katholischen Kirche eindeutig der Klerus. Die Funktion des Laien bleibt beschränkt auf die des Kirchenbesuchers und Eucharistie – Empfängers. Der Laie ist aber, im Gegensatz zur westlichen Kirche nicht nur „das Vieh“ des Klerus, sondern vielmehr dessen Mündel. Geht es dem Mündel nicht gut, fällt die Verantwortung hierfür dem Vormund zu und Richter über diesen Vormund ist Gott in eigener Person. Daher stand der Kaiser von Byzanz als vornehmstes dieser Mündel und oberster Repräsentant der Laienschaft unmittelbar neben dem ökumenischen Patriarchen von Konstantinopel und mit diesem zusammen im Rang über allen anderen Patriarchaten. Allerdings: ein Papst war und ist der Patriarch von Konstantinopel nicht. Er kann von der Synode durchaus überstimmt, ja sogar abgesetzt werden. Heute ist das Patriarchat von Konstantinopel nur mehr ein Ehrenamt. Die Geschicke der byzantinischen Kirche werden von einem Synod geleitet, in welchem der größte Einfluss bei der russischen Kirche byzantinischen Ritus liegt.

Wie in der alten Kirche allgemein üblich, existierte für die „Presbyter“, die „Priester“ keine Zölibatspflicht. Allerdings wurde es nicht gern gesehen, wenn ein Priester erst nach der Weihe heiratete – so bürgerte es sich ein, dass Priesteramtskandidaten in ihrer Studienzeit – die im Gegensatz zum Westen in der griechischen Kirche stets Pflicht war - die Ehe schlossen. Rückte der Priester in einen höheren Weihegrad auf, hatte er seine Frau und seine Familie zu verlassen. Für ihr weiteres Auskommen sorgte die Kirche, was bedeutete, dass die Frau in ein Kloster geschickt, der Sohn in eine Beamtenlaufbahn oder zu den Soldaten gegeben wurde – es sei denn, er wollte selbst Theologie studieren oder war ebenfalls bereits Theologe. Niemand indes konnte als Priester fungieren, der seine theologische Qualifikation nicht nachgewiesen und seine Weihe empfangen hatte. Ein „Hauskirchentum“ wie bei den Germanen war in Byzanz selbst in abgelegenen Gegenden nicht möglich. Selbsternannte „Popen“ waren per se Dissidenten.

Ort des religiösen Geschehens ist in der byzantinischen Hochreligion auf jeden Fall das Kirchengebäude und der darin abgehaltene eucharistische Gottesdienst. Privatandachten wie in der westlichen Kirche kennt man nicht. Auch alle kirchlichen Handlungen werden im Rahmen eines solchen eucharistischen Gottesdienstes vollzogen, ob nun vor einer großen oder kleinen Gemeinde. Eine „Privatmesse“ wie in der westlichen Kirche hat es in der griechischen niemals gegeben. Erst in neuerer Zeit wurde für Kriegszeiten ein eucharistischer Gottesdienst auf freiem Felde genehmigt, der aber die absolute Ausnahme zu sein hat. Gottesdienste in Stadien, wie die katholische und auch die protestantische Familie sie zuweilen feiern, sind in der Kirche des byzantinischen Ritus undenkbar. Man kennt auch keine „Heiligenmessen“, sondern nur die – dem Anlass mit veränderlichen Gebeten angepasste – stets gleiche Eucharistiefeier, die „göttliche Liturgie“ genannt wird.

des Imperiums ab kontinuierlich entwickelt hat. on der TEiölung strafer organisiert und sehr viel mehr dogmatisch in der HAgia

1.3.3.2.2. Die Volksreligion

Die byzantinische Kirche entstand in einer Umgebung, die bereits durchgreifend religiös geprägt war. Diese Prägungen konnten nicht per Dekret beseitigt werden. Zwar schloss Theodosius 389 unserer Zeitrechnung die Tempel, aber das Volk konnte er nicht „schließen“. Es behielt, besonders auf dem Lande, seine Götter in anderer Gestalt bei, weshalb der Terminus „ländlich“ = paganus im lateinischen Sprachgebrauch gleichbedeutend mit „heidnisch“ = nicht christlich wurde. Gleiches gilt für den griechischen Teil des Imperiums. Gleiches gilt für alle Landstriche, die ihr Christentum von Byzanz her angenommen haben: Rumänien, Bulgarien, teilweise Ungarn, die slawischen Steppen des Nordens. So finden sich in all diesen byzantinisch geprägten Kirchen Überreste der alten Religionen und tun sich kund in der Verehrung von Quellen, Bäumen, Flüssen, aber auch in der Behandlung der „Hausikonen“ und dem Umgang mit diversen Amuletten, darunter vornehmlich dem Kreuz. Sie tun sich ferner kund in den geistlichen Liedern, die nach und nach ihren Weg sogar in die eucharistische Hochreligion gefunden haben, und im Umgang mit den „eucharistischen Elementen“, mit „Osterbräuchen“ und „Neujahrsweissagungen“. In manchen Regionen wie in Georgien gibt es regelrechte blutige Opferbräuche, bei denen sehr schnell kenntlich wird, dass hier nicht „Jesus Christus“ geopfert wird. Es gibt dort – und andernorts – auch den mit „Gebetsfahnen“ bestückten „heiligen Baum“, den man von der Sahara bis nach Tibet und weiter antreffen kann. Aber auch mit den Gestirnen wird wie eh und je „gezaubert“. Das Christentum ist nur ein weiteres Mittel, um sich der allgegenwärtigen „Dämonenwelt“ zu erwehren und wenn es nicht probat ist, kehrt man

zum Bewährten zurück. Der „Pappas“ hat in einem solchen Falle nichts zu melden, allenfalls wird er assistierend hinzu gezogen.

Man könnte sagen, dass das Verhältnis der byzantinischen Christen zu ihren „heidnischen“ Wurzeln noch sehr viel ungebrochener ist als das der westlichen. In vielfacher Weise kommen diese vorchristlichen Wurzeln im so genannten Altgläubigentum Russlands zum Vorschein. Es repräsentiert die russische Kirche in ihrer unverfälschten Eigenart. Ab der petrinischen Reform der Kirche[15] im siebzehnten Jahrhundert trennten diese Gruppen sich nach und nach von der herrschenden Glaubensverfassung und entwickelten ein faszinierendes und vielfältiges Eigenleben. Im Laufe der Jahrhunderte danach haben Spielarten des Altgläubigentums ihre Spuren bis ins Zarenhaus hinterlassen. Rasputin, der zeitweilige Berater des letzten Zaren, eine überaus schillernde Figur, wird zum Beispiel sofort durchsichtig, wenn man die Bewegung der Stranniki[16] kennt.

Aber auch in unseren Tagen wirkt das Altgläubigentum auf seine Weise fort. In den letzten Jahrzehnten von einer absolutistischen atheistischen Ideologie psychologisch allein gelassen, haben sich die Gläubigen insbesondere des nicht griechisch - byzantinischen Ritus wieder mehr und mehr auf solche Wurzeln besonnen. Ich würde das neue Interesse der Russen an solchen Neuerungen nicht unbedingt als „Verwilderung“ betrachten wollen, sondern als eine aufschlussreiche Entwicklung. Sie zeigt einmal mehr wie dünn die Haut ist, welche das Christentum allezeit nur über jene Kulturen hat legen können, welche es sich einverleibte. Nicht einmal hundert Jahre geistiger Vernachlässigung lassen die alten Weltsichten wieder durchbrechen und sie zeigen sich in einem neuen, durchaus zeitgemäßen Gewand. Die neuen „Sekten“ die derzeit in Russland entstehen, geben darüber beredt Auskunft. Man braucht sich angesichts dessen und damit vergleichend also nicht zu wundern, warum und wie auch die Erkenntnislehre den langen Weg durch den Untergrund - wenn auch nicht völlig unbeschadet - überstanden hat. Sie war und ist dem Menschen insgesamt stets näher als eine wenn auch noch so effektvolle literarische Fiktion.

---

[15] Darunter ist zu verstehen: die Beseitigung des Moskauer Metropolitentums durch Peter I (den Großen) und die Einführung eines kollektiven Leitungsgremiums für die russische Kirche (was später allerdings wieder modifiziert wurde), sowie etliche liturgische Reformen, welche die russische Kirche mehr den Kirchen Westeuropas insbesondere dem Protestantismus annähern sollten. Freilich hatte Peter niemals, wie nach ihm Peter III, die Absicht, die russische Kirche ihrer Eigenart zu berauben.

[16] Stranniki wurden religiöse Landstreicher genannt, welche alle politische, sittliche und religiöse Ordnung als ein Werk des Satans abtaten…

1.3.3.3. Der Kultus

1.3.3.3.1 Die göttliche Liturgie

Wer heute an die byzantinische Kultur denkt, der denkt zuerst an ungeheure Prachtentfaltung. Er tut das nicht zu Unrecht. Selbst die Reste des alten Byzanz strahlen noch einen Glanz, der den Atem benimmt. Selbst eine Dorfkirche irgendwo in Griechenland hat noch an diesem Glanz teil.

Seinen Höhepunkt aber erreicht dieser Glanz in der byzantinischen Liturgie. Das ist auch durchaus beabsichtigt und nicht nur Frucht einer imperialen Kultur. Denn die „göttliche Liturgie“, das Standard – Gottesdienstformular der byzantinischen Kirche, ist in der Absicht geschaffen worden, über den kaiserlichen Hofdienst noch, diesen übertrumpfend, den Dienst der Kirche an und für Gott in menschlichen Formen darzustellen. Das bedeutet: in der „göttlichen Liturgie“ agieren Menschen anstelle von Engeln, agiert eine irdische anstelle einer himmlischen Hierarchie.

Getragen wird die Liturgie von der Pracht der äußeren Erscheinung – die Akteure tragen allesamt (auch in der kleinsten Kirche) festliche Roben und sind umgeben von lauter bedeutungsvollen Accessoires. Kerzen, Bücher, Bilder sind weitaus mehr als schmückende Elemente, der Weihrauch, der reichlich verwendet wird (reichlicher als in der Messe), ist nicht nur reinigendes, sondern geradezu heiligendes Material – sozusagen ein priesterliches Räuchopfer in der Tradition des alten Tempels. Inzensiert wird alles, was sich im Umkreis der heiligen Handlung Liturgie befindet: die Akteure, die Gläubigen, die Bücher, die Kerzen und natürlich und wie auch anders die Ikonostase und die Eucharistie. Die verschiedenen Leuchter symbolisieren Trinität, Christologie, und darüber hinaus noch ganz allgemein den Glanz der Himmelslichter und das Leuchten der christlichen Seelen, die in der Liturgie als „kluge Jungfrauen“ ihrem Bräutigam und Erlöser entgegen streben. Getragen wird die Liturgie vom Gesang – einem zumeist einstimmigen Gesang der Kleriker und Mönche, in welchen die Gemeinde zuweilen einstimmt. Musikinstrumente kennt die Liturgie nicht. Allerdings kennt sie zuweilen eine Art Bordungesang und die einstimmigen Melodien zum Beispiel der Hymnen sind alles andere als langweilig. Aber es gibt auch recht eintönige Psalmodien.

Eigentlich kennt sie auch keine andere Haltung des Gläubigen als (z. T. verneigt) Stehen oder Knien. Dennoch gibt es in manchen byzantinischen Kirchen Griechenlands inzwischen Kirchenbänke – man bedenke, die Gottesdienste dauern zumeist Stunden. Das geschieht nicht um die Gläubigen zu quälen, sondern soll den Eindruck von Zeitverlust und Zeitlosigkeit schaffen. Früher war es durchaus üblich während eines Gottesdienstes die Kirche auch mal zu

verlassen. Nur verließ man sie nicht während der Zelebration der Eucharistie. Der Ruf „Die Türen!“ bedeutete, dass sie dann allesamt geschlossen wurden. Allerdings kommt der byzantinische Christ im Gottesdienst weitaus seltener zum Sitzen als im katholischen oder gar protestantischen Raum. Denn die Liturgie lässt wenig Raum zur Erholung und zur Passivität, auch wenn sich die Gemeinde verbal kaum an ihr beteiligt. Es „passiert“ dauernd etwas. Eingeleitet wird ein Gottesdienst mit einer ausgiebigen Psalmodie, einem im Wechsel gesungenen Psalm, wofür man nicht unbedingt die kürzesten ausgesucht hat, oder einer altkirchlichen Antiphon, die auch nicht in zwei Minuten abgetan ist, denn was der Grieche sagen will, sagt er ausführlich. Dann setzt es Gebete, Lesungen (alles gesungen), dazwischen fallen Prozessionen, zur Evangelienverlesung erscheint im „kleinen Einzug“ schon mal die personifizierte „Weisheit“ in Form des Evangeliars und wird mit riesigem „Bahnhof“ empfangen. Bis es zur Verlesung kommt, vergeht auch schon mal eine gute Viertelstunde wenn nicht mehr. Dass die uralte Formel des „Kyrie eleison“ im Gottesdienst an allen Ecken und Enden zu vernehmen ist, wird jeder bestätigen, der schon einmal einen solchen erlebt hat. Es gibt hundert Gründe für den Gläubigen, das große und das kleine Kreuz zu schlagen, sehr viel mehr als in der Messe. Nach Lesung und Predigt erschallt das vom Diakon gerufene „die Türen“ – früher mussten an dieser Stelle die Ungetauften die Kirche verlassen. Die getaufte Gemeinde fuhr mit dem „Ich glaube“ und so weiter fort. Dann folgt, anders als in der katholischen Kirche, der „große Lobgesang“, den man sonst als „Gloria“ kennt. Dazwischen setzt es natürlich wieder jede Menge Hymnen, Gebete, Segnungen, Räucherungen und so fort. Man glaubt schon, dass das „Getue“ nicht mehr überboten werden kann, aber man wird eines Besseren belehrt, denn was nach der „Opferung“ aus der Mitteltür der Ikonostase bricht ist eine Wolke von Gold, Lichtern, Weihrauch und alles in allem: Glanz. So empfängt die byzantinische Kirche ihren Herrn in der Eucharistie. Übrigens: die Bereitung selbst findet unter Ausschluss der Öffentlichkeit hinter der Ikonostase, der Bilderwand, statt. Die Gemeinde feiert derweil mit Gesang und Gebet weiter. Nach vollbrachter Wandlung bleibt die mittlere Tür der Bilderwand bis zum Ende des Gottesdienstes geöffnet. Gott ist bei seinen Gläubigen. Die Grenzen zwischen himmlischer Erde und irdischem Himmel sind aufgehoben.

Byzanz, das ist wohl allbekannt, wurde in seiner Geschichte nicht nur erobert es wurde zuvor auch Mutter anderer Kulturen und Kirchen, so der ukrainisch – russischen und auch der bulgarischen, der rumänischen und so weiter – allerdings nicht der armenischen und georgischen, die haben ihre eigenen Traditionen. Aber wer heute an einen byzantinischen Gottesdienst denkt, der sieht zuerst eine russische Kathedrale vor sich, mit ihrem Goldglanz und erfüllt von den satten Akkorden der Kirchenlieder und Kirchengesänge. Dieser Eindruck ist zwar überwältigend, aber er ist nicht genuin byzantinisch. In der

byzantinischen Kirche blieb alle „weltliche“ Musik draußen und dazu gehörte auch die Mehrstimmigkeit. Aber Russland, das sich als Erbin des Kaiserreiches betrachtete, sah sich legitimiert, auch die Liturgie seiner Kultur entsprechend zu gestalten. Erstens übertrug man sie aus dem Mittelgriechischen ins „Kirchenslawische“ das damals sehr viel mehr Menschen verstanden als heute. Es war die Sprache der Zeit Erst von ihm aus wurden die nebenher laufenden slawischen Dialekte zu neuen Volkssprachen mit einer eigenen Literatur. Zweitens gestaltete man sie musikalisch um und schenkte so der Weltkultur eine ihrer schönsten Sparten: den „orthodoxen“ Choral. Die bulgarische Kirche orientierte sich zunächst am griechischen Byzanz, dann aber, nach der Befreiung von den Osmanen, an Russland. Daher sind ukrainische, russische, serbische und bulgarische Kirchengesänge für den Ungeübten kaum zu unterscheiden.

1.3.3.3.2. Die Gottesgebärerin

„Hochverehrter Heerführer“ so beginnt eine aus dem Griechischen stammende berühmte Hymne der russischen Kirche. „Wojewode“ heißt aber nicht nur „Heerführer“ sondern bezeichnet den – Mann – welcher an einem bestimmten Ort und in einem bestimmten Gebiet das absolute „Sagen“ hat. Die Hymne ist wirklich sehr schön und auch zu mehrmaligem Hören sehr wohl geeignet. Der „Heerführer“ aber, der hier besungen und nach allen Regeln der Kunst gepriesen wird, ist: Maria.

In der katholischen Kirche werden Maria Ehren zuteil. In der orthodoxen Kirche Russlands, der Ukraine, Griechenlands und Bulgariens werden ihr göttliche Ehren zuteil. Die Orthodoxie macht Ernst mit Maria als Königin des Himmels. Dagegen hat man in der katholischen Kirche manchmal den Eindruck als sei man an einer tatsächlichen Entwicklung des Begriffs „regina caelorum“ nicht besonders interessiert.
Der zitierte Hymnus hat seine Geschichte. Er entstand, als das byzantinische Heer gegen aller Voraussicht einen Behauptungskampf mit den türkischen Streitkräften für sich entschied. Niemand anders als Maria, die Stadtpatronin Konstantinopels konnte, so die Annahme, für diesen Sieg verantwortlich sein. Sie hatte die Soldaten begeistert, das Ingenium der Befehlshabenden angefacht, die Strategie bestimmt. Der in der antiken Mythologie Erfahrene sieht in dieser Konstruktion Homers Schlachten vor sich, in welche die Götter – Männer wie Frauen – aktiv eingriffen. Für die Griechen focht, neben Zeus, vornehmlich Athene. Da haben wir es doch, denkt der Mythenkundige. Athene, die Jungfrau, aus dem Haupt des Zeus entsprungen, die Gottgezeugte, „unbefleckt“ Geborene, die von keinem Makel je berührte, die aller Weisheit und aller Klugheit

Mächtige, die Patronin aller „nationalbewussten“ Griechen, das ist doch – Maria wie sie leibt und lebt.

Der Marienkult ging insgesamt von der griechisch dominierten Hälfte des römischen Reiches aus. Im Westen stand man der Sache schon von Anfang an reservierter gegenüber und aus Syrien erhob sich gar harscher Widerspruch. Aber auf dem Konzil von Ephesus im Jahre 431 wurde die Göttlichkeit Jesu dogmatisch festgeschrieben (gegen die Arianer). Es wurde festgestellt, dass Jesus von allem Anfang an Gott gewesen sei und Maria demzufolge auch nicht einen später von Gott inspirierten Menschen, sondern Gott selbst in seiner menschlichen Gestalt zur Welt gebracht habe. Damit war einer Bewegung der Eingang in die offizielle Kirchenlehre ermöglicht worden, die bereits in der Entstehung des Christentums eingesetzt hatte und mit dessen Entwicklung zur Staatsreligion sich immer mehr verbreitet hatte: der Bewegung zur Eingliederung des insbesondere in Kleinasien und Ägypten weit verbreiteten weiblichen Elementes des Kultes in das sonst männlich dominierte Christentum. Daher war es kein Zufall, dass das entscheidende Plädoyer von einem Ägypter gehalten wurde: von Cyrillus, dem Patriarchen von Alexandria. Bis zum Konzil von Ephesus war diese Bewegung ständig angeschwollen – nun wurde sie deckungsgleich mit dem allgemeinen Christentum, denn Rom und Byzanz waren noch ungeschieden.

Dennoch hatte der Konzilsbeschluss auch eher negative Folgen: die syrischen Kirchen stiegen aus der „Ökumene“ aus, denn sie mochten diesen Beschluss nicht mit tragen. Grund dafür war wohl eher die Festlegung der a priori Göttlichkeit Jesu als der Maria betreffende Beschluss, denn das matriarchale Element war in der syrischen Frömmigkeit nicht weniger präsent als in der kleinasiatischen oder ägyptischen. Aber auch dies kam als Grund in Betracht, denn Syrien, seit Jahrhunderten christlich dominiert, hatte sein antikes Erbe vielleicht von allen imperialen Kulturen am gründlichsten verdrängt. So kommt es, dass die syrischen Kirchen Maria zwar Respekt, aber keineswegs jene überbordende Verehrung erweisen, in welche Griechenland seine gesamte Götterwelt und Ägypten seine uralten Wurzeln gerettet hat indem es sie der neuen Religion einpflanzte. Maria mit dem Jesusknaben, das ist unübersehbar und auch unbestritten Isis mit dem Horusknaben. In dieser Gestalt wurde das Weibliche in Ägypten zu jener Zeit hauptsächlich verehrt, als die Christen sich anschickten, die Tempel zu schließen. Die Ägypter zerstörten dieselben aber nicht, sondern respektierten die Heiligkeit des Ortes und bauten ihre Kirchen als neue Tempel hinein wie sie schon immer anderen Göttern Gastrecht in ihren Tempeln gewährt hatten – zerstört und zerfleddert wurden die Tempel Ägyptens erst durch die Muslime. Denn der neue Gott Jesus - den sie übrigens sehr vertraut fanden, eher wie einen alten Bekannten denn wie eine Neuheit -

war ja im Grunde Ägypter. Sie wussten es nicht mehr, aber sie fühlten es. Wenn er das aber war, dann war völlig klar, dass dieser Gott eine Familie haben musste: wenn Gott schon selbst keine Frau gehabt haben sollte (was man im Stillen und manchmal auch laut wohl bezweifelte), dann musste er wenigstens einer Familie entstammen und die Göttin, die ihn gebar, hieß dann eben Maria = Mariham. Sie war die Frau von Gott dem Vater – einen anderen Namen hatte man leider nicht finden können.

Warum kam man ausgerechnet auf den Namen Mariham? Weil diese Frau in der ältesten Geschichte der Jesustradition eine so hervorragende Rolle spielte, dass von aller Weiblichkeit, die Jesus einst umgab, vor allem sie im Gedächtnis der Menschen geblieben war. Wer sie genau gewesen war, hatte man längst vergessen, aber der Name der bedeutendsten Frau in Jesu Umgebung konnte nur Mariham – Maria lauten – und wenn die Kirche bestimmte, dass diese bedeutendste Frau seine Mutter zu sein habe, dann hatte diese Mutter eben Mariham zu heißen. So schrieb es dann jener Evangelist auf, der sich im zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung über den Jesus – Stoff hermachte um auch seine Ägypter endlich auf christliche Normalfassung einzuschwören. Die war bis dahin in Ägypten nämlich eher nicht die Regel. Diese ägyptischen Anstöße nun verschmolzen mit den hellenischen und bildeten insgesamt das Profil der neuen Göttin, die sich anschickte, mit Hilfe der Menschen den rein patriarchalen Himmel der Christenheit zu stürmen. Der Anteil der ägyptischen Christen am Zustandekommen dieser Gestalt wird auch in der Christenheit nicht bestritten – allerdings hat noch niemand sich die Mühe gemacht, diese Entwicklung im Einzelnen zu erforschen, denn: die wahre Geschichte der Maria führt in die Geschichte der Gnosis, und mit der möchte man bis heute nichts zu tun haben. Fakt bleibt aber, dass in der Gestalt der Maria eine der profiliertesten Persönlichkeiten der frühen Erkenntnislehre ihren Einzug ins Christentum gehalten hat und das auch gleich in Form einer Apotheose.

Denn in der weiteren Entwicklung hat Maria die männlichen Erscheinungsformen des Göttlichen stark in den Hintergrund treten lassen. Im Glauben des Volkes wurde sie die alles beherrschende Gestalt, nahm die Ikonographien und Mythologien aller Völker auf, die von Byzanz unterworfen oder sonst kulturell beeinflusst wurden. Noch heute ist, anders als in der westlichen Kirche, ein Gottesdienst ohne Anrufung oder wenigstens Ehrerbietung an Maria undenkbar. Noch heute ist ihre Ikone als Zeichen ihrer unmittelbaren Gegenwart an hervorragender Stelle der Bilderwand zu finden: links der Mitteltür, also zur Linken Gottes. Die rechte Seite ist für Christus reserviert, der laut Glaubensbekenntnis zur Rechten Gottes sitzt. Diese Ikone hat die gleiche Größe wie die Christusikone, was nach antikem Verständnis auf die Gleichartigkeit der Bedeutung beider verweist. In den „Heiligen Ecken“ der „orthodoxen“ Häuser ist

die Marienikone sehr oft Zentrum der Anordnung, zumeist als „Mutter mit dem Christusknaben“ aber auch ohne denselben, der ihr auf einer eigenen Ikone beigesellt wird. Um diese herum gesellt sich dann alles, was für die private Glaubenstradition dieser Familie von Bedeutung ist – und das Ganze ist eine komplette Übersetzung eines antiken (ägyptischen) „Hausaltares“ wie er seit den Zeiten des Alten Reiches bestanden hat, ins Christliche. In hellenischen Häusern war dergleichen eher nicht üblich und in den römischen beanspruchten, wenn es einen „heiligen Ort“ im Hause gab, die „Laren“, die Ahnen, diesen Platz. Aber das war nur in den Häusern der Aristokratie der Fall, während in Ägypten jedes Haus auch seinen Hausaltar (sogar schon in Gestalt einer „heiligen Ecke“)besaß.

Wie im alten Ägypten bestimmte Götter in bestimmten Situationen und zu bestimmten Zeiten ihre besondere Bedeutung hatten, so auch bestimmte Marienikonen. Wie man die Hathor von Dendera verehrte oder den Ptah von Memphis, wie man zum Osiris von Abydos pilgerte, obgleich alle diese Götter auch überall sonst verehrt werden konnten, so gibt es in der byzantinischen Kirche bestimmte besonders verehrungswürdige Marienikonen. Die wohl berühmteste von allen ist die russische „Kasanskaja“, die heute allerdings im Vatikan in Rom zur besonderen Verwendung der Päpste steht. Ja, ausgerechnet der Papst der schismatischen römischen Kirche betet seit etlichen Jahrzehnten vor der „Kasanskaja“. Die Smolenskaja, eine andere berühmte Ikone, wurde den russischen Truppen bei Borodino in Prozession vorangetragen. Erinnern wir uns an den eingangs erwähnten Hymnus? Wir sollten es tun. Allerdings ist die Rückgabe der Kasanskaja an das Moskauer Patriarchat bereits beschlossene Sache. Da der derzeitige Papst[17] ein Pole, also ein Slawe. ist, ist er in dieser Beziehung wohl um Einiges sensibler als die vor ihm hier betenden italienischen Päpste, für welche diese Ikone nur ein berühmtes Stück Kunst war, das sie vor der Verwahrlosung gerettet hatten indem sie es in ihren Besitz aufnahmen. Denn gerade die Kasanskaja hatte Aufsehen erregende Irrfahrten hinter sich ehe sie in den Vatikan gelangte. Aus ihrer von den Tataren zerstörten Kathedrale in Kasan geborgen kam sie nach Sankt Petersburg und von dort in den Wirren der Oktoberrevolution nach den USA, wo sie von Hand zu Hand ging. Als sie auch in einer eigens für sie gebauten Kirche nicht sicher schien, überstellte der (mit Rom unierte) Priester dieser Kirche sie seinem „Oberherrn“ dem Papst in Rom. Man geht sicher auch nicht fehl, wenn man die intensive „Marienfrömmigkeit“ des derzeitigen Papstes auch ein wenig seiner slawischen Mentalität zuschreibt. Immerhin hat der mit dergleichen Religiosität von Hause

[17] In diesem Falle der 2005 verstorbene Papst Johannes Paul II, bürgerlichen Namens Karol Woikila, dessen Nachfolger Ratzinger den Namen Benedikt XVI angenommen hat. Ob dieser die Kasanskaja zurück erstatten wird, steht in den Sternen.

aus Erfahrung. Eine weitere berühmte Ikone, die „Czenstochowa“ befindet sich schon seit jeher in Polen und wird im dortigen Ritus nicht weniger gefeiert als die Kasanskaja von den Russen – für katholische Polen ganz untypisch und begreifbar nur durch Berücksichtigung der Tatsache, dass die Bindungen Polens an die slawische Kultur mindestens ebenso stark sein dürften wie die an die westlich –katholische. Möglicherweise sind sie sogar stärker, denn der Marienkult nimmt in Polen zuweilen geradezu byzantinische Züge an.

Es gibt in Russland noch mehr solcher besonderer Marienikonen, aber keine, die an Bedeutung mit der „Kasanskaja“ konkurrieren könnte. Es gibt leider in Griechenland selbst keine der dort einst verehren großen Marienikonen mehr. Sie wurden teils Opfer des „Bilderstreites“ im neunten Jahrhundert unserer Zeitrechnung, teils wurden sie in den Wirren der Türkenkriege vernichtet wie das „Bild von Edessa“, von dem man sagte, es sei „nicht von Menschenhand gemalt“ und das dort zusammen mit dem berühmten „Sudarion“ besser bekannt als „Grabtuch von Turin“ aufbewahrt wurde ehe dieses nach Konstantinopel kam.

Natürlich gibt es Kopien dieser „nicht von Menschenhand gemalten“ Bilder – und man ist der Ansicht, dass ihre Eigenschaften denen der Originale dann gleichen, wenn die Kopie dem Original hundertprozentig gleicht. Daher ist Ikonenmalerei auch kein im modernen Sinne kreatives Handwerk, sondern eigentlich eine Art „magischer“ Kult. Der Ikonenmaler bannt durch die Präzision seiner Arbeit die Eigenschaften der Vorlage in das entstehende Werk – wer an die Herstellung ägyptischer Götterbilder denkt, ist gut beraten. In der folgenden Weihe bestätigt dann der Priester, dass die „Einwohnung“ der Gottheit in der Ikone auch wirklich stattgefunden hat. Er lädt in der Weise eines ägyptischen Priesters die Gottheit ein, im Bilde Platz zu nehmen oder doch, christlicher, in demselben und aus demselben den Gläubigen wahrhaftig zu erscheinen. Man verehrt also nicht die Ikone, sondern das, was sie darstellt. Man verehrt nicht die Kasanskaja sondern ist überzeugt, dass sich Maria in dieser Ikone besonders wirksam vergegenwärtigen würde. Warum man das glaubt, hat historische Gründe die im Einzelnen zu verfolgen hier zu weit gehen würde. Mir ging es hier und geht es lediglich um das spirituelle Verständnis des Phänomens. Mir geht es deshalb darum, weil daran deutlich wird, dass die uralten Formen der Religion als genuin polytheistische gewachsene Strukturen durch das Christentum keineswegs außer Funktion gesetzt worden sind, was ja auch an vielen anderen Stellen offenbar wird, an denen das Christentum mit anderen Religionssystemen kollidierte. Es ist mit ihnen stets eine symbiotische Beziehung eingegangen, ob in Amerika oder, ebenfalls gut zu beobachten, in Afrika. In Asien stellt sich das Problem weniger, weil das Christentum sich dort nicht hat durchsetzen können. Aber wer zum Beispiel das koreanische Christentum eingehender betrachtet, wird ähnliche Symptome finden. Die byzan-

tinische „Gottesgebärerin“ ist nur ein besonders schönes Beispiel für dieses Phänomen und so und nicht anders möchte ich dies Kapitel auch verstanden wissen.

1.3.3.4. Die „Ketzerkirchen“: Bulgarien und Bosnien

Wer heute in der Sofioter „Alexander Newski – Kathedrale“ einem Gottesdienst beiwohnt, wird kaum auf die Idee kommen, dass die bulgarische Kirche eine etwas andere Geschichte hat als die Geschichte der byzantinischen Kirche im Allgemeinen. Er wird sich eher in eine Sankt Petersburger Kathedrale versetzt fühlen, denn das Geschehen unterscheidet sich kaum vom russischen Ritus.

Aber die Geschichte des bulgarischen Christentums ist nicht so glatt verlaufen, wie es den Anschein hat. Zwar wurde die bulgarische Oberschicht bereits im vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung byzantinisch christianisiert, doch blieb diese offizielle Kirche ein Etikett unter dem ganz andere Bewegungen sich vollzogen, die dann im zweiten bulgarischen Reich (dem von Tirnovo) machtvoll an die Oberfläche drangen und selbst die herrschenden Schichten erfassten.
Die Auffassung vom Christentum im bulgarischen Volk entsprach über Jahrhunderte der, welche die mit dem Christentum assoziierten gnostischen Schulen Nordgriechenlands/Mazedoniens und Illyriens verbreitet hatten. Diese wurde, als sich das zweite bulgarische Reich (das der Assen) an der Grenze und auf dem Gebiet der einstigen Provinzen Thrakien und Mösien konstituierte, als offizielle Religion desselben konstituiert. Die byzantinischen Popen hatten – einmalig in der Geschichte der Erkenntnislehre – auch offiziell das Nachsehen. Man rottete sie nicht aus, beließ ihnen ihre Leitungsstrukturen, aber auch die Oberschicht folgte ihnen nicht mehr. Der Umstand, dass die Bulgaren in der Mehrheit „Ketzer“ waren, gab Byzanz einen weiteren Vorwand um Bulgarien seinem Reichsgebiet einzuverleiben. Der Grund war es mit Sicherheit nicht. Da hatte Byzanz ganz andere Prioritäten.
Vom dritten bis zum elften Jahrhundert unserer Zeitrechnung gönnte das Schicksal den Bulgaren eine eigenständige kulturelle Entwicklung. Aber im elften Jahrhundert unserer Zeitrechnung wurde das bulgarische „Zarenreich“ zu einem Objekt der Begierde für das mächtige Byzanz, das mit einer solchen Eroberung die Verluste kompensieren wollte, die der Islam ihm im Süden bereitete. Eine Reihe blutiger Kriege wurde geführt ehe die Byzantiner dieses Ziel erreichen konnten, denn die Bulgaren wehrten sich – auch im Namen ihres Glaubens – auf das Heftigste. Erst als der kulturell größtenteils griechisch orientierte Adel (darunter auch etliche „kooptierte“ Assen)sich teilweise mit Byzanz verbrüderte und das Reich von oben her spaltete, war es Konstantinopel möglich, in Bulgarien Fuß zu fassen. Man setzte probyzantinische Ade-

lige als „Marionettenherrscher“ ein und das Territorium wurde praktisch byzantinisches Herrschaftsgebiet.

Die Folge war eine erbarmungslose Verfolgung der „Bogomilen“ der Geistlichen der altbulgarischen Kirche durch die byzantinischen Okkupanten. Viele Bogomilen entzogen sich der Verfolgung allerdings durch die Flucht, und es ist kein Mirakel, wenn gerade in dieser Zeit verstärkt gnostisches Gedankengut in oppositionellen Bewegungen des Westens auftaucht. Es kam aus dem Osten und traf im Westen auf die schon fast vergessenen Reste der westlichen Schulen (von Priscillian und anderen einst gegründet und irgendwie bis zu diesem Zeitpunkt, aber oft unter Preisgabe des Wesentlichen, bewahrt). Es fachte sie zu neuer Aktivität an und die weitere Entwicklung kennt man als Katharerkirche.

Irgendwelche unterbelichteten Geister haben, im Gefolge eines byzantinischen Mönches, behauptet, und selbst Kundigere haben es immer wieder abgeschrieben, die Bogomilen leiteten sich ab von einem gewissen Bogomil. Ebenso können die Katharer sich dann auch von einem gewissen Katharus ableiten und die Patarener von einem gewissen Patarenus, die kleinasiatischen Paulikianer von einem Paulikius – der Unsinn käme aufs Gleiche heraus. „Bogomil“ heißt „Gottesfreund“ und steht in der gleichen Linie der spätgnostischen Titulaturen wie „Electus“ – Auserwählter bei den (römischen) Manichäern und „Bonshomme“ – Guter Mensch bei den Katharern, bezeichnet also einen „Vollgnostiker“ im Gegensatz zum „Sympathisanten“. Diese bewusste Unterteilung ist eine Frucht des Manichäismus. Vor Mani gab es eine solche Unterteilung „von Amts wegen“ nicht.
Die Wahl eines solchen Titels zeigt aber auch schon den anderen Charakter der Bogomilen gegenüber den sonst im Reich nachweisbaren gnostischen Fraktionen. Es zeigt ihre sehr viel größere Affinität zur Religion als solcher. Es weist hin auf ihren weithin christianisierten Charakter. Denn die Bogomilenkirche war alles in allem eine regelrechte Kirche mit Kultus, Priesterschaft, Gläubigen und Sakramenten – nur bewahrte sie in Schrifttum und Theologie noch viele Elemente aus ursprünglichen Lehre, so unter anderem wohl auch das Thomasevangelium in seiner griechischen Version also mit dem „σταύρος“ anstelle des „Leben“ wie es der Papyrus Oxyrhynchos bringt. Von dort her, ist anzunehmen, kam es in den Westen und zuletzt bis zu Thomas Müntzer, von daher hat er seine besondere „Kreuztheologie“.

Die Kirche wurde nicht von einem Bischof, sondern wie die irische von den Klöstern der Bogomilen aus gelenkt. Bischöfe waren, wie auch in Irland, lediglich Leiter von weltlichen Gemeinden. Daher stand, wie in Irland, der Vorsteher eines solchen „Klosters“ im Rang über dem Bischof – wenn es eine Vorsteherin war, wurden keine Ausnahmen zugelassen – auch diese insgesamt

gnostische Sitte ist aus Irland und England gleichfalls belegt. So kann man annehmen, dass die bulgarischen Frauen sehr selbstbewusste Leut' gewesen sind und das ist in der Tat nachweisbar. Sie waren es ebenso wie ihre keltischen, lombardischen und provençalischen Schwestern. Denn es wurde nichts unternommen, um ihre Persönlichkeit zu brechen, im Gegenteil: es galt als sehr verdienstvoll auch für die Familie, wenn eine Frau sich der „Geistlichkeit" anschloss.

Kirchen kannten die Bogomilen nicht. Nur die byzantinisch ausgerichteten Adeligen errichteten Kirchen. Man traf sich in den Häusern der Adligen, in den Klöstern oder, wenn auch seltener, auf freiem Feld. Dort zelebrierte man in der Hauptsache das „Abendmahl" in seiner wohl ursprünglichen Form als „Ritual der Verständigung" und hörte einen themenbezogenen Vortrag, den eine Bogomile – oder eine Bogomilin - hielt. Eine Predigt war es weniger, eher Bestandteil der „Laienbildung". Wer darüber hinaus ethische Sorgen hatte, sprach die Geistlichen direkt an. Mahnpredigten im größeren Umfang waren unüblich. Denn es galt nicht, Mission zu betreiben, sondern allgemeines Wissen soweit zu verbreiten wie das bei spirituell orientierten „Laien" irgend möglich war.

Zuweilen ist die Geschichte der Erkenntnislehre ganz eng mit der des Christentums verbunden. Die meisten Bulgaren kannten gar kein anderes Christentum als das aus der Erkenntnislehre unmittelbar herzustellende. Sie waren Christen, weil inzwischen in den Evangelien mehr oder weniger derselbe Text stand, den sie schon aus den „Verborgenen Worten" kannten. Sie erkannten sich in ihnen wieder. Sie akzeptierten diese Schriften, weil sie sich in ihnen wieder finden konnten. Allerdings akzeptierten sie dieselben mit Vorbehalten, was sie der byzantinischen Kirche dann wieder als „Ketzer" offenbar werden ließ. Denn für das Kreuz und die Auferstehung des Fleisches hatten sie keinerlei Verständnis.

Byzanz hat anschließend an diese „Säuberungsaktion" in Bulgarien den griechischen Ritus verbreitet, Kirchen gebaut, Bischöfe geweiht, Klöster gegründet. Aber die Menschen standen dem, was sie nun als ihre Kirche lieben sollten, fremd gegenüber. Sie waren zwar untergetaucht worden und irgendwie hatten sie begriffen, dass das nun sein müsse. Aber sie verstanden die fremde Sprache nicht, sie verstanden nicht, an wen die neuen Gebete gerichtet waren, sie wussten nicht, wen die Bilder darstellten, sie standen zwar in den Gottesdiensten, aber mehr wie herzugetriebenes Vieh denn wie Gläubige, die sei der Form nach ja waren. Kurzum die Kommunikation zwischen den „Griechen" und den Slawen war gleich Null. Nur in der Oberschicht konnte man sich auf Griechisch

verständigen, aber genau dort war man ebenso weltfremd wie in allen Oberschichten dieser Welt und vernachlässigte den „Pöbel“ wie überall.

Es waren die Mönche, die Abhilfe schufen. Denn sie lebten eng mit dem „Pöbel“ zusammen und kannten dessen Orientierungslosigkeit. Es waren genau gesagt zwei missionierende Mönche, Kyrillos und Methodios, zwei Griechen, die in Gemeinschaftsarbeit (Missionare waren immer als Paar unterwegs) nach einer Möglichkeit suchten, den Slawen irgend etwas zu hinterlassen, das sie auch dann unterweisen konnte, wenn sie weiter gezogen waren. Denn immerhin waren diese Leute ja keine kulturlosen Wilden, sondern sie lebten in hübschen Dörfern und Städtchen, sie hatten zumeist eine gewisse Allgemeinbildung und von Gott und Jesus hatten sie auch schon gehört. Nur eben hatten sie von beiden in der Lesart der „Ketzer“ gehört und deshalb mussten Kyrillos und Methodios wie viele andere durchs Land ziehen und die Leute sozusagen neu „einschwören“ nachdem zuerst schon mal getauft worden waren, denn die Bogomilen kannten die Taufe nicht. Aber sobald sie fortgingen, war niemand und nichts mehr da, um für sie zu sprechen. Der Pope war noch da, sicher – aber was er tat, verstanden sie nicht, denn der Pope war Grieche. Sie aber waren voll Angst, denn wenn sie nicht taten wie der Pope wollte, kamen die Schergen der Griechen und für unbußfertige Ketzer gab es auch im Osten keine Gnade. Die Geschichte der byzantinischen Inquisition wurde noch nicht geschrieben und die orthodoxe Kirche als „Rechtsnachfolger“ des oströmischen Reiches wird sie auch nicht schreiben. Vielleicht macht sich aber mal jemand von unserem Schlage daran?

Kyrillos und Methodios samt ihren Schülern befanden sich in einer ähnlichen Situation wie Jahrhunderte später der Bischof Las Casas und die Jesuiten in Paraguay. Sie mussten einem Völkermord wehren, der die Argumente der Rechtschaffenheit für sich geltend machen würde, denn die Bulgaren waren erwiesenermaßen Ketzer und damit ethisch noch verdammenswürdiger als „Heiden“ denn solche Heiden kannten die rechte Lehre ja nicht und konnten sich demzufolge auch nicht von ihr abwenden. Dass Hunderttausende Bulgaren ebenfalls nichts anderes kannten als die – häretische - Lehre der Bogomilen, würden die Kirchenoberen nicht bedenken. Für sie galt nur die rechtliche Lage in Bulgarien, nicht der tatsächliche Befund. Rechtlich gab es in Bulgarien jede Menge rechtgläubiger Strukturen – dass die nur auf dem Papier Bestand hatten, ließen die Byzantiner wohlweislich nicht gelten. Dass sie in den letzten Jahrhunderten nicht einmal mehr auf dem Papier Bestand gehabt hatten, schon gar nicht. Nach ihrer Lesart konnten die Bulgaren die „rechtgläubige Kirche“ schon seit langem kennen und kannten sie diese nicht, so war das die reine Bösartigkeit.

Die „Slawenmissionare“ wussten sich aber, nun sie das Problem erkannt hatten, zu helfen: sie widmeten ihr eigenes griechisches Alphabet dergestalt um, dass sie damit die Laute der slawischen (bulgarischen) Sprache erfassen und wiedergeben konnten. Als sie dies bewerkstelligt hatten, gingen sie daran, die wichtigsten Texte des Christentums in dieses Slawische zu übersetzen. Da sich die neue Schrift auch bestens für den privaten Gebrauch eignete, waren die Bulgaren hoch erfreut, nun auch in ihrer eigenen Sprache miteinander schriftlich verkehren zu können. Denn das gesamte bogomilische Bildungswerk – alle Hochachtung – hatte sich nach uralter Tradition mündlich und in der Memoration abgespielt. Die Bulgaren hatten vor der Erfindung der beiden Missionsmönche keine Schrift gekannt – die Oberschicht und auch die Geistlichkeit sprachen und benutzten im schriftlichen Verkehr das Griechische. Nun bekamen sie eine und da sie seit Jahrhunderten eigentlich sehr intelligent erzogen worden waren, lernten sie rasch und gründlich. Bald war der gesamte „Balkan“ alphabetisiert – von den adriatischen Küsten bis hin zu den Fluten von Donau und Djnepr. Auf diese Weise leistete das byzantinische Kirchenwesen selbst in der Unterdrückung andere Völker noch Bahnbrechendes, denn Kyrill und Methodios ließ man nicht nur gewähren, sie wurden von Kirche und Staat tatkräftig unterstützt. Dass nicht sehr viel später das „glagolithische“ vom „kirchenslawischen“ Alphabet abgelöst wurde, ist nur noch eine weitere Entwicklung. Den ersten Schritt dahin hatten die Mönche getan. Aber ohne ersten Schritt erfolgt gemeinhin auch kein zweiter.

Als etwa ein Jahrhundert später die Kiewer Slawen das byzantinische Christentum annahmen, war die Christianisierung der Bulgaren bereits so weit fortgeschritten, dass man Missionare von dort als in ein sprachverwandtes Gebiet nach der Ukraine beordern konnte. So kam mit anderen „Gewohnheiten“ auch das „Kirchenslawische“ in die Kiewer Rus und verbreitete sich von dort aus weiter, schuf nicht nur die bulgarische sondern auch die russische Schrift. Als im Jahre 1453 das byzantinische Reich, inzwischen auf die Stadt Konstantinopel selbst zusammen geschrumpft, durch Verrat den türkischen Heeren anheim fiel, lebte das byzantinische Christentum in der Kiewer Rus weiter. Die Bulgaren aber waren samt ihrer Kirche bereits dem Islam zugefallen. Bis ins neunzehnten Jahrhundert sollten sie ihr – nunmehr völlig byzantinisches – Christentum unter dem Banner des Propheten leben. Dennoch ist es vor einigen Jahren geschehen, dass ich in einer Buchhandlung von einem Bulgaren auf das „Henkelkreuz“ angesprochen wurde, das ich am Halse trage. Ich wurde von dem bulgarischen Musiker darüber belehrt, dass es sich hier um kein Kreuz handele. Als ich das bestätigte, fanden wir uns in der gegenseitigen Übereinkunft darüber, dass Bulgarien in Beziehung zur Geschichte dieses Symbols eine lange Geschichte habe. Noch heute also ist Bulgarien diese „Kirche der Gottesfreunde“ wenigstens unter den Gebildeten unvergessen.

Bogomilen saßen nicht nur im bulgarischen Kaiserreich, das mit dem Fall Trnovos endete, sie saßen auch jenseits der Berge im Winkel zwischen Mazedonien und Illyrien in einem unwegsamen und unbeachteten Gebiet. Denn dieser Landstrich hatte außer seiner kargen Schönheit nichts zu bieten als seine Menschen. Menschen aber sind in allen Ordnungen dieser Welt eine wenig kostbare Ressource. So wurde dieser Landstrich von den Strategen dieser Ordnungen vergessen. So wurde er zu einem Rückzugsgebiet für Jene, die sich erlaubten, über Menschen und Welt anderer Meinung zu sein. Politisch gehörte er von Anfang an zu Ostrom – wirtschaftlich und sozial aber blieb er sich selbst überlassen. Das führte dazu, dass sich hier eigene sehr robuste soziale Strukturen entwickelten – einen entsprechenden ideologischen (religiösen) Überbau eingeschlossen.

Dieser Überbau pflegte ein für die damalige Umwelt bemerkenswertes ideologisches Desinteresse und daraus resultierend kam es zu einem tief greifenden Klima ideologischer Toleranz. Auch die in diesem Landstrich präsente byzantinische Geistlichkeit wurde davon ergriffen. Das passte verständlicherweise den zuständigen Kirchenoberen, als Byzanz immer kleiner wurde, nicht mehr ins Konzept – schließlich, als sie gezwungen waren, darauf zurück zu greifen, merkten sie es dort auch an den selbst bei dieser eher dünnen Bevölkerung niedrigen Einnahmen. Aber in ihrer brisanten politischen Situation wurden von dem noch verbliebenen Staatsgebiet gerade erhöhte Einnahmen notwendig. Nunmehr setzte eine rigorose „Verkirchlichung“ Bosniens ein – die bei den dortigen Gläubigen auf wenig Gegenliebe stieß. Sie waren nun doppelt belastet – sie hatten ihre „bogomilische“ Seelsorgerschaft zu ernähren, und nun wollten auch die Popen immer mehr weltliche Güter. Denn anders als in Bulgarien saßen die bosnischen Bogomilen seltener in klösterlichen Eigenwirtschaften, betätigten sich auch seltener als ehrliche Zwischenhändler im Geschäft von Bauern und Städtern oder im Fernhandel, denn einen solchen gab es kaum und auch kaum Städte. Die Bosnier gaben den Einen gern, was sie konnten, denn ihre Seelen hatten Vorteil von ihrer Anwesenheit. Den andern gaben sie zähneknirschend was sie verlangten, denn die hatten die Staatsmacht hinter sich und konnten sehr unangenehm werden. Ihr Interesse an den Glaubenslehren der byzantinischen Kirche wuchs dadurch aber nicht gerade.

1453 war es dann mit der byzantinischen Bedrückung vorbei, dafür kamen die Muslime und mit ihnen die felsenfeste Überzeugung, in den bosnischen Bergen auf finstere Ungläubige zu treffen, die man lukrativ besteuern konnte. Aber da sollten sie sich gewaltig geirrt haben: scharenweise strömten Bosnier dem Islam zu und die Eroberer konnten’s nicht wehren. Sie mussten zähneknirschend jeden neuen Gläubigen willkommen heißen, auch wenn es ihnen angesichts des

absehbaren finanziellen Desasters dabei den Magen umdrehte. Das weitere ist eine Sache, die uns im Zusammenhang mit der Betrachtung des Islam interessieren wird. Wichtig ist aber noch: in Bosnien kamen Christen und Muslime bis zur politisch motivierten Hetze am Ende des 20. Jahrhunderts auf engem Raum exemplarisch gut miteinander aus. Denn auch die bosnische Kirche, nun nicht mehr Machtinstrument, wandelte sich. Sie nahm ohne ihre äußere Gestalt zu verändern viele Anregungen aus dem Ideenschatz der späten Gnostiker auf und wurde theologisch sehr viel weniger selbstgerecht als ihre griechischen oder gar russischen Geschwister. Bereits als Byzanz noch mächtig war, hatten bosnische Repräsentanten hier und da ihren mäßigenden Einfluss bis in die Hauptstadt erstrecken können – nun brachten sie es fertig, dass die „Pforte“ die bosnischen Christen eher tolerierte und wohlwollender behandelte als die Christen sonst. Sie selbst rechtfertigten diese Toleranz nach Kräften.

1.3.3.5. Die „Autokephalen“: Armenien und Georgien

Im Jahre 521 vor unserer Zeitrechnung taucht der Name Armenien zum ersten Mal in der so genannten Behistun – Inschrift des Perserkönigs Dareios I auf. Nach gesicherten Erkenntnissen nannten sie selbst sich „Hajk“ und ihr Land am Ararat, in dem sie seit dem 6. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung lebten, Hajastan.

Wann Armenien christianisiert worden ist, weiß man sicher nicht mehr zu sagen. Aber man muss anerkennen, dass die Armenier zu den ersten insgesamt christlichen Völkern gehört haben. Seit ca. 300 unserer Zeitrechnung sind sie, hundert Jahre vor dem römischen Reich, als ein solches zu betrachten. [18] Diesem Umstand entsprechend hat die armenische Kirche sich, trotz vieler dogmatischer Übereinstimmungen mit Byzanz, diesem gegenüber stets als selbständig begriffen.

Politisch war das Gebiet stets Streitobjekt zwischen Persien (Iran) und der hellenischen Einflusssphäre. Kulturell hat es eine lange eigenständige Tradition, die sich in eigener Schrift und Literatur (geistlicher wie weltlicher), eigener Musik und eben auch der eigenständig organisierten, keinem der byzantinischen Patriarchate zugehörigen Kirche niederschlägt.

Die Unterschiede zwischen der byzantinischen und der armenischen Christlichkeit stechen selbst dem Uneingeweihten ins Auge. In der armenischen Kir-

[18] Den ersten Samen haben dem Herkommen nach übrigens die „Paulikianer“ gelegt.

che fehlt die abschließende Bilderwand. Es fehlt aber auch der „Zug ins Großartige“ einer Hagia Sophia. Armenische Kirchen beeindrucken eher durch ihre architektonische Geschlossenheit im inneren wie äußeren Bild. Die Kirchenmusik hat wenig mit Byzanz, aber in Tonalität und Melodik (im Rhythmus allerdings weniger) unüberhörbar mit der armenischen Volksmusik gemein. Es fehlt jener Zug, der darauf ausgeht, Auge und Ohr der Gläubigen zu „blenden“ und zu „betören“ – der Kultus ist festlich, aber nicht überbordend. Die Theologie der Armenier ist eher karg und auf die wesentlichen Bestandteile des christlichen Glaubens beschränkt wie er sich darbot als die Armenier Christen wurden; insofern ist er in seiner Gestalt dogmengeschichtlich sehr interessant. Der Hauptinhalt der armenischen Christlichkeit hat viel von der antiken Frömmigkeit der Mysterien behalten. Die Kirchen und die Liturgien geben davon noch heute Zeugnis, indem sie eher Orte mystischer Erfahrung als der hellen Prachtentfaltung eines Kultus sind.

Ähnlich interessant verhält es sich mit der Kirche Georgiens. Das beginnt schon bei der Information, dass Georgiens Kirche von einer Frau gegründet worden sei. Sei diese Information zutreffend oder nicht – in kaum einer anderen Kirche haben sich vorchristliche Momente der Religiosität noch ähnlich unverschlüsselt erhalten. Kaum sonst sind christliche Momente in einer Kirche derart rudimentär geblieben. Aus diesem Grunde schweigt sich der christliche Allbeherrschungsanspruch über diese Kirche auch mehr oder weniger vielsagend aus. Ich möchte hier desgleichen tun, rate aber jedem Neugierigen, sich mit dieser Spielart des Christentums zu befassen: er wird es nicht ohne Gewinn für seine Bildung tun.

1.3.4. Die Orientalen

1.3.4.1. Warum es sie gibt

Das Christentum war zu keiner Zeit seiner Existenz ein „erratischer Block“. Auch in den Zeiten, in welchen es dem unbefangenen Auge als homogen erscheint, im europäischen Mittelalter und in der Zeit nach der „konstantinischen Wende“ war es das mitnichten. Sondern es gab stets und zu allen Zeiten reichliche Auswahl an „Christentümern“ mehr oder weniger „rechtgläubigen“ Charakters. Einige dieser Christentümer subsumierten sich unter dem Primat Konstantinopels und blieben so in der Lage, ihre ethnischen und „nationalen“ Besonderheiten weiterhin zu pflegen, wenn sie nicht, wie die Bulgaren, geradezu „häretisch“ lebten. Andere subsumierten sich mit der Zeit un-

ter den Primat Roms, was bedeutete, dass sie ihre Besonderheiten aufgeben mussten – sie taten es dennoch niemals komplett, wie man an der iro-schottischen Kirche sehen kann, aber auch unsere deutschen Bauern ließen sich nicht alle Traditionen abkaufen.

Es ging den „nationalen“ Christentümern aber unter der Ägide von Byzanz wie unter der von Rom dennoch insgesamt nicht gut. Denn sie mussten allerhand dogmatischen Kram herunter würgen, der ihnen ganz und gar nicht schmeck-te. Nicht alle vertrugen dies – etliche setzten sich mit der Zeit auch äußerlich von Byzanz ab. Die erste Kirche, welche das tat, war die arianische, die sich noch von Rom und Byzanz zugleich absetzen musste. Sie gehört ihrem Wesen nach aber nicht zu den orientalischen Kirchen und ihr weiteres Schicksal ver-band sich mit den eindringenden Goten, deren Religion das arianische Chris-tentum wurde. Die zweite, die dieses Schicksal wählte, war die armenische Kir-che, die dritte, die abhanden kam, die nestorianische. Dem erst folgten die Ägypter, indem sie ihre Kirche ebenfalls aus dem Verbund der byzantinischen Patriarchate herausnahm. Die arianische Kirche ging mit den Gotenreichen un-ter aber ihr Ideengut ging ein in immer wieder andere emporstrebende Bewe-gungen, in letzter Zeit in Gestalt der Zeugen Jehovas. Sie zeigen uns, wie arianisches Christentum heute in praxi funktionieren kann. Die übrigen Kir-chen erfreuen sich noch heute zumeist bester Gesundheit.

1.3.4.2. Der Glaube

Zu neunundneunzig Prozent deckt sich, im Unterschied zur Erscheinung, der Glaube der orientalischen Kirchen mit dem, was man heute insgesamt unter christlicher Religion versteht. Die Differenzen zu anderen Kirchen liegen zu-weilen in Nuancen, die einem unbefangenen Gemüt kaum als so schwerwiegend eingehen wollen. dass man deshalb getrennte Wege gehen müsse.
Aber die Welt der Religionen ist nichts, das muss generalisierend gesagt werden, für unbefangene Gemüter. Ein unbefangenes Gemüt sieht an ihnen vorbei, wie Paulus richtig sagt: „der natürliche Mensch vernimmt nichts vom Geist Gottes“ und ich füge hinzu: er fehlt ihm zumeist auch nicht. Aber das soll hier nicht weiter ausgeführt werden. Ich habe nicht die Absicht, Religionen als Religionskritik zu beschreiben. Dennoch erscheint es mir ein vom Stand-punkt des Wohles der Menschheit her sehr untergeordneter Punkt zu sein, in welcher Weise die Personen der Dreieinigkeit zusammen passen oder ob Maria nun den Heiland geboren habe oder nur den Menschen Jesus. Man hat sich darum zerstritten, ob beim Abendmahl normales Weißbrot benutzt werden dürfe oder nur das ungesäuerte Mazzenbrot des jüdischen Passahfestes. Wie

gesagt, man hat darum nicht nur gestritten, was legitim gewesen wäre, sondern man hat einander um solcher „Adiaphora“ willen die religionsgeschwisterliche Freundschaft aufgekündigt und hält in weiten Teilen an dieser Spaltung auch noch fest. Da die meisten Spaltungsgründe dieser Art sind, ist es wenig erquicklich noch wichtig sie im Einzelnen zu nennen. Wo diese dennoch von Bedeutung sind, wird es in dem entsprechenden Kapitel getan werden.

1.3.4.3. Viele Arten

1.3.4.3.1. Die Kopten

Es geht nicht an, über die Spielarten des östlichen Christentums zu schreiben und diese Kirche dabei unter „ferner liefen“ einzuordnen. Historisch muss man die koptische Kirche als „Mutter des Christentums“ bezeichnen. Der Mann Marcus, dem wir aller Wahrscheinlichkeit nach den ersten Entwurf zum Christentum verdanken, reüssierte mit seiner Version nicht etwa in Jerusalem, das erst später seine „Christliche Wurzelstellung“ entdeckte,[19] sondern zuerst in Alexandria. Von Alexandria aus verbreitete sich die neue Religion nicht nur über die hellenische Welt, sondern auch ins Hinterland, in die Jahrtausende alte Kultur Ägyptens hinein. Dort stieß sie auf die immer noch beträchtlichen Überreste dieser Kultur und sog dieselben willig und freundlich in sich ein. Denn die zu Bekehrenden waren ebenso Ägypter wie die, von welchen sie bekehrt wurden und auf beiden Seiten herrschte Verständnis.

Aber ehe es zur Entstehung einer koptischen Kirche kommen konnte, musste sich in Ägypten erst einmal das Christentum in seiner Eigenart gegenüber der Erkenntnislehre behaupten. Dieser Prozess währte an vierhundert Jahre. Er war also mit der konstantinischen Wende noch nicht abgeschlossen. Das Johannesevangelium ist nur einer von vielen Versuchen, den Geist der Erkenntnislehre in christliches Gewand zu kleiden. Ob dieser Versuch ad hoc viel gefruchtet hat, ist angesichts des reichen Schrifttums der Erkenntnislehre, das gerade in Ägypten im Schwange war, zu bezweifeln. Andere Versuche, Ägypten seine Tradition zu nehmen sind die Schriften, in denen die Thomastradition – die Urtradition der Erkenntnislehre - versuchsweise christianisiert wird. Ein anderer Versuch ist, den Ägyptern ein „eigenes“ Evangelium zuzugestehen. Ob diesen Versuchen großer Erfolg beschieden war – wir sehen, dass im sechsten Jahrhundert ein unbekannter Christ seine Schätze vor dem Zugriff inquisitorischer Häscher zu verbergen sucht und diese Schätze enthalten unterschieds-

[19] Wahrscheinlich zu der Zeit, als Markion sich im Namen des Christentums jesuanischer Prägung, das von Marcus herkam, gegen die „akute Judaisierung“ desselben wandte, also Ende des ersten und im Verlauf des zweiten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung.

los christliches, christianisierendes und gnostisches Gut. Es war ein Befehl von Alexandria ausgegangen, dass bestimmte Bücher hinfort von Christen nicht mehr sollten gelesen werden. Aber der Mann liebte seine Bücher, war Christ, und was er sorgsam vergrub, gehörte zu seinen Kostbarkeiten – die er nicht wieder hat ausgraben können, weil man ihn vermutlich denunziert und dann gelyncht hat. Wenn man selbst in Alexandria in dieser Beziehung – siehe Hypatia – unbedenklich war, wie viel mehr mag man es auf dem „platten Lande“ gewesen sein.

Man muss allerdings dazu sagen, dass im sechsten Jahrhundert der Zugriff der byzantinischen Kirche in Ägypten härter wurde. Es waren vermutlich keine Ägypter, die Razzia in Nag Hamadi machten. Denn es wurde ruchbar, dass Ägypten seinen eigenen Kurs zu steuern beabsichtigte und sich von Byzanz nicht mehr lange würde herumkommandieren lassen. Das wollte man nicht riskieren und – verlor haushoch, denn die Ägypter konstituierten nach ihren ersten Erfahrungen mit den byzantinischen Rückgewinnungsversuchen sich lieber gleich als unabhängige Kirche in der Reihe der übrigen Autokephalen, der Syrer, Armenier, und so fort. Die hatten es nämlich schon alle probiert und fuhren gut damit.

Nachdem die Mutter, die Kirche von Alexandria nämlich, ihre Kinder gezwungenermaßen im Stich gelassen hatte, ließ sie allerdings nichts unversäumt, sich vor aller Welt als die wahre Mutter dieser Pflicht- und Ehrvergessenen zu bekennen. Wenn es schon einen Papst geben sollte, dann war dieser in Alexandria und sonst nirgendwo daheim, denn von Alexandria war einst der Glaube ausgegangen. Das betraf die römische Kirche. Wenn geistliche und weltliche Macht sich schon in einer Hand vereinigen sollten, dann war diese Hand die des „Papstes“ aller Ägypter, denn die Ägypter waren nach dieser – freilich etwas kühnen - Rechnung die ersten und demzufolge auch die besten Christen in der nunmehr christlichen Welt. Das betraf den Cäsaropapismus der Byzantiner. Im Übrigen hielt die koptische Kirche am synodalen Prinzip fest, das ihre Bischöfe untereinander und mit dem „heiligen Stuhl“ von Alexandria verband. Wie jeder Ägypter so war auch diese Kirche der Ägypter stolz auf ihre Traditionen, die sie über Marcus hinaus mit dem Begründer der Lehre, mit Jesus selbst verbanden. Sein „Logo“ wurde zu einem der vielen Symbole dieser Kirche – es war wohl die einzige Kirche, in welcher man ein Henkelkreuz zeichnen und schreiben durfte ohne vor einem geistlichen Gericht zu landen. Es war wohl die einzige Kirche, in welcher die Engel - als verklärte Genien – nach wie vor lächeln durften. Freilich orientierte man sich künstlerisch auch nach Byzanz – aber man suchte im überall nach eigenen Ausdrucksformen, in der Malerei (mit Skulptur, die es in der byzantinischen Kirche gar nicht gab) und dem Kirchenbau ebenso wie in Liturgie und Theolo-

gie. Man feierte die Feste der Christenheit, aber zum Beispiel das Osterfest zu einem eigenen Termin und zudem das uralte alexandrinische Fest der Zeit am sechsten Januar als je nach Gusto „Fest der Taufe Christi“ oder mit einem nicht nur leicht häretischen Einschlag als „Fest der Erscheinung“ nämlich der „Verklärung“. Offiziell allerdings wollte man mit dieser Tradition nicht zu offen zu tun haben und wo sie überhand nahm, wurde sie auch verfolgt – aber man setzte dabei eher auf den Kompromiss, denn auf's Abschlachten. Schließlich waren alle Beteiligten Ägypter, und solche brachten einander nur die Schwierigkeiten, welche unvermeidlich schienen.

Nicht nur als Mutter der Christenheit kann sich die koptische Kirche zu Recht bezeichnen, sondern auch als Mutter des christlichen Mönchtums. Man hat diese Erfindung dem christlichen, zuweilen auch dem gnostischen Asketismus zugeschrieben, aber in Wahrheit sind das Koinobiten- wie das Eremitentum eine eminent ägyptische Angelegenheit. Beide existierten lange bevor auch nur ein Christenhahn daran dachte zu krähen – die Koinobiten gab es seit die ägyptischen Priesterkollegien für eine Zeit im Tempel zusammen lebten, jeder in seiner „Zelle“, aber alle gemeinsam im Dienst am Heiligtum. Eremiten sind mit Sicherheit seit dem Neuen Reich nachzuweisen als „Männer, die mit keinem Menschen sprechen“ oder „Leute, die kein Menschenantlitz sehen wollen“. Diese Sorte Menschen erschien den Ägyptern als für eine Religion gleich welcher Art lebensnotwendig und so institutionalisierten sie eine solche auch für das Christentum. Die Wüste mit ihren verschwiegenen Wasserstellen hatte für dergleichen seit jeher reichlich Platz. Es ist auch so, dass das Mönchtum in Ägypten weitaus weniger Sensation machte als beispielsweise in Syrien,

wo man dergleichen bis dahin nicht gekannt hatte und es als große Neuheit mit allem Pomp und orientalischem Pathos einführte. Allerdings hatte ein Simon Stylites, zu dem die halbe Welt pilgerte und um den herum sich bereits zu seinen Lebzeiten ein regelrechtes Fremdenverkehrszentrum aufbaute, mit der stillen Anwesenheit der ägyptischen Weisen nichts, aber auch gar nichts gemein. Es hatte nichts zu tun mit dem sportlichen Geist, der Menschen für Jahrzehnte auf Säulen zwang oder in sonst unwirtliche Aufenthaltsorte. Der ägyptische Weise wollte der Welt nicht beweisen wie toll er ist, und was er sich alles zumuten kann, sondern im Gegenteil mit dieser Welt und den Menschen möglichst gar nicht mehr in Berührung kommen.

Man hat auch die jüdischen Essener für den Ursprung des mönchischen Christentums verantwortlich machen wollen, aber das scheint mir, seit klar ist, dass dieselben in ihren damals noch keineswegs wüstenumzingelten Refugien mit Mann und Maus, Kind und Kegel und keineswegs als mönchische Gemeinschaft gelebt haben, wenig wahrscheinlich. Auch die gnostischen Schulen scheiden als Ahnen aus – sie waren keine zölibatären Vereinigungen, sondern eher bauliche Zentren, in die sich Männer und Frauen begaben, um Studien zu treiben und Seelsorge zu erhalten, die sie sich gegenseitig spendeten. In ihnen zelebrierten sie ihre – wenigen – Riten, so dass man mehr an Gemeindehäuser denken sollte, denn an klösterliche Institute. Das wurde sie erst im Mittelalter und auch dann nicht in hermetischer Abgeschlossenheit. So lieb es mir also wäre, dieses immerhin für die geistige Entwicklung des Christentums äußerst bedeutsame Institut Mönchtum auf die gnostischen Schulen zurück zu führen, ich muss verzichten. Der Ruhm bleibt den Ägyptern.

Ansonsten stand das ägyptische Christentum dem, was der Islam über das Christentum wusste, so nahe, dass Mohammed selbst Duldung und Schutz der koptischen Christen anordnete. Das ist kein Wunder, denn die koptische Kirche ist nicht durch Mission von anderswoher gegründet worden, sondern sie trieb vielmehr selbst Mission. Wo anders hätte sie dieselben treiben sollen, wenn nicht im angestammten „Entwicklungsland“ Ägyptens, in Nubien[20]. Von Nubien aus erreichte das – koptische – Christentum dann Äthiopien und von Äthiopien kam es mit arabischen Handelsleuten über Somalia und den Golf von Aden nach dem Jemen, von dort nach dem Hedschas und nach Mekka und Medina. Dort traf es sich mit von Norden und Westen kommenden nestorianischen aber auch offen häretischen Strömungen. Dieser Entwicklung und dem Einfluss der äthiopischen Kirche bereits auf den Anfang des Islam zollte

[20] Vor dem Hintergrund, dass Äthiopien über besagtes Nubien mit Sicherheit von Ägypten aus christianisiert worden ist, verblasst die Legende vom „Wesir der Königin von Saba“ zu einer von vielen Vereinnahmungsgeschiten. Das Christentum ist an solchen überaus reich.

Mohammed dann Respekt, indem er die Bedrückung der Kopten verbot. Nicht nur das, er nahm eine koptische „Fürstentochter“ in seinen Harem auf – durfte sie, da sie ihren Glauben nicht ablegte, zwar nicht heiraten, aber sie gebar ihm den einzigen Sohn, den er jemals hatte – und der, unbekannt warum, bereits im Kindesalter verstarb. Das bedeutet, er behandelte die Kopten als „Bundesgenossen“, nicht als „Unterworfene“, obgleich sie in einem Kriegszug überwunden worden waren. Was konkret dahinter stand, werden wir im Kapitel über den Islam heraus zu bekommen suchen. Erst einmal seien nur die Fakten genannt.

Seit Ägypten ein souveräner Staat unter einer weltlichen Regierung ist, sind die europäischen Gazetten zuweilen voller Meldungen über Gräueltaten ägyptischer Muslime an Kopten. Wir werden uns auch über deren Hintergründe zu unterhalten haben, aber Fakt ist: dieselben finden in schöner Regelmäßigkeit statt. Wer Ägypten bereist, findet in den Dörfern viele Brandruinen koptischer Kirchen und neue werden selten errichtet. Diese Pogrome haben bewirkt, dass viele Kopten ihre Heimat verließen und in Ländern Europas leben, wo sie ihre Gemeinden, und zuweilen, wie in Berlin, auch ihre Kirchen[21] haben. Die Mehrzahl der Kopten aber lebt nach wie vor im Heimatland.
Politisch verhängnisvoll war der Pakt, den die Kopten einst mit der englischen Hegemonialmacht schlossen – sie müssen, in der Meinung des Volkes als Kollaborateure gebrandmarkt, noch heute dafür bezahlen. Zudem neidet man vielen den wirtschaftlichen Vorrang, den sie durch die Kollaboration mit dem „Feind“ bekamen. Damals, zu Zeiten der britischen Protektion (Kolonie der Briten war Ägypten allerdings nie) lagen fast alle ägyptischen Wirtschaftszweige entweder in britischer, in jüdischer oder eben in koptischer Hand. Noch heute wird zum Beispiel der ägyptische Fremdenverkehr von Kopten dominiert[22]. Sie sind es, die, sehr zum Ärger der arabisch beeinflussten Fundamentalisten, immer wieder Touristen ins Land bringen, immer wieder in Erinnerung bringen, wie sehr die europäische Kultur, inzwischen mehr oder weniger Weltkultur, von der ägyptischen abstammt – von der ägyptisch – heidnischen versteht sich. Für die „zivilisierten“ Araber ist hingegen allenfalls Kairo als Amü-

[21] In Berlin die ehemalige evangelische Hoffnungskirche auf dem Lichtenberger Roedeliusplatz. Die koptische Gemeinde wird diesem Patronat auch insofern gerecht, als es in der Tat viel Tatkraft und noch mehr Hoffnung braucht, damit aus dem heruntergekommenen Gotteshaus wieder eine würdige Stätte des Gebets werden kann.

[22] Daher kann man die Anschläge arabischer Terroristen auf den Fremdenverkehr meines Erachtens auch unter die Rubrik „Anschläge gegen die Kopten“ einreihen. Allerdings wird das mangels Kenntnis der örtlichen Verhältnisse von den europäischen Medien einhellig übersehen.

sierviertel interessant und Alexandria als Hafenstadt am Mittelmeer. Ansonsten interessiert das Land sie wenig und dessen uralte Kultur interessiert sie überhaupt nicht. Die Kopten, die immer noch nicht ganz aus dem ägyptischen Wirtschaftsleben verschwunden sind, stören sie im Grunde auch nicht viel. Den islamischen Ägyptern gelten sie als Landsleute gegenüber den irgendwann eingewanderten Arabern – man unterscheidet in Ägypten sehr genau, woher Familien kommen, ob sie „eingeboren" sind oder „zugewandert". Wenn nicht irgendein Politiker, insbesondere ein Lokalpolitiker, Kopten und Fellachen wieder einmal für seine Zwecke missbraucht, führen Muslime und Christen in Ägypten miteinander ein friedliches Leben. In den anderen Ländern fallen sie als „eine Religion unter vielen" gar nicht ins Gewicht.

In Äthiopien aber ist das koptische Christentum nach wie vor die stärkste Religion. Allerdings ist überall sichtbar, woher dieses Christentum gekommen ist: aus Nubien. Denn es ist ein genuin afrikanisches Christentum und das älteste zudem. Mit dem westlichen Christentum hat es nur ganz wenige Grundtopoi gemeinsam. Aber dies ganz und gar afrikanisch orientierte Christentum gab den Äthiopiern ihre Kultur, gab ihnen ihre Geschichte, ihre noch heute gebräuchliche Schrift, ihre äußerst interessante – theologische – Literatur [23], seine Kunst. Seine Priester sind nichtsdestoweniger afrikanische Schamanen, sein Kult ist eher verwandt dem der Bantu oder eines der vielen urafrikanischen Stämme Äthiopiens als mit dem Griechentum und – all das ist in bester Ordnung, auch wenn westliche Christen hinwieder die Nasen rümpfen mögen. Denn das alles bedeutet Ökumene im erfüllten Sinn dieses Begriffes: dass alle, auch die exotischsten Spielarten des Christentums eben Christentum **SIND**. **WIE** man sich zu Christus bekennt, ist nämlich gar nicht die Frage – die Frage ist, **OB** man es tut. Nur wer das nicht tut, wer Auferstehung und Kreuz leugnet (was die Äthiopier ja nicht tun, beileibe nicht) ist kein Christ. Ansonsten hat niemand das Recht, zu urteilen wer Christ sein dürfe und wer nicht. In der modernen Ökumene ist die äthiopische Kirche deshalb auch ganz selbstverständlich vertreten.

1.3.4.3.2. Die Inder

Dies trifft auch zu auf die südindischen Thomaschristen. Sie sind ein früher Missionserfolg der syrischen Kirche und die rührende Geschichte vom Apostel Thomas, der in Madras das Martyrium erlitten haben soll, ist nichts weiter als

[23] Die Äthiopier haben den Unterschied zwischen kanonischen und nicht kanonischen Schriften des Christentums niemals gemacht, sie anerkennen und bewahren daher Schriftzeugnisse, die in anderen Kirchen schon längst vernichtet wurden.

fromme Aufschneiderei, möchte man sagen, aber vielleicht steckt doch mehr dahinter als nur das.

Es steckt der an diese Kirche von außen herangetragene Anspruch auf „Apostolizität“ dahinter. Es steckt ferner die alte europäische Legende dahinter, dass der Apostel Thomas in Indien Mission getrieben habe – an dieser Legende haben die „Thomaschristen“ von Malabar allerdings keinerlei Mittäter- geschweige Urheberschaft, sie wurde ihnen sozusagen „von fremder Hand“ angetragen und sie übernahmen die Legende wie einst die Niederländer den Titel „Geusen“ übernommen haben. Wer ihnen nahe legte, diese Legende zu führen, wissen wir nicht mehr – denn als im sechzehnten Jahrhundert die Jesuiten in Südindien Fuß fassten, existierte die Legende bereits in einer Form, welche wir aus der europäischen Perspektive in den so genannten Thomasakten finden. Zwar gehören diese Akten dem Fund von Nag Hamadi an, aber seltsamerweise findet sich ihr Inhalt bereits in der „Goldenen Legende“ des Jacobus de Voragine im 15. Jhdt. unserer Zeitrechnung. Wo hatte der diesen Stoff wohl her? Er scheint Allgemeingut der frühchristlichen Apostelgeschichte gewesen zu sein. Denn bedenken wir: die Apostelgeschichte des Lukas, die wir im Neuen Testament finden, verarbeitet allgemeine Apostel- also Missionsgeschichte ja nur zu einem kleinen Teil – in der Hauptsache ist sie eine „Hommage à Saint Paul“. Es muss viele andere „Apostelgeschichten“ gegeben haben, darunter mit Sicherheit auch eine des Thomas. Allerdings zeigen die Fragmente der Thomasüberlieferung, dass man es mit der Wahrheit in diesen Apostelgeschichten nicht immer ganz genau genommen hat; das sollten wir uns im Hinblick auf die Geschichte des Paulus merken.

Für den, welcher die wahre Bedeutung dieses Mannes kennt, offenbart sich damit allerdings eine problematische Angelegenheit. Thomas, also Judas Thomas, war, auch zwecks Abgrenzung vom entstehenden Christentum, die Galionsfigur der frühen Erkenntnislehre. Da das Christentum aus dieser hervorgegangen war, konnte es über diese Gestalt nicht so einfach hinweg sehen; da Thomas sich aber von dem entstehenden Christentum noch zu seinen Lebzeiten entschieden abgewandt hatte, konnte man ihn nicht in der Weise für sich reklamieren, in der er wirklich gelebt und gelehrt hatte; man musste eine Figur Thomas sozusagen neu kompilieren. Das Ergebnis war der „ungläubige Thomas“ der Evangelien. Einerseits wurde mit dieser Gestalt die Bedeutung des Menschen betont, andererseits aber auch seine kritische Haltung. Man verschwieg das Wesentliche nicht – aber man deutete es um. Was in Wahrheit niemals geschehen war, das geschah nun auf dem Papier – Thomas folgte der christlichen Doktrin. Dann aber hatte er schleunigst aus dem Blickfeld der Gemeinde zu verschwinden, nicht dass ihm einer noch nachspürte. Also wurde er

dorthin geschickt, wo buchstäblich „der Pfeffer wächst“. Er ist dort zwar nie angekommen, aber darum ging es auch gar nicht.

Die Wahrheit ist weitaus weniger phantastisch. Im Jahre 431, wir erinnern uns, die große Synode von Ephesus, wurde eine ganze Kirchenfamilie aus der Gemeinschaft der byzantinischen Christen ausgeschlossen. Diese Kirche wurde „nestorianisch“ genannt, nach ihrem Protagonisten dem Bischof Nestorius, der in der Christologie eine etwas andere Meinung als das Gros der versammelten Bischöfe hatte. Daher konnte er unter anderem auch den Marienkult nicht mittragen, aber das ist nur eine Folge seiner Differenzen. Sie selbst nannte sich einfach „Kirche des Ostens“ und zog nun ihrerseits aus, den Glauben weiter zu verbreiten. Sie beeinflusste die Entwicklung des Christentums von der Levante über Tibet bis in die Mongolei und in die Mandschurei. Vom 7. bis zum 11. Jhdt unserer Zeitrechnung war diese Kirche die räumlich ausgedehnteste der Christenheit. Irgendwo in diesem Zeitraum muss auch die Gründung der indischen Kirche vermutet werden. Dann wären die Thomaslegenden ihrer Zeit vorausgeeilt, denn als sie entstanden hat es eine selbständige orientalische Kirche in Indien noch gar nicht gegeben. Das ist nach dem Bestreben, Thomas möglichst weit weg zu schicken, auch wahrscheinlich. Niemand hatte wohl damit gerechnet, dass wirklich einst eine indische Christenheit auf diese Legende zurückgreifen würde um ihre Existenz apostolisch zu legitimieren. Aber man weiß, wann diese Kirche es getan hat; sie tat es, um der Vereinnahmung durch die „westliche“ Weltkirche zu entgehen, die in Gestalt „rekonzilierter“ nestorianischer Kirchenfürsten im Auftrag von Byzanz nach ihnen griff. Nein, sie waren nicht syrisch und nicht byzantinisch, sie waren indisch.

Für diese Kirche war das eine Frage der gesellschaftlichen Selbstbehauptung, denn: wäre sie etwas anderes als autochthon gewesen, wäre sie aus der Kastenordnung ausgeschert und hätte ihren Platz als achtbarer Teil der südindischen Gesellschaft ein für allemal verloren. Also übernahm sie lieber die Legende, denn wenn Inder von einem einzelnen Menschen überzeugt werden, eine bestimmte Religion anzunehmen, dann geschieht das bei ihnen ein Dutzend Mal am Tage. Religion ist bei ihnen komplett Privatsache. Niemand fragt, welchen Gott jemand verehrt und wie er das tut. Wenn sie sich aber einer fremden Korporation anschließen, gilt das als Verrat an der angestammten und göttlich legitimierten Gesellschaft. Nur wenige wurden also „Assyrer“, die bei weitem Meisten blieben indische Christen, Angehörige der „Kaste der Christen“ (Nazarini) , einer allseits angesehenen und wohlgelittenen „reinen“ Kaste, die man den „Vaishyas“ zuordnete, den „Kaufleuten“ [24].

[24] Als Vaishyas hätten sie skurriler Weise das Recht, die Veden zu studieren – die andererseits Andersgläubigen nicht offenbart werden durften – ein weiterer Beleg dafür, wie sehr man

Im Grunde waren diese Christen Hindus, Jesus Christus einer von unzähligen Göttern dieser Religion. Sie gaben den Missionsbefehl auf, statt dessen gaben sie die Kaste „Christ“ an ihre Nachkommen weiter, sie heirateten nach Hindubrauch und mit den Angehörigen anderer Kasten kommunizierten sie nur unter Beachtung aller Kastenregeln. Ihr Verhältnis zu allerhand „ausländischen“ Missionaren, die im Laufe der Jahrhunderte Indien heimsuchten, war und ist bis heute sehr distanziert. Sie legten auch keinen Wert auf große Ausbreitung, sondern sahen es als ausreichend an, dem „Dharma“ ihrer Kaste der Christen zu folgen. So lebten sie und so leben sie heute noch – eine von Myriaden Kasten des Subkontinents, mit sich und der Welt zumeist zufrieden. Sie veranstalten keine Messen, sondern machen „Pudscha“ wie alle Hindus ringsum, sie gehen in ihren Tempel wenn ihnen danach ist und wie andere Hindus Lakshmi bitten, ihnen Glück zu schenken, so bitten sie Mariham oder sonst eine Gestalt aus dem weiblichen Pantheon der christlichen Legende. Ansonsten aber gleicht ihr Leben dem der anderen Kastenhindus. Selbstredend sind sie als „Vaishyas“ auch Vegetarier.
Natürlich gibt es auch Christen, die Fleisch essen, aber mit denen haben sie nichts zu tun und wollen sie nichts zu tun haben. Das sind die Nachkommen der „Parangi“ einer portugiesischen Missionsgemeinde, die im 16./17. Jhdt unserer Zeitrechnung vor allem unter den niederen Kasten und den Kastenlosen der Malabarküste entstand. Die leben zumeist in Goa und Kerala, haben inzwischen zwar auch eine lange Geschichte, aber die der „ Nazarini“ kann sie niemals werden. Ein gleichzeitiger Versuch, hochkastige Hindus zu einem „kastenkonformen“ römisch – katholischen Christentum zu bekehren, wurde durch die herrschende bornierte Doktrin der Portugiesen von der Überlegenheit der europäischen Kultur nach noch nicht einmal hundert Jahren erfolgreicher Arbeit abgebrochen [25]. Daher gehören die heute römisch – katholischen Inder zumeist niedrigen Kasten an und ist das römische Christentum anders als das orientalische auch gleichbedeutend mit einer niedrigen Stellung in der sozialen und ideologischen Hierarchie. Die protestantischen Missionserfolge sind marginal, und das nach mehrhundertjähriger Herrschaft des protestantischen England über den Subkontinent und demzufolge besten Bedingungen für durchschlagende Missionserfolge. Warum das so ist und warum es auch nicht anders sein kann, werden wir sehen, wenn wir uns dem Hinduismus widmen.

Über einige weitere nennenswerte Spielarten des Christentums werden wir uns weiter unten unterhalten. Nun soll das Feld erst einmal denen gehören, die an

---

dieses Christentum der „Nazarini“ als eine indische Angelegenheit betrachtete.

[25] Die Nobili – Mission im damaligen Fürstentum Madura.

Bedeutung dem Christentum entweder gleichwertig sind oder in entscheidender Weise etwas mit seinem Entstehen zu tun haben.

2. Judentum

2.1. Warum es das gibt

Judentum ist die aufgrund politischer Ereignisse in der Antike ins Globale ausgeweitete Nationalreligion des alten Volkes Israel. Wann genau diese Religion entstanden ist, kann man heute nur spekulativ festlegen – die Glaubensfestlegungen der Juden selbst, wie sie in ihren „Heiligen Schriften“ genannt sind, wären mit großer Vorsicht zu genießen.

Bis ins erste Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung konnte man dieser Religion nicht beitreten; man konnte nur in ihr, also im Volk Israel, geboren werden. Erst seit die Religion sich – zumeist notgedrungen – den umliegenden Völkerscharen öffnete, kann man mittels einiger Zeremonien zum Judentum übertreten. Aber besonders in auf ihre kulturelle Eigenart bedachten jüdischen Gruppierungen wird ein solcher Übertritt, insbesondere von Frauen, selten

ernst genommen. Man vermutet stets eine Gefälligkeit, um dem Ehemann eine vollwertige Gefährtin sein zu können, denn eine Nichtjüdin dürfte er nicht heiraten.
Der Übertritt eines Mannes hätte ein anderes Gewicht, nur erfolgt er selten, denn: die Annahme des Judentums ist damit verbunden, auch volksmäßig dem „Bund“ zugezählt zu werden, und dessen Zeichen ist die Beschneidung (circumcisio) der männlichen Vorhaut. Diese muss unter ganz bestimmten rituellen Bedingungen geschehen – die meisten jüdischen Gruppierungen lassen eine Beschneidung im Krankenhaus und unter Narkose nicht gelten. Es ist also ganz praktisch: da es weh tut – und nicht schlecht an dieser Stelle – sind Männer selten bereit, dies Opfer zu bringen. Frauen hingegen erwerben das volle Judentum bereits durch ein Bad in der Mikwe und das Rezitieren des „Glaubensbekenntnisses“ vor Zeugen.
Ansonsten ist Jude, wer von einer jüdischen Mutter geboren wurde. Ob der Vater Jude ist, ist in diesem Falle völlig uninteressant, ob das Kind dann beschnitten wird, ebenfalls. (Die Männer, die es im Erwachsenenalter nachholen, sind zumeist im Chabad organisiert. Diese Gruppe kümmert sich vornehmlich um solche „Heimholungen“.) Die Tatsache, Jude zu sein verpflichtet zunächst jedoch zu nichts. Erst mit der Beschneidung nimmt der (männliche) Jude seine Kultur an, oder sie wird ihm, im Falle er als Säugling beschnitten wird, angetragen. Die Jüdin steht hingegen von Geburt an unter dem „Gesetz“.

Aber warum gibt es Juden und warum sind sie wie sie sind? Wie gesagt, der Ursprung dieses Volkes liegt im Dunkeln. Nach gängiger – an der Bibel orientierter – Auffassung handelte es sich ursprünglich um einen Verband mehrerer nomadischer Sippen, der sich im Osten Palästinas zu einer Volks- und Stammesgruppe zusammen fand. In dieser Gruppe gab es Verbände mit einer von Mesopotamien geprägten Tradition, andere orientierten sich mehr nach Ägypten, wieder andere hatten autochthone Traditionen. Ihr kultisches Zentrum befand sich bei Sichem in Palästina und hatte die Gestalt eines megalithischen Heiligtums, eines Gilgals. Der Zeitpunkt für das Entstehen dieser „Amphiktyonie“ ist nicht unmittelbar bestimmbar, man nimmt aber an, dass er gegen Ende des zweiten Jahrtausends vor unserer Zeitrechnung liegt. Palästina befand sich zu dieser Zeit im Einflussbereich des ägyptischen Großreiches der 18. bzw. 19 Dynastie. Was genau zu dieser Gruppenbildung führte, wissen wir ebenfalls nicht. Der Bibelbericht von der „Offenbarung am Sinai“ trifft wohl, wenn überhaupt, nur für einen Teil der Gruppe zu, nämlich für den aus Ägypten stammenden. Allerdings steht zu bedenken, dass dieser Bibelbericht wahrscheinlich erst gut ein Jahrtausend nach den jeweiligen Ereignissen (sollten sie denn stattgefunden haben) verfasst worden ist.

Was wir sicher wissen, ist, dass der Kulturraum Palästina seit ältesten Zeiten besiedelt war. Wir wissen durch Ausgrabungen, sowie durch Berichte von Ägyptern und aus dem mesopotamischen Umkreis, dass es in diesem Raum viele und heftige Auseinandersetzungen gegeben hat. Wir wissen aber mangels schriftlicher Artefakte nicht, ob „Israel = die Gottesstreiter“ wie sich der Stämmebund dann nannte, in der Weise daran beteiligt war wie es die Bibel berichtet. Wir wissen auch, außer der Existenz der genannten Orte, nichts wirklich über ein „israelitisches Großreich“, nichts wirklich über die großen Könige dieses Volkes, genannt Saul, David und Salomo. Sie tauchen – seltsam für Könige, die Großmachtpolitik betrieben – in keinem der zeitgenössischen Archive auf. Wir besitzen deren aber wenigstens drei: eines der Ägypter, ein noch sehr viel umfangreicheres der Hethiter und etliche Teile des riesigen babylonischen Regierungsarchivs. Dort ist zuweilen von erheblichen Auseinandersetzungen die Rede, aber Namen fallen nicht und aus Israel selbst erfährt man auch nichts, nicht einmal einen Siegelabdruck oder Stempel auf irgendeinem Krug. Es ist, als habe es diese Könige, von denen die Bibel doch so detailliert berichtet, nie gegeben. Von anderen hingegen, die in der Bibel viel summarischer abgehandelt werden, gibt es solche Nachweise.
Was wir jedoch sicher wissen, ist, dass „Israel“ im sechsten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung von den Neubabyloniern erobert und seine Hauptstadt Jerusalem in Schutt und Asche gelegt, die Oberschicht nach Babylon deportiert wurde. Das bedeutet: zu dieser Zeit gab es mit Sicherheit einen israelitischen Staat. Es gab deren sogar zwei, einen namens Israel und eine namens Juda. Der Staat, der zuletzt unter den Babyloniern fiel, war der Staat Juda und Jerusalem war dessen Hauptstadt und in Jerusalem befand sich zu dieser Zeit ein Tempel für den israelitischen Stammesgott, dessen Namen die Bibel mit „El“ also schlicht „Gott“ benennt oder an anderer Stelle auch mit „Jahwe“. Die Benennung eines Gottes mit „Gott“ war in den Kulturen jener Zeit absolut gängig. Den wahren Namen des jeweiligen Reichs- oder Stadtgottes kannten nur dessen Priester. Außerhalb der Tempelmauern durfte er aus Gründen magischen Schutzes nicht genannt werden. Denn wer den Namen eines Gottes kannte, gewann Macht über denselben. Aus diesem Grunde gilt die in Ägypten zum Beispiel verbreitete Formel „Dein Gott“ als Höflichkeit einem anderen gegenüber, denn man verzichtete damit ausdrücklich auf die Chance, mit dem „Familiengott“ des Anderen ggf. zu zaubern und denselben gegen seinen Verehrer zu hetzen. Man respektierte es, den Namen nicht zu kennen.

Im Text der Bibel, insbesondere im Text des so genannten „Jahwisten“ ist dies magische Bewusstsein anscheinend nicht vorhanden. Unbekümmert um etwaige Weiterungen nennt er im Text den Namen des Gottes, was einmal bedeuten kann, dass es sich um einen sehr späten Text handelt, was aber auch bedeuten kann, dass der Name der genannt wird, nicht der richtige Name ist,

und so scheint es auch gewesen zu sein. Der richtige Name wurde nur einmal im Jahr vom einzig dazu befugten Hohenpriester im Verborgenen des Allerheiligsten genannt. Wenn also der fromme Jude den Namen Jahwe nicht aussprechen mag, tut er damit eigentlich des Guten zu viel, denn dieser Name ist rituell ohnehin ungültig, sonst wäre er nicht geschrieben worden. Aber es ist der einzige Name, den er für seinen Gott noch kennt, der andere ging mit dem Tempelkult unter, also ging dessen magische Kraft auf den Namen Jahwe über und von daher ist der behutsame Umgang mit demselben dann auch wieder gerechtfertigt.

Man sieht daran aber, wie urtümlich in ihrem Denken die jüdische Religion ist, denn die meisten anderen Religionen dieser Welt haben das magische Element des Namenszaubers – selbst die Inder – entweder abgelegt oder modifiziert, die jüdische Religion jedoch hat alle magischen Implikationen derselben in archaischer Weise beibehalten. Das zeigt zumindest deren sehr alte, in die frühe Kulturgeschichte der Menschheit zurückreichenden, Wurzeln. Dabei zeigt sich aber auch, dass der so oft als modern apostrophierte Monotheismus das zumindest hier ganz und gar nicht ist. Er ist lediglich die Zusammenführung aller bisherigen Elemente des Religiösen auf ein einziges Objekt: den Gott Jahwe, der (für Israel) die Eigenschaften aller anderen Götter auf sich vereinigt und von dem deshalb gesagt wird, man solle außer ihm keine anderen Götter haben. Dass solche nicht existieren wird damit nicht gesagt.

Aus diesem Grunde ist Jahwe auch vorstellungslos gedacht. Denn was alle Attribute des Göttlichen in sich schließt, kann logischerweise in einem beliebigen Detail seiner selbst nicht adäquat veranschaulicht werden. Gehen wir noch einmal zurück zur Bedeutung eines Götterbildes: es stellt den Gott auf magische Weise vor - aber kein Bild, da es immer nur Detail sein kann, kann den Gott Jahwe so wie er gedacht wird, im Ganzen vorstellen. Es könnte immer nur eine bestimmte Eigenschaft desselben verifizieren und wäre von daher „Götzendienst“ also Verehrung eines „minderen“ Gotteswesens. Interessant ist in diesem Zusammenhang auch eine Passage aus der ägyptischen „Theologie von Memphis“ wo es darum geht, dass „Ptah“ alle Götterkräfte in sich verbunden habe. Der Unterschied ist: er hebt sie dadurch nicht in sich auf, sie bleiben innerhalb seiner vitale Wesenheiten. Allerdings ist sehr wahrscheinlich, dass die Theologen des Jahwe diese „Theologie von Memphis“ kannten. Wodurch sie diese kennen gelernt haben könnten, ist kein Geheimnis, denn Ägypten war durch sehr lange Zeit „Schutzmacht“ in Palästina und wo immer ägyptische Priester sich aufgehalten haben, war auch das präsent. Dass sich ägyptische Priester in Palästina aufgehalten haben, dass es dort ägyptischen Kultus gab, ist belegt.

Weil er nur der Gott Israels ist und auch nichts anderes sein will, fehlt Jahwe (nur dieser Name einer frühpalästinensischen Göttin namens Jahu = Taube ist noch als einer der mit ihm besetzten Namen bekannt) auch alles Zeug zum Universalgott. – Er kann nur aus der historischen Entwicklung Israels wirklich verstanden werden. Nur aus ihr heraus ist das „Gesetz“ als Grundlage des Jahwe – Glaubens zu verstehen. Dieses mit der Zeit bis in kleinste Einzelheiten ausgearbeitete und in all diesen als Verhaltensnorm unbedingt festgeschriebene Gesetz macht mit seinen Skurrilitäten die Jahwe – Religion für Außenstehenden bizarr. Andererseits machte die vereinfachende Zuschreibung aller Götter an einen einzigen Gott, die Jahwe – Religion oft anziehend. Freilich mussten, damit die Jahwe – Religion mehr sein kann als eine Stammesreligion, Modifikationen an derselben vorgenommen werden. Das hat das Christentum besorgt und in seinem Kielwasser hat das der Islam dann weitergeführt.

Seiner eigentlich nationalen Bestimmung zum Trotz wurde aber das Judentum aus einer National – zu einer Weltreligion. Dies lag nun weniger an der Überzeugungskraft seiner Argumente als daran, dass Juden im Verlauf der Weltgeschichte über den ganzen Globus verstreut wurden und folglich überall und in (beinahe) allen Kulturen auftauchen. Mission haben Juden indes - bis auf einen kurzen Zeitraum unter seleukidischer Herrschaft – nie getrieben. Sie ist ihrer Religion auch - bis auf einige Zeilen im Buch Jesaja – völlig wesensfremd und auch dort ist sie ganz anders zu verstehen als man Mission seit dem Christentum versteht. Nämlich in der Weise ist der missionarische Auftrag zu verstehen, dass Israel, so wie es jeweils ist, zum vorbildhaften Blickfang für die Völker der Welt werde, damit sie durch dessen göttliche Geschichte diesen Gott kennen lernen und sich zu Jahwe bekehren mögen. Missionarische Weltbewegungen hat es im Judentum niemals gegeben und kann es auch nicht geben: die „Heimholungsbewegung“ Chabad wirkt absichtlich nicht unter Nichtjuden, sondern nur und ausschließlich unter ihrer Religion entfremdeten geborenen Juden.

Wir wollen uns im Folgenden damit befassen, was diese Religion an und für sich genommen ist. Da dieses An Sich sich nicht ohne den Kontext der Weltgeschichte erschließt, werden wir nicht darum herum kommen, sie hier und da in Beziehung zu derselben zu setzen. Aber wir wollen mit dieser Inbezugsetzung nichts bewerten noch beurteilen. Wir wollen nur dar- und, wo es notwendig wird, klarstellen.

2.2. Was ist Judentum?

2.2.1. Israel

2.2.1.1. Wie ein Gott sein Volk bekam

Israel, das Volk der Gottesstreiter, das Volk der Schöpfung wird erst gegen Mitte des 13. Jhdts. vor unserer Zeitrechnung eine geschichtliche Größe. Nicht dass es vordem im palästinischen Raum keine dort ansässigen Völker gegeben hätte – es gab deren laut archäologischem Befund sogar viele und zahlreiche – aber der Name Israel begegnet erst in einer Notiz des Nesut Merenptah, des Sohnes und Nachfolgers Ramses II, des Großen. Das geschieht ungefähr um die Mitte des 13. Jhdts. vor unserer Zeitrechnung. Aber bereits in den Tagen des dritten Amenhotep hören wir aus der Region Kanaan von einem „Banditen", einem „Ibri". So wird er in der entsprechenden Korrespondenz genannt. Die umliegenden Häuptlinge jedenfalls werden nicht müde, vor ihm zu warnen, bezeichnen ihn als unzuverlässigen Wegelagerer. Er selber scheint sich ganz anders zu sehen: als ein „Neuer" in der großen Familie der palästinischen Völker, der es ihnen gleich tun möchte und sich ebenfalls um gute Beziehungen mit der ägyptischen Hauptstadt bemüht. Denn unter Ägyptens Einfluss stand damals, in den Tagen der achtzehnten Dynastie, die ganze Region. Zu Merenptahs Zeit (nur eine Dynastie später)war das bereits anders. Zu dieser Zeit redete in der Levante das hethitische Großreich vernehmlich mit. Manche wollen in diesem Banditen den aus der Bibel bekannten „König Saul" sehen, obgleich der Name des Mannes, Labaju, sich beim besten Willen aus dieser Wurzel nicht ableiten lässt.

Dieser Labaju ist um 1335 vor unserer Zeitrechnung im palästinischen Gebiet zu finden. Das bedeutet, wenn man denselben mit Saul gleichsetzt (was durch einige Namen aus Labajus Umgebung, die im ersten Buch Samuel akkurat in Sauls Umgebung auftauchen, wahrscheinlich wird – dass alle Spekulationen und die Chronologie der Bibel fehlerhaft sind. Nun, es wäre nicht das erste Mal, dass klar wird: wir dürfen die „Glaubensschriften" nicht mit einem Geschichtsbuch verwechseln. Sagen wir es frei heraus: bereits ehe die „Israeliten" aus Ägypten „auswandern" herrscht in den judäischen Bergen der König Saul und macht den umliegenden Kleinfürsten das Leben schwer. Als dann Ramses II in Kadesch Krieg mit den Hethitern führt, dürfte die Zeit Davids und Salomos bereits vergangen sein. Wir stünden schon mitten in der Teilung Israels in Israel und Juda, und die Neubabylonier erhöben bereits drohend ihre Haupt, während Ramses II sich noch über die Hethiter hermacht oder diese vielmehr über ihn. Hier stimmt nicht nur etwas nicht, hier stimmt überhaupt nichts. Wäre es auch nur das einzige Mal, dass hier etwas nicht stimmt, aber die Geschichte Israels wird nun einmal erst wirklich manifest und einzuordnen, als das assyrische Reich[26] sein Interesse an Israel bekundet und erst wirklich greifbar, als

[26] In seiner Nachfolge dann die Neubabylonier.

Israel in den Bannkreis der griechischen Geschichte eintritt – also für ein so altes Volk doch reichlich spät.
Daher liest man heute die Geschichte Israels nicht mehr wortwörtlich aus der Bibel ab, sondern behandelt diese alten Schriften vielmehr als die „verfassungsmäßige Urkunde“ eines Volkes, dessen Geschichte erst ab den Augenblick wirklich beginnt, an dem diese Geschichte auch geschrieben wird – und das ist das vierte Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung. Alles, was man davor erinnert muss deshalb nicht ins Reich der Phantasie verbannt werden – aber man sollte es vorsichtiger und weniger vertrauensselig zur Kenntnis nehmen als bisher. Es könnte sich so – aber es könnte sich auch ganz anders ereignet haben. Die „geschichtlichen Bücher“ der Thora sind bestenfalls Erinnerungen, keine Tatsachenberichte und schon gar keine zeitgenössischen.

Wie also kann es anstelle dessen was man liest, möglicherweise gewesen sein? Der palästinische Raum, das Gebiet zwischen dem Golan im Norden, dem Sinai im Süden, der arabischen Wüste im Osten und der Küste des Mittelmeeres im Westen, ist von alters besiedeltes Gebiet. In den Randzonen dieses Gebietes streifen damals wie heute nomadische Clans und Stämme. Wir nennen sie heute Beduinen. Damals nannten die sesshaften Einwohner „Kanaans“ sie „Ibri“ - Banditen. Damit war nicht gesagt, dass besonders ihre kriminelle Energie groß gewesen sei, sondern damit sollte gesagt werden, dass diese Leute in ihrer Lebensweise unstet waren und, gemessen an dem der „Kanaanäer“, nur einen primitiven Lebensstandard hatten. Sie waren Hirten und wenn es sich ergab, verübten sie wohl auch den einen oder anderen Diebstahl – wenn sie in den Steppen nicht genug Futter für ihre Tiere fanden, brachen sie wohl auch hier und da in die Acker- und Weideflächen der Bauern ein oder plünderten Kornspeicher. Solche Vorfälle brachten es mit sich, dass sie im Lande Kanaan nicht besonders angesehen waren.
Diese nomadisierenden Stämme kamen aus allen Himmelsrichtungen. Einige hatten ihre Wurzeln in Mesopotamien, das mittlerweile vollkommen „agrarisiert“ war, andere kamen aus der Steppe jenseits des Jordan[27], der gegenüber ihnen Kanaan als wahrhaftes Paradies erschien. Wieder andere wanderten im Sinai, der damals wohl noch nicht ganz so kahl wie heute stand. Zwischen diesen Clans und Stämmen existierten hier und da Verbindungen, aber solche Verbindungen waren nicht die Regel, sie ergaben sich mehr oder weniger zufällig und unberechenbar. Die Regel waren permanente Zwistigkeiten, denn Weideland für alle war trotz besserer Bedingungen als heute allezeit knapp.

[27] die damals, wie man heute weiß, noch sehr viel weiter reichte als nur bis ans Westufer des Toten Meeres. Noch zu Herodes Zeiten war der Landstrich westlich des Jordan eine Art „Erholungsgebiet“ und wurde landwirtschaftlich genutzt.

Wo aber solche Verbindungen entstanden waren, merkten die Leute, dass sie gemeinsam stärker waren. Und richtig: eines Tages gelang es einem solchen Verband einige Städte am Rande des Bauernlandes in ihre Hand zu bringen. Sie besetzten die Stadt und machten sie zu ihrem ersten „Standquartier“. Man denkt an Jericho und ist dem ersten Irrtum aufgesessen, denn dieses erste Standquartier der „Gottesstreiter“ hieß Sichem. Es wurde von einem Verband besetzt, der aus Mesopotamien gekommen war – und sich „Kinder Abrahams“ nannte. Er bestand aus den Clans Isaak und Jakob, also aus den nachmaligen „Erzvätern“. Assoziiert waren die Clans Esau und Ismael. Zu diesem Verband stießen in der Folge mehrere Clans mit etwas anderer Geschichte. Teilweise waren des „autochthone“ Wüstenstämme, teilweise aber auch „Pendler“ zwischen Ägypten und der Steppenregion. Diese zwischen Hochkultur und Nomadentum vagabundierenden Pendler hatten ihre eigene Ahnentradition, sie beriefen sich darauf, aus einem “Haus Joseph“ abzustammen, das ihnen dem Urclan Abraham ebenbürtig erschien. Wenn wir einen kulturellen Vergleich brauchen, so sollten wir uns in etwa die Roma und Sinti zum Vergleich heranziehen. Viel anders war das Verhältnis Israels zu den umliegenden Stadtkulturen [28] auch nicht. Zwei aus dem mesopotamischen Verband, die Stämme „Ruben“ und „Schimon“ schieden wieder und betrieben fortan eine eigene Politik - allerdings zu ihrem Schaden, denn sie gingen in der umliegenden Bevölkerung auf. Ein anderer Clan, aus der ägyptischen Linie, der sich „Benjamin“ nannte, nahm es mit den Grundregeln des Zusammenlebens nicht so genau, strebte nach mehr und verfiel der „Justiz“. Er wurde zersprengt und erst nach langem Hin und Her entschloss man sich, ihn wieder „aufzuforsten“. Immerhin gab es noch ein paar Frauen.

Zu unseren „Ägyptern“: Nicht, dass sie wirklich Ägypter gewesen wären, aber sie gehörten zu jenen „pr“ welche periodisch und saisonal nach Ägypten einwanderten um dort für eine begrenzte Zeit Lohnarbeit zu verrichten. Die ihnen zugeschriebenen Städten (Pithom und Pi Ramesse) wurden von „pr“ erbaut, soviel können wir der Bibel glauben. Ob es sich dabei um „Israeliten“ und auch noch solche des Jahwe – Glaubens – gehandelt hat, ist höchst unsicher. Ihnen wurden diese Städte wohl erst im Nachhinein zugeschrieben. Aus dem ägyptischen Kulturkreis stammten aber auf jeden Fall die – jüngeren – Clans Ephraim und Manasse. Diese beiden Clans wurden, als zum „Haus Joseph“ gehörend, zum Verband kooptiert und machten den Verlust von Ruben und Simeon wett. Durch sie kam zudem vielleicht mehr von ägyptischem Denken in den Verband als man heute annimmt. Wann? Nun, wenn wir die Datierung Sauls in die 18. Dynastie übernehmen wollten, käme die alte Legende, die Formung Israels habe etwas mit der Reformation des Achenaten zu tun, in Wegfall. Es

[28] Diese kanaanäischen Stadtkulturen bestanden, zum Vergleich, schon, als Ägypten noch aus zwei souveränen Reichen bestand.

bliebe die Übergangszeit vom mittleren zum Neuen Reich. Es bliebe die Zeit der Heka Chasut. In dieser Zeit mag es gut denkbar sein, dass, als selbst die Ägypter von den „Fremden Herren“ versklavt und unterjocht wurden, die „pr“ das Land verließen, weil sie dessen Geschick nicht teilen wollten. Sie hatten immerhin noch eine, wenn auch mühsamere, Alternative.
Damit käme, falls man es so betrachten wollte, die Chronologie wieder ins Lot, ja man hätte sogar einen zeitlichen Anhaltspunkt für die Formierung Israels als dem „Volk des Jahwe“. Nicht Missionare Achenatens brachten den „Eingott“ ins Land, sondern die aus dem Ägypten der „Heka Chasut“ der „Fremden Herren“ geflohenen beduinischen „pr“. Denn in Ägypten war es üblich angesichts von Myriaden Göttern um keinen derselben durch Nichterwähnung zu beleidigen, aber auch des o. g. magischen Wesens wegen, einfach von „dem Gott“ und „deinem Gott“ und so weiter zu sprechen. Da die „pr“ in diese Feinheiten ägyptischer Lebensart nicht eingeweiht gewesen sein dürften, hörten sie allerorten nur „der Gott“ und so fort und werden zu der Einsicht gelangt sein, dass die Ägypter einen einzigen Gott verehrten. Übrigens sind diesem Irrtum auch einige Ägyptologen unserer Tage noch aufgesessen. Richtig ist: der Gott, der als „Tatenen“ hinter allen Göttern stand, wurde ausgerechnet nicht verehrt. Aber die Formeln „der Gott“ und „dein Gott“ fußt nicht auf tiefen religionsphilosophischen Überlegungen, sondern sind eine reine Höflichkeitsformel und sonst nichts.

Die ägyptischen Clans wussten hiervon nichts. Sie kannten nur „den Gott“ der Ägypter, der in Wahrheit viele Götter war, und sie wussten, dass kein Ägypter jemals den Namen eines Gottes aussprach – aus Furcht, den, den er nicht erwähnte, zu kränken, sowie aus höflichem Verzicht auf magische Möglichkeiten. Nur im Kult des betreffenden Gottes wurde der Name ausgesprochen, dann, wenn sozusagen kein anderer zuhörte und der Gott selbst auch gegenwärtig war. Aber solche Kultversammlungen besuchten „pr“ nicht. Sie wären dort, wo jeder „web“ oder „Totenpriester“ (das konnte jeder erwachsene Ägypter sein) willkommen war, sehr schief angesehen und nicht geduldet worden.

Diesen „Gott“ den es in Wahrheit gar nicht gab, wollten sie nun als den ihrigen vorstellen. Denn alle Clans hatten ihre eigenen Götter: die meisten nannten ihn einfach ihren „El“ oder ihren „Baal“. Das entsprach in etwa der Sitte der Ägypter und war nicht anders gemeint. Aber die Idee als solche war gar nicht schlecht. Denn es gab unter den Gottwesen Palästinas eine Gestalt, die im Denken der Beduinen fast nicht vorhanden war, sich aber ausgezeichnet eignete, alle Bevölkerungsgruppen Kanaans in einer gemeinsamen Religion zusammen zu schließen. Dies Gottwesen nannten die Kanaanäer Jahu – die Taube. Es war so recht nicht mehr greifbar, es konnte männlich sein, aber auch weiblich, Gestalt annehmen, aber auch keine Gestalt, es war für das Wetter zuständig, da

es mit dem Wind segelte, aber auch für die Liebe, wenn es die Gestalt der Turteltaube annahm, die übrigens auch sein bevorzugtes Opfertier war.

2.2.1.2. Wie ein Volk seinen Gott bekam

Nun darf man sich die Angelegenheit nicht so vorstellen, dass der Ältestenrat, die „Richter“ der Stämme sich zusammen setzte und eine neue Religion kreierte. Lebensfähige Religionen entstehen niemals per Dekret, auch nicht per göttlichem. Sie entstehen, wenn ein schon vorhandenes Modell einer Notwendigkeit entspricht. Das geht zumeist so vor sich, dass einige Familien, die einen bestimmten Gott verehren, etwas tun, was Erfolg hat – dieses Erfolgsmodell zündet und andere Familien schließen sich an. Keineswegs kann jemand sich auf´s Geratewohl hinstellen und verbindlich eine Gott „verkündigen“ – die Garantie, dass ausgerechnet diese Gott nicht angenommen werden wird, ist in einer solchen Predigt schon inbegriffen. Man kann das anschaulich an den Missionspredigten sehen, welche seit dem sechzehnten Jahrhundert unserer Zeitrechnung von allerhand christlichen Geistlichen gehalten worden sind. Weil es Erfolg versprach ließen die Leute sich taufen – weil es ihnen letztenendes „drei Meter am Hinterteil vorbei ging“ praktizierten sie für sich weiterhin ihren angestammten Glauben. Heute sind in Afrika und (Süd und vor allem Mittel) Amerika die jeweils autochthonen Kulte energisch auf dem Vormarsch - flankiert von einem „afrikanisierten“ respektive „indianisierten“ Christentum, das mit seinem europäischen Ursprung nur noch historisch verbunden ist.

Damals, als der Verband der Clans und Stämme nach einer einigenden ideologischen Klammer suchte, war es nicht anders. Es setzte sich das Erfolgsmodell durch, und das Erfolgsmodell trug den Namen „Jahu“ oder wie die Ägypter es schrieben. „Jahva“ Diese beschrieben die Verehrer dieses Gottwesens auch folgerichtig als „Jahva – Beduinen“, um sie von anderen Beduinenclans zu unterscheiden. Dass diese Jahva – Beduinen ihrerseits bereits ein Verband mehrerer Stämme (oder Clans) waren, interessierte sie nicht und musste sie auch nicht interessieren. So weit vergab sich kein Ägypter, dass er die inneren Verhältnisse eines „Sandvolkes“ mit Aufmerksamkeit bedachte. Die erste Aufzeichnung von solchen „Jahvas“ begegnet am Beginn des Neuen Reiches. Und das passt denke ich, ausgezeichnet ins Konzept. Denn es mag schon einige Jahre gedauert haben, bis sich das Modell Jahwe im gesamten Verband durchgesetzt hatte. Wir haben einen Schatten dieser Schwierigkeiten noch hier und da im „Exodus“ vorzuliegen – freilich in einer aus dem Nachhinein als Geschichte eines Sieges gestalteten Fassung. Denn es steht nach diesem dem Um-

stand nichts mehr entgegen, dass Saul und Amenhotep III Zeitgenossen gewesen sind.
Insgesamt ist das Eintreten der „ägyptischen“ Stämme in der Geschichte Israels aber eher eine Episode. Wie diese Geschichte sich im Einzelnen gestaltet hat, danach wollen wir uns nun umsehen. Denn man kann Israel ohne diese Geschichte nicht begreifen.

2.2.1.3. Wie Israel seine Geschichte bekam

Wer die Bibel liest, erfährt, dass Israel eines schönen Tages seiner nomadischen Verfassung überdrüssig wurde und eine Angleichung an die Strukturen der umliegenden Völker verlangte. Ergebnis dieser Auseinandersetzungen war die Inthronisierung von Israels erstem König, der den Namen Saul trug. Dieser bekam es mit dem Einfall der „Philister“ zu tun. Diese „Philister“ nun sind uns auch aus anderen Quellen bekannt. Sie erscheinen als ein Volk der so genannten „Seevölker“, die zur Zeit des Königs Ramses III Ägypten behelligten, und von diesem zurückgeschlagen wurden. Nun hat aber Saul allem Anschein nach zur Zeit Amenhoteps III lange vor dem Einfall der „Seevölker“ in Ägypten gelebt. Andererseits muss uns das nicht weiter beunruhigen, denn die entsprechenden kanonischen Bücher wurden Jahrhunderte später geschrieben. Da mag Manches durcheinander gegangen sein. Möglich ist auch, dass die „Seevölker“, die Peleset, zu dieser Zeit Ägypten noch nicht behelligt haben, da sie bereits in Kanaan zurückgeschlagen wurden. Fest kann aber wohl stehen, dass als diese Seevölker den „fruchtbaren Halbmond“ überrannten, Israel bereits ein palästinischer Kleinstaat gewesen sei. Denn wenn David auf Saul gefolgt ist, haben wir es mit einer von Ägypten aus beobachteten Geschichte zu tun: Saul nämlich warnt in seiner – überlieferten – Korrespondenz alle Welt vor diesem „Strauchdieb“ David – er wird selber kaum besser gewesen sein, aber sei’s drum. Er benutzt –welche Ironie – dafür das ägyptische Lehnwort „Ibri“, in dem wir leicht das „pr“ wieder erkennen, aber auch das heute noch gebräuchliche „Hebräer“. Halten wir also fest: zur Zeit Amenhoteps III warnt ein palästinischer „Stammesfürst“, der von seinen Nachbarn als „unsicherer Kantonist“ bezeichnet wird, die Ägypter vor der Kontaktaufnahme mit einem „Strauchdieb“ namens David, der sich offenbar bei ihnen anbiedern will. Wenn wir der biblischen Chronologie folgen, ist das ein Unding. – Wenn wir aber wie vordem davon ausgehen, dass die Verbindung zu Ägypten zur Hyksos – Zeit geknüpft wurde und der Zwölfstämmebund (eine mythische Zahl, daher wohl als Bezeichnung die Vorstufe des „Gottesstreiter“ – Volkes) bereits davor, also zur Zeit der frühen achtzehnten Dynastie, existiert hat, ist das immerhin eine Möglichkeit.
Unter Tutmosis III kommt das Gebiet, in dem diese Beduinen leben, unter den Einfluss Ägyptens und wird bis zum Erstarken des assyrischen Reiches darin

verbleiben – gleichwohl ist es in der Folge Zankapfel zwischen Ägypten und dem hethitischen Reich – bis dieses unter dem Ansturm der Assyrer zerbricht und Ägypten übrig bleibt. Für eine kurze Zeit – nämlich die Zeit der beiden letzten Amenhoteps – ist Ägyptens Einfluss auf Palästina unangefochten. Aus dieser Zeit stammen wohl auch die ägyptischen Artefakte, die man in der Umgebung Jerusalems gefunden hat. Und mit Sicherheit kommt in dieser Zeit auch der Aton – Glaube nach Palästina und hinterlässt dort seine – wenigen – Spuren. Aber bestimmend für die jüdische Religion wird er nicht. Die hat sich mit ganz anderen Vorstellungen auseinander zu setzen. Nämlich sie hat sich auseinander zu setzen mit den Vorstellungen der umliegenden Kleinfürstentümer und mit deren Baalim, deren Staatsgöttern.

Es interessiert die Ägypter allerdings auch kaum, dass sich auf dem Boden ihrer Einflusssphäre dann eigenständige Kleinreiche gründen – sie betrachten sich sozusagen als Schutzmacht derselben. Nur wenn sie aufmucken, diese Kleinfürsten, wird Stärke demonstriert. Das ist zur Regierungszeit Merenptahs geschehen. Es geschah noch einmal in der Spätzeit (unbekannt wann genau)durch den (libyschen) König Scheschonk (unbekannt ob I oder VII).

Sieht man die Angelegenheit vom Israel des fünften Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung an, erinnert man sich an eine Zeit, in welcher David und Salomo (wohl dann zur Zeit der ausgehenden 18. Dynastie und der ersten Ramessiden) regiert haben. Möglicherweise betrachteten die Könige Ägyptens diese „Fürsten“ als eine Art Gouverneure und gestanden ihnen das gesamte palästinische Gebiet als Verwaltungsbereich zu. Dahinter mag die Einsicht stehen, dass einheimische Verwalter die Angelegenheiten ihrer Völker besser zu beherrschen vermögen als noch so kultivierte Fremde. Später waren die Perser der gleichen Ansicht und fuhren gut damit bis die Griechen kamen. Innere Separationen nach „Salomo[29]“ ließen die Ägypter geschehen – denn die Abhängigkeitsverhältnisse blieben davon unberührt. Im Gegenteil – der Selbstbehauptungskampf der israelitischen Kleinstaaten half den Ägyptern, sich noch ein wenig länger gegen die andrängenden Assyrer zu behaupten, indem er deren Kräfte in Palästina band. Daher war das militärische Engagement Ägyptens in dieser Zeit und in dieser Sphäre auch eher schwach. Man wollte sich in

[29] Möglicherweise hat ein realer König dieses Namens niemals regiert. „Salomo“= der Friedensreiche kann ein Synonym für den Charakter eines der politisch eher unbedeutenden Kleinfürstentümer auf dem Boden Kanaans sein. Vielleicht haben unter diesem symbolischen Namen mehrere „Könige“ regiert, ehe, immerhin mehr als ein Jahrtausend später, der begehrliche Blick Assurs auf „Israel“ fiel - übrigens wohl eher auf Ägypten. Die kanaanäischen Fürstentümer waren kaum um ihrer selbst willen Objekte der assyrischen Begierde. Sie störten nur den Durchmarsch der assyrischen Heere nach Ägypten, die schlechterdings nicht durch die arabische Wüste marschieren konnten. Was sich der Übermacht nicht ergab, wurde einfach platt gemacht.

diesen Konflikt nicht übereilt hinein ziehen lassen und gab eher Palästina preis als die eigene Staatlichkeit zu gefährden. Denn Assur zu reizen war äußerst riskant. Gegen Assur zu verlieren, war absehbar katastrophal.

Das nunmehr gespaltene Israel aber hatte – zunächst – Glück im Unglück. Zwar ging das Nordreich – das eigentliche Israel – verloren, aber das Südreich mit dem Tempel und der Residenz Jerusalem konnte sich behaupten. Zunächst einmal hielten innenpolitische Querelen Assur von einer Fortsetzung seiner Eroberungen ab, dann zog man gegen Ägypten und eroberte dieses. Juda, das Südreich, wurde, als wenig lohnende Beute, vergessen. Man konnte durch die besetzte (phönizische) Küstenebene ja auch bequemer ziehen als durch das unwegsame Gebirge. Aber Assur überlebte die Eroberung Ägyptens nicht lange und räumte seine Vormachtstellung dem so genannten neubabylonischen Reich. Das rückte aus Ägypten ab, weil das auf Dauer nicht zu halten war, und hätte auch Juda wohl in Ruhe gelassen, wenn dessen Beherrscher nicht, wie noch sehr viel später und immer wieder, der Hafer gestochen hätte. Diese meinten in völliger Fehlbeurteilung der Lage[30], die Gunst der Stunde nutzen und den neuen Herren Schwierigkeiten machen zu sollen. Mehr weil der Kantonist im Westen lästig wurde denn aus dem Gefühl einer Bedrohung heraus schlug das Reich zu und begrub Juda samt Jerusalem unter sich.

Aber auch das neubabylonische Reich sollte, wie alle mesopotamischen Reiche jener Zeit, kein langes Leben haben. Das gesellschaftliche Grundkonzept Mesopotamiens gestattete keine durchgängigen Reichsbildungen. Zu jener Zeit war es bereits innerlich ausgehöhlt und fiel als Ganzes den von Norden hereindrängenden, als Hochkultur noch jungen, Persern (Ariern) zum Opfer. Die übernahmen die ganze Konkursmasse, für sich und darunter auch Palästina und die, in Mesopotamien bereits heimische, israelitische Oberschicht. Es zeigte sich, dass sie was die Herrschaft über andere Völker anging, eine ähnliche Meinung wie die Ägypter hatten: man lässt die Völker ihre Angelegenheiten am besten selbst besorgen – und beschränkt sich auf das Einsammeln der zustehenden „Schutzgelder“. Die Perser expedierten also die in Babylon und Umgebung hausenden Israeliten zurück nach Palästina, damit sie dort das Volk ruhig halten, sowie nach Persepolis fleißig Tribut zahlen sollten. Freilich: so ganz unbeaufsichtigt ließ man sie nicht. Sie unterstanden einem – persischen – Satrapen, also Gouverneur. Aber dieser Satrap war für ein größeres Gebiet zuständig als nur für Israel und Juda. Allerdings – es war in Wahrheit keine Esther nötig, um das jüdische Volk zu retten, denn keinem Haman wäre es eingefallen, einen Genozid zu planen – diese rührende Geschichte ist nachweislich eine späte Legende. Andererseits wäre es keinem König der Perser

[30] Man hatte zu dieser Zeit schon den später berühmten frommen „Tunnelblick“.

eingefallen, die Tochter eines unterworfenen Volkes zu ehelichen – zumal es junge persische Aristokratinnen stets in Hülle und Fülle gab. Man kann zu der ganzen Geschichte nur sagen: netter Versuch, die „Wohlgesonnenheit“ der Perser zu erklären, aber erstens handelte es ich bei der persischen Politik nicht um Wohlwollen, sondern einfach nur um Modernität und Zweckmäßigkeit, zweitens war die Entfernung einer fremdstämmigen Aristokratie aus der Residenz und dem Kernland ein dringendes Gebot – wer weiß, was denen sonst noch einfallen mochte.

Aber das Buch Esther, dass es überhaupt entstehen und in den jüdischen Kanon Einzug halten konnte, ist bezeichnend für die jüdische Sicht auf die Ereignisse. Diese Sicht ist von einer Selbstbezogenheit, die man auch schon Egomanie nennen könnte. Alles was geschieht bezieht sich auf Israel, alles hat sozusagen den Dreh- und Angelpunkt im Geschick des Volkes Jahwes. Nur gut, dass Israel große Teile der damaligen Weltgeschichte nicht gekannt hat – sonst fänden wir wohl auch noch diese irgendwie in der Bibel und ad maiorem dei gloriam gestaltet. Dass objektiv dieses Israel den meisten umliegenden Reichen nicht einmal der Erwähnung wert gewesen ist – wird bis heute nur ungern akzeptiert.
Man kann die Geschichte des Nahen Ostens beileibe nicht anhand der Bibel studieren – aber man kann die speziell israelitische Sichtweise auf die nahöstlichen Ereignisse im fünften und vierten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung aus dieser Bibel ungeschminkt erfahren. Noch egomanischer gebärden sich allerdings die Propheten. Ungeachtet sie wichtige Zeugen für die Atmosphäre in Israel und Juda zum Zeitpunkt der assyrischen und neubabylonischen Aktionen sind, ist ihr „Tunnelblick“ auf Israel wahrlich staunenswert. Dabei ist dieser Tunnelblick keineswegs unkritisch – was die Propheten über das gesellschaftliche Leben in Israel zu ihrer Zeit zu sagen haben, und noch mehr was alles überliefert wurde, ist erstaunlich kritisch. Wenn man allerdings die Selbsteinschätzung Israels dagegen hält, wird das Staunen geringer. Israel betrachtete sich als **DAS** Exempel für die umliegende Welt und alles, was ihm geschah, im Guten wie im Bösen, als das Werk seines Gottes. Er stellte sich in Israel und dessen Geschick der Welt vor wie er war. Daher musste alles Geschehen, auch was wenig schmeichelhaft war, überliefert werden. So herum landen wir wieder bei unserem Tunnelblick und jener grenzenlosen Selbstbezogenheit, die Israel bis zum Fall des Tempels im Jahre 70 unserer Zeitrechnung auszeichnet – und wenn man die weitere Geschichte hinzu nimmt, darüber hinaus bis zum heutigen Tage. Wir haben ein kleines Volk ungewisser Abstammung vor uns, dessen Geschichte heute von einem erheblichen Teil der Menschheit rezipiert wird, weil diese Geschichte mittlerweile zu ihrer eigenen Kultur gehört.

Ich mag nicht behaupten, dass so viel „Ehre“ diesem Volk nur durch eine Reihe von Zufällen zuteil geworden ist. Ich mag auch nicht behaupten, dass sie nur auf der Andersartigkeit dieses Volkes beruht. Es gab in der Geschichte viele eigenartige Völker, die nichtsdestoweniger in der Zeit verschollen sind und deren Artefakte nicht mehr zu uns sprechen, weil nichts da ist, was sie uns erklärt. Ich kann aber, als Gnostiker, einer alten Linie folgen, welche dieses Volk als das „Volk des Demiurgen“ bezeichnet hat. Das bedeutet für mich und meinesgleichen, dass wir die Geschichte des Volkes Israel als Offenbarung dessen zu werten haben, was dieser ist und wie er mit Menschen umgeht. Via Christentum ist dann auch die eigentliche Gegenbewegung zu diesem Verfahren, die jesuanische Erkenntnislehre, in den Bereich dieses Demiurgen zurückgebracht worden. Sie ist heute so total darin verwurzelt, dass es unmöglich ist, sie daraus zu reißen. Nicht nur das: auch Kreise, die sich der Erkenntnislehre widmen möchten, werden, sobald sie Versatzstücke dieser Linie aufnehmen, unweigerlich in den Strudel gezogen. Sie verschwinden darin als ein irgendwie esoterisches oder charismatisches Christentum. Man kann sich also nur heraus halten und die Trennungslinie zwischen Judentum, Christentum (auch dem Islam) und Erkenntnislehre mit aller erforderlichen Schärfe und Bestimmtheit ziehen.

Israels Geschichte wurde aufgezeichnet, als Israel sich nach der babylonischen „Barbarisierungsaktion“ unter den Persern wieder als Kulturvolk konstituierte. Quellen dieser Geschichtsschreibung waren einmal die babylonischen Staatsarchive, dann aber auch heute verloren gegangene private Aufzeichnungen und man könnte sogar mutmaßen, dass Einiges von den Jerusalemer Archiven durch die Deportation ihrer Hüter bewahrt worden ist und nun an seinen Ort zurückkehrte.
Über die Zeit des Exils sind wir vor allem aus den Schriften der „Propheten“ unterrichtet. Es erhebt sich nun die Frage, ob und inwiefern das für die gesamte so genannte prophetische Literatur zutrifft. Die „Propheten“ waren auch im vorexilischen Israel schon eine fest umrissene Berufsgruppe, indessen können wir wohl davon ausgehen, dass die prophetischen Bücher der Bibel in ihrer Mehrzahl in Babylon entstanden sind. Mehr als göttliche Verheißung spricht sich wohl hier die Sehnsucht eines unterjochten Volkes nach Freiheit in eindrucksvollen Bildern aus. Wo Prophezeiungen indes konkret werden, ist wohl von „Prophetien aus dem Ereignis“ auszugehen. Solche „Prophetien“ sind zumeist erst nach dem Geschehen verfasst worden. Dabei ist es gut möglich, wenn auch nicht zu erweisen, dass „Propheten“ mit dem entsprechenden Königshof in enger Beziehung gestanden haben und Manches wussten, was die „einfachen Israeliten“ erst durch sie - in Form einer Prophetie – erfuhren. Damit stünden die israelitischen Propheten in einer Linie mit zum Beispiel den Priestern von Delphi, die einen weit verzweigten exklusiven Nachrichtendienst

quer durch die damals bekannte Welt unterhielten und ihre Orakel entsprechend zu formulieren wussten. Übrigens unterhielten die ägyptischen Amunpriester ebenfalls einen solchen und sogar die nahöstlichen Kleinfürsten waren stets aufs Beste über die Ereignisse in der Welt informiert. Mit solchem „Herrschaftswissen“ konnte ein „amtlicher“ Prophet dann schon „Staat machen“. Dennoch entstammen die meisten der Prophetenbücher wohl der Gruppe der nicht beamteten, volkstümlichen Propheten. Das verhindert nicht, dass zumindest die „großen Propheten“ der Macht stets nahe standen. Die „Nabiim“, das Prophetenbuch des AT, ist daher ein hochoffizielles Dokument und wurde stets als ein solches verstanden – daher von Anfang an in die „Vorlesegottesdienste“ der Synagoge integriert. Jeremia ist, als Angehöriger der Aristokratie, ebenso offiziell wie die bewusst plebejischen Propheten Amos oder Micha. Jesaja ist gar ein ganzes Kompendium von Prophetien, das unter den Namen eines einzigen Propheten rangiert. Und die hier Aufnahme fanden, sind zudem höchstwahrscheinlich nur wenige Vertreter einer zahlreichen und allenthalben gegenwärtigen sozialen Gruppe.

Das bedeutet alles in allem, dass wir der Bibel nicht zu sehr vertrauen, aber andererseits auch nicht mehr misstrauen sollten, als jeder anderen alten Überlieferung. Es mag Saul, David, Salomo und alle angeführten Leute aus ihrer Umgebung tatsächlich gegeben haben. Wenn wir zum Beispiel Herodot ernst nehmen, und das tun viele, sollten wir diese Aufzeichnungen nicht mit Nichtachtung strafen. Es bedeutet andererseits aber auch, dass wir ihr nicht bis zum Grund und Buchstaben vertrauen können, denn die Gestalt, in der wir diese Geschichte heute lesen, hat ebenfalls ihre Geschichte.

Seine uns definitiv bekannte Geschichte bekommt Israel also erst, als es de facto bereits nicht mehr existiert und unter persischer Oberhoheit beginnt, in relativer Ruhe über alles, was die letzten Jahrhunderte an Gutem und Bösem gebracht haben, nachzudenken. Alles, was wir darin über seine Vorzeit lesen oder über seine Könige ist von diesem Ereignis her gesehen. Gott, der das Volk Israel zu seinem „einziggeliebten Sohn“ auserkoren, hatte dasselbe schmählich verlassen. Worin mochte der Grund hierfür liegen, in der Wankelmütigkeit Gottes oder doch wohl eher im Versagen seines eben doch nur menschlichen Sohnes Israel? Keinem Juden ist bis heute jemals in den Sinn gekommen, an den charakterlichen Qualitäten seines Gottes zu zweifeln. Wenn man das Ganze aber von einem neutralen Standpunkt her betrachtet, drängen sich solche Erwägungen ganz von selber ins Bild und das ist auch Israel nicht entgangen, denn immer wieder klagt es über den Spott, welchen die „Völker“ seines Gottes wegen mit ihm treiben. Immer wieder hört man deren dringlich – verächtliche Frage: wo ist nun dein Gott? Und Israel macht sich in seiner Geschichtsschreibung daran, diese Frage eingehend zu beantworten.

2.2.1.4. Wie Israel sein Gesetz bekam

„Und alles Volk sprach: Amen.“ so schließt der Bericht von der Verkündung des „Gesetzes“ nach der Rückkehr der Israeliten aus Babylon. Man könnte in einiger Freiheit, aber wohl auch Wahrheit, hinzufügen: und diese Verkündung war die allererste. Nanu, das Gesetz wurde den Israeliten aber doch bereits lange vorher, in den Jahren der zweiten ägyptischen Zwischenzeit, am Sinai verkündet? Das eben ist die Frage. Denn wir haben von diesem ganzen umfangreichen Gesetzeswerk keine einzige Erwähnung, die vor das zweite Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung zurückreicht. Die meisten Exemplare des „Gesetzes“ sind sogar weitaus jüngeren Datums.

Damit will ich nicht sagen, dass nicht bereits vor dem babylonischen Exil so etwas wie ein „Gesetz“ bestanden habe. Aber es bestand in anderer Form und wohl auch mit etwas anderen Inhalten als das, was wir heute als Thora betrachten. Das, was wir heute als „das jüdische Gesetz“ schlechthin ansehen, entstand wohl erst nachdem oder während der Tempel wieder nutzbar gemacht wurde.

Die erste Fassung dieses Gesetzes haben wir wohl im heutigen „Deuteronomium“ vor uns – der Rest ist wahrscheinlich hinzugefügte Ausarbeitung. An dieser Ausarbeitung nahmen mehrere „Kollegien“ teil. Ihre jeweiligen Abfassungen sind noch als „Elohist“ respektive „Jahvist“ im „Pentateuch“ also den „fünf Büchern Mose“ greifbar. Dabei wurden die Passagen des „Elohisten“ sichtlich von den „Jahvisten“ überarbeitet und es trat hinzu noch eine dritte, die so genannte Priesterschrift. Dabei stellt sich heraus: für die „Ableitung“ des Gesetzes aus der Gesamtgeschichte Israels ist vor allem der Elohist zuständig, für die Theologie der Jahvist und für die Juristerei zeichnen die Priester. Daher ist der Jahvist auch noch einmal über die Ausarbeitungen des Elohisten hergegangen, der wohl nichts anderes getan hat, als die im Umlauf befindlichen Geschichten und Erinnerungen zu sammeln und zu systematisieren, und der sich um theologische Feinheiten wenig gekümmert hat. Die Priester wiederum waren wohl um nichts anderes besorgt, als darum, dass in allen Wechselfällen des Lebens die Versorgung des Opferkultes nicht zum Erliegen kam. Denn so liest sich im Allgemeinen ihre Kultordnung. Des Weiteren waren sie besorgt, dass nicht Unreines diesen Kult des Jahwe besudelte – und was unrein war, bestimmten sie. Maßstab war ihnen dabei der Stand ihres eigenen Wissens – darum, dass derselbe nicht perfekt war, sorgten sie sich nicht; für sie **war** er perfekt.

Dieses bis in alle Einzelheiten ausgefeilte Gesetz teilte freilich das Schicksal aller Gesetzeswerke: es veraltete, hielt mit der Entwicklung der wirtschaftlichen, technischen und sozialen Standards nicht Schritt Da es aber ein göttliches Gesetz sein sollte, durfte es im Wortlaut nicht verändert werden. An dieser Kalamität krankt die jüdische Religion bis heute. Denn was von diesem Gesetz zeitlos gültig ist, erfüllen mittlerweile auch alle anderen Gesetzeswerke dieser Welt. Für Israel spezifisch bleibt das Absonderliche, das Exotische, das, was sie von allen anderen Kulturen dieser Welt nicht etwa als die Besseren unterscheidet, sondern als die Seltsamen. Aber das Volk des Demiurgen ist bei Strafe seines Unterganges an dieses Gesetz ebenso gebunden wie es an den Demiurgen gebunden ist. Verletzungen, Aufweichungen, Neuinterpretationen dieses Gesetzes straft dieser Gott im Umsehen – mit den Belohnungen für Gehorsam hingegen hält er arg zurück. So ist aus dem Volk Israel ein Märtyrervolk geworden anstelle eines Siegervolkes. Schlag um Schlag hat der Demiurg dieses Volk für Verstöße gegen ein Gesetz gestraft, das so bis auf das, was alle einhalten können, gar nicht einzuhalten ist. Solch ein Verhalten ist für ihn indes stets typisch – wo andere Gottwesen leiten und schützen, produziert er sich als eifernder Despot und wer das alte Testament liest, wird mir kaum widersprechen können. Jesus ist dann mit aller Macht gegen diese göttliche Despotie aufgetreten und hat an ihrer Stelle jenes Reich verkündet, in dem alle Menschen bereits vor ihrer Geburt Bürger und Gottes Freunde waren. Von diesem Reich wussten zumindest die Juden nichts. Ich denke aber, dass es, außer vielleicht den Ägyptern, auch den meisten anderen Völkern unbekannt gewesen ist. Denn es ist kein „Reich des Jenseits“, sondern ein Reich, das den Menschen lebenslang umgibt, aus dem stammt und in dessen Reinheit er zurückkehrt. Dies Reich ist auch das Reich des Demiurgen, aber in ihm hat er nur das gleiche Heimatrecht wie alle. Keineswegs ist er dort ein Despot. Die einzige Kraft, die das dort sein *könnte*, ist es aber gerade *nicht*. Jesus, der Lehrer des Reiches, hat keinen Gott verkündigt, sondern ein neues Leben. Aber die nach ihm kamen, haben aus ihrer Gewohnheit heraus nach dem Gott dieses Reiches geforscht und haben immerhin so viel herausgefunden, dass wir heute sagen können: dieses Reiches lenkende Kraft ist die Kraft einer Liebe, die sich ohne jede Vorbedingung schenkt. Die Erkenntnislehre ist mit Fug und Recht „Erfüllung des Gesetzes“, denn sie setzt dasselbe außer Kraft. Sie setzt es außer Kraft durch die Kraft des Lebens selbst. Sie schafft keine verrenkten Wirklichkeiten, sondern sie zeigt eine positiv gerichtete Wirklichkeit in ihrer Grenzenlosigkeit auf. Angesichts dieser Wirklichkeit erst kann der Mensch adäquat und kompetent über sein Leben entscheiden.

Das Volk Israel aber konnte angesichts seines Gesetzes nicht kompetent über sein Leben entscheiden, sondern musste stets in Angst leben, irgendetwas zu übersehen. Daher suchte ein neuer Stand der „Gesetzeserklärer“ fieberhaft

nach Stellen, die vielleicht als „Fußangeln“ des Gesetzes und als a posteriori - Rechtfertigung für ein erneutes Spielchen Jahwes mit seinem Volk herhalten konnten. Diese oft in Rabulistik ausartende Suche hält bis heute an. Zur Illustration: das Gesetz verbietet Männern das Bartstutzen – die Gesellschaft aber verlangt heute zumindest gepflegte Bärte. Das war auch schon zur Zeit der Perser, Griechen und Römer der Fall. In jener Zeit behalf man sich, indem man die Bärte kunstvoll knüpfte und damit in der Länge und Breite einigermaßen bändigte. Die seltsam steifen Gebilde, die dabei entstanden, wurden ein für Juden vor allem „besserer Kreise“ charakteristisches Merkmal. Der „einfache Israelit“ hätte sich diesen Vorschriften eigentlich auch fügen müssen und es stand ihm frei, das auch zu tun (er hat es sicher auch zumeist getan). Aber die „Schriftgelehrten“ kamen überein, dass wer das Gesetz nicht kenne, es auch nicht halten könne und da zum „Kennen“ das Lesen gehört, war der „einfache Israelit“, sofern er nicht lesen konnte, in gewisser Weise vom Halten des Gesetzes dispensiert. Es hinderte ihn nichts daran, es zu halten, wenn er wollte – aber Gott musste ein Einsehen haben, wenn er es aus Unkenntnis nicht tat.[31]

Bleiben wir aber beim Bart: die strenggläubige Judenheit auf Erden muss die Erfindung des elektrischen Rasierers wie einen Gnadenerweise Jahwes begrüßt haben. Denn während die manuellen Rasierer nach dem Prinzip des Bartmessers arbeiten, selbiges an keinen Judenbart heran darf, arbeiten die Rasierer nach dem Scherenprinzip und eine Schere kommt im ganzen Gesetz nicht vor – weil es zu jener Zeit in jener Sphäre noch keine Scheren gab. Nun durften sich auch strenggläubige Juden regelmäßig den Bart „scheren“ und die Zeit der geknüpften Ungetüme war vorbei.

Aber illustrieren wir die Lage mit noch einem anderen Bild, worin es freilich nicht so glimpflich abgeht. Aus der Stelle im Gesetz: du sollst das Böcklein nicht in der Milch seiner Mutter kochen – ist eigentlich nichts abzuleiten als dass der Pietät in einem solchen Fall genügt werde. In jeder andern Milch koche man das (überzählige) Ziegenböcklein, nur in der seiner Mutter halt nicht. Auf einem Bauernhof lässt sich ein solches Gesetz leicht durchhalten. Wenn man die Herkunft der Milch nicht mehr zurückverfolgen kann, nehme man anstelle von Ziegen- eben Kuhmilch. Die Milch hat die Aufgabe den scharfen Ziegengeschmack, der nicht jedermanns Sache ist, zu mildern. Auf diese Weise

---

[31] Gleichwohl hatte er natürlich kein Einsehen, was das Bestreben erhöhte, auch dem einfachen Israeliten, ja sogar den Frauen, Lesen und Schreiben beizubringen – was wiederum dazu führte, dass wir es hier mit einem hoch intellektualisierten Volk zu tun haben – was wiederum dazu führte, dass dieses in allen Kulturen, in die es verschlagen wurde, zu einem Kulturfaktor wurde. Sagen wir einmal: bis zur Verkündung des Gesetzes war unter den einfachen Israeliten die Zahl der Analphabeten hoch. Nach derselben stieg die Zahl der Lese- und Schreibkundigen ständig an. Zur Zeit Jesu konnten wohl nur noch berufsmäßige Bettler und Tagelöhner nicht lesen und schreiben.

ließe sich diese Vorschrift also ohne allzu große Mühen einhalten und bei allem andern Fleisch stellte sich die Frage gar nicht. Sollte man meinen: aber für einen Juden stellt sich die Frage, ob nicht in dieser Vorschrift Jahwe schon wieder einen Hinterhalt für sein Volk gelegt hat, das ihm und seinen Launen ja auf Gedeih und Verderb ausgeliefert ist. Um also einem solchen Hinterhalt zu begegnen, verboten die „Schriftgelehrten“ nicht nur das Kochen von Fleisch in Milch (also auch jede Art von Sahnesoßen), sondern sie bestanden darauf, dass „Milchiges“ nicht zusammen mit „Fleischigem“ gegessen werden dürfe. So war jeden Hinterhalt, dachten sie, der Boden von vornherein entzogen.
Nehmen wir eine dritte Illustration, um zu zeigen, warum und auf welche Weise Israel mit seinem Gott umgehen musste: „die Weinrebe“, heißt es da, „soll sich nicht um den Dornstrauch ranken“. Das ist ein Gebot für Winzer, die ihre Weingärten nicht in Dornenhecken anlegen sollten. Denn Dornengewächs ist für das Aufkommen von Reben nicht hilfreich, es wächst zu aggressiv und erstickt alles, was in seiner Umgebung wachsen will. Wenn man es so liest, ist es ein Tipp für erfolgreichen Weinbau. Aber so liest Israel dies Wort nicht. Denn das erscheint ihm zu simpel um in einem göttlichen Gesetz zu stehen. Ein solches ist ja kein landwirtschaftliches Handbuch. So fragt Israel: was kann Jahwe damit gemeint haben? Auf welche Weise will er uns jetzt schon wieder hintergehen? Na sicher, kommt endlich einem ein Blitz der Erleuchtung: Gott will nicht, dass Unvereinbares sich vereinige. Also wo finden wir solch Unvereinbares? In der Vermischung von rein israelitischem, also priesterlichem mit nichtjüdischem, zuweilen auch schon mit jüdisch - plebejischem Blut. Und die andern, fragen die Gelehrten? Die mögen es halten wie sie wollen, ist die Antwort, Gott fragt uns nicht nach dem „Am ha Arez“, der zählt genau genommen nicht zu Israel.

Wie man sieht: diese scheinbare Rabulistik hat einen existenziellen Grund. Israel ist seinem Gott ausgeliefert, steht zu ihm in einer geradezu paranoiden Beziehung. Denn dieser Gott ist anscheinend auf nichts aus, als sein Volk, wie man es volkstümlich nennt, zu „piesacken“. Vernichten wird er es nicht, das hat er ihm zugeschworen, das hält er auch ein. Aber er spielt mit ihm wie die Katze mit der Maus bis er genug hat, dann lässt die Katze die schwer verletzte Maus liegen und die muss zusehen, wie sie ihre Knochen wieder gerade und ganz bekommt. Gott ist nicht mehr zuständig. Damit es zu einem solchen Desaster gar nicht erst kommt, heißt es, aufmerksam zu sein, besser übermäßig aufmerksam als einmal ein Quäntchen zu übersehen. Das wäre nämlich für Jahwe ein „gefundenes Fressen“. Solange er das aber nicht findet, muss er Israel den Willen tun – worum immer es auch bittet. Hier wird die Beziehung dann exemplarisch magisch im alten Sinne: ein Mensch zwingt durch penibles Wohlverhalten den Gott, ihm zu Willen zu sein, denn angesichts dieses perfekten Wohlverhaltens kann Gott nicht anders. Aus diesem Grunde sind die

großen „Gerechten“ des Judentums auch stets „Wundertäter“ und zumindest „Wohltäter“ ihres Volkes. Sie beugen Gottes Willen, zwingen ihn, seinem Volke das zu tun, was er eigentlich gar nicht will: nämlich Gutes. Je mehr solcher Gerechter in Israel, besagt der Glaube dieses Volkes, umso mehr magische Kraft hat dieses Volk, seinem Gott das Lebensnotwendige und mehr als das abzutrotzen. Wäre das ganze Volk Israel auch nur einen Tag lang allen Regelungen des Gesetzes gehorsam, dann würde es so viel Macht über Jahwe bekommen, dass es demselben den „Vertrag“ aufkündigen könnte, aber: das wird niemals geschehen. Ebenso wenig wird geschehen, dass Israel seinen „Messias“ bekommt, denn dessen Erscheinen ist an dieselbe Klausel gebunden. Wem das Ganze vorkommt wie ein „Knebelvertrag“ der wird nicht fehlgehen. Israels Gesetz ist die Fessel, die es an seinen Gott bindet – und das mit äußerst unsicheren Aussichten. Dabei kommt es mir wie Hohn vor, wenn einfältige Gemüter von der „Weltherrschaft“ Israels faseln. Sicher ist der – theoretische – Zweck des Bündnisses Jahwes mit Israel die Erlangung der Weltherrschaft, aber nicht für das Volk Israel sondern für Jahwe. Als das Volk Israel ihm durch seine Fehler den Weg dahin zu verbauen schien, wechselte Jahwe flugs das Bäumchen und präferierte seither – mit einigem Erfolg – die Christen. Als die Christen ihre Krisen bekamen – erstand in Arabien der Islam und gab dem Demiurgen Gelegenheit, diese neue Sache auszuprobieren. Dabei ist er im Moment begriffen. Man muss sich also über Herrschaftsphantasien aus dieser Ecke nicht wundern – sie kommen aus genau derselben Quelle wie einst das Wort, welches an Israel erging. Aber wer wirklich „ins (in sein) Himmelreich“ kommt, bestimmt dieser Gott und dem wäre es am liebsten, wenn ihn dort niemand stört.

Die Christen haben sich mittlerweile de facto von Jahwe losgesagt. Sie haben sich, wenn auch mit schwachen Kräften und reichlich zaghaft, dem zugewandt, den die frühe Erkenntnislehre als den eigentlichen Gott des Universums ausgemacht hat: den Unbekannten, Namenlosen, dem sie in ihrer Religion ein Gesicht gegeben haben: das Gesicht Jesu. Die Juden sind tief traumatisiert und wagen nicht, sich in corpore von ihm los zu sagen, aber sie haben in vielen Einzelheiten bereits zu anderen Lösungen gegriffen, sie „tricksen“, und zwar Liberale wie Orthodoxe, ihren Jahwe mehr und mehr „aus“. Die einzige Religion, welche ihre diesbezüglichen Enttäuschungen noch vor sich hat, ist der Islam. Sie allein erhoffen sich noch etwas vom Demiurgen. Er wird sie wie alle bisher enttäuschen. Denn es liegt in seinem Wesen beschlossen, dass er wohl etwas vermag, aber nichts Konstruktives. Er hat Kraft, aber keine Gesinnung noch Gesittung. Er macht Verträge, aber er macht sie wie ein Versicherungsvertreter – das wirklich Wichtige steht im Kleingedruckten und ist absolut nicht mehr kundenfreundlich. Er bindet nicht sich an den Menschen, sondern sucht den Menschen an sich zu binden und auszunutzen solange es angeht –

ihn dann irgendwelcher Vertragsverletzungen anzuklagen und wegzuwerfen oder gar noch genüsslich zu foltern ehe er ihn wegwirft. Dieser Gott ist für das Leid, das Menschen erfahren müssen, verantwortlich. Er will es, er ruft es hervor, er betrügt den Menschen, damit er einen Grund hat, ihn zu quälen. Er ist eine spielende Katze und nicht umsonst vergleicht das Judentum Gott mit dem Löwen. Das jüdische Gesetz ist einer dieser Gründe – allerdings nur für die Juden, die damit aller Welt zeigen, welchem Herrn sie folgen.

Insofern kann man die Akribie mit der Israel seine Geschichte aufgezeichnet hat, auch als eine Form des Protestes gegen diesen Gott ansehen. Insoweit sind auch alle Paragraphen dieses Gesetzes eine einzige Drohung gegen Jahwe: was immer uns betrügen will, wir werden es ausbremsen. Das nämlich war der Sinn der großen Kodifizierung, die sich im fünften Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung in Babylon und dann in Jerusalem zutrug. Man wollte nicht, dass sich etwas wie das Exil noch einmal ereignen konnte. Man wollte, wenn Gott keine Sicherheit gab und kein Erbarmen mit der Schwäche des Menschen hatte, sich selbst Sicherheit schaffen. Die Propheten hatten mit ihren Beschwörungen der Güte Gottes nichts erreicht, der Neubeginn kam aus Menschenhand, gar aus den Händen von Götzendienern. Jahwe hat sein Volk derart geplagt, dass es die andern Götter erbarmte und sie ihm halfen. Aber fortan sollte das nicht noch einmal nötig sein, denn Israel würde mit Hilfe des Gesetzes fortan Macht über seinen Gott ausüben solange und sofern dieses Gesetz gehalten wurde. Israel wollte mit diesem Gesetz erwachsen werden und mit seinem Gott künftig auf gleicher Augenhöhe verhandeln.

Fortan setzte Israel seinen Ehrgeiz darein, die Launen seines Gottes mittels eines in alle Einzelheiten des Lebens greifenden Gesetzes an ein Stachelhalsband zu legen. Mitnichten ist also das Gesetz wie es besteht ein Zwangsinstrument des Jahwe gegenüber Israel. Das trifft wohl eher für jenes alte, weitmaschige „Gesetz“ zu, von dessen Existenz wir nur noch aus begleitenden Quellen hier und da erfahren. Die Thora wie sie in Jerusalem gegeben wurde, stellt für den Juden durchaus ein freudiges Ereignis dar, denn sie ist ein Instrument, mit dem er seinen Gott disziplinieren kann – wenn er versteht, dasselbe richtig zu handhaben und sich im Kleingedruckten auskennt. Dazu sollte ihm der neue Stand der „Gesetzeslehrer“ oder „Schriftgelehrten“ verhelfen. Man bedenke: erstens war das neue Gesetz keineswegs flächendeckend im Lande verbreitet. Jedes Dorf, jede Stadt, die ein Exemplar desselben besaß, schätzte sich glücklich und jede Stadt, die deren mehrere erwerben konnte, eröffnete eine „theologische Hochschule“. Die meisten Exemplare aber dürfte der Tempel von Jerusalem besessen haben – er konnte die meisten bezahlen. So fanden sich am Tempel und in der Stadt auch die meisten „Schriftgelehrten“ zusammen.

Das gefiel, nachdem gerade diese Schriftgelehrten einen hohen Beitrag zur Neukonstituierung des (hasmonäischen) Königtums in Israel geleistet hatten, denen, welchen sie zur Macht verholfen, gar nicht gut. Denn diese hatten ganz und gar nicht die Absicht, sich von den Gesetzeslehrern dreinreden zu lassen; mochten sie doch die Ungebildeten belehren, aber sonst schweigen. Denn die Hasmonäer, aus priesterlichem Geschlecht, durchschauten den Zweck der Gesetzesfrömmigkeit ebenso wenig wie die später zumeist weder priesterlichen noch pharisäischen Kreisen entstammenden „Judenchristen“, sogar Paulus, der Theologiestudent, hat ihn nicht durchschaut. Die Pharisäer aber arbeiteten unverdrossen weiter daran, Israel zu einer Zwingburg für den Demiurgen auszubauen und selbst die kleinste Lücke im Gesetz zu schließen, damit sich ein Exil und Ähnliches niemals wiederholen konnte, weil Israel seines Gottes Gnade auch gegen dessen Willen erzwang. Sagen wir es einmal so: seit dem Exil war der Schwindel des Demiurgen aufgeflogen – aber Israel legte keinerlei Eifer an den Tag, den entlarvten Gott zu verstoßen, im Gegenteil: so entlarvt wie er war, sollte er Israel dienen. Einem an Wohl tun und Gesetzestreue nunmehr vorbildlichen Israel natürlich. Das zu erreichen durfte man keine Mühe scheuen und musste auch gekrönte Häupter und die heilige Kultpriesterschaft zuweilen hart zurechtweisen, wenn die nicht verstanden, worum es eigentlich ging. Und sehr viele verstanden es nicht – aber sehr viele verstanden es auch und der Zulauf zu den „Abgesonderten“ wurde immer stärker, sie wurden zu zumindest einer geistigen Macht – der bedeutendsten des Judentums. Weiteres im Kapitel „Pharisäer“. Wir wissen nun aber, wie Israel sein Gesetz wirklich bekam und auch, warum es dieses bekommen hat – zuletzt nicht von seinem Gott, sondern eigentlich als magisches Werkzeug gegen denselben. Alles andere soll in den entsprechenden Rubriken weiter besprochen werden - denn ohne das Wirken dieses Gesetzes, ohne die Stellung Israels zu diesem Gesetz ist dessen Geschichte nun einmal in keinem Punkt plausibel zu machen.

2.2.1.5. Wie Israel seinen Tempel bekam

Salomo hat den Tempel in Jerusalem erbaut, so steht es zu lesen, aber von Salomo weiß man außerhalb der Bibel überhaupt nichts. Nun gut, das mag a conto der „vergessenen Geschichte kleiner Völker“ gehen, aber die Nachrichten, die wir aus der Bibel erhalten, sind zu phantastisch, um ganz erlogen sein zu können. Andererseits sind sie aber im Kontext auch glaubwürdig und zeichnen das Bild eines Heiligtums, wie es im syropalästinischen Umkreis nicht nur eines gegeben hat. Jedenfalls gab es Verwandtes und Vergleichbares in Lachisch, welches die Seevölker zerstört hatten, in Sichem am Garizim, in Megiddo hat man Ähnliches ergraben. Der Baustil war eine Mischung aus baby-

lonischen und syrischen Elementen, enthielt ein Tempelhaus, mehrere Höfe, einen oder mehrere steinerne Altäre an welche, wie auch an den biblischen, Eisen nicht herangeführt werden durfte. Hinzu kamen Wirtschafts- und Wohngebäude, Archive und Magazine. Die in solchen Tempeln verehrten Götter standen in unbetretbaren Kammern, und es waren keineswegs immer Statuen. Weitaus öfter handelte es sich in diesen „hinterweltlerischen“ Stätten um Steine wie an der Stätte von Luz, oder auch um Bäume, wie die berühmten Terebinthen vom Mamre. Die Tempel waren eng und klein, keine künstlerischen Meisterwerke, sondern eben nur das Beste, was jene Kulturen zum Lobe der Himmlischen erübrigen konnten; das war zumeist nicht viel, denn sie waren nicht reich. Jedenfalls nicht, wenn man sie mit dem Standard der zeitgenössischen Großmacht Ägypten, den nordindischen Stadtstaaten, den südindischen Reichen der „Dravida“ und auch Babylon vergleicht.

Der Tempel des Gottes Jahwe soll alle diese kleinen Heiligtümer bei Weitem übertroffen haben. Wie viel davon objektiv ist, und wie viel in der Wahrnehmung der Israeliten begründet, werden wir nie erfahren, denn der Tempel von Jerusalem ist bis auf geringe Reste unauffindbar. Man kennt die Stätte, aber die Stätte hütet schon seit zweitausend Jahren keine Geheimnisse mehr. Was man nicht weiß, ist, wer diesen Tempel erbaut hat. Man sagt, es sei der dritte König des israelitischen Staates, Salomo, gewesen. Sein Vater, David, habe den Grund gekauft, auf dem der Tempel stehen sollte, er habe Jerusalem, seither die Königsstadt, gegründet. Unter ihm sei der Nomaden- und Halbnomadenverband der „Gottesstreiter“ endgültig in eine ländlich – sesshafte Kultur umgewandelt worden. Kriegerisch blieb sie indes immer und das sollte ihrer Staatlichkeit nicht gut bekommen, denn für das, was sie vermochte, diese Kultur, waren ihre Ansprüche an ihre Umwelt zumeist viel zu hoch. Sie war ein ideologischer Riese, aber ein politischer, wirtschaftlicher und militärischer Zwerg. Man nennt diese Haltung auch großmannssüchtig.

Der Tempel von Jerusalem erscheint in der jüdischen Tradition als das einzige israelitische Heiligtum. Das entspricht zwar dem Anspruch der dortigen Tempelpriester, aber es ist de facto und nach dem Ausgrabungsstand nicht wahr. Heiligtümer, große und kleine, gab es in Israel reichlich. Auf dem Karmel, auf dem Garizim, auf dem Horeb, dem Nebo – überall wo Berge sich isoliert erhoben, wurden sie auch bald zu Heiligen Bergen mit entsprechenden Tempeln oder doch wenigstens Altarstätten. Aber der Tempel auf dem in einem Tal isoliert liegenden Zionsberg war unbestritten das größte und wohl auch das schönste dieser Heiligtümer. Auch wenn ihn nicht der salomonische Steinwurm erschuf, auch wenn alles unter großen Mühen und unter erheblichem Materialverschleiß (bronzene Werkzeuge werden bei der Steinbearbeitung schnell unbrauchbar), aber mit rechten Dingen zustande kam, der Tempel von

Jerusalem, wie ihn „Salomo“ erbauen ließ, konnte sich zumindest in der näheren Umgebung sehen lassen. Davon, dass er ein weit berühmtes Heiligtum eines weithin verehrten Gottes gewesen sei, steht allerdings nirgendwo etwas geschrieben. Der Tempel war und blieb in allererster Linie das Heiligtum des Gottes von Israel, des Jahwe und keinem anderen Gott hat er jemals gehört. Jahwe aber blieb auf das Volk Israel beschränkt und dessen exklusiver Gott. So ist es im Grunde auch heute noch: zwar ist Jahwes Herrschaft über die ganze Welt verbreitet, aber nur die Juden sind seine exemplarische Beute und eigentlich will er nur von ihnen etwas wissen, weil sie die Einzigen sind, die ihm jemals wirklich imponiert haben. Christen und Muslime sind gegen die Juden nur buckelnde Lakaien. Christen und Muslime gab es damals noch nicht, aber an den Verehrern der anderen Götter hatte Jahwe, unser Demiurg, auch kein Interesse – er erachtete diese anderen Götter für Parvenüs und sich selbst aufgrund seiner Herkunft als sehr viel edler. Immerhin, war er der einzige Sohn des „Unnennbaren“, gezeugt in der Weisheit und unter ihrem Schutz herangewachsen zu einem mächtigen (leider auch mächtig beschränkten) Wesen. Die anderen Götter machten ihm denn auch aufgrund seiner Herkunft keine Scherereien, sie ließen ihn einfach neben sich bestehen - aber wenn sie konnten, wischten sie ihm auch schon gerne eins aus.

2..2.1.6. Wie Israel seinen Tempel verlor

Wer den Reiter nicht schlagen kann, heißt es, drischt auf dessen Esel ein. Und wer den Demiurgen, den „Gottessohn“ nicht erreichen kann ohne möglicherweise den Unüberwindlichen zu erzürnen, der hielt sich an dessen Volk schadlos und an dessen Tempel. Das wäre jedenfalls die „metaphysische“ Version dessen, was als Geschichte Israels bekannt wurde. Da wir diese metaphysische Version inzwischen eingeführt haben, wäre es nicht fair, darauf nun zu verzichten. Der „final Countdown“ allerdings erfolgte dann aus einem schwerwiegenderen Grund.

In der weltlichen Geschichte ging Israels erster Tempel im Zuge der Eroberung Judas durch die Neubabylonier verloren. Wie es dazu kam, ist in der großen „Ermittlungsakte“ welche sich „Könige“ nennt, eingehend beschrieben worden. Die Eroberung Judas und Jerusalems war eine Folge schwerwiegender politischer Fehleinschätzungen. Diese politischen Fehleinschätzungen beruhten überwiegend auf falscher Selbsteinschätzung, diese aber beruhte auf einer ungenügenden Kenntnis Israels über seinem Gott. Zur Mahnung, diesen niemals wieder so falsch einzuschätzen, wurde dem Gesetzbuch eine ausführliche Geschichte aller Erfahrungen mitgegeben, welche Israel jemals mit seinem Gott gemacht hatte – bis in die ältesten Zeiten so weit immer einer sich noch erinnern konnte – Manches kam da durcheinander und geriet in die falsche Zeit –

aber der Tenor der Ereignisse ist nichtsdestoweniger bezeichnend. Ebenso bezeichnend wie der „rote Faden“, welcher den ganzen Pentateuch durchzieht. Aber der Tempel des „König Salomo“ (wer und was immer das gewesen ist) konnte dadurch nicht mehr gerettet werden; für ihn kam jede Hilfe zu spät.

Durch etliche Generationen waren nun „einfache Israeliten“ und die (priesterliche) Aristokratie voneinander getrennt. Während das „einfache Volk“ in Palästina blieb, wurde die Aristokratie, nach dem allgemeinen Brauch des neubabylonischen Reiches zwecks Assimilation nach Babylon verfrachtet. Aber die Assimilation fand nicht statt. Im Gegenteil, die Neuankömmlinge verschanzten sich, wiewohl man sie gut behandelte, in einer ghettoartigen „geschlossenen Gesellschaft“ und leckten ihre Prestige – Wunden. Aber sie taten nicht nur das, sondern forschten auch, was schief gegangen sein könnte. Aufs Naheliegendste, dass sie sich einfach übernommen haben könnten, kamen sie dabei nicht. Denn wenn sie sich hatten übernehmen können, so waren nicht sie, sondern ihr Gott die letzte Ursache hierfür. Er hatte sie gestachelt und gespornt, Babylon ins Gesicht zu widerstehen und er hatte sie zuletzt schmählich im Stich gelassen. Nach einigem Hin und Her kamen sie denn auch darauf, was falsch gelaufen sein konnte – sie hatten ihren Gott augenscheinlich verkannt. Das sprachen sie nicht so unhöflich deutlich aus, aber sie beschlossen Maßnahmen. Die machten es aber erforderlich, dass sie eine zweite Chance bekamen. Und von einer solchen war weit und breit nichts zu sehen.

Der Lauf der Dinge kam ihnen zu Hilfe. Das neubabylonische Reich fiel unter den Schlägen der von Norden einfallenden Perser. Diese verfolgten eine von ihren Vorgängern sehr sich unterscheidende Politik. Während die Neubabylonier den größten Wert darauf legten, dass die unterworfenen Völker sich möglichst vollständig assimilierten und im Ganzen der „Nation“ auflösten, respektierten die Perser die religiösen Eigenarten der Unterworfenen und achteten lediglich - dies aber mit aller Strenge – darauf, dass dieselben ihre „Bürgerpflichten“ peinlich genau erfüllten. Im Gegenzug waren sie auch bereit, die religiösen Eigenarten der Unterworfenen nicht nur zu tolerieren, sondern sogar zu fördern. Im Bewusstsein, selbst die richtigste aller Religionen zu besitzen, konnten sie sich eine derartige Politik eben leisten.

Aber die Liberalität der Perser war wie sich rasch zeigte, keine „Einbahnstraße“. Verwundert darüber, nicht mehr verfolgt, ja nicht einmal mehr gegängelt zu sein, begannen die jüdischen Aristokraten in Babylon, Nehardea und Pumbedita, aber auch in Susa, der neuen persischen Residenzstadt, sich mit der so duldsamen und völkerfreundlichen Religion zu beschäftigen. Ihr Interesse an möglichen Alternativen mag in dieser Zeit und durch die Aussicht auf eine wiederum relativ eigenständige Rolle in der Welt gewaltigen Auf-

trieb erhalten haben. Sie waren – für eine kurze Zeit - bereit sich mit der Gedankenwelt eines anderen Volkes konstruktiv auseinander zu setzen. Diese Auseinandersetzung brachte den jüdischen „Intellektuellen“ welche zu dieser Zeit mit der „Priesteraristokratie“ gleich zu setzen waren, einige wichtige Zusatzinformationen und Antworten. Sie hatten sich stets gefragt, wie denn der „gute Gott“ zugleich auch ein so böser, Israel so missgünstiger und eifersüchtiger Gott sein konnte. Die Perser wussten die Antwort: wohl könne ein Gott nicht zugleich gut und böse sein, aber er könne seine umfassenden Existenz auch nicht verleugnen und diese schließe das „Böse“ eben mit ein. Daher habe das Göttliche sich den Menschen stets in zwei Existenzformen offenbart, einer unendlich guten, und einer ebenso unendlich bösen. Der Mensch nun solle beiden seine Aufmerksamkeit erweisen. Ahura Mazda habe ebenso seine Priester, seine „Magier“ wie Ahriman, der Dunkle, der „Böse“. Nur seien die Aufgaben Beider sehr unterschiedlich. Ahura Mazda werde im Bild der Flamme, des reinigenden und wärmenden Feuers liebevoll verehrt. Ahriman werde in einem vorsichtig – ehrfurchtsvollen Dienst von seinen Magiern besänftigt, damit er der Menschen eingedenk sei, jedoch von ihnen kein Unbill erfahre, denn er habe die Angewohnheit, sich listig und grausam für Unbill und Missachtung zu revanchieren. Ihm keine Aufmerksamkeit angedeihen zu lassen, sei auch Gotteslästerung, meinten die persischen Magier.

So weit wollten die Juden allerdings nicht mitgehen. Ihr Jahwe war nach wie vor laut seinem eigenen Wort ein einziger Gott und sie durften keinen anderen neben ihm haben. Aber sie wussten auch, wie sehr die persischen Magier die Wahrheit auf ihrer Seite hatten, sie hatten es schließlich selbst ein ums andere Mal so erfahren. So verfielen sie auf den Gedanken, dem einzigen Gott eine Kraft an die Seite zu stellen: zwar nicht gleichartig wie der Ahriman der Perser, aber doch mächtig genug, die „dunkle“ Seite des einen Gottes glaubwürdig zu verkörpern. Es musste etwas sein, das es der Priesterschaft ermöglichte, ohne den „Einzigen“ zu erzürnen, mit dessen finsterer Seite wirksam umzugehen und „umgehen“ meint in der alten Denkweise stets Magie. Wir können mit einiger Vorstellungskraft in dieser eher diskreten Magie wohl die Anfänge dessen erkennen, was dann sehr viel umfangreicher ausgestaltet zur Kabbala geworden ist. Denn dieselbe ist nichts anderes als die mystisch – magische Lehre vom Umgang mit den göttlichen Mächten als solchen und auf möglichst gleicher Augenhöhe – wie es denn die persischen Magier mit Ahriman und seinen „Engeln“ getan haben. Verwundert es, dass auch der Begriff des „Engels“ als solcher aus der Welt der persischen Religion stammt? Wohl nicht. Denn im Gegensatz zu Jahwe, der in eigener Person zu seinen Auserwählten zu sprechen sich herabgelassen, verhandelten die göttlichen „Emanationen“ Ahriman und Ahura Mazda niemals direkt mit ihren Verehrern, sondern mittels besonderer himmlischer Wesen. Diese Wesen waren in der alten arischen Religion,

aus welcher der Zoroastrismus stammte (von dem reden wir nämlich hier) eigenständige Gottheiten gewesen und waren auf diese Art ins Konzept des Zoroaster, des ersten bekannten Religionsstifters einbezogen worden. Weiterhin steht viel dafür, dass auch die Gestalt des Mose in dieser Zeit zum Pendant des Zoroaster gemacht worden ist. Das bedeutet nicht, dass Mose in der vorexilischen jüdischen Religion unbekannt gewesen wäre. Eher war er das wohl nicht, denn die Priesteraristokraten in Susa und da herum konnten ihren jüdischen Zeitgenossen mit solchen Neuigkeiten kaum einen Gefallen tun. Aber die Rolle des „Stifters“ fiel ihm wohl erst in dieser Zeit wirklich zu - vordem war er wahrscheinlich eine „Ahnenfigur“ eines bestimmten, zu überregionaler Bedeutsamkeit gelangten Clans gewesen.

Über die weitere Entwicklung zum „Gesetz“ haben wir bereits gesprochen. Hier soll nun ein anderes damals konstitutives Merkmal der jüdischen Religion behandelt werden: die Wiedererrichtung des Tempels in Jerusalem, der von den Babyloniern verwüstet worden war. Unter den Persern durfte er, wie man aus dem Alten Testament vernehmen kann, wieder errichtet werden.
Ob diese Wiedererrichtung des Kultes in Jerusalem einen Tempelneubau bedeutet hatte oder nur eine umfangreiche Wiederinstandsetzung, darüber gibt es keine klaren Nachrichten mehr. So bleibt unentschieden, ob der so genannte „Zweite Tempel“ in Wahrheit der „zweite“ seiner Art gewesen ist oder nicht eher eine „Zweitausgabe“ des Ersten. Unstrittig ist aber, dass der Bau, ob nun Neubau oder Rekonstruktion, nur schleppend vorankam. Mehrfach mussten Steuern ausgeschrieben und die ansässige Bevölkerung zur Spendenfreudigkeit ermahnt werden, denn: die vergangenen Jahrzehnte hatte ihrer Wirtschaftskraft nicht eben aufgeholfen. Sie waren nicht geizig und auch nicht gleichgültig; sie hatten einfach nichts mehr übrig. Allerdings ist auch der Einwand nicht von der Hand zu weisen, dass sie wenig Interesse gehabt haben dürften, einem Gott, der sie immerhin in die Knechtschaft der Großmächte hatte fallen lassen, nun wieder einen Tempel zu errichten. Sie selbst hatten unter dem Fehlen desselben kaum gelitten, denn ihre Welt war voller Götter, deren einer gern den Dienst der anderen und vielleicht sogar zu besseren Bedingungen übernahm. So ergab sich für die neu angekommene israelitische Priesteraristokratie erst einmal die Notwendigkeit, eine Menge inzwischen eingeführter Heiligtümer zu schließen, damit in Israel wieder der eine Gott Einzug halten konnte. Ganz ist das freilich bis zum Ende des Staates Israel nicht gelungen. Die „Abgötterei“ blieb ein signifikantes Merkmal der altisraelitischen Religion.

Dieser Tempel, den die Mehrzahl der Forscher heute als eine Rekonstruktion des „salomonischen“ Tempels anzusehen beliebt, bildete bis zum Jahre -22 den religiösen Mittelpunkt Israels. In diesem Jahr mag Herodes der Große den Entschluss gefasst haben, ihn als baufällig abzureißen und an seiner Stelle

einen Tempel zu erbauen, der seinen Vorstellungen von einem nationalen Zentralheiligtum besser entsprach. Dass er zu diesem Entschluss nicht ganz von allein gekommen ist, können wir uns zumindest leicht vorstellen, denn vor allem musste ihm einer ungestörten Regierung zuliebe daran gelegen sein, mit der Priesterkaste Frieden zu halten. Dieser Frieden war durch einen Eklat gestört worden, dessen ferne Echos uns noch im Talmud begegnen.[32] Im Jahre -20 begann dann der Bau, und die gesamte Literatur der frühen Christenheit meint, wenn sie vom „Tempel“ spricht, den des Herodes. Die Juden in Israel und in der Diaspora priesen diesen Tempel ebenso lautstark wie sie seinen Erbauer, Herodes, verteufelten, und auch auf diesen Umstand mag der Satz geprägt sein: „sie ehren den Baum und verachten die Frucht, ehren die Frucht und verachten den Baum.“ [33] Der aber diesen Satz prägte, war zu jener Zeit nicht mehr in Israel. So hat er ihn nicht kommentierend geprägt, aber mit seiner Pointen wohl einen Generalumstand des jüdischen Denkens kritisiert, der auch hier wiederum zum Ausdruck kam.

Wie auch immer – dieser Bau stand als ein repräsentatives Königsgeschenk an die Judenheit der Welt bis zum Jahre 70 unserer Zeitrechnung. Daran, dass er vergehen musste, hatte wiederum ein Zweig der jüdischen Religion erheblichen Anteil. Es war mit kleinen zeitbedingten Abweichungen derselbe Zweig, welcher schon die babylonische Katastrophe herbeigerufen hatte. Während die Mehrheit der Judenheit im römischen Reich in kaum je gestörtem Frieden lebte, hatten einige extremistische Zirkel in Israel die Besatzung der Römer satt.

Dazu wäre zu bemerken, dass dieselben Römer, die es sonst verstanden, den Menschen in ihrem Imperium mit großer weltanschaulicher Toleranz zu begegnen, dasselbe in Israel nicht fertig brachten. Während sie in den anderen Provinzen das religiöse Leben förderten und schützten weil es dem Ihrigen in vielen Aspekten ähnlich war, kamen sie mit den Besonderheiten des Judentums nicht zurecht. Es waren selten Inhalte, zumeist nur Äußerlichkeiten, mit denen sie nicht zurecht kamen: mit dem jüdischen Sabbat, mit der Ablehnung der Juden allem Nichtjüdischen gegenüber, mit dem Ritus der Beschneidung, den sie als entstellend empfanden, mit der Erscheinung konservativer Juden, und nicht zuletzt auch mit der Geheimnistuerei der Juden um ihren unsichtbaren Gott. Diese Urteile und Vorurteile der Römer waren allgemein und keineswegs ist richtig, dass die Juden besonders uneinsichtige Prokuratoren gefunden hätten. Mit Sicherheit war Pilatus ein korrupter Karrierist, und er war als ein solcher bei weitem nicht der einzige Repräsentant Roms– aber auch diejenigen Prokuratoren welche nicht im gleichen Maße korrupt waren,

---

[32] Bawa Batra 3b/4a

[33] Thomasevangelium Sp. 43

verstanden die Judenheit nicht. Sie behandelten dieselbe bestenfalls verständnislos korrekt, wie wir aus der Paulusbiographie und aus Josephus erfahren.

Dieses Unverständnis gab nun aber den oppositionellen Kräften, die sich insbesondere um die „Paruschim“ , die Gesetzeserklärer, scharten, immer wieder Nahrung und endlich spalteten sich jene Kräfte von der Anhängerschaft der Paruschim ab, denen deren „Wissenschaftlichkeit“ zu zögerlich und ängstlich schien. Sie begingen, trotz vielfacher Warnungen, denselben Fehler, den Israel bereits zu Zeiten Nebukadnezars gemacht hatte: sie glaubten an die Zusicherung der Hilfe ihres Jahwe, wenn sie nur erst einen Anfang machen würden. Die Paruschim waren größtenteils entsetzt, aber es gab unter ihnen auch Kollegen, welche den Wagemut, mit dem die „Eiferer[34]“ sich nun profilierten, guthießen. Die Priesteraristokratie war in corpore gegen das Eiferertum, aber einige „karrieresüchtige“ und wenig umsichtige, ja auch nur weltkundige jüngere Priester nutzten die Bewegung um sich zu profilieren. Zunächst suchte man diese Strömung nach Kräften zu unterdrücken und tot zu schweigen. Aber das Hinzutreten der jungen Priester sowie einer Minderheit unter den Paruschim, machte die Bewegung der „Eiferer“ in Israel „salonfähig“.

Zunächst sah es aus, als wäre dieser Aktionspolitik Erfolg beschieden. Denn die jüdischen Terroristen trafen aus dem Dunkel immer wieder „ins Schwarze“ und erreichten, dass die Weltmacht nervös und ungehalten wurde. Selbst aber waren sie niemals zu treffen, wie viele von ihnen auch gekreuzigt wurden. Es war ein „Spiel“ welches in Vielem dem ähnelt, welches heute die Hamas in Israel aufführt. Man kann nur hoffen, dass dieses Spiel nicht zum gleichen Ende führt wie es Israel erlitt - denn damit wäre die „Befreiung“ der Palästinenser gleichbedeutend mit ihrer endgültigen Entwurzelung. Aber dann zeigte sich, dass eine Weltmacht sich nicht bis zum Erbrechen am Barte zausen lässt, sondern irgendwann doch nach der Fliege schlägt, die sie umschwirrt. Dies zu tun gab es gewichtige Gründe: Judäa bildete zusammen mit einigen anderen semitischen Kleinstaaten die wichtigste Grenze des Reiches gegen die konkurrierende Macht der Parther. Diese Macht hatte Rückhalt in jenen Gebieten, die heute Astrachan, Arabien, Afghanistan, Iran und zum größeren Teil auch Irak heißen, ihr Einfluss erstreckte sich in die Stammesgebiete Mittelasiens und bis ins heutige Pakistan. Nur Armenien ging dem parthischen Einfluss zeitweilig immer wieder an das römische Reich verloren. Um diese unsichere Region also zu kompensieren, mussten die übrigen Grenzgebiete umso verlässlicher sein – und Judäa war das nicht mehr.

[34] oder auch bekannt als „Zeloten“ – was nichts anderes als eben Eiferer heißt.

Solange Prokuratoren in Judäa einen sicheren Stand hatten, unternahm die die römische Militärmaschine wenig – es hätte das Ansehen der dort amtierenden Prokuratoren allzu sehr beschädigt, schließlich verfügten sie ebenfalls über militärische Kräfte genug, um einen Aufstand im Zaum zu halten. Aber sie waren eben, diese militärischen Kräfte, dem sich immer wilder gebärdenden Terrorismus gegenüber hilflos. Der letzte Prokurator Judäas, Gessius Florus, schrie endlich um Hilfe und der syrische Prokonsul Cestius Gallus eilte ihn zu unterstützen. Das war im Jahre 66 unserer Zeitrechnung. In Rom regierte Kaiser Nero. Und den Aufstand, der nun ausbrach, hatte Florus zu beinahe hundert Prozent selbst verursacht indem er seine Hände nach dem bis dahin von allen, selbst von Pilatus, respektierten Tempelschatz ausstreckte und damit auch die Priesteraristokratie in corpore gegen sich aufbrachte. Die Truppen, welche die Legionen des anrückenden Gallus schließlich in der Schlucht von Beth Horon aufrieben, waren regulär und hatten auch den Segen der Jerusalemer Hohenpriesterschaft.

Nach dem Sieg von Beth Horon schien es, als wären die Römer aus Israel vertrieben worden. Caesarea, der Sitz der Prokuratur, wurde isoliert, das galiläische Tiberias von Marodeuren angegriffen und verwüstet, das Land in seiner ganzen Ausdehnung befand sich im Aufstand. Aber letztenendes konnte sich jeder an zehn Fingern abzählen, dass dies nicht das Ende vom Lied sein konnte. Nur – sie zählten nicht. Weil sie nicht zählten, machte Vespasian kurz darauf nicht nur dem Aufstand ein Ende, sondern der Existenz Israels. Im Jahre 70 fielen Jerusalem und der Tempel und wurden buchstäblich dem Erdboden gleich gemacht. Aus Judäa wurde „Palästina“. Der Markt wurde mit jüdischen Sklaven überschwemmt, der Preis für Sklaven fiel bedenklich. Die Juden, die in Palästina blieben, fanden sich jeglicher Rechte beraubt, sie waren für die Römer (und Griechen) fortan wirtschaftlich und sozial Freiwild. Immer mehr Juden verließen daraufhin ihre Heimat und suchten sich im römischen Reich eine neue Existenzmöglichkeit.

2.2.2. Galut

Galut heißt: Zerstreuung. Im Griechischen heißt das entsprechende Wort Diaspora. Nun ist es nicht so, dass vor dem Jahre 70 Juden nur in Judäa gewohnt hätten. Vielmehr hatten Juden bereits zur Zeit der Diadochen[35] damit begonnen, sich überall hin zu verbreiten, wo man sie leben ließ. So kam es, dass im Jahre 70 in allen größeren und in vielen kleineren Orten im Reich sich jüdische Gemeinden gebildet hatten. Die größten gab es in Antiochia, in Da-

[35] Nachfolger Alexanders des Großen. Es überdauerten als Dynastien die Seleukiden in Syrien und die Ptolemäer in Ägypten, letztere bis 30 unserer Zeitrechnung.

maskus, Korinth, in Ephesus, die noch größeren in Rom und die größte jüdische Kommunität existierte seit den Tagen der Ptolemäer in Alexandria. Aber bereits seit den letzten Jahrzehnten des Neuen Reiches hatten Juden ständig in Ägypten gewohnt. Was die neue Situation von der alten unterschied, war, dass diese überallhin zerstreute Judenheit nun kein religiöses Zentrum mehr hatte. Damit war ein beträchtlicher Teil ihrer religiösen und kulturellen Existenz vernichtet. Wie das Judentum es dennoch und warum schaffte, seine Existenz zu erhalten, kann man nur begreifen, wenn man die Vorgänge im „Galut“ an und für sich betrachtet. Das wollen wir nun ein wenig – nicht immer im Hinblick auf die nationale Katastrophe von 70 aber auch nie ohne diesen Hintergrund – tun.

Bereits im Exil von Babylonien hatten die Juden eine Art der Religionsausübung erlernt, die sich nicht mehr so sehr an dem – damals auch verlorenen – Kult als am Judesein orientierte. Gewisse Regeln wurden, zum Beispiel die Beschneidung, erst in dieser Zeit konstitutiv. Der Brauch, an einem bestimmten Ort zusammen zu kommen um gemeinsam heilige Schriften zu lesen, zu beten und zu singen, aber auch gemeinsam Predigten zu hören und zu studieren, wurde nach der Rückkehr der Oberschicht beibehalten und in Israel verbreitet. Zentrum des Zusammenfindens war nun aber das neu gestaltete Gesetz. Der Ort, an dem dieses verehrt, verlesen und studiert wurde, und an dem auch alle anderen Gemeindeangelegenheiten von einer Gemeinschaft der Ältesten geregelt wurden, nannte man auf griechisch: „Stätte der Zusammenkunft“ - Synagoge. In Babylon war an die Stelle der „Vorstellung im Tempel“ und den begleitenden Opfern als offizielle Bekundung der Zugehörigkeit eines(männlichen) Kindes zum Judentum die Beschneidung mit anschließender „Auslösung“ bei einem Mann aus priesterlichem Geschlecht getreten. [36]Unter den Persern und den Diadochen trat diese Form des jüdischen Lebens immer gleichwertiger neben die Lebensweise des „Tempeljudentums“. Aber sie war mit diesem noch durch die vorgeschriebenen Wallfahrtsfeste wie durch eine Nabelschnur verbunden. Wenigstens einmal im Leben war den Juden geboten, an den Tempelfesten teil zu nehmen und sich möglichst in Israel bestatten zu lassen; wer das nicht vermochte, versuchte wenigstens sein Haupt auf Erde aus Israel zu betten. Auch das Leben der Synagogengemeinde konnte sich kein Judentum ohne Bezug auf den Tempel vorstellen.

2.2.2.1. Die LXX

[36] Weibliche Kinder gehörten ohne weitere Formalitäten dem jüdischen Volk an und gaben diese Zugehörigkeit auch ihrerseits ohne Formalitäten per Geburt weiter.

Zu Zeit des zweiten Ptolemaios (285 – 246 vor unserer Zeitrechnung), fanden sich die auf Befehl dieses Königs die in Alexandria lebenden jüdischen Gelehrten zusammen und begannen ein Werk, das in seiner Tragweite einzigartig war: sie gaben der griechisch sprechenden jüdischen Welt ihre erste „Heilige Schrift“. Aber wir müssen bedenken: sie schufen diese zunächst nicht für die Juden, sondern für einen – ägyptischen – König aus griechischem Blut. Wie auch immer – wir besitzen seither in der so genannten „Septuaginta“ der „Übersetzung der Siebzig“ wie der Name verstanden werden soll, weit vor der Zerstörung Jerusalems die allererste Fassung einer jüdischen „Bibel“. Die LXX enthält nicht nur die „fünf Bücher Mose“ sondern unter anderem auch bereits jene Schriften, welch später konstituierend für die Zusammenstellung des „„ masoretischen“ Kanons gewesen sind. Aber sie enthält auch Schriften, die später[37] von den Rabbinen ausgeschieden wurden, und das vor allem macht sie interessant. Dies, und weniger die beabsichtigte „Offenlegung“ des Judentums für die griechische Kultur, ist meines Erachtens die wesentliche Bedeutung der LXX. Durch sie wissen wir, welche Schriften vor 70 in den Synagogen wenn Alexandrias, dann sicher auch anderswo in der Welt des Judentums, als „heilige Schriften“ anerkannt und benutzt worden sind.

Es ist aber vielleicht anzumerken, dass der Begriff des „Kanonischen“ wie des „Häretischen“ zu dieser Zeit noch nicht im Sinne eines Qualitätsurteils existiert hat. Die LXX fasst demnach lediglich das zusammen, was zu ihrer Zeit in alexandrinischen und auch anderen Synagogen in Gebrauch gewesen ist. Darunter ist Einiges, das die Redaktoren nach der Katastrophe nicht mehr für geeignet hielten. Wir erfahren aber auch, dass die Traditionen im „Mutterland“ des Judentums dann eine etwas andere Richtung genommen haben als in der alexandrinischen Diaspora und möglicherweise andernorts wiederum eine andere Richtung nahmen. Die LXX ist in diesem Spektrum sozusagen eine Momentaufnahme.

Hinzu kommt, dass es sich bei der LXX nicht um einen „Kanon“ sondern vielmehr um eine einfache Sammlung handelt. Bis zum Jahre 70 und noch einige Zeit darüber hinaus stellte diese Sammlung ein stets auf Revision eingestelltes Unternehmen dar. Die wenigen Exemplare der LXX, welche wir noch kennen, weisen signifikante Unterschiede im Umfang der aufgenommenen Einzelschriften auf[38].

---

[37] In der Redaktion von Jamnia nach dem Fall des Tempels.

[38] Vielleicht ist es nicht ganz unwichtig zu sagen, dass neben der LXX auch andere Übersetzungen jüdischer heiliger Texte ins Griechische existierten. Zum Teil waren diese sogar anerkannter als die LXX. Dies deshalb, weil sie zumeist Wort für Wort übersetzten, während die LXX dann schon eher eine Nachdichtung als eine – womöglich noch – Interlinearübersetzung ist.

Es ist ferner nicht zu leugnen, dass auch das frühe Christentum an dieser kontinuierlichen Revision der LXX beteiligt gewesen ist. Warum, ist leicht zu begreifen, stellte die LXX doch für griechische Christen, die des Hebräischen wie des Aramäischen unkundig waren, die einzige Brücke zur Kultur und Religion Israels dar. An diese aber knüpft das Christentum im Gegensatz zur Erkenntnislehre unmittelbar an und solange Christen sich den Juden zugehörig gefühlt haben, haben sie - nach ihrem Verständnis - bereichernd am gemeinsamen Fundus gearbeitet. Sie sahen sich selbst gar als die „gottgewollten“ Vollender dieser gemeinsamen Religion an.
Erst mit dem Ausscheiden des Christentums aus dem Judentum hört die Arbeit an der LXX durch Christen auf. Aber die *Benutzung* der LXX durch Christen hört damit keineswegs auf. Im Gegenteil: die LXX wurde zur Grundlage beider lateinischen Bibelübersetzungen [39], und nicht der - inzwischen vorliegende - masoretische Kanon. Daher enthalten diese auch die so genannten Apokryphen ohne weiteren Kommentar als gleichberechtigte Bestandteile der Heiligen Schrift – so dann auch im - lateinischen - Alten Testament und bis in die katholischen Bibelausgaben unserer Tage.

In der Judenheit war die LXX wegen der Umstände ihres Zustandekommens seit ihren „Erscheinen“ ein Gegenstand der Kontroverse und seitdem sie die Rolle der christlichen Bibel spielte, war sie für das Judentum untragbar geworden. Die LXX ist zwar das grundlegende Dokument des hellenistischen Judentums, aber gerade durch diesen Umstand fällt sie aus dem gesamtjüdischen Kontext heraus. Denn der Hellenismus wurde in der Zeit der Reorganisation des Judentums durch die Rabbinen ausdrücklich verworfen. Kein Jude der Neuzeit wird sich, wenn er „die Schriften“ anführt, auf die LXX beziehen. Sie gilt ihm allein noch als die „Bibel der Christen“ und ist für ihn theologisch belanglos.

2.2.2.2. Jamnia

Auch die große Redaktion von Jamnia bezog sich in keiner Weise auf die doch immerhin schon seit über hundert Jahren bekannte LXX. Stattdessen nahm diese Redaktion die in Israel gebräuchlichen Schriften zur Grundlage ihrer, der bis heute für das Judentum maßgeblichen „Heiligen Schrift“. Sie ordnete dieselben freilich nach den aus der LXX vertrauten Kategorien. Die „fünf Bücher Mose“, die eigentliche Thora, erschien in der „historischen“ Reihenfolge der Bücher von der „Erschaffung der Welt“ bis hin zum Beginn der „Landnahme“ Israels. Dem schlossen sich die „Propheten“ an und den Prophetenbüchern, welche seit jeher in den Synagogengottesdienst einbezogen waren, die

[39] Itala und Vulgata

„Schriften“, in welche die „Psalmen“ und Vertreter der so genannten „Weisheitsliteratur“ einbezogen waren. Um diese Werke gab es erbitterte Auseinandersetzungen. Insbesondere betrafen diese die Anerkennung des „Hohenliedes“ als heilige Schrift und die Akzeptanz des – reichlich widerborstigen – „Predigers“, einer reformatorischen Schrift, welche das Judentum einerseits auf seinen Ausgangspunkt zurückführen, es andererseits aber auch sehr „modernen“ Positionen annähern möchte. Fast ohne Schwierigkeiten passierte hinwieder ein damals moderner Roman die Schranke zur Heiligkeit: das Buch Judith. Schwierigkeiten machte indessen auch das Buch Ruth ob seiner offenbaren Tendenzbezogenheit, machten die „Sprüche Salomonis“ und etliches Andere. Das Kollegium von Jamnia hat es sich bei der Zusammenstellung des „Tenach“, der Gesamtheit der Heiligen Bücher des Judentums, nicht leicht gemacht. Aber die LXX hat man überall konsequent übergangen. So schließen sich hebräische und christliche Bibel, obgleich auf dieselbe Kultur zurückgehend, beinahe von Anfang her aus. Man beachte zur Verdeutlichung der Lage die folgende Tabelle[40], welche auch den christlichen Bestand der israelitischen Schriften enthält.

Übersichtstabelle der verschiedenen Kanones

Jüdisch	Evangelisch	Septuaginta Handschriften	Katholisch
1. Tora	1. Geschichtsbücher	Gesetz	Pentateuch
"Im Anfang"	1. Buch Mose	Genesis (Gen)	Genesis (Gen)
"Dies sind die Namen"	2. Buch Mose	Exodus (Ex)	Exodus (Ex)
"Und er rief"	3. Buch Mose	Levitikus (Lev)	Levitikus (Lev)
"In der Wüste"	4. Buch Mose	Numeri (Num)	Numeri (Num)
"Dies sind die Worte"	5. Buch Mose	Deuteronomium (Dtn)	Deuteronomium (Dtn)
2. Propheten		Geschichtsbücher	
"Frühere Propheten"			
Josua	Josua (Jos)	Josua (Jos)	Josua (Jos)

[40] aus Jörg Sieger, Zur Kanonfrage in: www.joerg-sieger.de

Richter	Richter (Ri)	Richter (Ri)	Richter (Ri)
	Rut (Rut)	Rut (Rut)	Rut (Rut)
Samuel	1 Samuel (1 Sam)	1 Könige (Kön I)	1 Samuel (1 Sam)
	2 Samuel (2 Sam)	2 Könige (Kön II)	2 Samuel (2 Sam)
Könige	1 Könige (1 Kön)	3 Könige (Kön III)	1 Könige (1 Kön)
	2 Könige (2 Kön)	4 Könige (Kön IV)	2 Könige (2 Kön)
	1 Chronik (1 Chr)	1 Chronik (1 Chr)	1 Chronik (1 Chr)
	2 Chronik (2 Chr)	2 Chronik (2 Chr)	2 Chronik (2 Chr)
		[1 Esra (1 Esr)]	
	Esra (Esr)	2 Esra (2 Esr) *	Esra (Esr)
	Nehemia (Neh)		Nehemia (Neh)
"Spätere Prophe-ten"			
Jesaja			
Jeremia			
Ezechiel			
12-Propheten-Buch			
			Tobit (Tob)
			Judit (Jdt)
	Ester (Est)	Ester (Est)**	Ester (Est)
		Judit (Jdt)	
		Tobit (Tob)	
		1 Makkabäer (1 Makk)	1 Makkabäer (1 Makk)
		2 Makkabäer (2 Makk)	2 Makkabäer (2 Makk)
		[3 Makkabäer]	
		[4 Makkabäer]	
3. Schriften	Poetische Bücher	Lehrbücher	
	Ijob (Ijob)		
Psalmen	Psalmen (Ps)	Psalmen (Ps)	Psalmen (Ps)
		[Oden]	
Ijob			Ijob (Ijob)
Sprüche	Sprüche (Spr)	Sprüche (Spr)	Sprüche (Spr)
Rut			
Hoheslied			
Kohelet	Prediger	Kohelet (Koh)	Kohelet (Koh)

	Hoheslied(Hl)	Hoheslied (Hl) Ijob (Ijob)	Hoheslied (Hl)
Klagelieder Ester Daniel Esra/Nehemia Chronik			
		Weisheit (Weish) Jesus Sirach (Sir) [Psalmen Salomos]	Weisheit (Weish) Jesus Sirach (Sir)
	Prophetische Bücher		
		Dodekapropheton***	
	Jesaja (Jes) Jeremia (Jer) Klagelieder (Klgl)	Jesaja (Jes) Jeremia (Jer) Baruch (Bar) (1-6)	Jesaja (Jes) Jeremia (Jer) Klagelieder (Klgl) Baruch (Bar)
	Ezechiel (Ez) Daniel (Dan) (1-12)	Ezechiel (Ez) Daniel (Dan) (1-12) Daniel (Dan) (13+14) Klagelieder (Klgl)	Ezechiel (Ez) Daniel (Dan)
	Hosea (Hos) Joël (Joël) Amos (Am) Obadja (Obd) Jona (Jona) Micha (Mi) Nahum (Nah) Habakuk (Hab) Zefanja (Zef) Haggai (Hag) Sacharja (Sach) Maleachi (Mal)		Hosea (Hos) Joël (Joël) Amos (Am) Obadja (Obd) Jona (Jona) Micha (Mi) Nahum (Nah) Habakuk (Hab) Zefanja (Zef) Haggai (Hag) Sacharja (Sach) Maleachi (Mal)
24 (39) Bücher	39 Bücher	40 (51) Bücher	46 Bücher

Jüdisch	Evangelisch	Septuaginta Handschriften	Katholisch

Ich denke, die Abhängigkeit des christlichen Werkes vom Inhalt der LXX ist damit ebenso demonstriert, wie die Unabhängigkeit des masoretischen von derselben.

Aber Jamnia war kein schrulliger Einfall einiger beflissener Gelehrter. Das Kollegium von Jamnia machte es sich nicht deshalb schwer, in der Fülle jüdischer Literatur auszuwählen, weil ihm das Freude machte, sondern weil es ihm eben überhaupt keine Freude machte, aber Eile und dennoch Genauigkeit erforderte. Im Jahre 69, als Vespasian seine Aktion gegen die Juden so weit geführt hatte, dass er vor Jerusalem lag, kam zu ihm, so will es die Legende, der greise Vorsitzende des Jerusalemer Priesterrates, des Sanhedrin (nicht zu verwechseln mit dem Hohepriester), Jochanaan ben Sakkai. Dieser übergab Vespasian, den er (richtig) als künftigen Kaiser erkannte, das Siegel des Sanhedrin und schloss mit ihm einen Friedensvertrag im Namen desselben. Damit wurde die Eroberung Jerusalems zu einer bloßen Polizeiaktion, denn die Übergabe durch die maßgebliche Person war bereits erfolgt und rechtskräftig. Es galt nur noch, eine renitente Gruppe in Israel zu bändigen. Sakkais Hoffnung war, durch diese Aktion die Stadt wenigstens vor Plünderung und Brandschatzung zu bewahren, den Tempel vielleicht zu erhalten, aber er gab dieser seiner Hoffnung selbst nicht nach. Statt dessen traf er Vorsorge für den „Tag X“.

Nämlich: als Gegenleistung für die Übergabe erbat Jochanaan die Erlaubnis, in der Stadt Jamnia an der Küste Israels eine „theologische Hochschule“ gründen zu dürfen. Die Erlaubnis wurde ihm gegeben, denn weder Vespasian noch sonst ein Römer hatte die Absicht, den Juden ihre Religion als solche zu verbieten. Für sie wurde mit Jerusalem und dem Tempel nur ein unsinniges Widerstandsnest zerstört. Millionen Juden im Reich bewiesen zudem augenfällig, dass man in Rom sehr wohl Jude und loyal sein konnte. Viele reiche Juden machten auch in diesem Krieg mit den Römern Geschäfte als Heereslieferanten, Bankiers und Logistiker, zuweilen auch als Sklavenhändler, sicher als Grundstücksmakler, denn das musste ihnen später vom Kollegium der „Rabbinen“ erst ausdrücklich untersagt werden.
Da der Tempel absehbar verloren war [41]und damit auch die Mitte des Judentums, hatten Sakkai und die Seinen nichts anderes vor, als dem Judentum eine neue Mitte zu geben. Diese Mitte war hinfort „das Gesetz“. In seinen Bestimmungen und in nichts anderem drückte und drückt sich bis in unsere Tage Judentum aus.

[41] Auch wenn sie die Hoffnung nicht aufgaben, kannten sie doch, die Männer um Sakkai, die Wirklichkeit und sahen ihr ins Auge.

2.2.2.3. Die Rabbinen

Die Bestimmungen des „Gesetzes“ waren, wir sprachen schon kurz darüber, in vielen Fällen schon damals, gelinde gesagt, nicht ganz zeitgemäß. Wir hatten auch bereits den Stand der Paruschim erwähnt, der berufenen „Schriftgelehrten“, die diese Kluft zu schließen versuchten, und das Gesetz durchführbar zu machen. Sie gaben ihr Bestes und das wortwörtlich, denn in ihrem Eifer für das Gesetz kannten sie keine Kompromisse – im Hinblick darauf, dass es Menschen waren, die auslegten, und Menschen, die befolgten, allerdings schon. Aber sie waren andererseits auch bereit, ihr Leben jederzeit für das Gesetz als solches einzusetzen und haben das bewiesen. Sie scheuten sich in ihrem Eifer für das Gesetz nicht vor weltlicher Obrigkeit noch vor vielfacher Übermacht und es war zu einem guten Teil wohl auch der charismatischen Überredungskunst einiger von ihnen zu „verdanken“, dass Jerusalem dem Erdboden gleich gemacht war. Viele Paruschim sind der Stadt und dem Tempel auch in den Tod gefolgt. Als Jerusalem fiel befanden sie sich nämlich, noch vom Passahfest her eingeschlossen, in der Stadt. Sie wurden, waren sie nicht zuvor schon Hungers gestorben, von den eindringenden Römern niedergemetzelt, viele auch in die Sklaverei verkauft und in alle Winde zerstreut. Der Stand der Paruschim, der „Pharisäer“ war erloschen.

Aber nicht alle Gesetzeskundigen hatten die Römer greifen können, ja überhaupt nur einen wirklich greifen wollen. Das Abschlachten in den Straßen Jerusalems geschah nicht zielgerichtet, sondern war das übliche Blutbad in einer besetzten Stadt. Es bedurfte eines besonderen Plünderungsverbotes um es abzuwenden. Solche Plünderungsverbote waren in der Regel nur gegen Bares zu haben; aber niemand in Jerusalem besaß mehr Bares. Im Tempel lagerte genug Bares, aber lieber wären die Reste der Priesterschaft gestorben, als den Römern etwas davon zukommen zu lassen. Man hätte Jerusalem und den Tempel ohne weiteres freikaufen können, aber man wollte nicht. Dann hätte man ja den Krieg gar nicht erst anfangen müssen. Man mag daran ersehen, wie weise die Entscheidung gewesen war, ihn zu beginnen. Josephus hat Recht, wenn er seinen Beginn einer fanatisierten Dummheit anlastet[42], denn etwas Anderes kann es kaum gewesen sein. Aber man kann dennoch Rom nicht von aller Mitschuld freisprechen wie er es versucht: denn die fortgesetzten eklatanten Verletzungen und Provokationen des religiösen Lebensgefühls dieses Volkes waren politisch ebenso wenig notwendig und einer Weltmacht schon gar nicht angemessen.

---

[42] An dieser Dummheit hatte er allerdings anfangs selber teil. Bekanntlich wurde er als Freischärlerführer in der Festung Josaphat von den Römern gefangen genommen.

Dass dieser Krieg ein Wahnsinn war, wussten aber nicht nur die meisten Juden in der Diaspora, sondern auch viele und besonders die Gebildeten in Israel und in der Stadt. Daher ist es nicht verwunderlich, wenn die Besten unter ihnen sich beinahe sofort zu Diensten des Sakkai in Jamnia anfanden. Als Jerusalem fiel standen sie schon inmitten ihrer Schriften (in Jamnia hatte sich bereits zuvor eine kleine Hochschule befunden) bereit, das Judentum aus dem Geist des Gesetzes neu zu begründen, und wie es die neue Lage erforderte, nannten sie sich nicht mehr bescheiden „Abgesonderte“, denn das waren sie nicht mehr, sondern Meister – Rabbinen.

Das Erste, was sie in Jamnia taten war, aus der Vielfalt der jüdischen heiligen Schriften diejenigen auszusortieren, die aus verschiedenen Gründen nicht mehr als solche zu gelten hatten. Die LXX kam für sie nicht in Betracht, denn das Judentum sollte erstens hebräisch bleiben, jetzt erst recht, zum andern war diese LXX bereits den Christen, den „Häretikern[43]“ zugefallen und sie waren bestrebt, sich von diesen, aber auch vom Griechentum fühlbar abzugrenzen. Sie schufen einen neuen Kanon der Heilige Schriften des Judentums, der sich in „Gesetz“, „Propheten“ und „Schriften“ gliedert. Um das Gesetz und die Propheten gab es keine Diskussionen, ihre Reihenfolge und ihr Inhalt lagen seit nunmehr Jahrhunderten fest. Dafür gab es erhebliche Diskussionen über die anderen Schriften. Über die geschichtlichen Bücher war man sich einig, auch darüber, dass die Makkabäerbücher zum Beispiel nicht zu den heiligen Schriften gehören konnten, da sie selbst zwar herzerhebend und glaubensstärkend waren, aber das Königshaus der Hasmonäer, zu dessen Ruhm sie geschrieben worden, war das eben nicht. Dasselbe mochte zutreffen auf eine Reihe so genannter apokalyptischer Schriften, denn Apokalypse hatten sie gerade genug erlebt. Daher findet sich bis auf die, in der Zerstreuung Glück verheißende, Vision des Daniel auch keine Apokalypse im masoretischen Kanon – obgleich es deren, wie wir heute wissen, sehr viele gab. Dass die Psalmen im Kanon verblieben verstand sich von selber, schließlich waren sie das „Gesangbuch“ des Tempelkultes gewesen und daher unverzichtbar auch als Gebet- und Gesangbuch der Synagoge.
Aber was war mit der so genannten Weisheit? Es gab mehrere Bücher, die man auf Salomo, den Friedenskönig, zurückführte, die aber mit Sicherheit nicht von ihm stammten, sondern die lebenspraktische Tradition des Judentums, bezeichneten. Und was war zuletzt mit den wundervollen Liebesgedichten, dem „Lied der Lieder“, dessen weltliche Herkunft unleugbar, das aber weithin als ein israelitisches „Des Knaben Wunderhorn“ bekannt und beliebt war und ohne

[43] auch genannt, den „Minim“, worunter alles dem rabbinisch definierten Judentum Abtrünnige zu verstehen ist.

das keine Hochzeit im Lande auskam?[44] Insbesondere um diese Liedersammlung und um das Buch des „Kohelet“ gab es ernsthafte Streitigkeiten.
Über die lebenspraktischen Hinweise in den „Sprüchen Salomonis“ gab es, Salomo hin oder her, keine Diskussion. Der Kohelet, der „priesterliche Prediger“ aber stand insbesondere im Ruf der Ketzerei, denn er vertrat mit seinen aufmüpfigen Sentenzen eine ältere Version des Judentums gegen die von persischen Vorstellungen durchtränkte nachexilische Version desselben. Es war gegen eben jene Mystik angeschrieben, die seit der Zeit des Exils durch viele, wenn auch nicht alle Köpfe geisterte und hielt ihnen die ursprüngliche Jahwe – Religion entgegen, die weitaus bodenständiger und vor allem nüchterner gewesen war. Eben dies hatte einen reinigenden und einen gerade in der schwülen Atmosphäre der Nachkriegszeit wohltätig kühlenden Effekt, den die Rabbinen wohl zu schätzen wussten. Daher taten sie sich schwer mit der Verwerfung und als sie darauf hingewiesen wurden, dass sie dann auch etliche andere Bücher zu verwerfen haben würden, die novellistische Traktate waren und nicht mehr, wie das Buch Ruth oder das Buch Judith aber auch das Buch Esther, gaben endlich auch die Mystiker und die unverbesserlichen Träumer vom „Tag Jahwes“ klein bei. Sie bestanden lediglich auf der Einfügung einiger frommer Sätzchen.

Während ein Teil der Rabbinen nun die heiligen Schriften neu zusammenstellte und zu diesem Zweck der Unmissverständlichkeit halber auch gleich vokalisierte (das Hebräische schreibt, wie man weiß, keine Vokale, und so war der divergenten Lesart Tür und Tor geöffnet), beschäftigte sich ein anderer Teil mit dem, was hinfort jüdisches Leben sein sollte. Er beschäftigte sich damit, wie hinfort der Sabbat zu halten wäre, wie man die Feste halten und den Kalender beobachten sollte, damit alles überall zur rechten Zeit geschehe. Sie bedachten, wie die Vorschriften eines koscheren Lebens in der Diaspora zu verwirklichen waren und vor allem wie man die durch den Verlust des Tempels ausgefallenen priesterlichen Verrichtungen wenigstens zeichenhaft erhalten konnte. Besonders für den seit der nachexilischen Zeit eminent wichtigen „Versöhnungstag“ musste eine Lösung gefunden werden. Denn dieser Tag war in der Strategie des nachexilischen Judentums, seinen Gott an Gesetzestreue auszustechen und ihm keinen Vorwand der Zerstörung zu liefern, dringend erforderlich. An diesem Tag schloss der Hohepriester mit einer bannenden Beschwörung auf den wahren Namen Jahwes auch das letzte Löchlein im Gesetzeswerk und zwang Gott auf magische Weise zu totaler Willfährigkeit. Er

[44] Dazu ist zu bemerken, dass eine Hochzeit in Israel kein zivilrechtlicher Akt, sondern ein „Sakrament der Sakramente“ war, worauf noch heute der Name „Heiligung“ für das eheliche Verlöbnis hindeutet. Lieder, die bei einem solchen Ereignis gesungen wurden, konnten doch keine „unheiligen“ Lieder sein…

konnte sich ja wehren und gewaltiger sein als die Magie des Menschen; aber er wehrte sich so gut wie nie[45]. Wie sollte man aber diese magische Heldentat, die der Hohepriester in jedem Jahr zu tun hatte, kompensieren und Israel vor dem nun freien Zugriff Jahwes schützen? Man kam auf den Gedanken, im synagogalen Gottesdienst dieses Tages ausführlich vom nun verlorenen Ritual zu künden. Die Absicht dahinter war gut verstanden magischer Natur und sehr überlegt. Sie zeugt von einem tiefen Verständnis der Rabbinen, der „Meister" für den Zweck ihrer Religion, welchen sie, wie die untergegangenen Paruschim, darin sahen, Jahwe zum Wohlverhalten zu zwingen. Der Ritus des – synagogalen – Versöhnungstages ließ im Geiste den unzerstörten Tempel erscheinen. Man sieht, Israels ferneres Schicksal war bei den Rabbinen in guten, verantwortungsvollen Händen.

Die Rabbinen installierten ferner ein „geistliches Gericht", an das sich jeder Jude überall in der Welt wenden konnte und dessen Sprüche für jeden Juden überall in der Welt verbindlichen Charakter hatten. Man ist versucht zu sagen, dass die Urteile, die dort gefällt wurden, wohl eher für die Rabbinen gefällt wurden als für das Volk Israel. Aber das ist so nicht richtig. Im Gegenteil – diese Urteile ordneten das jüdische Leben maßgebend wo immer sie verkündet wurden. Sie wurden so sehr beachtet, dass Juden, die von diesem Gericht zum Tode verurteilt wurden, sich, obgleich ihnen das niemand befehlen konnte, das Leben nahmen. Ehen, die dieses Gericht nicht anerkannte, wurden geschieden. Berufe, die von diesem Gericht verurteilt wurden, gab man auf. Das „verlorene Gelehrtenhäuflein" in Jamnia war zur maßgeblichen Institution im Judentum geworden und das Judentum selbst zur ersten wirklich überall in gleicher Weise präsenten, modernen Religion. Das Judentum unserer Tage ist im Wesentlichen von diesen Rabbinen geprägt worden. Das Judentum unserer Tage ist von diesen Rabbinen, den geistigen Nachfahren der Pharisäer, als Religion gerettet worden.

---

[45] Es mag an dieser Stelle vielleicht eine befremdliche Sicht der Dinge sein, und ich bitte sehr darum, sie nicht zu missdeuten, aber: nachdem der demiurgische Jahwe von eifrig im Gesetz und im Talmud forschenden Juden ständig und immer wieder an der Entfaltung seiner Lust gehindert war, kleinere Pogrome ihm so gut schmeckten, wie einem Vampir eine tote Ratte, spielte er seine Christen gegen die Juden aus und erreichte auf Dauer, dass die Juden wünschten, diesen gleich gestellt zu werden. Das gewährte er ihnen beinahe umgehend, und als sie, froh, der Zwänge des Gesetzes ledig zu sein, sich dem Leben zuwandten, da kam er über sie und rächte sich grausam für zwei Jahrtausende Knebelung, indem er über sechs Millionen von ihnen und auch noch ohne Grab, also ohne Chance der Auferstehung, vernichtete. Es nimmt dabei und dann nicht wunder, wenn Hitler, der dies zu tun befahl, sich als „Arm der Vorsehung" anzusehen beliebte. Von seiten des Jahwe war er das tatsächlich…

2.2.2.4. Der Midrasch

Eine der gewaltigsten Arbeiten, die in dieser Zeit getan wurden ist, außer der Zusammenstellung des Tenach, die Sammlung der rabbinischen und vorrabbinischen „Präzedenzfälle“ im so genannten Midrasch. Er ist sozusagen die erste „FAQ“ der Weltgeschichte, die erste enzyklopädische Arbeit der neueren Zeit. Denn sie beschränkt sich nicht nur auf die Zusammenfassung von Rechtsproblemen. Der Midrasch umfasst vielmehr alle Gebiete des jüdischen Lebens, der Traditionen, der Glaubensinhalte, an denen ein allgemeines Interesse nachgewiesen werden konnte. Dies allgemeine Interesse aber konnte nur entstehen, weil der Dialog zwischen dem „Rabbinat“ und den Gemeinden stets in Fluss war.

2.2.2.5. Talmud

Um den Midrasch gruppierte sich das gewaltige Werk, welches das Judentum sich selbst und der Welt zum Geschenk gemacht hat: der Talmud. Heute ist das Judentum ohne den Talmud und seine „Kurzfassungen“ und „Volksausgaben“ nicht denkbar. Auch der liberalste Jude kann nicht umhin, dieses riesige Sammelwerk wenigstens in Umrissen zu kennen. Der Talmud gliedert sich in „Mischna“ also Kernstellen, die in engem Zusammenhang mit dem Midrasch zu sehen sind, und die „Gemara“, welche die – rabbinische - Diskussion zu diesen Kernstellen vorstellt. Weitere Ergänzungen zu Mischna und Gemara sind in der so genannten Tosephta nieder gelegt.

Der Talmud ist eine Welt für sich und wer darin eintaucht, den fasziniert vor allem seine Unmittelbarkeit. Man hört förmlich wie die Rabbinen miteinander diskutieren, man sieht sie gestikulieren und man wird verstohlener Zeuge von lange zurückliegenden Denkweisen im Augenblick ihres Entstehens. Es ist wie eine philosophische und kulturelle Zeitreise, wenn man in den Talmud versinkt. Und man versinkt wirklich darin. Man „ist“ in dieser Zeit, wenn man liest, was in dieser Zeit von Juden gesprochen, erwogen, hin und wieder ausgelegt wird.

Der Talmud ist kein Lehrbuch im Sinne eines vorschreibenden Werkes wie es zum Beispiel die Hadithe des Islam sind[46]. Sondern er ist ein Lehrbuch, das deutlich machen will, wie Ansichten zu einem zentralen Problem entstanden sind, welche aus welchen Gründen vertreten werden, und das zur Auseinandersetzung mit diesen Ansichten einlädt. Er ist das grundlegende Protokoll

[46] welche im Übrigen dem Midrasch der Juden nachgeformt wurden, aber nicht dem – in Arabien wohl unbekannten – Talmud.

einer über Jahrhunderte sich erstreckenden theologischen, aber auch ethischen und philosophischen, desgleichen historischen Diskussion. Theoretisch könnte er jederzeit weiter geschrieben werden, aber man kam überein, ihn auf dem Stand des Hochmittelalters stehen zu lassen. Der Letzte, der unmittelbar zum Talmud beitrug, war der Wormser Rabbiner Raschi. Talmudtheologie hat es aber bis in unsere Tage stets gegeben und wird es weiterhin geben. Denn das Leben des Judentums ist in seinem Kern gelebte Theologie.

Der Talmud stammt in seiner schriftlich fixierten Form aus dem europäischen Mittelalter. Aber er beinhaltet, wie einst die fixierte Thora, Passagen, die weit in die Antike zurück reichen. So ist ein Talmudstudium auch für jeden unerlässlich, der sich mit der Person des historischen Jesus näher befassen möchte. Denn einen anderen fundierten außerchristlichen Ansatz zu diesem Thema wird er kaum finden. Der Talmud aber bewahrt in seinen Stücken an vielen Stellen Reminiszenzen und Dokumente zum Teil aus Zusammenhängen, welche wir heute erst wieder entschlüsseln müssen, aber er bewahrt sie dafür treulich. Hierin ist er um Längen ehrlicher als die christliche Überlieferung, die an der historischen Wahrheit nur wenig interessiert ist. Diese historische Ehrlichkeit hat ihre Ursache nicht in Ritterlichkeit, sondern im Erfordernis, sich gegen eine christliche Majorität wenn nicht durchzusetzen, so doch historisch zu behaupten.

Man konnte der Lesart der Christen in Sachen Jesus nicht folgen, denn: Hätte man den Christen das Feld dieser historischen Definition als einer Propaganda pro domo allein überlassen, wäre aufgrund ihrer geglätteten Aussagen und zuweilen auch direkten Verfälschungen eine existenzielle Gefahr für das Judentum erstanden. Der hier geschilderte Messias wäre über kurz oder lang angenommen worden. Damit hätten die Juden das Judentum verlassen. Einer solchen Gefahr aber konnte man sich auf gar keinen Fall aussetzen, denn: der Gott Jahwe war lebendig und lag auf der Lauer sein Volk zu vernichten, wie eh und je. Daher mussten Juden den Juden sagen, was es mit diesem Jesus Christus in Wahrheit auf sich hatte. Daher waren diese alten Stücke, die zum Teil noch vor das Jahr 70, ja vor die Zeitenwende zurückreichen, wertvollstes Gut. Daher wurden sie, obgleich sie zumeist gar nicht mehr verstanden wurden, weiter tradiert wie sie waren. Heute sind sie dem neutralen Forscher auf diese Weise eine Quelle, die zu vernachlässigen sich bitter rächen kann, auch wenn man ihr nicht in jedem Fall blind folgen sollte – aber das trifft ja für die christlichen Quellen ebenfalls und erst recht zu.

Aber nicht nur in Bezug auf den historischen Jesus ist der Talmud eine Fundgrube, sondern auch für den Weg des Judentums. Wir erfahren wie die Juden in Palästina, wie in Babylonien, und wie sie in Europa gedacht haben. Wir

erfahren, wie sie ihre Geschichte gesehen und verstanden haben. Wir sehen, wie ihr Alltag gewesen ist und mit welchen Widrigkeiten sie außer mit den Christen zu ringen hatten. Denn die waren keineswegs ihr größtes, wenn auch ein unangenehmes und zuweilen lebensgefährliches Problem. Aber wir erleben auch den Zauber ihrer Phantasie, lernen ihre Empfindungen und ihren Humor kennen – kurzum, der Talmud ist ein so menschliches Werk, dass er schon von daher göttlich genannt zu werden verdiente. Die Juden sagen: in der Thora kommt Gott zu den Menschen – aber im Talmud kommt der Mensch zu Gott. Ich würde sagen: was sich da in der Mitte trifft, ist das Bestreben des Menschen, frei von göttlicher Willkür ein menschenwürdiges Leben zu führen und dies Bestreben kommt von beiden Seiten, vom Tenach und vom Talmud gleichermaßen und adelt das Judentum von Grund auf. Der Gott des Judentums ist eine Sache für sich und keineswegs über eine deftige Kritik erhaben [47] - das Judentum aber wie es – unbeschadet israelischer Politik der Gegenwart – dasteht, ist in der Integrität seines Strebens über alle Kritik erhaben.

Was natürlich nicht bedeutet, dass man jeden Juden heilig sprechen müsste, und das sagt auch der Talmud nicht. Er bringt vielmehr und immer wieder zum Ausdruck, dass der Jude ein Mensch wie alle anderen ist und so auch die Unvollkommenheit Aller teilt. Aber er kann sich, so er will, auf ein ungeheures Potenzial an Integrität und Redlichkeit berufen und beziehen, was ein Kalvinist zu tun seine Schwierigkeiten hätte oder auch ein Moslem oder ein Katholik. Denn im Kalvinismus heißt es: was reich ist, das hat Gott erwählt und der Rest sei Schweigen. Im Islam heißt es: was gläubig ist, das hat Gott erwählt und mit dem Rest verfahre nach Belieben. Im Katholizismus heißt es: was christlich ist, das hat Gott erwählt, und was katholisch ist, im Besonderen – der Rest hat nur die Chance, ebenso besonders zu werden. Aber im Judentum heißt es: verachte den Fremden nicht, denn du selbst bist ein Fremder gewesen im Land Ägypten. Im Judentum ist der Nichtjude, so er auch nur die Gebote Noahs hält, ein „Gerechter unter den Völkern“. Im Judentum kommt es nicht darauf an, alle Welt zu Juden zu machen, sondern darauf, dass diese Welt sich die Integrität eines talmudischen Judentums als eine Option zu Herzen nehme. Sicher kann man es anders machen und man soll es sogar anders machen – aber hier ist schon mal ein Entwurf wie es gehen könnte. Die Erkenntnislehre sprich Gnosis hat in ihrer gesamten Geschichte denn auch, so viel Kritik sie auch an Jahwe anzumelden hatte, den Antijudaismus niemals zur Generallinie erhoben. Überall da, wo sie Gelegenheit hatte, sich als tragende Kraft einer Gesellschaft zu erweisen, hat sie das Streben des Judentums nach menschlicher Vervollkommnung respektiert. Hingegen hat das Christentum den Antijudaismus zum

[47] Die Erkenntnislehre hat auch nie aufgehört, ihn zu kritisieren und beim rechten Namen zu nennen – wiewohl sie andererseits den Juden stets eine exemplarische Toleranz bezeugt hat.

Bestandteil seines religiösen Programms gemacht[48], was letztenendes mit zu jener entsetzlichen Erscheinung geführt hat, die wir als Schoa kennen. Wir werden auch darauf noch zurückkommen. Hier soll es erst einmal beim Talmud bleiben und bei dem Bild, das der dem Juden von seiner Religion gibt. Es gibt Vieles, das dem Nichtjuden an diesem Bilde seltsam und exotisch erscheint, aber das gilt für die gesamte Religion Israels. Es gibt Vieles, das auch einem Juden unserer Tage exotisch erscheint, weil die Zeit, so scheint es, darüber hin gegangen ist. Heute wird selbst ein konservativer Jude zu einigen Passagen des Talmud eine andere Meinung haben. Das kann er auch ohne weiteres tun, denn Uniformität war nie ein Kennzeichen des Judentums. Nur in krisenhaften Zeiten wie in der Zeit nach 70 war es notwendig, dass das Judentum sich gewissermaßen ins Schneckenhaus zurückzog. Davor hatte es, wir werden noch davon sprechen, viele „Judentümer“ gegeben und heute gibt es sie wieder. Sehen wir uns einige davon doch später noch näher an.

2.2.3. Kultus und Kulte

Erlauben wir uns zunächst aber, noch einmal in der Zeit zurück zu gehen um eine weitere Facette jüdischen Daseins zu erfassen: seine Vielschichtigkeit. Bisher haben wir uns mit dem beschäftigt, was das Judentum eint – nun wollen wir sehen, was da geeint wird.

In der Frühzeit, haben wir gesehen, war das jüdische Zentralheiligtum jeweils dort angesiedelt, wo sich das Heiligtum der Bundeslade gerade befand. Wir haben gesehen wie ein festes Zentralheiligtum entstand, wie es bestand und wie es endlich verloren ging. Was wir noch wenig beachtet haben, ist, wie das Judentum sich in seiner Vielfalt artikuliert hat.

2.2.3.1. Jerusalem

Der Jerusalemer Tempel war nur eines von vielen Heiligtümern in Israel. Das wird von der jüdischen Geschichtsschreibung gern verschwiegen, aber die Archäologie spricht hier eine andere Sprache indem sie auf beinahe jedem Hügel Israels eine – natürlich dann illegale – Opferstätte ergräbt. Aber Jerusalem war das bedeutendste Heiligtum. Es lag auf einem Hügel, der sich mit anderen Hügeln in einem weiten Tal erhob. Rings um das Tal lagen die weitaus höheren Kuppen des „Gebirges Juda“, eine davon, der Ölberg, schob sich nahe an die Stadt heran. Nur der Kidronbach trennte ihn von der alten, der ersten Stadtmauer.

---

[48] Wer es nicht glauben will, der lese auch nur die Karfreitagsliturgie des – vorkonziliaren - Messformulars. Darüber hinaus empfehle ich die Lektüre der Evangelien.

In der Stadt selbst führten repräsentative Treppen von einem weiten Platz zum eigentlichen Tempeltor, einem regelrechten Portikus, also einer Torhalle, hinauf. Hinter dem Tor öffnete sich der weite Hof für die Juden, der bis zu jener Mauer sich erstreckte, hinter welcher der große Opferaltar aufragte und jenem Hof, den nur Priester betreten durften und (allenfalls noch) Angehörige des regierenden Hauses. Neben dem Hof der Juden gab es noch einen kleineren Hof für die jüdischen Frauen, die von dort zwar den Brandopferaltar, nicht aber das Heiligtum selbst und vor allem die Männer nicht sehen konnten. Um die Höfe lagen Nebengebäude, Stallungen, Wohnungen für die diensttuenden Priester, Unterkünfte für die Tempelarbeiter und Tempelarbeiterinnen, Magazine, Archive und Bücherhallen sowie Wandel- und Aufenthaltshallen, denn der Tempelbezirk war auch theologische Hochschule, oberstes Gericht und Parlamentsgebäude. Im felsigen Grund des Tempelunterbaus befanden sich die Schatzkammern. Zu ihnen hatten nur ausgewählte Priesterbeamte Zutritt. Man sagte, als im August 70 die Schatzkammern des Tempels vom schmelzenden Edelmetall erfüllt waren, habe der ganze Tempelberg von seiner Wurzel auf wie eine einzige Glut ausgesehen, so heiß sei es dort geworden, dass der Fels selbst zu glühen begann.

An der Nordseite des priesterlichen Hofes, hinter dem Brandopferaltar, erhob sich das eigentliche Tempelhaus. Sein genaues Aussehen ist nicht mehr bekannt, aber wir kennen noch einige Abbildungen späterer Zeit, die vielleicht auf die Realität zurückgehen. Nach diesen war das Tempelhaus ein hochragender Saalbau mit einem breiteren Haupt- und zwei schmaleren und etwas niedrigeren Seitenschiffen. Die Höhe des Tempelhauses verhielt sich disproportional zu seiner Länge und Breite, was dem Bau etwas Groteskes gegeben haben dürfte, aber meines Erachtens war dieser Eindruck gewollt, denn der Tempel Jahwes sollte nicht einmal im Ebenmaß den Tempeln von Heidengöttern gleichen. Er war also sehr hoch, aber nicht sehr lang und auch nicht unbedingt sehr breit gelagert. Ob er ein flaches oder ein schräges Dach hatte, wissen wir nicht mehr, aber dieses Dach war kostbar gedeckt und damit die Vögel sich nicht darauf niederließen und es beschmutzten, mit goldenen Spießen bewehrt. Außen, sagt man, sei der Bau (des Herodes) mit schwarzem und gelbem Marmor verziert gewesen, aber selbstverständlich ohne jedes Ornament oder gar Bildwerk. Das einzige Bildwerk war eine metallene Weintraube (das Wappen Israels) über dem Eingang und innen waren es die zwei „Kerubim“ welche die Bundeslade bewachten.
Das Tempelhaus selbst war unterteilt in das „Heilige“, also den Raum, in dem sich der Räucheraltar, sowie der siebenarmige heilige Leuchter und die Schaubrottische befanden, und das „Allerheiligste“. Hier durften sich Priester nur aufhalten, wenn sie für die Ausübung bestimmter Riten eingeteilt waren und auch nur solange diese währten. Der König durfte unter besonderen Um-

ständen im Tempelhaus beten. Die Leviten, deren Aufgabe die Tempelmusik war, durften das Tempelhaus nicht betreten – sie führten ihre Musik bei geöffneten Türen auf dessen Stufen auf. Im Tempel war nur das gesprochene Wort gestattet und auch das nur, soweit es zum Ritus gehörte. Auch die priesterlichen Chöre hatten von draußen zu singen.

Den Abschluss des Heiligen Raumes bildete das Allerheiligste. Es wurde durch einen kostbar gewebten Vorhang vom Tempelhaus abgeschirmt und enthielt das älteste Dokument kollektiver jüdischer Geschichte, die so genannte Bundeslade. In der Bundeslade soll sich die „Urschrift“ der von Jahwe einst dem Moses gegebenen Zehn Gebote befunden haben, sowie dessen (priesterlicher?) Stab. Diese Lade war einst für das Zeltheiligtum, die „Stiftshütte“ der Nomaden verfertigt worden, ein vergoldeter Kasten, der an zwei Stangen getragen werden konnte, bedeckt von einem ebenfalls kostbaren Teppich aus Purpurwolle und Goldwirkerei. Den Boden des Allerheiligsten aber und seine Wände wurden von Zedernholztäfelung bedeckt bis auf den einen Flecken, an dem die Felsennase emporragte, die einst der Grund gewesen war, das Heiligtum an dieser Stelle zu errichten und nicht etwa auf dem, den Tempelberg überragenden, Hügel der Oberstadt. Denn Heiligtümer wurden zu jener Zeit dadurch errichtet, dass ein Stein aufgerichtet ward und vor diesem ein Altar. Bethel war so errichtet worden, und viele andere Stätten, an denen Israel seinem Gott geopfert hatte. Hier nun hatte die Natur selbst einen solchen Stein aufgerichtet, und damit Gottes Willen kundgetan, an dieser Stätte ein bevorzugtes Heiligtum zu erhalten.

In der Folge entstand in Jerusalem ein streng geregeltes Kultleben, dessen Höhepunkte die Wallfahrtsfeste im Frühjahr (Mazzot, das Fest der ungesäuerten Brote, erst später mit dem Pessachfest zusammengelegt), im Sommer (das Wochenfest als Erntefest) und im Herbst (das Laubhüttenfest) waren. Zwischen den Wallfahrtsfesten gab es einen regulierten Gebets- und Opferdienst, weiterhin Gelegenheit zu allerhand privaten, durch das Kultgesetz bedingten, Opferungen. Ausführende dieses Kultes waren die Priesterschaften, welche, durch das Los bestimmt, jeweils in Abteilungen am Tempel dienten. Priester, deren Geschlechter nicht zum Dienst ausgelost waren, führten (ähnlich den ägyptischen) eine private Existenz, galten aber als Personen, die auch dann gewisse Tabus zu beachten hatten. Die niederen Dienste am Tempel wurden nach dem gleichen Prinzip von „Leviten“ geleistet. Die Leviten stellten auch die – vor allem bei den Wallfahrtsfesten sehr notwendigen – Tempelpolizisten. Sklaven gab es im Gegensatz zu anderen Heiligtümern der Region, beim israelitischen Tempel nicht. Aber es gab dem Tempel verfügbare Arbeitskräfte.

Unterhalten wurde der Tempelkult von diversen Abgaben, die jeder Israelit zu leisten hatte. Ob auch die Privatwirtschaften der Priester dem Tempel zinsten, ist nicht bekannt, kann aber angenommen werden. Im heutigen rabbinischen Judentum ist die so genannte „Hebe“ noch ein Relikt aus der Tempelzeit – denn der vor dem Backen beiseite getane Teig wurde den Priestern zugewandt. Ein weiteres Relikt ist die heute noch gebräuchliche Auslösung eines erstgeborenen Sohnes bei einem Mann aus priesterlichem Geschlecht. Nach dem Gesetz nämlich gehörte alle Erstgeburt im Lande – Menschen eingeschlossen – dem Tempel. Ebenfalls ein Relikt, das letzte Überbleibsel des alten Tempelkultes, ist der so genannte „aaronische Segen“, den am Ende eines synagogalen Gottesdienstes die Männer einer Gemeinde, die aus priesterlichem Geschlecht stammen, verhüllten Hauptes und mit erhobenen, gespreizten Fingern über die Gemeinde sprechen. Wer priesterlichen Geschlechtes ist, wurde in der jüdischen Religion durch Jahrtausende überliefert – die Rettung der Geschlechtsregister der Priester ist wohl eine der wichtigsten Heldentaten aus der Zeit des jüdischen Krieges. In der Folge wurden diese Geschlechtsregister in jeder priesterlichen Familie vom Vater auf den Sohn weitergegeben, so dass bis heute jeder geborene Jude weiß, ob er und in welches priesterliche Geschlecht er geboren wurde. Dies Wissen kann eine Rolle zum Beispiel bei der künftigen Berufswahl spielen, auf jeden Fall aber spielt es eine Rolle bei der Auswahl der künftigen Ehefrau. Denn ein Mann aus priesterlichem Geschlecht hat auch hier eine Reihe von Einschränkungen zu beachten. Er sollte zum Beispiel keine Geschiedene heiraten, auch keine, die vor ihrer Ehe mit einem Anderen Geschlechtsverkehr hatte, was bei der Freizügigkeit der modernen Frauen (auch der jüdischen) äußerst heikel werden kann. Er sollte, wenn irgend möglich, auch eine Braut aus priesterlichem Geschlecht bevorzugen – allerdings wäre allzu viel gegen eine „einfache Israelitin“ auch nicht zu sagen. Auf gar keinen Fall aber kommt für ihn eine „aus den Völkern“ in Betracht, auch dann nicht, wenn sie ein sittlich integres Leben führt. Diese Bräuche werden im Judentum von heute nicht groß propagiert – aber sie sind wie eh und je lebendig.

Der Tempel, von dem ich hier spreche, wurde von Herodes dem Großen in den Jahren – 22 bis etwa - 12 vor unserer Zeitrechnung errichtet. Einige Gelehrte sprechen von ihm als dem dritten Tempel. Ich neige eher dazu, ihn als den zweiten zu bezeichnen, denn aller Wahrscheinlichkeit nach stand bis dahin der salomonische Tempel freilich weitgehend rekonstruiert, immer noch. Zum Zweck des Neubaus wurde dieser alte Tempel abgetragen und es wurden um den Tempelberg herum Substruktionen für eine großzügigere Raumaufteilung neu errichtet. Hier, in diesen Substruktionen, fanden die bereits erwähnten Magazine und Metalllager ihren Platz. Das Tempelhaus wurde selbstredend am alten Platz neu errichtet und auch in den althergebrachten Abmessungen. Daher blieb die Disproportionalität des Hauses – sicher zu des Herodes Leid-

wesen, der in seinen ästhetischen Vorstellungen eher mit den Hellenen sympathisierte - bestehen. Aber die Priester waren bereits zu diesem Neubau nur mit großer Mühe zu bewegen gewesen, und nur deshalb, weil Herodes denselben sozusagen zur Sühne für das Vergehen anbot, das ein Mitglied seiner Familie in den Mauern des alten Tempels begangen hatte. Sich nun mit ihnen einzig einer gefälligeren Proportion wegen anzulegen, hatte Herodes verständlicherweise kein Interesse.

Der Tempel des Herodes überlebte seinen Erbauer nicht einmal um ein Jahrhundert. Als der General Titus, der Sohn des Kaisers Vespasian, dem im Auftrag seines Vaters die abschließende „Polizeiaktion“ gegen Jerusalem oblag, das schon brennende Tempelhaus und natürlich auch das Allerheiligste betrat, wird berichtet, dass er einen leeren Raum vorfand, den nur nackte steinerne Wände umgaben. Von der Bundeslade, die er sicher gern für seinen römischen Triumph mitgeführt hätte, fand sich keine Spur. Im Jahre -63 aber hatte Pompeius, der ebenfalls das Allerheiligste betreten hatte, sie noch vorgefunden. Was mit ihr geschehen ist, das ist bis heute nicht erschlossen worden. Aber sicher dürfte sein, dass sie nicht Beute der Babylonier geworden ist, denn wäre dem so gewesen, die Perser hätten, nachdem sie die Neuerrichtung des jüdischen Kultes in Jerusalem genehmigt, die Bundeslade mit Sicherheit zurückgeführt. Davon verlautet aber nichts, und so bleibt anzunehmen, dass sie in Jerusalem verblieb - unzerstört, denn der lapidare Satz mit dem ihre Vernichtung gemeldet wird, passt so gar nicht zu der immensen Bedeutung welche solch ein Verlust für Israel dargestellt hätte. Es steht daher zu vermuten, dass dieser Satz im Nachhinein – nach dem wirklichen Verlust derselben – in den Bericht eingefügt worden ist. Denn die Art und Weise, wie sie abhanden kam, war wohl nicht geeignet, aufgeschrieben zu werden. Oder doch? Im Talmud findet sich ein versteckter Hinweis darauf, dass der Tempel zu Jerusalem bereits entweiht gewesen ist, ehe er verbrannte. Aber das ist nur eine, wenn auch interessante, Spekulation. Nur – welche Klagelieder wurden unter dem Namen Jeremias um die verlorene Stadt gesungen und nicht ein Wörtchen wird zur selben Zeit gehört, über den Verlust des Gesetzes? Über den Verlust der Tafeln, die Gott selbst mit den Zehn Geboten beschrieben hatte? Über das, was so heilig war, dass Menschenauge es nicht anschauen durfte und Menschenhand es nicht berühren? Man vergebe mir, aber irgendwie erscheint das seltsam.

Nun, wie auch immer, der Tempel blieb bis auf unsere Tage zerstört. Die Muslime bauten darauf das Grabmahl eines ihrer Kalifen, des Omar. Aber eine Wiederherstellung des Tempels sollte das zu keiner Zeit sein. An der äußeren Westmauer des Tempels sammelten sich zu allen Zeiten in denen das möglich war, Juden zum Gebet – aber niemals wieder hat einer von ihnen genug Macht

und genug Gottvertrauen besessen, dem Gebet der Juden an diesem Ort wieder ein Haus zu geben. Während einige jüdische Kreise darauf hin arbeiten, den Tempel wieder zu errichten, glauben die maßgeblichen Kreise des Judentums heute, dass der Tempel, wenn überhaupt, vom erscheinenden Messias errichtet werden wird und sonst von niemandem. Wie sich das Schicksal des Kultes in Jerusalem ferner gestalten wird, ist also noch durchaus ungewiss.

2.2.3.2. Garizim

Während andere Kultstätten Israels nur noch als archäologische Ortslagen bekannt sind, herrscht am Berge Garizim in der Nähe von Nablus noch heute lebendiges Kultleben. Dort und dort herum lebt noch immer eine Anzahl Samaritaner, jenes jüdischen Volk, das in den Folgen der babylonischen Eroberung aus dem Zusammenleben von jüdischen und hierher verpflanzten Nichtjuden entstanden sein soll. Als die aus dem Exil zurückgekehrte jüdische Oberschicht die Auflösung aller Ehen von Juden und Nichtjuden verlangte, folgten die (späteren) Samaritaner ihnen nicht, sondern bildeten eine eigene ethnische Einheit, die zwar dem jüdischen Gesetz folgte, den Primat Jerusalems aber ablehnte und anstelle des dortigen Tempels einen eigenen Jahwekult auf dem Berg Garizim bei der alten Kultstadt Sichem begründete. Dort befand sich, wie an vielen Orten in Israel bereits damals eine alte Kultstätte. Aber ein jüdischer Tempel kam erst im dritten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung dorthin und er bestand bis zum Jahre 107 vor unserer Zeitrechnung. Auch nach seiner Zerstörung aber traten die „Samaritaner“ dem Jerusalemer Kultverband nicht bei. Sie galten deshalb weiterhin als „ketzerische“ Juden. Einem orthodoxen Juden war der Umgang mit ihnen schärfer verwehrt als mit einem „aus den Völkern“.

Dabei war es mit ihrer „Ketzerei“ eigentlich gar nicht so weit her. Sie achteten und hielten das Gesetz wie die Juden auch, achteten nur die prophetischen und die historischen Bücher dieser nicht gleich, besaßen also – und besitzen – keinen „Tenach“. Theologisch wäre das eher eine Randnotiz wert, aber die historischen Ereignisse haben dafür gesorgt, dass die Spannungen zwischen Samaritanern und Israeliten zeitweilig eklatant waren – insbesondere zeigte sich das in der Zeit nach dem Sturz des hasmonäischen Königtums im Jahre 38 vor unserer Zeitrechnung. Denn anders als die Israeliten kooperierten die Samaritaner mit der neuen Macht des Hauses Antipater und hielten auch mit den Römern auf gutes Auskommen. Völlig spannungsfrei gestaltete sich ihr Leben aber auch dann nicht. So wurde der von anderem Ort her wohl bekannte Pontius Pilatus abgesetzt, als er eine außerordentliche Wallfahrt der Samaritaner als Aufstand interpretierte und auf dem Garizim ein Massaker veranstaltete. Der Ältestenrat der Samaritaner zeigte ihn an und da er als ehemaliger

Günstling des gestürzten Seianus schon argwöhnisch betrachtet wurde, kam Rom dieser Anlass gerade recht, ihn los zu werden.

Die Samaritaner teilten die politischen Illusionen der – fanatisierten – Israeliten nicht, sondern sahen die Zukunft des Judentums im eigenen Lande zunächst realistisch als an ein gutes Verhältnis zu den Römern gebunden. Als aber die Israeliten –wider alle Vernunft – gegen die Römer erfolgreich waren, schlossen sich die Samaritaner ihnen doch an und wurden dafür von den Römern als Verräter grausam bestraft. 11600 Samaritaner starben auf dem Garizim den Märtyrertod als die Römer den Berg besetzten. Daraufhin stieg (vorübergehend) die Anerkennung der Samaritaner bei den - rabbinischen – Juden. Fortan waren die Samaritaner den Römern abgeneigt und mussten infolge ihrer Beteiligung am Bar – Kochba – Aufstand von 132 unserer Zeitrechnung erdulden, dass Hadrian auf ihrem Garizim einen Zeustempel mit einem weiträumigen Zusatzareal errichtete. Nach 350 ist aber bekannt, dass der Zeustempel des Hadrian zerstört war. Im vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung wurden die Samaritaner endgültig vom rabbinischen Judentum ausgestoßen.

Im Unterschied zu den Israeliten blieben die Samaritaner in Palästina. Sie haben niemals eine Diaspora gebildet, sondern sich unter wechselnden Herrschaften (christlichen wie muslimischen) am Ort behauptet. Um 484 unserer Zeitrechnung gelang es ihnen sogar kurzzeitig, politisch unabhängig zu werden. Nach der Niederschlagung der Erhebung wurden die Samaritaner vom Garizim vertrieben und ihre dortige Synagoge in eine Marienkirche umgewandelt. Die heute dort befindliche Marienkirche erbaute Justinian nach dem Jahre 529. In diesem Jahr kam es zu einem weiteren Aufstand, als christliche Jugendliche in den samaritanischen Synagogen pöbelten. Byzanz schlug den Aufstand nieder. 20 000 Samaritaner starben, 50 000 flohen. Die Marienkirche auf dem Garizim diente auch als Garnison.

Im Jahre 809 begrüßten die Samaritaner die einrückenden Muslime als Befreier und wir hören von einem Dankgottesdienst auf dem Garizim. Nachdem ihnen dann unter Kalif Mutawahkil (847- 861 n. Chr.) der Zutritt zum Garizim untersagt worden war, hören wir im Jahre 946 wieder von einer Pessachfeier auf dem Berg. Von da an blieben sie in ihrer Kultausübung größtenteils unbehelligt – aber sie waren inzwischen auch auf eine verschwindend kleine Zahl geschrumpft, und dieser Schrumpfungsprozess lief fort bis in unsere Gegenwart – erst in der letzen Zeit hört man dass sich die Zahl der Samaritaner – die heute in den palästinensischen Gebieten leben, wieder vergrößert.
Erst in der Gegenwart sind einige, vorwiegend jüngere, Samaritaner nach Tel Aviv gezogen und haben dort einen eigenen Ortsteil errichtet. Ihr Ziel ist es, die samaritanische „Konfession“ des Judentums weiter zu erhalten.

2.2.3.3. Diaspora

Diaspora heißt Zerstreuung. Das hebräische Wort Galut bedeutet dasselbe. Diaspora ist die griechische Entsprechung dieses Begriffes, den die jüdische Geschichte prägte. Diaspora beginnt lange vor der Katastrophe des jüdischen Staates. Sie beginnt auch lange vor dem legendären babylonischen Exil. Denn bereits gegen Ende des zweiten Jahrtausends vor unserer Zeitrechnung leben Juden fern von Israel in Ägypten. Sie sind als Söldnertruppen des Königs Nektanebo in die Festung Jeb (Elephantine) gelegt worden, wo sie durch Jahrhunderte wohnen blieben.

Diaspora bedeutet mithin nicht unbedingt eine Zwangslage. Der Begriff sagt nichts aus, als dass eine Ethnie im Gebiet einer anderen Ethnie lebt.

2.2.3.3.1. Babylon

Allerdings stellte die erste große Zerstreuung durchaus eine Zwangslage dar, denn die jüdische Oberschicht – und nur um diese handelt es sich - ging nicht freiwillig an den Euphrat, sondern wurde von König Nebukadnezar dorthin verfrachtet. Das war keine besonders harte Strafe, sondern so verfuhr man eben mit unterworfenen Aristokraten.

Keineswegs aber darf man sich dieses Exil als womöglich kollektives Zuchthaus eines ganzen Volkes analog zu den modernen Indianerreservaten denken. Die jüdischen Aristokraten erhielten in Babylon vielmehr alle Annehmlichkeiten, die ihnen als Adeligen zustanden, sie erhielten sogar Staatspensionen und wurden zu Hofe gezogen, denn man beabsichtigte, sie in die Kultur des neubabylonischen Reiches zu assimilieren. Selbstverständlich durften sie auch ihre Religion weiterhin ausüben – nur wurde es eben gern gesehen, wenn sie sich zu den einheimischen Göttern bekannten und taten sie es, dann standen ihnen alle standesgemäßen Karrieren offen. Man kann also sagen: blieben sie Juden, ging es ihnen gut – opferten sie den babylonischen Göttern, ging es ihnen sehr gut.

Sie opferten, wie man erfahren kann, den babylonischen Göttern zumeist nicht. Sie pflegten vielmehr ihr jüdisches Erbe, sammelten und sichteten es, und kamen zusammen um dessen zu gedenken und zu bedenken, wie man es im fremden Land am besten leben konnte.

Auch als die Perser die Babylonier ablösten und den Juden die Rückkehr nach Israel gestatteten, blieb eine stattliche Anzahl adeliger Juden in Babylonien. Sie hatten sich hier bequem eingerichtet, niemand tat ihnen etwas zuleide, zudem war die Wahl des persischen Statthalters wohl nicht so recht nach ihrem Geschmack. Warum sollten sie auch in ein zerrüttetes Land gehen, wenn sie am gesellschaftlichen Leben auch der persischen Hochkultur so ungehindert Anteil nehmen konnten? Kurzum, sie blieben und dass sie blieben, hat sich dann als durchaus segensreich für das gesamte Judentum erwiesen. In Babylonien

blieb Manches von dem erhalten, was in Israel in Vergessenheit geriet. Aber es bestand zeitweilig auch gewaltige Rivalität zwischen Babylon und Jerusalem, gerade nachdem der Tempel zerstört und die jüdische Gelehrtenschaft zum einzigen Träger des religiösen Vermächtnisses geworden war. Will man dem Talmud Glauben schenken, so war aber die Verbindung der babylonischen und der israelitischen Juden im der Hauptsache stets geschwisterlich eng. Zudem: die Babylonier erkannten – anders als die Samaritaner – die führende Rolle Jerusalems ohne Wenn und Aber an. Erst als es Jerusalem nicht mehr gab, pochten auch sie auf Anerkennung als Autoritäten und in der Tat war es die Sammlung von Gesetzesauslegungen der Babylonier, die im gesamten Judentum dann mehr oder weniger normative Geltung erlangte. Der „Jerusalemer Talmud“, der letztlich auf der Arbeit der Gelehrten von Jamnia, den „Rabbinen“ basierte, trat demgegenüber ins zweite Glied. Aber natürlich blieb auch er wichtig.

2.2.3.3.2. Susa

Ich weiß nicht, ob es notwendig ist, etwas über die Rolle der Juden in der persischen Kultur zu sagen. Da aber die Bibel selbst im Buch Esther und auch in den Büchern Nehemia und Esra etwas dazu sagt, werde ich wohl nicht schweigend darüber hinweg gehen können. Zum anderen ist es nicht zu leugnen, dass die Juden Vorstellungen, die auf persisches Denken zurückgehen, aus dem Exil mitbrachten und ihrer eigenen Religion einverleibten. Andererseits wirkte ihre Religion aber auch auf die der Perser zurück. So ist die Gottesdefinition des Zoroaster merkwürdig anzusehen und erklärt sich gegenüber der altiranischen Religion nur insoweit man die Bekanntschaft mit dem Monotheismus wie ihn die Juden mitbrachten, berücksichtigt. Natürlich nahm sie keine jüdischen Formen an, denn die Juden waren ein Volk von Unterlegenen, nach dem sich ein adeliger Perser nicht richtete. Aber eine Idee zu rauben und daraus etwas Heimisches zu schaffen, war wohl erlaubt, ja sogar löblich zu nennen. So pflanzte Zoroaster denn seinen Monotheismus in die ererbten iranischen Vorstellungen ein, behielt populäre Götter als „Spenthas“ also quasi Engelwesen bei, und ordnete die Symbolik seiner Religion wie ihren Kult nach genuin iranischen Vorstellungen.

Die Juden brachten aus Persien mit: erstens den Teufel, den sie vordem nicht gekannt hatten und der nun sogar einen Vorzugsplatz in ihren heiligen Gesetzesbüchern erhielt, nämlich als Schlange im Schöpfungsbericht. Natürlich ist dieser Teufel nicht, wie Aŋra Mainyu ein eigenständiger Gott, so etwas gibt es ihm Judentum nicht, aber er macht es dem „guten“ Jahwe auch so noch schwierig genug. Den Juden allerdings machte er die Sache wesentlich leichter. Denn endlich konnten sie das Unberechenbare an ihrem Gott sozusagen einem anderen Wesen in die Schuhe schieben.

Zweitens brachten sie die Lehre vom Weiterleben nach dem Tode mit. Denn nach dem vorexilischen Glauben gab es dergleichen nicht. Wenn der Mensch starb, so starb er vollständig mit Leib und Seele, und so argumentiert auch noch der „Prediger“ gegen diesen persischen Import. Erst in der großen Auferstehung Aller am Letzten Tage kehrten die Menschen, wie es Psalm 90 sagt, zurück. So sagt es Martha auch, ihn verweisend, dem – biblischen – Jesus als er von der Auferstehung des „Lazarus“ spricht. Bis dahin waren sie allein geborgen in Jahwes Gedächtnis. Die Perser aber dachten darüber anders. Jeder Gestorbene wurde sofort nach dem Tode von Geisterwesen seiner Art über die so genannte Zinvat – Brücke geführt. Die „Schlechten“ stürzten von dieser Brücke in die Hölle oder zu einer neuen Geburt. Die „Guten“ hingegen gelangten auf dieser Brücke zu den Freuden des Paradieses.

Ein dritter Import betraf die Hölle und das Paradies selbst, die es im israelitischen Glauben vordem auch nicht gegeben hatte.

Ein vierter, wenn auch nicht ganz so klarer Import ist das Eintreten der „Engel“ in die israelitische Religion, denn vordem kannte man dergleichen nicht. Vordem verkehrte Gott mit seinen Verehrern unmittelbar oder eben nicht und allenfalls durch den Mund seiner Propheten und sonstigen „Geweihten“. Nun gab es „Mittlerwesen“, „Boten“ Gottes, eben „ἀνγελοι“ = Engel.

So kann man vielleicht sagen, dass „Susa“ also das persische Exil doch nicht ganz so unwesentlich für die weitere Entwicklung der Jahwe – Religion gewesen ist.

2.2.3.3.3. Alexandria

Alexandria wurde im Jahre 332 vor unserer Zeitrechnung durch den großen Alexander selbst als künftige Hauptstadt seines Imperiums gegründet. An der Stelle befand sich damals schon eine größere Ansiedlung mit Namen Rakoti oder griechisch Rhakotis. Man hat ihre Ausdehnung anhand von Funden der Unterwasserarchäologie inzwischen so weit bestimmen können, dass man das angebliche „Fischerdorf“ der Antike ins Reich der Legende verweisen konnte. Später nahm Babylon am Euphrat diesen Rang ein. Zu einer endgültigen Regelung der Residenzfrage ist es durch Alexanders frühen Tod nicht mehr gekommen. Alexander hat seine Stadt, mit deren Planung er seinen Architekten Dinokrates beauftragte, selbst nie gesehen. Aber bis zum Jahre 642 unserer Zeitrechnung war Alexandria Hauptstadt Ägyptens und die maßgebliche (Kultur)Metropole der antiken Welt. In seiner Blütezeit hatte Alexandria über eine Million Einwohner und gleich mehrere „Weltwunder“ aufzuweisen: die Bibliothek mit über 500 000 Büchern und den „Pharos“, dem mit 120 Metern Höhe höchsten Leuchtturm und zugleich mächtigsten Bauwerk der Antike. Zudem war Alexandria das größte Wirtschaftszentrum im gesamten Mittelmeerraum.

Alexandria bildete – und bildet, denn die Stadt ist heute die zweitgrößte des modernen Ägypten – ein unregelmäßiges Rechteck entlang der Küste. Im Altertum hatte dieses Rechteck eine Ausdehnung von 6,4 Kilometern in der Länge und an die drei Kilometer in der Tiefe. Alexandria war von einer Mauer umschlossen und nach Osten wie nach Westen hin von Vorstädten umgeben. Die östliche Vorstadt enthielt neben Sportstätten und dem so genannten „Elysium“ das in der Antike weithin berühmte „Kanopus“, ein ausgedehntes Vergnügungsviertel. [49]Im Westen und Südwesten erstreckte sich (ägyptischem Brauch folgend) die Nekropole – die Gräberstadt – in der nach orientalischem Brauch die Ärmsten der Armen und die Nichtsesshaften mit den Toten gemeinsam ihre Bleibe fanden. Sein Trinkwasser erhielt Alexandria aus dem nahe gelegenen Mareotis – See, einem ausgedehnten Süßwasserreservoir und sein Brauchwasser aus den Nilarmen, welche nach alten Zeichnungen zu urteilen die Stadt durchschnitten und durch Kanäle wiederum untereinander verbunden waren.

Der innere Grundriss der Stadt war streng rechtwinklig, die Gebäude an einem Raster von (bis zu 30 Metern) breiten sich rechtwinklig schneidenden Boulevards angeordnet. Diese Boulevards hielten zwischen sich die eigentlichen Wohnquartiere. Der Königspalast und die angrenzenden Villen der „Regierungsbeamten“ lagen in dem östlich des Hafengeländes sich erstreckenden Bezirk „Basilea“ direkt an der Küste, sowie, dies betrifft den Palast und seine Anbauten samt einem eigenen Hafenbecken, auf der Halbinsel Lochias. Im Hafenbecken gab es noch eine weitere Halbinsel: Poseidion, auf die sich Antonius zurückzog, sowie eine Insel, das so genannte Antirhodos, auf dem sich zuletzt Kleopatra ein Lustschloss erbauen ließ.

Alexandria besaß, von einem natürlichen Wall in Form der Insel Pharos und vorliegender Sandbänke im Norden wie der Halbinsel Lochias nach Osten geschützt, mehrere Häfen. Im Westen lag, hinter der Insel Pharos verborgen, die den berühmten Leuchtturm trug, Eunostus, „gute Ankunft“ und im Osten der „große Hafen“, von dem weiter nach Osten ein Teil abgetrennt und zu einem Privathafen für den König ausgebaut worden war. Dieser königliche Hafen war nur von der Halbinsel Lochias her zugänglich. Im großen Hafenbecken lagen, beide bebaut, die schon erwähnten Poseidion und Antirhodos.

Innerhalb des Rasters setzten die – asymmetrischen - Denkmalsbauten und andere öffentliche Einrichtungen architektonische Akzente. Neben der Bibliothek am Meeresufer (die neue steht in etwa an der Stelle der alten) gab es den

[49] Eigentlich war Kanopus eine selbständige Stadt namens Peguti, die durch einen Stichkanal mit der Großstadt verbunden war.

Serapistempel, das Museion mit der Akademie nahe der Bibliothek, am südwestlichen Stadtrand, erhob sich das Mausoleum Alexanders des Großen auf einer erhabenen Plattform.
Die Stadt war, in übersichtliche Quartiere aufgeteilt. Am Meer entlang herrschten Wirtschaft, Königtum und allenfalls noch die Gelehrsamkeit, breitete sich also das „offizielle“ Gesicht der Stadt. Jenseits des breitesten Boulevards begann das Reich der eigentlichen Alexandriner. Im Osten siedelten die Juden, in der Mitte lebten die Griechen und nach Westen hin die Ägypter. Natürlich darf man sich diese Quartiere nicht als Ghettos vorstellen – auch in der griechischen Stadt lebten Juden und Ägypter mit den Griechen zusammen und wenn auch die Ägypter lieber unter sich blieben, war es doch nicht undenkbar, dass ein Grieche bei ihnen Wohnung nahm – was allerdings die Juden betraf, waren die Ägypter recht heikel. Zudem wäre auch wohl kein Grieche in die Judenstadt gezogen, obgleich dieselbe alles andere als eine enge, dumpfe „Judengasse“ war. Den Juden in Alexandria ging es wirtschaftlich ausgezeichnet und das schlug sich auch in der Gestaltung ihres Viertels nieder. Insbesondere berühmt war die große Synagoge Alexandrias, eine Basilika, in der an hunderttausend Besucher gleichzeitig Platz fanden[50]. Streicht man die bekannte Lust an der Übertreibung vor allem jüdischer Quellen, so bleibt doch ein ansehnlicher Gebäudekomplex.. Wie hoch die Synagoge war, ist nirgendwo beschrieben, aber es gibt eine jüdische Festlegung, nach welcher Synagogen stets höher als die umliegenden Gebäude zu sein hatten – anzunehmen ist, dass diese Synagoge auf einem Podest stand, zu dem Treppen hinan führten. Das war in der Antike, die noch keine monumentalen Kuppelbauten kannte, die übliche Art, sakrale Gebäude kennzeichnend hervorzuheben.

Aber die Juden durften sich in Ägypten dennoch nicht grenzenlos sicher fühlen. Vielmehr wurden sie von Ägyptern wie von Griechen argwöhnisch beäugt und mussten mehrere Pogrome über sich ergehen lassen. Als König Ptolemaios II Philadelphus (285 – 246 vor unserer Zeitrechnung) Schriften der Juden ins Griechische zu übertragen befahl, geschah das nicht aus Sympathie, sondern aus dem Bedürfnis heraus, endlich zu erfahren, was diese Leute denn nun wirklich trieben. Dass damit den zumeist griechisch sprechenden Juden Ägyptens und vor allem Alexandrias eine Bibel in ihrer Sprache gegeben wurde, war

[50] Es ist anzunehmen, dass diese Synagoge – unter dem fast regenfreien Himmel Ägyptens – eine Hofsynagoge war, in der nur ein kleinerer Teil unter einem festen Dach lag. Der Hof konnte wahrscheinlich dann mit zwischen Säulen gespannten Sonnensegeln bei Bedarf gedeckt werden. Dazu passt auch die Nachricht, dass der antwortenden Gemeinde das „Amen“ mit Fahnen signalisiert worden ist – nicht weil der Raum so groß war, sondern weil sie halt draußen standen, konnten sich nichts verstehen. Eine interessantem spätere Parallelentwicklung sind die orientalischen Hofmoscheen, die ihr Urbild in der Moschee von Medina haben.

unter diesem Aspekt nur ein Nebeneffekt. Erst Jahrhunderte später sollte es sich - die Ptolemäer waren inzwischen Geschichte – anders darstellen, nämlich als alleiniges Verdienst jener einundsiebzig Gelehrten, welche auf Befehl des Königs an der Arbeit waren, und als wunderbare Gottesgabe. Man behalte aber im Gedächtnis: die LXX wurde eigentlich gar nicht für die Juden geschaffen.

Aber die Juden Alexandrias, obgleich Juden in Ägypten (in Leontopolis) seit den Zeiten, da sie als Söldner ins Land gerufen worden waren, einen eigenen Tempel besaßen, begriffen sich durchweg als dem Kultort Jerusalem zugehörig. Sie zahlten Tempelsteuer, sie machten Stiftungen, unterhielten in Jerusalem eigene Pilgerherbergen und eine eigenen Synagoge. Ihre Bindung an Israel war ebenso eng wie ihre Bindung an die Judenheit im Lande Ägypten locker war. Während die ägyptischen Juden sich sonst aus Ägypten fort nach Nubien und später ins äthiopische Reich orientierten und dort zu so genannten „Falascha“ den „schwarzen Juden“ wurden, blieben die Alexandriner Juden Bürger des Imperiums. Als solche überlebte ihre Gemeinde den Fall Jerusalems und die Vernichtung Israels.

Als solche wurden die Alexandriner Juden zur Keimzelle, und darin liegt ihre besondere Bedeutung, des Christentums. Nicht in Jerusalem, lag diese, sondern in Alexandria. Erst von dort gelangte das Christentum als Hybride jüdischen und hellenistischen Denkens nach Jerusalem, aber auch nach Antiochia, nach Korinth, nach Ephesus, nach Milet, Pergamon, nach Mazedonien, Zypern und so fort durch das ganze römische Reich. Denn noch ehe der Tempel fiel (im Jahre 62 unserer Zeitrechnung) gründete sich in Alexandria die erste christliche Gemeinde, die der „Häresie“ eines gewissen Marcus aus Syrien folgte und in bewusstem Gegensatz zur, ebenfalls in Alexandria befindlichen, Schule der „Chresten“ in der Nachfolge des Judas Thomas aus Bethanien bei Jerusalem stand. Den Hauptanteil dieser ersten Christen stellten alexandrinische Juden. Die Jerusalemer Juden folgten rasch – aber sie folgten und waren nicht etwa, wie es heute vielfach dargestellt wird, Initiatoren der Bewegung.

Nun war es keineswegs so, dass die alexandrinische Judenheit massenhaft zur „Synagoge der Christen“ übergetreten wäre – aber der Zulauf, den diese gerade aus der Judenheit hatte, war beträchtlicher als der aus dem Umkreis des Ägypter- und Griechentums und vor allem der Schule des Thomas, der nach dessen Tode ein Grieche namens Apollos vorstand. Ein Grieche? Ja, denn nur ein solcher trug den Namen eines hellenischen Gottes. Einem Juden wäre derselbe niemals verliehen worden. Allenfalls könnte man in Apollos noch einen – hellenisierten – Ägypter sehen, dessen Geburtsname dann „Hor“ gewesen wäre - ein nicht eben unübliches Verfahren, mit dem sich Ägypter vom Stigma befreiten, nicht der tonangebenden griechischen Gesellschaft anzugehören.

Hor ist auch ein in Ägypten nicht eben seltener Personenname. Die griechische Entsprechung zu Hor als Lichtgott ist dann der göttliche „Fernhintreffer“ und Lichtgott Apollos.

Aus der Gebundenheit der alexandrinischen Judenheit an den Jerusalemer Kultus heraus wird dann auch klar, warum die neue Religion so sehr in Richtung Judentum tendierte und, wiewohl sie viel Wichtiges aus der Schule des Thomas übernahm, in ebenso wesentlichen Dingen „zurückruderte“. Sie praktizierte die Beschneidung, sie orientierte auf die Einhaltung des Sabbats, der wohl mit einer Auferstehungsfeier und einer nächtlichen Kommunion jeweils zu Ende ging. Daher sind die meisten christlichen Sonntagsgottesdienste eigentlich Nachtfeiern gewesen und als solche treffen wir sie in der Apostelgeschichte und einigen paulinischen Briefen auch noch an. Die Auferstehung Jesu ereignete sich nach Marcus ja nicht am Tage, sondern in der Nacht vom Karsamstag auf den Ostersonntag. Die in der Schule des Thomas übliche Gleichrangigkeit der Geschlechter in Leben und Lehre wurde zurückgenommen und einige Speisegebote der Thora, darunter das Verbot des Blutes, galten auch für die Christen. Anzunehmen ist, dass ihnen auch der Genuss jenes Fleisches verboten war, welches bei Götterfesten geopfert und dann in einem großen Gastmahl von jedermann verzehrt wurde wie es bei den Ägyptern seit alters Sitte war. Da Fleisch bei „einfachen Leuten“ ohnehin nur selten verzehrt wurde, war das Leben der Christen damit um eine Attraktion ärmer und verloren die sonst gern besuchten Götterfeste bedeutend an Anziehungskraft. Allerdings war auch das sabbatliche „Liebesmahl“ ein Festmahl mit Fleischgenuss und konnte den Wegfall der Götterfeste einigermaßen kompensieren. Die Ausgestaltung dieser Mahle war Sache wohlhabenderer Mitglieder der christlichen Gemeinde, aber zuweilen auch Ergebnis vorheriger Sammlungen. Die Wohltätigkeit, an den Schulen eher Bestandteil des privaten Ethos jedes Einzelnen, wurde, ebenfalls nach jüdischem Vorbild, institutionalisiert.

Ein in den Schulen bis dahin ganz unbekanntes Sündenverständnis bedingte die Einrichtung der – johannischen – Taufe als Ritus der Sündenvergebung. Dieses wiederum war bedingt durch die eigentümliche Messiastheologie der Christen, die ihren „Erlöser“ nicht wie die übrigen Juden als Befreier Israels von aller Fremdherrschaft, sondern im Verfolg von Jesaja 52 ff. als transzendenten Befreier des Menschen vom „Tod als der Sünde Sold“ und für die Menschheit stellvertretend „leidenden Gottesknecht“ ansahen. Niemandem aus der Schule des Thomas wäre eingefallen, im Menschen ein verworfenes Sündengeschöpf zu sehen, das der Erlösung bedürftig wäre. Keinem alexandrinischen noch sonst einem Juden wäre eingefallen, dass ein Gerechter er sei wer er sei, die ganze Menschheit durch seinen Tod mit Jahwe versöhnen könnte. Das konnte wenn überhaupt nur durch ein Israel geschehen, das sich

in Gänze und ohne Wenn und Aber auf die Erfüllung des Gesetzes konzentrierte.

Gegen diese Bedeutung Alexandrias als eigentlicher Wiege des Christentums [51] fällt die Öffnung der Judenheit für die hellenische Welt durch den alexandrinischen Philosophen Philo an Bedeutung ab. Daran ist vor allem der Umstand schuld, dass der Fall Jerusalems die Entwicklung des Judentums nun endgültig in eine Richtung trieb, die sich von der maßgebenden hellenischen Kultur des Mittelmeerraums mit Entschiedenheit abgrenzte. Zwar wurde ein für die Geschichtsschreibung Israels und des Judentums in dieser Zeit so wichtiger jüdischer Schriftsteller wie Flavius Josephus durch diesen Philo und seinen Kreis überhaupt erst ermöglicht, aber Josephus blieb auf lange Jahrhunderte ein Einzelfall. Erst unter dem Einfluss des andalusischen Islam vom achten bis zum fünfzehnten Jahrhundert unserer Zeitrechnung kommt es wieder zu ähnlichen Erscheinungen. Inwieweit der Kreis um Judas Thomas mit den Ideen Philos korrespondiert hat, ist nicht zu erschließen. Zeitlich wie örtlich möglich wäre es aber immerhin, denn der Alexandriner Philo ist ein jüngerer Zeitgenosse des historischen Jesus und des Judas Thomas gewesen. Aber wir sehen: die Bedeutung der alexandrinischen Judengemeinde ist nicht nur daran zu bemessen, dass sie in der hellenistischen Welt und dann im römischen Imperium an Größe ihresgleichen nicht hatte, sondern auch daran, was sich in dieser Gemeinde begeben hat.

2.2.3.3.4. Rom und das Imperium

Was aber kann man zu den Juden in der Hauptstadt des Imperiums, in Rom, sagen? Sie bildeten dort eine nicht sehr große, auch nicht sehr vermögende, aber lebendige Gemeinde und siedelten zumeist jenseits der Stadt auf dem andern Ufer des Tiber. Sie führten dort größtenteils unbehelligt ein autarkes Leben nach den Gesetzen Jerusalems. In der eigentlichen Stadt waren sie allerdings nicht gern gesehen. Es gab für sie seitens der Römer zwar keine Kleiderordnung wie dann im Mittelalter, doch dafür, dass sie als Juden sofort zu erkennen waren, sorgten sie selbst durch ihre an der Art Israels orientierten Tracht mit ihren geknüpften Bärten, ihren Schläfenlocken und ihren fußlangen steifen Roben. Zwar war es ihnen nicht geboten, mit Gebetsriemen und Gebetsmänteln öffentlich aufzutreten, aber wie die orthodoxen Juden unserer Tage konnten auch sie es oft nicht lassen, sich derart als fromme Exoten zu präsentieren. Reaktionen des Unverständnisses hierauf werteten sie gern – wie auch zuweilen heutzutage – als Bekundungen von Antisemitismus.

---

[51] Bringen wir es in etwa auf diese Formel: das Christentum wurde in Alexandria geboren – aber es spielte in Jerusalem und in Israel und es stammte geistig aus jener interessanten Mischung, die jüdischer, ägyptischer und hellenischer Geist in Alexandria gefunden hatten.

Aber es gab in Rom auch regelrechten Antijudaismus. Die Juden waren als Sonderlinge nicht eben beliebt und ihre „internationale“ Vernetzung flößte den trotz oder auch gerade wegen ihrer Weltherrschaft recht bodenständigen Römern hier und da schon Argwohn ein. Diesen (im Übrigen größtenteils nur verbalen, zuweilen aber auch tätlichen) Antijudaismus teilten die Römer mit der gesamten antiken Welt. Nur unter Caesar und später unter Nero oder Titus war die Stellung der Juden weniger zwiespältig. Auch Vespasian, der General des Jüdischen Krieges an sich kein Judenfreund agierte als Kaiser und Pragmatiker durchaus judenfreundlich. Für ihn war das, um die zerrütteten Finanzen Roms zu sanieren, ein Gebot der Vernunft und hatte mit ideeller Hinwendung zum Judentum wie bei Neros Gattin Poppaea, nicht das Geringste zu tun. Aber ansonsten konnten die Juden schon froh sein, wenn ein Kaiser nur korrekt mit ihnen verfuhr – und auch wenn das, wie meistenteils, der Fall war, konnten sie größere oder kleinere Schikanen niemals ausschließen. Solche Schikanen waren der Preis für jene Freiheiten, welche man den Juden als Anhängern einer „erlaubten Religion“ zugestehen musste. Denn die Römer haben die Entscheidung Caesars, die Religion der Juden im Reich zu erlauben, niemals en Gros gebilligt. Die Juden blieben im Imperium, wo immer sie auch lebten, Fremde.

Zuletzt blieben sie Fremde im eigenen Land. Denn nachdem die Judenheit auch ihren zweiten großen Krieg verloren, ward selbst der Name Judäa aus dem Gedächtnis getilgt und im nunmehrigen Palästina wurden Menschen aus aller Herren Länder angesiedelt, die Juden in ihrer Heimat zu einer Minderheit gemacht. Jerusalem wurde als Aelia Capitolina wieder aufgebaut, und ansehnliche Reste der Hadriansstadt sind noch heute dort anzutreffen. Auf dem Garizim, wir hörten es schon, errichtete derselbe Hadrian einen gewaltigen Zeustempel, der das ganze umliegende Land optisch beherrschte. Diejenigen Juden, die es nicht mehr aushielten, und das waren sehr viele, gingen fort – die einen nach Syrien, andere nach jenen Orten in Kleinasien, in denen schon jüdische Gemeinden bestanden. Das waren damals nicht mehr viele. Auch hier dominierten bereits die Christen und die lehnten die Juden als „Gottesmörder“ ab. Einige auch verließen das Reichsgebiet und gingen nach Arabien, von dort weiter nach Indien. Bis nach China sind einige gekommen. Einige auch kamen auf ihrer Wanderung durch Nordafrika, wo es zwar Christen in Menge, aber nur wenige Juden gab, in den Maghreb, andere blieben wiederum, im heutigen Jemen, kurzum sie begannen sich über die ganze damals bekannte Welt zu verstreuen. Auch in die Städte der Provinz Germania kamen zu jener Zeit viele Juden – die noch heute bekannten Städte Köln, Worms, Trier und Augsburg, aber auch die britannischen Städte bekamen damals ihre jüdischen Gemeinden, denn das Christentum war hier im Norden noch nicht in gleicher Weise verbreitet, wie im Kerngebiet des Imperiums.

Zu dieser Zeit geschah es, dass die Judenheit ein herumgestoßenes Volk wurde. Denn Hadrian vernichtete nicht nur Judäa, er nahm es mit der „Erlaubnis“ der Juden, ihre Religion auszuüben, auch nicht mehr so unbedingt genau. Er verbot ihnen die Beschneidung, er verbot das Studium des Gesetzes, kurzum, er verbot ihnen, Juden zu sein. Später, unter Antonius Pius, wurden viele dieser Verbote zurück genommen, aber die Juden haben sich von dieser Erfahrung einer damals globalen Verfolgung nicht mehr erholt. Ihr Selbstbewusstsein war in den Grund getreten worden und der Galut hatte zum ersten Mal seine abgrundtief hässlichen Seiten offenbart. Die Fremde war nur noch Kälte und Ungewissheit, sie hatte alles Lockende, Zukunftsoffene verloren. Man richtete sich, da man zuhause nicht mehr leben durfte, bis zur nächsten Katastrophe irgendwie ein – das war alles, was man von der Fremde noch erwartete.

2.2.4. Jüdisches Leben

Aus allem Vorigen ist vielleicht schon hervorgegangen, dass es sich beim Judentum nicht nur um eine Religion handelt. Vielmehr handelt es sich um eine ethnisch unterlegte Kultur. Diese Kultur kann ohne Bezugnahme auf die umgebende Kultur vollwertig gelebt werden. Sie kann von dieser Umgebungskultur aber auch stets in den Grundfesten bedroht werden und das war in den zweitausend Jahren, die Israel in der Zerstreuung verbrachte, eigentlich eher die Regel denn die Ausnahme.

Jüdisches Leben hat sich in der Hauptsache in einem christlich geprägten Umfeld vollzogen. Ein Teil des jüdischen Lebens vollzog sich auch in einem islamisch geprägten Umfeld und hatte damit wenigstens zeitweilig ganz andere Voraussetzungen der Entfaltung – aber auch nur zeitweilig. Auch der Islam kennt Judenhass und Judenverfolgung. Aber nur das christliche Umfeld hat Hass und Verfolgung so weit getrieben, dass Millionen Juden hingeschlachtet wurden – dessen hat einer, der aus dieser Tradition kommt, stets eingedenk zu sein und dessen zu gedenken legt der sonst vielleicht geforderten Neutralität scharfe Zügel an. Man kann über die Judenheit nicht objektiv urteilen. Was die Erkenntnislehre sprich Gnosis in diesem Falle tut, ist schon das Äußerste dessen, was erlaubt sein sollte.

Aber jüdisches Leben hat sich vollzogen. Es wurde geheiratet, es wurden Kinder geboren und als Juden erzogen, die heiligen Schriften wurden studiert, es wurde gestritten, versöhnt, gehasst, geliebt und gestorben und zwar auch oft im Bett und an Altersschwäche. Zeiten der Verfolgung wechselten ab mit Zeiten relativer Ruhe und Geborgenheit. Manchmal war der Galut ganz erträglich, manchmal aber auch kaum zu ertragen. Aber unnatürlich war er

immer und immer begann wenige Schritte von der Haustür entfernt schon feindliche Fremde.

Juden waren nicht wie andere Menschen, das wurde ihnen von Kindesbeinen anerzogen und taten es die eigenen Angehörigen nicht, so taten es mit harter Hand die Fremden. Sie lernten, dass sie nicht lieben durften wie andere, nicht hassen wie andere, nicht essen was andere aßen und nicht feiern wenn die Andern feierten. So zogen sie sich immer mehr zueinander und von den andern fort, und was als Gefängnis dienen sollte, die Judenviertel der Städte, wurde ihnen zum Schutz. Zudem – was die andern taten, den Acker bestellen, ein Handwerk ausüben, an Universitäten und Schulen lehren, die Künste pflegen – das alles war ihnen untersagt. Nur der Handel war ihnen gestattet und das Geldgeschäft, denn die Christen durften das Geldgeschäft wegen des Zinsverbotes nicht ausüben.

Untereinander freilich übten sie auch andere Berufe, so den des Lehrers, des Schusters und Metzgers, da ihnen das Fleisch der Christen verboten war, den des Bäckers, da sie christliches Brot nicht essen durften, in den engen Ghettos aber auch nicht jeder einen Backofen betreiben konnte, des Baders oder auch des Arztes, da christliche Ärzte sie nicht behandelten. Daneben gab es noch jede Menge Ämter in der Gemeinde, angefangen vom Vorstand derselben (was ganz weltlich zu sehen ist) bis zum „Schulklopfer“ der die Gemeinde in die Synagoge rief. Das tat er übrigens nicht nur zum Sabbat und zu den Festen, sondern mindestens drei Mal in der Woche. Es gab die „Heilige Bruderschaft“ die sich um Sterbende und Gestorbene kümmerte, auch um deren Angehörige selbstverständlich, den „Schochet[52]“, den „Mohel[53]“. Es gab den „Chasan[54]“, und, so die Gemeinde das Glück hatte, einen Rabbi, einen „geistlichen Richter“, der für die moralische Ordnung in der Gemeinde zu sorgen hatte. Alle diese Ämter gibt es, bis auf den „Schulklopfer“ übrigens heute noch in jeder größeren jüdischen Gemeinde, sie sei liberal oder orthodox, oder konservativ, oder reduktionistisch, oder was auch immer.

Weil dem so ist, weil jüdisches Leben über alle Fährnisse hinaus auch heute noch ein Leben eigener Ordnung ist. Weil von diesem Leben auch jene zuzeiten ergriffen werden, die außer ihrer Herkunft aus diesem Volk nicht mehr viel mit

---

[52] Schächter, der das Tier mit dem Kehlschnitt (einem einzigen) tötet. im Unterschied zum Metzger, der das geschlachtete Tier dann zerlegt, verwertet und verkauft.

[53] Beschneider der männlichen Vorhaut, die unter ganz bestimmten rituellen (und hygienischen) Bedingungen entfernt werden musste.

[54] Vorsänger, Kantor im Gottesdienst der Synagoge.

seiner Eigenart verbindet. Weil dieses Leben eben kein Leben wie das aller anderen ist, sollten wir uns dieses Leben einmal genauer ansehen.

2.2.4.1. Alltag

Das jüdische Leben wie es heute gelebt wird, stammt in seinem Grundstock ab von jenen Regeln, welche von den Rabbinen in Jamnia ersonnen worden, um in Anlehnung an die Thora und unter Beibehaltung ihres Geistes wie ihres Buchstabens das Judentum als ethnische Einheit zu erhalten. Durch die Rabbinen wurde, so kann man es auch ansehen, die Thora nach Geist und Buchstaben an die alte Tempelreligion gebunden. Aber das Judentum ist heute nicht mehr die Religion des Tempels, sondern die Religion des Gesetzes und seiner jeweiligen Auslegung.

Das jüdische Leben beginnt wie das jedes Menschen mit der Geburt, aber schon in dieser Geburt ist es anderes als das anderer Menschen. Denn bei Hausgeburten werden nur jüdische Hebammen zugelassen – eine alte Vorschrift besagt auch, dass Kinder nicht in fremden Häusern geboren werden sollen, was sich heute vor allem auf den Besuch von Krankenhäusern und Geburtsheimen auswirken kann, aber praktisch nicht auswirkt. Denn diese Vorschrift kam zur Geltung, weil die Judenheit fürchten musste, ihre Nachkommenschaft werde ihnen durch Manipulationen entzogen – woran heute kein zivilisierter Mensch mehr denkt. Daher kommen jüdische Kinder heute überall zur Welt und werden von Hebammen jeder Herkunft in dieselbe gehoben. Denn Juden sind sie nun einmal … und was, wenn die geborenen Kinder es per Geburt eben nicht sind? Denn das ist sehr wohl möglich, wie wir gleich sehen werden.

Der Knabe, welcher einem jüdischen Vater von einer nichtjüdischen Mutter geboren wird, ist kein Jude. Seine Herkunft folgt der seiner Mutter. Umgekehrt ist der Sohn, den eine jüdische Frau einem nicht jüdischen Manne gebiert, Jude von Geburt. In der Praxis bedeutet das, ein nichtjüdisches (männliches) Kind eines jüdischen Vaters kann durch Beschneidung (was dann auch zumeist so erfolgt) gewissermaßen im Nachhinein zum Juden kooptiert werden, ein jüdisches Kind aber, das von seinem nichtjüdischen Vater natürlich auch nicht beschnitten wird, fällt aus der Ordnung und gilt seiner jüdischen Mutter als „Goj“. Für Mädchen wird die Sache noch einfacher und zugleich diskreter: hier reicht, vom Vater angeordnet, ein Bad in der Mikwe, dem Ritualbad, um es zur Jüdin zu erklären, während der nicht jüdische Vater vielleicht gar nicht bemerkt, dass die Mutter ihr Mädchen durch eben dies Untertauchen zur vollwertigen Jüdin gemacht hat. Um den vielleicht etwas harschen Ton dieser Erläuterung zu verstehen, muss man wissen, dass die Struktur einer jüdischen Familie von Grund auf patriarchalisch ist.

Am achten Tag nach der Geburt wird der neu geborenen Junge beschnitten. Dieses Gebot ist so bindend, dass es sogar am Sabbat und an den Festtagen, auch am Jom Kippur, dem Versöhnungstag, geschehen darf. Nur bei Krankheit und Schwächlichkeit des Kindes zum Beispiel bei einer Frühgeburt, darf die Beschneidung bis zur Genesung und Kräftigung des Kindes aufgeschoben werden – allerdings gilt der Tag der Genesung dann als der eigentliche Geburtstag. In der Praxis würde das bedeuten, dass ein Junge vor der Gemeinde jünger sein kann, als auf der Geburtsurkunde. Das ist vor allem zu beachten, wenn das Kind seine Religionsmündigkeit erreicht. Nachdem spielt es eigentlich keine Rolle mehr. Im zivilen Leben spielt es sowieso keine.

Nach einer gemessenen Zeit muss ein erstgeborenes Kind, sofern es nicht das Kind eines Kohen ist, bei einem Kohen ausgelöst werden. Die „Kohanim“ sind die Nachfahren der Jerusalemer Priesterschaft und, wie ich es neulich las: „ein Jude mag nicht wissen, wer sein Großvater war, aber er weiß, ob er Kohen, Levit oder Israelit ist“[55].

Mit vier Jahren erhält ein Kind (worunter stets der Junge zu verstehen ist, bei Mädchen sind die entsprechenden Richtmaße fakultativ und wurden in der Vergangenheit zumeist „vergessen“) den ersten Unterricht. Denn Judentum ist gleichbedeutend mit einem lebenslangen Lernen, nicht unbedingt profaner Dinge, aber des Gesetzes. Vom Wege der restlosen Zufriedenstellung Jahwes darf nicht abgegangen werden, denn nur diese kann Israels Gott die Willkür aus der Hand nehmen, aus welcher heraus er dieses Volk Israel als sein privilegiertes Offenbarungsspielzeug betrachtet.

Der Weg des lernenden Juden führt über die Kinder- weiter in die Talmudschule, von dort aus konsequenterweise in die Studienkreise der Synagoge. Das aber bedeutet nicht, dass der lernende Juden aufhören würde, ein lebender Jude zu sein. Beruf und Familie gehören zum festen Bestandteil seines Lebens. Mit dreizehn Jahren wird der männliche Jude religionsmündig. Diese Mündigkeit tritt auch dann ein, wenn sie nicht besonders begangen wird, das heißt, eine Zeremonie des Bar Mizwa ist nicht obligatorisch. In der Tat wurde sie auch erst in der mittelalterlichen Diaspora Europas eingeführt und gehört zu den nicht gebotenen „Rites de passage“. In der Praxis aber wird die Bar Mizwa heute mit einer ungeheuren Festlichkeit begangen, der mitunter selbst die Hochzeit nicht gleichkommt. Ein Jude von über dreizehn Jahren ist also religionsmündig ob er nun Bar Mizwa hatte oder nicht.

---

[55] Alois Payer, Judentum als Lebensform

Für Mädchen wurde, als man den Ritus ersann, natürlich keine parallele Zeremonie erfunden. Das hatte seinen Grund damals einzig in der Geringschätzung des weiblichen Nachwuchses im Kultus, in dem sich das Wirken der Frau auf den häuslichen Kreis beschränkt. Dort ist der weibliche Einfluss für ein religionsgesetzlich orientiertes Haus allerdings von großer Bedeutung, denn die Frau wacht sozusagen über den gesamten privaten Bereich des Judeseins. Ihr obliegt es, „Nidda“ zu wahren, die eigene kultische Reinheit und die der Familie.

Heute, aus einem gewandelten Verständnis der weiblichen Rolle in der Gemeinde heraus und einem tieferen Begreifen der Bedeutung des Weiblichen in der jüdischen Religion überhaupt, feiern viele moderne Gemeinden eine „Bat Mizwa“ unter denselben äußeren Gegebenheiten und mit denselben religionsrechtlichen Folgen wie die „Bar Mizwa“.

Überhaupt wird heute im jüdischen Alltag, dies sei als wesentlich angemerkt, öfters auf die restlose Zufriedenstellung Jahwes verzichtet: Frauen werden zu Rabbinern ordiniert oder sind Chasan an einer Synagoge. Es gibt viel mehr Juden auf der Welt, die *nicht* nach den religiösen Vorschriften leben als solche, die das tun. Wenn ich also hier den Alltag jüdischen Lebens beschreibe, so gilt diese Beschreibung weithin einer Idealvorstellung, aber: in vielen europäischen Zentren wird heute – und erst recht in den USA, wo die größte jüdische Volksgruppe zuhause ist – darauf gehalten, wieder bewusster als Jude und Jüdin zu leben. Man sucht allenthalben, wie man es schon immer getan, nach Wegen, die moderne Zivilisation, die religionsneutral ist, mit der heute immerhin uralten jüdischen Gesetzesvorschrift überein zu bringen. Bisher hat Israels Gott diesen Veränderungen nichts entgegen setzen können. Man ist Jude wie man Katholik, Anglikaner, Presbyterianer oder Baptist ist.

Mit der Eheschließung und der Gründung einer eigenen Familie schließt sich der Lebenskreis und eine jüdische Hochzeit ist ein Sakrament da die Ehe eine von Jahwe dem Menschen verordnete (und zwar nicht nur dem Juden) Einrichtung ist. Dennoch ist auch sie „um eurer Herzen Härtigkeit willen“ zu scheiden. Ziviltrauungen und Zivilscheidungen erkennt das Judentum zwar insgesamt an, aber nicht im Rahmen jüdischen Lebens. Hier sind allein die rituelle Heirat und die Scheidung durch das Rabbinat rechtsverbindlich. Beide Handlungen werden durch vom Rabbinat eigens dazu anzufertigende Urkunden vertraglich gesichert. Mit dieser Praxis war, so sagt man, das jüdische Zivilrecht dem Recht der umliegenden Kulturen weit voraus – in diesen wurden, so sagt, man, Frauen oft wie und als Sachwerte ge- und verkauft. Im jüdischen Recht geht die Frau zwar in die Vormundschaft des Mannes, aber nicht ins Inventar seines Hauses ein – sie bleibt, auch unter Vor-

mundschaft, eine eigenständige Persönlichkeit. Indessen sind dieser Persönlichkeit enge Grenzen gesetzt, denn sie zählt eigentlich nur als Vorstand eines Haushaltes und als Mutter von Söhnen, die nach dem Wegfall des Lebenspartners als Vormund für diese einzutreten haben, ehe ein öffentlicher Vormund bestellt werden kann.

Geschieden, ledig, verwitwet und als Mutter nur von Töchtern hat eine jüdische Frau kaum Persönlichkeitsrechte. Daher, die Lücke spürend, die Diskrepanz ermessend, die zwischen ihrer rechtlichen Geltung und ihrer Bedeutung für das Judentum als solchem sich erstreckte, hat die jüdische Ethik seit eh und je in der Fürsorge vor allem für Witwen ohne Söhne eine ihrer vornehmsten Aufgaben gesehen. Allerdings ist man nie auf die Idee gekommen, den Rechtsstatus dieser Frauen dergestalt zu ändern, dass Wohltätigkeit nicht mehr vonnöten war. Heute sind diese Ungereimtheiten von der zivilen Kultur weitgehend eingeebnet worden – wenigstens was das Judentum betrifft, das ja seit der Zerstreuung in engster Wechselbeziehung mit dieser zivilen Kultur steht.

Weniger in Sorge um das weitere Schicksal der Frau als vielmehr in Sorge um das Weiterbestehen einer patriarchalen Linie hat das jüdische Gesetz die Bestimmung der so genannten Leviratsehe gefunden. Diese Bestimmung besagt, dass im Falle ein Mann stirbt ohne männliche Nachkommen zu hinterlassen, sein Bruder die Witwe ehelichen und mit ihr Kinder zeugen soll. Dabei wird der erste Sohn dieses Paares dem Namen des Verstorbenen zugerechnet. Die weiteren Kinder gehören dem Bruder. Von der Leviratsehe kann der in Aussicht stehende sich allerdings durch den Brauch des „Schuhausziehens“ befreien lassen. Die Witwe ist dann frei zu heiraten wen sie will – allerdings fällt sie, wenn sie nicht wieder heiratet, der Obhut ihrer Familie oder, im Falle das nicht möglich ist, der öffentlichen Wohlfahrt zu. In der Gegenwart ist die Leviratsehe nur eine historische Reminiszenz, kein ein geübter Brauch. Auch hierin hat sich das Judentum – wie übrigens auch in der Frage der Polygynie[56] - der zivilen Kultur Europas angeglichen. Nicht angeglichen hat es sich darin, dass aus der Sicht des Rabbinats die Frau auch heute noch unfähig ist, die Scheidung von ihrem Mann zu verlangen. Dies wird ersetzt durch die Scheidung einer Ehe auf Betreiben des Rabbinats selbst, das für die Frau eintritt. Auch hier versucht man also Unstimmigkeiten zu glätten, aber nicht, Unstimmigkeiten aus der Welt zu schaffen, denn am Gesetz darf nun einmal nicht gerüttelt werden.

[56] Heirat eines Mannes mit mehreren Frauen. Nach dem jüdischen Gesetz ist Polygynie gestattet und in den Büchern der Juden mehrfach als übliche Praxis belegt.

Wird eine Frau zur Witwe, so geht dem der Tod des Ehepartners voraus. Das Sterben eines Juden ist denkbar unspektakulär. Bleibt Zeit, so wird versucht, noch offene Lebensfragen zu regeln und etliche Gebete zu sprechen, bleibt keine Zeit, wird wenigstens ein Glaubensbekenntnis das letzte Wort sein, das der Sterbende hört oder denkt. Jeden Morgen und jeden Abend hat er es gesprochen (oder hätte er es sprechen sollen) nun zum letzten Mal. Als Jude ist aber auch gestorben, wer unvermittelt stirbt – man nimmt dann das „Sch'-ma Israel" als gesprochen an. Nur der ist nicht als Jude gestorben, der sich vordem explizit vom Judentum losgesagt hat. Für ihn kommt dann auch keiner der nachfolgenden Bräuche in Betracht: das Waschen der Leiche, das – kurz nach dem Tod zu erfolgende – Begräbnis im Beisein eines Minjan, einer vollzähligen Gemeinde, die Sorge der „Chewra Kadischa" für die Hinterbliebenen. Für diese Hinterbliebenen gibt es dann kein Schiwa – Sitzen in den ersten sieben Tagen der Trauerzeit, entfällt alle weitere Trauerarbeit innerhalb der Familie und Gemeinde, die sich über ein Jahr nach dem Todesfall erstreckt. Ungeborgen müssen sie sehen, wie sie zurechtkommen. Aber sie müssen auch eine Reihe von Tabus nicht einhalten, die zu einem ziemlichen Verlust an Lebensqualität führen können: dem Verzicht auf Reinhaltung des Körpers, auf Tätigkeiten, auf – vielleicht seelisch entlastende – Vergnügungen und Teilnahme am kulturellen Leben.

Ein jüdisches Begräbnis ist das Muster der Gleichgeltung aller Menschen vor Gott, dem man sich in diesem Moment als Lebender an der Schwelle zur anderen Welt besonders nahe fühlt. Der Sarg ist einfach, gleich welcher sozialen Herkunft der Verstorbene war, sein Leichnam ist in den einfachen Sterbekittel gehüllt, den die Braut ihm traditionell als Teil ihrer Aussteuer ins Haus gebracht hat. Das Grab soll einfach sein, ohne Blumenschmuck, aber mit einem Gedenkstein, der wenigstens den Namen und die Lebensdaten des Verstorbenen enthalten soll, oft seine Stellung im Judentum (Kohen oder Levit) mit enthält, denn Jahwe soll den Verstorbenen in sein Gedächtnis aufnehmen können und möglicherweise hat er ihn ja unterweilen daraus verloren. Mit solchen Unregelmäßigkeiten muss man bei dem ja immer mal rechnen. Allerdings hat man auch hier dem Zeitgeist zumindest im vorvorigen und vorigen Jahrhundert dahingehend Genüge getan, dass man zwar auf gärtnerische Gestaltung des Grabes verzichtete, aber dafür nicht auf die architektonische – es entstanden ausladende Grabarchitekturen.

Die Anlage von Erbbegräbnissen macht übrigens in der jüdischen Religion weitaus mehr Sinn als in der christlichen. Denn während das Christentum davon ausgeht, dass die Seele des Menschen nach dem Tode als Ganzes weiterlebt und das Grab nur Gedächtnischarakter hat, ist das Judentum der Ansicht, dass der Tote bis zur „Wiederauferstehung am letzten Tage" im Grab

verbleibt und eine Art gemindertes Leben hat, das ihn körperlich an den Ort seines Begräbnisses fesselt. Daher ist das Grab eines Juden auch bis zum „Letzten Tage“ unverletzlich und gibt es auf jüdischen Friedhöfen keine Liegefristen. Auch und gerade im Tode, in der schwächsten Befindlichkeit des Bewusstseins, will man Jahwe kein Schlupfloch offen lassen, sich von Israel abzuwenden.

Was dann die millionenfache Vernichtung von Juden in der Schoa für diese Lebensansicht angerichtet hat, kann man vielleicht ermessen - Millionen Juden sind seither für Jahwe „unauffindbar“ geworden. Für Millionen Juden ist die Auferstehungshoffnung dahin und für ihre überlebenden Angehörigen ist es, als hätten der Vater, die Mutter und so weiter nie gelebt. Daher und nicht aus Gründen der Verdrängung sprechen Juden nicht gern über die Schoa. Daher auch und nicht aus Gründen übertriebener Pietät, sind sie bei diesem Thema so empfindlich. Wir sehen, wir kommen bei aller theoretischen Betrachtung um die Realität der noch kaum Geschichte gewordenen Geschichte nicht herum, denn es ist auf viele Arten das Eine mit dem Anderen verwoben. Immerhin – Jahwe hat sich auch trotz der Millionen Opfer nicht von Israel abgewandt – er kann es sich offenbar bei der härter gewordenen Konkurrenz – dazu kommen nun noch Allah, der „Vater“ der Christen, der „Gott“ der Mormonen, und der „Jehova“ der Bibelforscher – nicht mehr leisten. Sie alle beanspruchen ihre Claims bei den Menschen und der Wettbewerb darum, wer die größten Herden besitzt, ist unter diesen Wesen im vollen Gange. Dabei muss man unbedingt die „Toten“ mitberechnen, denn die Ewigkeit fragt nicht danach, ob jemand „lebt“ oder was er sonst gerade tut. Jahwe wäre danach hoch beschäftigt, seine „Legionen“ zu sammeln und hat gerade, kann man sagen, keine Zeit für die, welche er ohnehin sicher hat. Selbstverständlich leben auch sie, aber sie sind, da frei gelassen, schwer zu finden. Da sie, entsprechend ihrer lebenslanger Überzeugung, kein Leben haben wollen, haben sie auch keines und treiben dahin, aber das tun Myriaden Andere ebenfalls – die Regularien für den Umgang Jahwes mit „seinem“ Claim sind etwas durcheinander geraten. Rührige Theologen der Judenheit haben das auch erkannt und ihre Bemühungen, Juden wieder in die von ihnen schon verlassene Religion zu „repatriieren“ stammt aus dieser Einsicht. Die „Legionen“ müssen irgendwie kompensiert werden, denken sie. Daher sind die Aufnahmebestimmungen für Juden in den USA heute merklich gelockert worden, das Judentum ist an allen Ecken mindestens ebenso präsent und alltäglich wie das Christentum. [57]

[57] Chanukka und Pesach konkurrieren schon munter mit den christlichen und den nationalen Festen… was ich mir als kulturelle Bereicherung dann gefallen lassen würde, wenn auch Aid al Fitr oder Bairam in den USA den gleichen Stellenwert einnähmen…

Aber der jüdische Alltag ist nicht nur gekennzeichnet durch diese Rites de passage. Vielmehr ist er selbst vom Erheben bis zum Niederlegen bis in kleinste Kleinigkeiten rituell geordnet und das betrifft nicht nur die Person, sondern ihr gesamtes Umfeld. Die Wohnung ist mit Sprüchen an den Türen, die als Weiheamulett verstanden werden, versehen (außer an Bad und Toilette, die (verständlicherweise) als unreine Orte gelten). In der Wohnung zeigt ein besonderes „Bild“ die Gebetsrichtung auf Jerusalem an. Morgens, Mittags und Abends, manchmal auch des Nachts, richtet der fromme Jude seine Gebete an den stets gegenwärtigen Jahwe, und seine Wohnung gilt ihm als ein privates Heiligtum, alles, was darin verrichtet wird – bis auf das notwendig Unreine – als Gottesdienst. In dieser Wohnung nun hat die Frau die Obhut über alles, um rituelle Unreinheit möglichst vollkommen auszuschließen. Darin ist sie allerdings dem Willen ihres Mannes untertan, der sie darin zurechtweisen und im Zweifel unterrichten soll. Unterlässt er das, kann sie selber bei der nächsthöheren Instanz, dem „Rabbi“ vorstellig werden und um Unterrichtung oder Klärung bitten. Dieser wird dann den Ehemann vorladen und ihn seiner Säumigkeit wegen befragen und zurechtweisen. Diese Zurechtweisung ist keineswegs als Akt der Höflichkeit zu betrachten und ihre Befolgung wird vom Rabbi oder einem Helfer geflissentlich kontrolliert – der „Unbußfertige“ kann zur Scheidung gezwungen werden, denn man kann einer Tochter in Israel nicht zumuten, mit einem gottlosen Menschen zu leben.

Über die einzelnen Gebote des „Kaschrut“ genannten Gesetzesteiles gehen die Meinungen unter Juden[58] seit jeher auseinander. Während liberale Juden einen großen Teil der „Reinheitsgebote“ als nicht mehr zeitgemäß relativieren, pflegen konservative Kreise die meisten derselben[59] ohne Zögern zu befolgen. Das bedeutet nicht, dass sie einen Sinn darin finden, welcher anderen Juden verborgen bleibt – sie sehen, wie die anderen auch, die Sinnlosigkeit mancher Verordnungen. Aber hier ist der Gedanke vorherrschend, dass diese Regelungen nicht grundlos erlassen wurden und Jahwe aus unerforschlichen Gründen auf ihrer Einhaltung besteht[60]. Nun, ich halte eben eher dafür, dass diese Vorschriften mit der Idee in Zusammenhang stehen, Jahwe möglichst keine Lücke für ein Vorgehen zum Nachteil Israels zu lassen, ihn durch zweihundertprozentige Gründlichkeit auszustechen.

So ist insgesamt die Religion Israels keine „Sonntags- und Bedarfsreligion“ wie es das Christentum nun einmal ist. Sondern sie ist eine Lebensform, die den Menschen in allen Belangen umschließt und formt und zu der er sich stellen,

---

[58] Andere sollten sich hier besser zurückhalten…

[59] Nur diejenigen sind auszunehmen, welche sich direkt auf den Tempeldienst beziehen.

[60] oder erinnern wir uns an das notwendige Stopfen ausdenkbarer Schlupflöcher…

die er aber nicht verändern kann. Auch die rein religiösen Übungen beschränken sich keineswegs auf Festzeiten und Andachten. Der – religiöse – Jude betet fast ohne Unterlass und in seiner Synagoge finden nicht nur am Sabbat Gottesdienste statt, sondern durch die ganze Woche – gesetzt, es findet sich ein Kreis von zehn mündigen Männern zusammen. Denn so viele müssen es sein, damit ein Kahal, eine Gemeinde, entsteht. Frauen zählen bei einem solchen, Minjan = Zehn genannten Kreis nicht mit. Das wird besonders dann skurril, wenn der Vorbeter eines solchen Minjan, wie in liberalen Gemeinden durchaus üblich, eine Frau ist[61]. Aber Frauen sind in der jüdischen Religion eben erst dabei, sich eine gleichberechtigte, ihrer Bedeutung[62] entsprechende Rolle im Kultus zu erkämpfen.
Der jüdische Alltag – irgendeiner – beginnt also nach der Reinigung und dem Ankleiden (mit Anlegen der Gebetsriemen für Männer) mit dem Morgengebet, geht dann über in die Verrichtungen des Kaschrut, mündet in der Beruf (es gilt Müßiggang im Judentum nicht als achtenswert). Des Mittags kommen wieder Gebete, und zwar nicht nur zum Essen, das man als solches als Gottesdienst betrachtet, dann darf wieder gearbeitet werden, dem schließen sich Nachmittagsgebete an und nach dem Abendessen folgt oder kann folgen ein Bibelstudium, darauf ein ausführliches Nachtgebet, in dem auch das „Glaubensbekenntnis“ Israels enthalten ist. So ist der ganze Tag eines - orthodoxen – Juden ein einziges Gebet.

2.2.4.2. Feste

Kommen wir über diesen Weg also vom Alltag zu den Festen: beginnen wir mit dem geläufigsten und unauffälligsten Fest der Judenheit: dem Sabbat. Sabbat ist der siebente Tag – auf welchen Tag allerdings der Sabbat eigentlich fiel, ist eine interessante Frage, denn unser „Sonnabend“ ist doch eine recht junge Datierung. Man braucht einen ersten Tag, damit man einen siebenten haben kann. Welches also war dieser erste Tag?

Wir wissen, dass sich das frühe Christentum am jüdischen Sabbat orientiert hat, als es seinen eigenen Hauptfeiertag einrichtete. Im römischen Kalender gab es zwar jede Menge Feiertage – mehr als im späteren christlichen – aber sie waren nicht wochenweise voneinander geschieden und der Kalender sah auch ganz anders aus, er war nicht in Wochen unterteilt, sondern in Zeitabstände, deren Mitte die so genannten Iden waren. Übrigens lief er nach dem Sonnen-

---

[61] Eine Frau muss also unbedingt die Elfte sein – auch als Chasan, auch als Rabbinerin.

[62] Immerhin sind sie es und nicht die Männer, welche die „Jüdischkeit“ eines Menschen qua Geburt weitergeben. Zudem sind sie verantwortlich für Nidda, die kultische Reinheit des Hauses.

jahr, während die Juden nach dem Mondjahr rechneten. Die Ägypter hatten ebenfalls das Sonnenjahr und sie hatten darüber hinaus, in einem strengen Dezimalsystem, eine regelmäßige Aufteilung der dreißigtägigen Monate in drei Dekaden, die aber nicht durch Ruhetage getrennt wurden.

Was wir heute haben, ist eine Aufteilung der Woche nach dem Mondjahr der Juden innerhalb eines von den Römern herstammenden Jahreslaufes, der sich an das Sonnenjahr hält. Diese Einteilung geht auf das Christentum zurück und birgt zwar einige astronomische Klippen, rennt also dann und wann der astronomischen Zeitmessung davon oder hinkt ihr hinterher, aber das macht sich im Leben und Denken der Christen weniger bemerkbar. Umso bemerkbarer macht es sich aber im Leben der Juden, den die Beachtung von Zeiten (und zwar peinlich genau) ist Bestandteil der jüdischen Religion und eine der Vertragsbedingungen in ihrem mit Jahwe geschlossenen „Knebelvertrag“. [63] Diese Zeiten wurden zu Zeiten vereinbart, in welchen der - mesopotamische - Mondkalender galt[64] und nun kann nichts die Judenheit davon erlösen, diesen Kalender weiterhin zu beachten.

Der siebente Tag der Woche könnte theoretisch auch der Montag oder der Dienstag sein. Es kommt darauf an, wie die Woche im Verhältnis zum Monat gerechnet wird. Wie gesagt, die Ägypter rechneten ihre Woche zu zehn Tagen und kannten dazwischen keinen regelmäßigen Ruhetag. Dass der siebente Tag unser Samstag wurde, dafür sind die Christen verantwortlich, denn in ihrem Mythos ersteht Christus am „ersten Tag der Woche“ von den Toten auf. Diesen Tag beachteten sie fortan als ihren regelmäßigen Ruhetag und setzten sich damit bewusst vom Judentum ab, das den Tag davor als seinen Ruhetag beging. Kulturbestimmend war diese Tagzählung allerdings nicht. Neben dem jüdischen und dem christlichen „Kalender“ lief unbeirrt das – griechisch – römische – Jahr mit seinen (lateinischen und griechischen) Monaten, seinen Iden und seinen Kalenden. Auch unter Konstantin war noch die altrömische Binnenzählung in Gebrauch. Erst als das Christentum 389 Staatsreligion wurde, begann auch der christliche Kalender, der sich seinerseits den römischen Monaten anzupassen hatte. In diesem christlichen Kalender stellte

[63] Nachdem zum Beispiel das jüdische und das christliche Jahr jetzt lange fast parallel miteinander gelaufen sind, wurde in diesem Jahr (2005) ein zweiter „Adar“ eingeschaltet und nun divergieren die beiden Jahre wieder um einen Mondmonat (28 Tage). Das ist keine Polemik gegen die Christen, sondern ein Versuch, Mondjahr und Sonnenjahr wieder astronomisch zu harmonisieren.

[64] Folgerichtig zur Zeit des babylonischen Exils.

der „Abend des Sonnentages“ der „Sonnabend“ eben den siebenten Tag, weil der Tag der Sonne selbst den ersten stellt[65].
Für die römische Welt stellte sich die Situation so dar, dass die Juden immer an irgendeinem für den Römer nicht errechenbaren Tag ihren „Sabbat“ hatten und dann zu keiner Arbeit bereit waren – daher auch waren sie als Sklaven äußerst unbeliebt und genossen ansonsten den Ruf, Faulenzer zu sein. Ihre „Uhren“ „tickten“ einfach anders. Und so sind, vermittelt über die Angleichung des römisch – paganen an den christlichen Kalender, die Juden zu ihrem „Sonnabend“ als Sabbat gekommen.

Gleichwohl und auf welchen Tag einer anderen Zeitrechnung er fallen mag, ist der „siebente Tag“ als letzter der jüdischen Woche **DER** Ruhetag schlechthin und zugleich das Grundmuster aller jüdischen Festtage. Er wird eröffnet, sobald die Hausfrau, gereinigt und in Festkleidung, die beiden Sabbatlichte gesegnet hat. Dies geschieht am Freitagabend kurz vor dem Einbruch der Dunkelheit, keinesfalls mehr danach.

In Gebrauch kam der Sabbat als Wochenfeier, zusammen mit den ihn begründenden Legenden, vielleicht noch im, spätestens aber nach dem babylonisch – persischen Exil, und wie alles Angenehme bürgerte er sich schnell ein. Die persische Regierung ließ den Juden in ihrem religiösen Leben freie Hand, solange nur die Steuerkasse stimmte. Warum aber setze ich die Entstehung des Sabbats so spät an? Weil in den Geschichtsbüchern der Juden bis auf die einmal in der Genesis und ein weiteres Mal im Dekalog recht karg über den Sabbat gesprochen wird. Hingegen sind die Prophetenbücher, deren Mehrzahl ja mit dem babylonischen Exil zusammen hängt, voll der Schelte über die nicht voll oder gar nicht eingehaltenen Sabbate des Volkes Israel. Nun, es mag wirklich schwer gewesen sein, inmitten einer ganz anders orientierten Kultur für eine begrenzte Gruppe eine neue Sitte einzuführen. Auch später hatten die pharisäischen und später die rabbinischen Theologen alle Mühe, Israel an seinen Sabbat zu gewöhnen. Nicht dass man denselben als Ruhetag nicht hätte halten wollen, als man es dann endlich ungefährdet konnte, aber in der Frage, wie man ihn hielt, gingen die Meinungen halt auseinander.

---

[65] Manche sagen, dies sei erfolgt, um den bereits länger in der Armee umlaufenden Mithraskult für das ganze Reich normativ zu machen. Ich halte das für eine reichlich kurzsichtige und wenig einfühlsame Behauptung. Es ging, als der dies solis als Festtag begründet wurde, nicht um Mithras, der den meisten römischen Bürgern ziemlich fremd gewesen ist; es ging um die Einführung einer Sonnenreligion als das die Ethnien verbindende geistige Element. Die Sonne scheint schließlich überall und für alle und kann so alles Gemeinsame wohl am besten repräsentieren.

Die einfachen Israeliten verstanden den Sabbat als einen Tag, an dem alle Lohnarbeit und alles schwere Tagewerk zu ruhen hatte – aber sie waren nicht bereit, seinetwegen auf alles etwa Vergnügliche zu verzichten. Die Theologen hingegen verstanden den Sabbat als absoluten Ruhetag, an dem selbst Nötiges nicht verrichtet werden sollte. Zwischen diesen beiden Ansichten waren Kompromisse zu schließen, und so existiert mithin eine Unzahl von Sabbatge- und -verboten. So ist es am Sabbat verboten, Nahrung zu bereiten. Daher wird am Freitag bereits das Brot gebacken, werden die Gerichte vorgekocht und in Wärmekisten aufbewahrt.[66] Denn auch Feuer oder Licht zu entzünden oder zu löschen ist am Sabbat verboten. Also: entweder man knipst am Freitagabend[67] den Lichtschalter an und lässt ihn erst am Samstagabend ausgehen oder man lässt ihn sein, und entzündet dafür Kerzen[68], die von selbst erlöschen. Am nächsten Abend ist das elektrische Licht ja wieder benutzbar. Man soll keinen Weg gehen, der weiter als zweihundert Schritt aus der Stadt hinausführt: der moderne orthodoxe Jude bezieht das auch auf den „Weg des Wortes“ und daher fliegt am Sabbat der Telefonstecker aus der Leitung. Man soll nichts von einem Raum in einen andern tragen – nun, da dieses Verbot nur gebrochen werden **kann**, hat man es eingeschränkt auf Gerät, welches zur Arbeit tauglich ist. Ein Essteller ist das beispielsweise nicht. So müssen nicht alle in der Küche und dort womöglich im Stehen essen, wo sie doch gerade am Sabbat essen sollen wie „Herrschaften“. Am Sabbat existieren auch keine Stunden, so fällt am Freitagabend die Uhr vom Handgelenk und verschwindet in einer tiefen Schublade. Eine kleine Unsitte hat sich, von den Rabbinen geduldet, allerdings im Judentum verbreitet: laut Gesetz gilt der Sabbat für alle Menschen im Lebensumkreis eines Juden, also auch für dessen, so er hat, nichtjüdische Dienstboten. Praktisch aber hielt man gerne gerade solche, und verpflichtete sie am Sabbat zu allen Tätigkeiten, die man selbst nicht verrichten durfte, also zum Kochen, zum Lichtanzünden, zum Transport und so weiter.

---

[66] Ich glaube, niemand war für die Erfindung des Mikrowellenherdes jemals dankbarer als die orthodoxen Juden, denn Mikrowellen sind kein Feuer…

[67] Der Sabbat beginnt wie jeder Tag am ihm vorangehenden Abend. Grundlage dessen ist die Bemerkung in Genesis: und so ward aus Abend und Morgen der x – te Tag. Das Christentum hat diesen Tagesbegriff dann übrigens übernommen und so ist der Brauch des Heiligen Abends entstanden, der „vorgezogenen Sonntagsmesse“ der „Festtagsvigil“ und auch der Brauch des Ausgehens am Freitagabend, denn eigentlich ist ja schon Samstag und Wochenende….

[68] So machen es jedenfalls die Orthodoxen. Dass beim Licht dieser vielen Kerzen, die langsam herunterbrennen, eine ganz besondere Stimmung entsteht, braucht man vielleicht nicht extra zu erwähnen.

Was man am Sabbat ohne Einschränkung tun darf, ja tun soll, das sind Gebet und Schriftenstudium. Die Gebete haben in den beiden Gottesdiensten am Sabbat[69] eine eigene Form und der Gottesdienst einen festlichen Rahmen mit Kerzen, feierlicher Erhebung der Thorarolle, Predigt und viel Gesang. Er findet oft, im Gegensatz zu den eher schwach besuchten Wochentagsgottesdiensten in der Synagoge, vor voll besetztem Haus und in Gegenwart der Frauen der Gemeinde[70] statt.

Der Sabbat endet, wenn der Hausvater, den Sabbat brechend, beim Erscheinen der ersten Sterne am Samstagabend, eine Kerze anzündet, die er sodann unter Segensworten in einer Weinlache auslöscht. Das ist der eigentliche Ritus der Rückkehr in den Alltag. Der Brauch des „Besamim“, des Riechens an Gewürzen, soll demgegenüber etwas vom „Wohlgeruch“ des Sabbats in die Woche mitnehmen.

Der Sabbat ist, das kann man mit Fug und Recht sagen, die Keimzelle aller jüdischen Feierlichkeit. Er ist der hauptsächliche Feiertag, der allen anderen Festen das „Rückgrat“ gibt, denn sie alle ranken sich um einen Sabbat. Nur die reinen Gedenktage nehmen auf die Sabbatordnung keine Rücksicht, sind aber eben auch keine Feiertage. So beginnt Chanukka, das Fest zum Gedenken an die Wiederweihe des Jerusalemer Tempels, unabhängig vom Sabbat. Dasselbe gilt von Purim, dem Gedenkfest zu Ehren der Rettung der Juden vor einem (vorgeblichen) persischen Pogrom - im Ganzen wie Chanukka eine recht legendäre Angelegenheit. Tisch´ a be Aw, der „neunte Ab“ ist schon chronologisch nicht immer mit einem Sabbat zu verbinden. An diesem Trauertag gedenken die Juden der Zerstörung des zweiten Tempels im Jahre 70 unserer Zeitrechnung und darüber hinaus aller Opfer und Unglücke, von denen sie im Laufe ihrer Geschichte betroffen wurden. Das sind, wie wir wissen, nicht wenige.
Die großen Feste aber ranken sich jeweils um einen Sabbat. Es sind die drei großen Wallfahrtsfeste Passah – Pesach, Schawuot und Sukkoth. Diese Feste standen ursprünglich – bereits vor den Israeliten von den Bauern Kanaans begangen – im Zusammenhang mit den verschiedenen Erntezeiten. Pesach mit der Gerstenernte, Schawuot mit der Weizenernte, Sukkoth mit Obsternte (Datteln, Zitrus[71]) und mehr noch der Weinlese. In der nachexilischen Religion

---

[69] …einer am Freitagabend, der andere am Samstagvormittag.

[70] Das betrifft vor allem den zweiten Gottesdienst am Sabbatnachmittag. Für den ersten Termin am Freitagabend haben die Frauen gemeinhin noch genug zuhause zu tun.

[71] Man schaue sich den Lulaw, den obligatorischen Feststrauß an, dazu den Schmuck der Laubhütten und man weiß, worum es sich handelte. Im Übrigen galt das Fest auch der Bitte um reiche Herbstregen nach der Ernte. Der letzte Tag wurde geradezu als „Fest des Wassergießens“ gefeiert.

wurden die Feste dann stärker in der – gerade neu gefassten – Geschichte des Volkes Israel verwurzelt und vor allem das – wohl seit jeher vorrangige - Pesach erhielt eine mythologische Verbindung mit den Grundfesten der neu gefassten Religion: dem Gesetz und der – stark mythisch überhöhten – Befreiung aus der Sklaverei. Die übrigen Feste blieben in ihrem agrarischen Charakter weitgehend unverändert.
Einen davon verschiedenen Charakter hat das Neujahrsfest. Denn das eigentliche alte Neujahr – Rosch Haschana – ist mit dem großen Sühnefest, dem Jom Kippur zu einem einzigen Festzeitraum verbunden. Zwischen diesem Neujahrsfest und dem „Versöhnungstag“ liegen zehn Bußtage, die keine eigentlichen Festtage sind, sondern Tage der Besinnung und Umkehr sein sollen.

Der Versöhnungstag indessen ist ein ganzes Kind der nachexilischen Ära. Erinnern wir uns an das Motiv, welches der Ursprung des ach so entsetzlich detaillierten Gesetzeswerkes ist: Jahwe keinen Durchschlupf mehr zu lassen, Israel ferner zu züchtigen. Wenn aber doch irgendwo noch ein solcher Durchschlupf geblieben oder sich aufgetan hätte, dann war der Jom Kippur der Anlass, auch diesen zu schließen, indem man für das, was man eventuell unwissentlich „gesündigt“ Sühne tat. Der Versöhnungstag ist sozusagen die Bereinigung der gesamten Statistik eines Jahres. An diesem Tag werden die eventuell unbeachtet gebliebenen Sünden des Volkes gegen Jahwe dem „Sündenbock“ anvertraut, der in die Wüste gejagt und so dem sicheren Tode überantwortet wird – aber nicht von der Hand des Hohenpriesters, sondern von der Hand Jahwes selbst. ER muss das Opfer nicht nur annehmen, sondern selbst vollstrecken. Das Leid des Verhungerns und Verdurstens, welches der Bock durchlebt, ist die Katharsis Israels. Um sicher zu gehen, dass Israel entsühnt wurde, werden über den Bock die Lose geworfen – und vom Hohenpriester gedeutet. Dann geht, nach vielen Gesängen und Gebeten, der Hohepriester ins Heiligtum und spricht im Gebet seinen Gott – ein einziges Mal und nur er darf das tun – mit seinem geheimen Namen an. In diesem Moment steht das Leben Israels auf Messers Schneide, denn wenn Jahwe mit seinem Volk noch unzufrieden ist, wenn er noch etwas findet, es zu züchtigen, hat der Hohepriester sein Leben verwirkt. Er wäre demnach – und das ist stets zu beachten – ein „Sündenbock auf Reserve“ ein „aufbehaltenes Opfertier“. Was das Tier zu sühnen nicht in der Lage gewesen sein mochte, das würde dann der Mensch sühnen – durch Hingabe seines Lebens, so der Gedanke. Auf jeden Fall und das ist der Sinn der Übung, musste das Netz dicht gehalten bleiben und Israel vor Jahwes Zorn geschützt… wie war das: es ist besser, ein Mensch sterbe für das Volk. Eben das ist der Sinn dieses Rituals. Zur Ehrenrettung Jahwes ist zu sagen, dass kein einziger Hohepriester je im Heiligtum und am Versöhnungsfest zu Tode gekommen ist. Selbst diejenigen sind es nicht, deren Befugnis zum Amte höchst umstritten war. Ob das aber wirklich eine Ehrenrettung sein

kann oder ob ihm diese Opfer nur zu mickerig gewesen sind, wer kann es sagen, denn die Geschichte Israels mündet gewissermaßen zwangsläufig in unendliches Leid. Hat Jahwe, auf den Versöhnungstag und alle Verträge pfeifend, sich schließlich doch und mit ungeheuerlicher Grausamkeit gerächt?

Allerdings hat Jahwe für diesen Tort, der da im Grunde seiner Souveränität angetan wurde (immerhin ward er ausgetrickst) blutige Rache genommen. Er ließ den Tempel zerstören, vernichtete den Staat Israel und als das alles nichts half, versuchte er es mit einer Schoa, einem Chaos der Vernichtung. Denn im Grunde hasst er das Volk, das sich, in seiner Klugheit unterwürfig bis zur Selbstaufgabe, ihm doch so ganz und gar nicht unterwarf, sondern vielmehr ihn zügelte. Im Grunde „gereut es ihn“ immer noch „den Menschen gemacht zu haben“, den er da „erwählt“ hat. Und die Christen, ach, die sind auch kein rechter Ersatz… schon weil man sie nicht einfach ausrotten kann wie man will, denn sie haben eben zu viele andere, darunter sehr viel mächtigere, Patrone. Da ist man immer nur einer unter „ferner liefen“. Zudem, kommt man ihnen zu nahe, flüchten sie sich in den Atheismus und schon hat man jeden Einfluss auf sie verloren. Da ist es mit den Juden schon leichter – auch wenn die sich in den Atheismus flüchten, hat man doch wenigstens ein angestammtes Recht auf ihre Leiblichkeit.

In Israels Geschichte wurden weit mehr als sechs Millionen Menschen vernichtet – aber sechs Millionen Juden haben kein Grab, sind aus dem Gedächtnis ihres Gottes verschwunden und haben keine Chance, am letzten Tage wieder einen Körper zu erhalten – den ihnen Jahwe sowieso nicht geben kann, denn die geistige Welt kennt keine Körperlichkeit in unserem Sinne. Aber sie fehlen unserem Jahwe nun als „Energiereserve“. Denn er glaubt ja an seine eigenen Richtlinien, weil er sich eben immer für einen zwar größtenteils verkannten, aber souveränen Herrn des Kosmos hält. Dass er das nicht wäre, ist ihm in schwachen Stunden wohl bekannt – aber wenigstens an diesem ihm ergebenen Volk kann er sich dann das Gegenteil beweisen und wir wissen und sehen, wie das dann aussieht. Wenn aber Israel seinen Gott aufgeben sollte, dann gibt es auch seine Kultur auf und hört auf, Israel zu sein. Das kann niemand wollen und so müssen sie mit ihrem Grantelkopf eben auskommen, auch wenn er sie millionenfach in den Rauch der Krematorien schickt. Wahrlich ein hartes Los, aber eines, von dem sie Befreiung nicht gewollt haben, als Befreiung zu ihnen kam. Sie kam nicht etwa in Gestalt des Christentums, sondern eine Generation früher in Gestalt jenes Mannes, der das Allerheiligste verheerte – was übrigens nur ein Unfall war und nicht etwa Programm. Das Jahr 70 und alles was dem folgte, hätte nicht stattfinden müssen – wenn sie „erkannt hätten, was zu ihrem Heile dient“. Das war nicht der zum Kreuze gehende Jesus des Christen-

tums, sondern der wirkliche, „lebendige“ Jesus, der damals vielleicht schon längst eines friedlichen Todes gestorben war[72].
Selbstverständlich war und ist Juden nicht zuzumuten, Christen zu werden – aber auf die Hinweise des historischen Jesus hätten sie vielleicht doch achten können – immerhin hat er sie, wenn auch zunehmend bärbeißiger, ziemlich heftig umworben. Das war, ehe das Allerheiligste in Flammen aufging und ausbrannte. Dies hatte übrigens mit seiner Lehre absolut nichts zu tun, sondern war wirklich nur spontanes Ereignis – wenn auch eines mit weit reichenden Folgen.
Es ist den Juden auch nicht zuzumuten, auf Distanz zu ihrem Jahwe zu gehen, denn im Gesamtwerk des Lebens ist genau diesem Verhältnis der Juden zu ihrem Gott durchaus eine kosmische Bedeutung zugemessen. Man hätte dies Verhältnis relativieren und modifizieren können, aber es zu beenden wäre sehr töricht gewesen. Jahwe braucht diesen Lehrmeister. Man hat es indes stets relativiert und modifiziert und wir werden noch von den verschiedenen Strömungen im Judentum lesen, aber man hat es niemals suspendiert.

Ich habe dem Versöhnungstag hier unverhältnismäßig viel Raum gegeben – aber dieses Fest rührt an die Wurzeln der jüdischen Religion und tut dies in einer Weise, dass verständlich wird, warum dieses Fest und nicht etwa Pesach, das Hauptfest des Judentums in aller Welt ist. Die anderen Feste waren mehr oder weniger an den Tempelkult gebunden und an die Lebensweise eines bäuerlichen Volkes – sie waren schön und sinnfällig und sind aus Liebe zur eigenen Kultur beibehalten worden als der Tempel in Trümmer gefallen war. Dieses Fest aber ist existenziell für jeden einzelnen Juden. Daher wurde fast alles beibehalten, was außerhalb des Tempelkultes irgend beibehalten werden konnte: das Fasten, die Sterbekleider, die jeder Jude am Jom Kippur trägt, und in sublimierter Weise wurde sogar das Ritual des Tages übernommen. – Statt dass es ausgeführt wird, wird es heute in der Synagoge verlesen und anstelle des Hohenpriesters nennt nun der Rabbiner den Namen (allerdings nicht mehr den wahren, sondern den Namen Jahwe) vor der Gemeinde. Dahinter steht der Gedanke, dass die Substanz der Dinge und nicht ihre Erscheinung das Wesentliche ist: wenn vom Opfer bedenkend gesprochen wird, dann wird das Opfer auch dargebracht – so ist der Gedanke. Die anderen Feste waren vor dem Tempel da und sind es auch wenn er nicht mehr vorhanden ist – dieses Fest aber kam mit dem Tempel und es hat den Tempel überlebt. Es hat dem Gott Israels nichts geholfen, dem Volk den Tempel zu nehmen. Die dort begonnene Bereinigung der Statistik wird immer noch durchgeführt – nur heute in einem

[72] Aber vielleicht war dieser Tod doch nicht ganz so friedlich, denn manche sagen, Jesus wäre in Britannien bei einem plötzlichen und unzeitigen Kälteeinbruch ums Leben gekommen – allerdings bereits hoch betagt.

Tempel des Geistes. Es mag geschehen sein was auch immer – an jedem Jahr zu Jom Kippur steht der Tempel und geschieht was zu geschehen hat – Israel hat seinen Jahwe mit dessen eigenen Waffen geschlagen. Es hat sich genau jener magischen Dimension bemächtigt, von welcher Jahwe sein Volk auf immer hat ausschließen wollen. Jom Kippur kann gar nicht wichtig genug genommen werden[73]. An jedem dieser Festtage ersteht Israel im Geiste neu. Das wird solange geschehen, bis der „Archont" Jahwe – denn nichts anderes ist er – von diesem seinem Volk ganz und gar zivilisiert werden wird und als deren Bruder zu den anderen archontischen Wesen heimkehrt. „Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken" sagt Jahwe in einer seiner großen stets von Zorn durchtränkten Reden, denn er fühlt sich von seinem Volke falsch verstanden.

Dabei kann ich ihn wohl verstehen und kann auch verstehen, warum er glaubt, dass
die Vernichtung dieses Volkes gut wäre. Er kennt diese Welt so, wie ein Wesen aus einer anderen Welt sie kennt, nämlich als äußerst unsympathischen Tummelplatz aller nur möglichen Unzukömmlichkeiten, die sich anderswo kein Wesen bieten ließe. Er will wenigstens ein paar Wesen vor diesen Unzukömmlichkeiten retten – dass er dabei alles falsch macht, weil er nicht versteht, was der Sinn und Zweck dieser Unzukömmlichkeiten wäre, kann man ihm nicht einmal anlasten. Für ihn, der den Tod nicht kennt, ist es keine Vernichtungsaktion. Er will sie nur zurück und bei sich haben.

Und die andern Feste? Sie haben ihr Brauchtum entwickelt und sie werden begangen wie es diesem Brauchtum entspricht. Zu Pesach wird – zu Ehren des Gerstenkorns – alles was Sauerteig enthalten oder sonst sauer sein könnte, aus dem Haus entfernt. Man isst das Brot so, wie man es vom Gerstenkorn erhalten kann, das sich nicht säuern lässt. Allerdings bestehen die heutigen „Mazze" aus Weizenmehl, was eigentlich gegen den Sinn des Festes geht. Ein Mahl mit ausgewählten Speisen wird gerichtet und in einer liturgischen Form gehalten. Dabei überkreuzen sich zwei Festthemen: das Erntefest und das mythologische Fest der Befreiung. Kennzeichen dieses Festes ist das – häusliche – Seder – Essen. Im Altertum war Kennzeichen das Frühlingsopfer und das anschließende abendliche Mahl mit dem geopferten Erstlingslämmern. Von diesem stammt der moderne Seder ab, indem man ihn so feierte, wie es wohl fern vom Tempel immer schon gefeiert worden war: nämlich ohne Lamm-

[73] Umso infamer mutet der Umstand an, dass Ägypten gerade am Jom Kippur gegen Israel Krieg geführt hat. Aber das Ritual fand statt und alles andere war nicht wichtig. Israel hat diesen Krieg zwar verloren, aber den Krieg gegen Jahwe hat es auch in jenem Jahr gewonnen, denn nicht nur ein Hohepriester vollzog das Ritual, sondern weltweit viele Tausende Priester. Allah hat Jahwe nicht verstanden, aber das war noch nie dessen Stärke.

braten, an dessen Stelle ein anderes – koscheres – Fleischgericht, und dann der als Schaugericht gedachte Lammknochen trat. Manche Christen sagen, das Abendmahl der Christen stamme von diesem Pessachessen ab – aber diese Meinung ist durchaus nicht einhellig, auch wenn die Argumente dafür schier erdrückend sind.

Schawuot ist ein Sommerfest, das Fest der Getreideernte, besonders der Weizenernte, Roggen wurde in Israel nur wenig angebaut – da es mehr noch als das Pessachfest in all seinen Riten an den Tempel gebunden ist, hat seine Bedeutung im rabbinischen Judentum nachgelassen. Man feiert es heute als ein allgemeines Fest der Danksagung.

Sukkoth aber ist ein Fest, welches sich wiederum ebenso in der kultischen wie in der privaten Ebene abspielt. In der Synagoge wird im festlichen Gottesdienst ein Teil des alten Tempelkultes abgehalten, nämlich der feierliche Umgang der Priester um den geschmückten Altar, wobei diese Obstzweige, Palmwedel und Zitrusfrüchte tragen und schwenken, sowie (am letzten Festtag) Wasserspenden ausgießen[74]. Dieser letzte Tag des Festes ist entsprechend abgewandelt worden, da es keinen Altar für Jahwe mehr gibt. Für die anderen Tage vertritt die Bema der Synagoge diesen Altar. Daheim wird für die Festtage eine Laubhütte errichtet – Erinnerung an die Hütten, welche die Winzer in der Lese in ihren Weingärten errichteten. In diesen Laubhütten sollen die Juden während der Lesezeit wohnen – ein Gebot, das auf die klimatischen Verhältnisse Israels abgestimmt ist und in den raueren Klimaten Mitteleuropas (das Fest fällt zumeist auf den Oktober unseres Kalenders) manche Unzukömmlichkeit enthalten kann, weshalb man in den Laubhütten heute zumeist nur tagsüber und bei schönem Wetter verweilt. Insgesamt aber ist der Charakter von Sukkoth eher ausgelassen als besinnlich und erreicht an Simchat Thora, dem zugehörigen Fest der Gesetzesfreude einen Höhepunkt der Ausgelassenheit, ehe es endet[75]. Früher war dieses Fest das Fest der Wasserspende, heute ist es das Fest der schließenden und erneut beginnenden Thoralesung.

An Festen folgt dem Laubhüttenfest das schon beschriebene Neujahrs- und Versöhnungsfest, dem folgt das ebenfalls eher fröhliche Chanukka, von dem unser Adventsfest den Brauch der nacheinander anzuzündenden Lichter geerbt hat – allerdings werden bei Chanukka die Lichter tageweise entzündet, im Advent wie wir wissen, geschieht das wochenweise, und es sind acht, nicht wie

---

[74] Es hat also durchaus etwas mit magischem Regenzauber zu tun, warum denn auch nicht…

[75] Überall sonst ist an den Festen der Weingenuss gestattet - an Simchat Thora – aber auch an Purim – ist er geradezu geboten.

im Advent vier Lichte. Eine Ruhepflicht wie bei den Wallfahrtsfesten gibt es für Chanukka nicht, auch keine besonderen Synagogenbräuche [76].

Purim, in Parallele zum Karneval gefeiert, ist ein ebenfalls ausgelassenes Fest, womöglich noch ausgelassener als das Freudenfest des Sukkoth. Es wird seit der Zeit des persischen Exils gefeiert und hat atmosphärisch etwas vom persischen Newroz, dem Neujahrsfest und größten Feiertag der persischen Kultur. Mythologisch soll es ein Dankesfest für die Errettung der Juden vor einem persischen Pogrom sein – aber diese Mythologie steht auf recht schwachen Füßen, denn die Perser haben historisch die Juden nicht als Objekte für Pogrome betrachtet, sondern ihre Geisteshaltung vielmehr sichtlich respektiert. Mit ihrem strikten Monotheismus kamen sie der persischen Idee vom einen prinzipiell guten Gott recht nahe, während die Juden die Idee der dem Guten entgegen arbeitenden destruktiven Kraft, die aber zum Erweis des Guten unbedingt notwendig ist, ihrerseits mit Wohlgefallen übernahmen. Immerhin hatten sie sich bisher in der Schwierigkeit befunden, auch alles Böse, welches ihnen widerfuhr, ihrem Gott Jahwe anrechnen zu müssen. Der „Satan“ befreite sie von dieser Kalamität und gab ihnen einen vom Bösen unberührten Jahwe. Kurz und gut, die jüdische Oberschicht – sie allein war ja deportiert worden – fühlte sich unter den persischen Herrschern pudelwohl und ein Pogrom war weithin nicht in Sicht. Nein, Purim ist einfach wirklich nur der Widerschein des Neujahrsfestes Newroz – während dieses feststehend am 21. März als Frühlingsfest gefeiert wird, fiel der Termin von Purim allerdings dem Mondjahr zum Opfer, schwankt nun gegen das Sonnenjahr von Februar bis März und ist generell unabhängig vom Sabbat – der ja mit seinen Ruhegeboten dem Sinn des Festes geradezu entgegen stünde [77].

In der Gegenwart sind zum Festkalender noch einige Daten gekommen, die mit der Geschichte des modernen Israel zusammen hängen – diese Feste werden wie überall auf dem Globus als arbeitsfreie Vergnügungen gefeiert und haben keinerlei religiösen Hintergrund. Sie werden auch außerhalb Israels im Allgemeinen nicht begangen.

2.3. Strömungen

Für dieses Kapitel müssen wir uns - bereits in der Gegenwart angekommen – noch einmal in Israels Vergangenheit begeben. Wir müssen einige Dinge rekapitulieren, die in andrem Zusammenhang bereits besprochen wurden. Aber wir werden in dieser Vergangenheit nicht verharren – denn das Kapitel „Jüdische

[76] Außer vielleicht einige besondere Lieder, die aber auch im privaten Kreis gesungen werden.

[77] Purim ist außerdem ein regelrechtes Kinderfest.

Sekten“ wenn wir es so nennen wollen, erstreckt sich von den Tagen vor dem Exil bis in unsere Zeit. Auch heute ist das Streben nach theologischen Lösungen – die zugleich ja auch immer kulturelle sind – im Judentum so ungebrochen wie zu Zeiten der Propheten.

Dem zugrunde liegt, dass die jüdische Religion den Begriff der „Irrlehre“ sehr eng fasst: er besteht eigentlich nur in dem Umstand, dass andere Götter neben Jahwe verehrt und das Gesetz im Ganzen als Autorität bestritten wird. Alle anderen Strömungen gehören, wie weit sie sich zuweilen immer davon entfernt haben mögen, mit zur jüdischen Religionsfamilie. Es ist für das Attribut Jude zu sein unerheblich, ob in der Synagoge eine Orgel spielt oder nicht, ob Hebräisch oder in der Landessprache gebetet wird, ob eine Frau oder ein Mann den Gottesdienst leitet, ob Männer und Frauen getrennt oder zusammen sitzen. Es ist unerheblich, ob am Türpfosten eine Mesusa angebracht ist oder nicht, ja sogar unerheblich ob die Nidda, die Reinheit des Haushaltes, ganz und gar allen rabbinischen Vorschriften entspricht oder hier und da praktikable Ausnahmen macht. Eine Frau muss sich nicht verschleiern und ein Mann muss die Gebetsriemen nicht anlegen, muss nicht einmal die Zeiten des Gebetes beachten und ist doch unveräußerlich Jude, solange er nicht selber die Verbindung zum Judentum durchtrennt – in Worten und in Taten. Viele insbesondere amerikanische Juden nehmen heute ihr Judentum durchaus als Sabbat – Judentum analog zur Sonntagsreligion der Christen und lassen ansonsten weder im Haus noch außerhalb des Hauses etwas von ihrer Religion erkennen.

So ist es heute und so war es schon, als das Judentum als solches begann, sich in der Welt der Kulte zu profilieren. Es hat sich stets in vielen Varianten selbst ertragen und gebilligt und nur ganz wenige Dinge gekannt, die unverbrüchlich sind. Einige dieser Varianten kennen wir – es sind Zufälle, die uns diese Erinnerung erhielten – viele andere kennen wir nicht. Von denen, welche wir kennen, wissen wir über einige recht viel, während wir von anderen knapp den Namen kennen und gewärtig sein müssen, dass uns nicht einmal diese Namen korrekt überliefert wurden. Unter diesem Aspekt ist die unten aufgemachte Liste zu betrachten, die ich dennoch versuchen werde nach bestem Wissen und Gewissen abzuarbeiten – unbeschadet der Möglichkeit, dass diese Abarbeitung fehler- und lückenhaft sein kann.

2.3.1. Bewegungen vor dem Jahre 70

Im Tenach, der hebräischen Bibel, ist allerdings von solchen Variationen wenig zu lesen. Wenn man dieselbe als Bild der jüdischen Volksfamilie betrachtet, dann ist es vor Einmütigkeit fast nicht auszuhalten und so viel Einmütigkeit macht natürlich misstrauisch. Und in der Tat – immer wieder finden denn auch

die – sowohl vor- wie auch exilischen – Propheten Anlass, über Israels „Abgötterei“ zu tadeln. Ob darunter stets eine Abkehr von Jahwe zu verstehen ist, wird nicht immer deutlich. Wir können ihnen aber wohl, analog zu anderen Religionsentwicklungen, einige Glaubwürdigkeit zubilligen und in der Tat werden in Israel selbst immer mehr Kultstellen ergraben, die vor und neben dem Tempel in Betrieb gewesen sind. Einige davon waren so bedeutend, dass sie in die Vorstellungen des Tenach von der vorexilischen Geschichte Israels einbezogen wurden. Dazu zählen die – im Tenach erwähnten – Kulte des Malak[78], des „Königsgottes“ und wie im gesamten syrophönizischen Raum die Astarte.

Aber die eigentliche Geschichte Israels beginnt ja erst nach dem babylonischen Exil mit der ultimativen Kodifizierung der jüdischen Jahwe – Religion als der einzigen und zumindest wichtigsten der in Israel praktizierten Religionen. Ihr gegenüber erschienen die übrigen Religionen Israels als „Abgötterei“ derentwegen Jahwe sein Volk bestrafte – was das Gesetz nun verhindern sollte. Den wahren Sinn des Gesetzes, Jahwe „an die Kette zu legen“ erfuhren die einfachen Gläubigen natürlich nicht. Das wäre für den sich entwickelnden Tempelbetrieb auch sehr nachteilig geworden. Zwar ist es aufgrund letzter Forschungen wohl nicht mehr richtig zu behaupten, die Priester hätten wie die christlichen Pfarrer „vom Altar“ gelebt, aber es ist eine ebensolche Tatsache, dass im neu errichteten Tempel ungeheure Schätze aller Art gehortet wurden. Nein, nicht der einzelne Priester profitierte, wie noch Nietzsche behaupten konnte[79], vom Ertrag der Kulthandlungen, sondern die Kaste und der Tempel profitierten in Korporation. Der tiefere Sinn dieser Anhäufung materieller Werte lag aber wohl darin, Israel vor neuen Unzukömmlichkeiten möglichst zu sichern – der Tempelschatz diente wohl eher und wenigstens in erster Linie nicht der privaten Bereicherung der Priester, sondern war eine hochrangig patriotische Angelegenheit – so patriotisch, dass die Priesterkaste grundgeizig wurde und zuletzt folgerichtig den rechten Augenblick verpasste, sich mit ihrem Gold zu retten.

---

[78] In der Bibel wird der „Moloch“ genannt. Er wurde, ein Phönizier von Geburt, übrigens auch in Karthago und dessen Kolonien verehrt.

[79] Diese Äußerung Nietzsches wurde allerdings zu einem der Grundpfeiler des Antisemitismus und spielt noch heute in der Religionskritik eine nicht zu unterschätzende Rolle. Die Wahrheit ist: die jüdischen Priester dienten abwechselnd in Hundertschaften im Tempel wo sie nur persönlich verpflegt und beherbergt wurden – normalerweise sorgten sie selbst für ihren und den Unterhalt ihrer Familien. Nur der Hohepriester war lebenslang und mit allen Konsequenzen Angestellter des Kultes, desgleichen seine engere Familie. Auf die weitere Familie bezog sich diese Regelung nicht mehr. Davon unabhängig existierte allerdings, wie überall, ein verbreiteter „Nepotismus“.

Damit wären aber schon die wichtigsten Richtungen jüdischer Religion umrissen. Sie ranken sich sämtlich um die Grundpfeiler jüdischen Lebens: die Thora, den Tempel
und das „Volk Gottes“. Für diese Grundlagen boten verschiedene Gruppen verschiedene Wege an – aber sie alle verstanden sich als Juden und wurden auch so verstanden – dies ein signifikanter Unterschied zum Christentum –, niemals als Abtrünnige. Sie verstanden und verstehen einander als verschiedene Wege, sich als Jude zu identifizieren.

2.3.1.1. Paruschim

Wir haben bereits von ihnen gesprochen und können es daher kurz machen. Die Paruschim, auch bekannt als Pharisäer, sind der Stand der Thoraexegeten. Sie wurden notwendig, nachdem die Thora wie wir sie kennen, zusammengestellt worden war. Sie wurden notwendig, um auch noch die letzte Lücke, die menschlich unzulänglicher Verstand im Gesetzeswerk etwa gelassen, durch interpretatorische Tätigkeit im Nachhinein zu schließen. Diese Tätigkeit ergab, über die rabbinischen Schriften, endlich das, was wir heute als Talmud kennen. Die Pharisäer sind also nicht etwa die Urheber des Talmuds, sondern sie begründeten die Tradition, aus der dieser letztlich stammt [80].
Als Träger der Thoraexegese strebten die Paruschim verständlicherweise auch stets nach öffentlicher Anerkennung, die ihnen zuweilen versagt [81], in der Hauptsache aber gewährt worden ist, und wurden so zur zentralen ideologischen und später gesellschaftlichen Kraft im Judentum. In der Tradition der Paruschim stehen heute – und keineswegs in der priesterlichen – die Rabbiner der verschiedenen jüdischen Gemeinden und Gemeindeverbände. Ein Rabbiner kann Kohen, also Priester sein – aber notwendig für seine Amtsausübung ist das nicht. Notwendig ist nur die möglichst genaue Kenntnis des gesamten Ritual- und Zivilgesetzes Israels.

Wir kennen die Paruschim vor allem aus ihrer Auseinandersetzung – und vice versa – mit dem historischen Jesus. Diese Auseinandersetzung war aufgrund der jesuanischen Lehre vorprogrammiert und die Polemik der Paruschim von deren Warte aus absolut berechtigt. Schließlich rührte Jesu Lehre an die Grundfesten des Judentums. Durch die spätere Rejudaisierung des Christentums wurde die Auseinandersetzung mit dem historischen Jesus allerdings verzerrt. Aus der elementaren Konkurrenz zweier unterschiedlicher Weltbilder wurde ein Ringen um das „wahre Judentum“, welches, das muss man zugeben,

---

[80] Jochanaan ben Sakkai, der Begründer der theologischen Hochschule Jabne und „Retter des Judentums“ gehörte den Paruschim an.

[81] Unter Alexander Jannai, aber auch unter den Herodianern

die Pharisäer sehr viel glaubwürdiger vertraten als der – biblische – Jesus. Eine solche zuletzt gar tödliche Polemik, wie sie im Neuen Testament geschildert wird, konnte aus einer eigentlich innerjüdischen Kontroverse gar nicht aufbrechen, denn Juden haben einander bei aller Meinungsverschiedenheit niemals mit Feuer und Schwert verfolgt[82]. Hier wurde vielmehr der originale Impuls in einen judaisierenden nachträglich eingearbeitet und das führte zu Verwerfungen. Diese eröffnen sich allerdings dem „gemeinen Christen“ in der Regel nicht, denn dazu weiß er vom Judentum oft viel zu wenig. Halten wir also von der Rolle der Paruschim innerhalb der jüdischen Religion der nachexilischen Zeit bitte niemals zu wenig und werten wir sie nicht ab, gehen wir hier nicht mit der Wertung des Neuen Testamentes. Dieser Stand, diese Gruppe, ist für die gegenwärtige Situation des Judentums eminent wichtig, ja von zentraler Bedeutung.

2.3.1.2. Zaddikim

Hingegen sind die Zaddikim oder auch Sadduzäer heute nur mehr eine historische Reminiszenz. Das betrifft auch etliche der nachgenannten Gruppen, aber zunächst zu den Zaddikim, den „Gerechten“ oder wie Feuchtwanger sie mit großer Sensibilität für das hebräische Sprachempfinden nennt: die „Unentwegt Rechtlichen“. Sie waren sozusagen das ideologische Instrument der Jerusalemer Kultpriesterschaft. Formiert haben sie sich, weil die Paruschim selbstverständlich auch die Priesterschaft in die Thoraexegese eingebaut haben wollten, dieselben aber von dieser Einstufung nichts wissen wollten und auf ihrer religiösen Autonomie beharrten[83].

Um diese zu verstehen, müssen wir wohl etwas vor die Zeit des babylonischen Exils zurückgehen, in eine Zeit ohne Thora, aber mit einem Tempel und einem Kult, der nach bestimmten Regeln ausgeführt wird. Diese Regeln sind das Brot der Priester, sie halten sie und wachen über ihre Einhaltung bei denen, die dazu verpflichtet sind, zum Beispiel die Leviten als Kultdiener, aber auch das Königshaus als von den Priestern letztlich abhängiger Institution. Um die kulturellen und religiösen Bedingungen und Gewohnheiten der übrigen Israeliten haben die Priester sich kaum gekümmert. Spirituelles Regulativ waren bei dieser Aufgabe die Nabiim, die Propheten, die sozusagen als amtliche Orakelpriester beim Heiligtum angestellt waren und dafür zu sorgen hatten, dass die Priester Jahwes Willen stets sozusagen aus erster Hand erfuhren. Diese Nabiim wurden wie alle Propheten rasch zu einer korrupten Organisation – vom Tem-

---

[82] Bitte nicht auf Elia und die Baalspriester verweisen, die richtet Jahwe, nicht Elia.

[83] Dabei muss man auf eine magische Beimischung in dieser Autonomie durchaus nicht verzichten. Die Kultpriester sahen sich als die Nächsten an Jahwe, den sie mit ihren Riten bei Laune zu halten hatten.

pel ausgehalten weissagten sie natürlich entsprechend der Regel: wes Brot ich ess… Aber die Priesterschaft konnte zu Beginn des Exils natürlich legitim geltend machen, dass allein sie es gewesen war, die durch Jahrhunderte den Willen Jahwes und zwar oft als einzige Institution in Israel getan hatte. Sie sah genau genommen nicht ein, warum sie sich nun einem allgemein geltenden Gesetz unterordnen sollte. Die peinlich genaue Verrichtung der kultisch – magischen Zeremonien, so argumentierte sie, wären das Entscheidende für eine wiederum gute Zusammenarbeit von Jahwe und Israel. Ein für alle geltendes Gesetz sei nicht notwendig, denn sonst wäre es Israel von Anfang an mitgegeben worden und hätte nicht erst in mühsamer Sammlungsarbeit erstellt werden müssen. Die Gegenargumentation der Paruschim ist bekannt: wäre dem so gewesen, wäre Israel niemals in diesen Konflikt hineingezogen worden, der es zuletzt die Staatlichkeit kostete. Wäre dem so gewesen, hätte Jahwe sein Volk verschont, denn die Opfer waren stets – nebst allen anderen Verrichtungen – mit peinlicher Genauigkeit dargebracht worden. Daran also konnte es nicht liegen, dass Jahwes Unwille erregt worden war. Es lag, so die Paruschim, vielmehr daran, dass das Volk Israel den Willen Jahwes nicht tun konnte – das konnte sich nur durch ein allgemeines Gesetz ändern, dessen Sachwalter die Paruschim waren. Es lag daran, dachten sie, dass Jahwe zwar die Opfer gern angenommen, aber sonst nur mit seinem Volk gespielt hatte wie eine Katze mit der Maus und das, dachten sie, würden sie ihm mit Gesetz und Exegese desselben nun gründlich austreiben. Aber das sagten sie nicht. Vielleicht weil sie das nicht sagten, wurde der Zwist zwischen den Paruschim und den Zaddikim so verhängnisvoll für das Schicksal Israels in den Vorgängen um das Jahr 70.

In diesen Vorgängen verloren die Zaddikim fortgesetzt an Einfluss. Aber auch auf die Paruschim mochte niemand mehr recht hören. Katastrophal war an dieser Kontroverse: Die beiden wichtigsten Strömungen im alten Israel blockierten sich gegenseitig, statt miteinander zu paktieren und wurden so zur Beute anderer auf ganz andere Weise religiös motivierter Elemente. Mit dem Tempel ging dann auch die Bewegung der Zaddikim zu Ende. Oder besser, sie war schon beendet ehe der Tempel fiel, denn der letzte Hohepriester dieses Tempels war von denen eingesetzt worden, die man in der Bibel Zeloten nennt und die zuletzt die Herrschaft über Jerusalem ausübten. Sie entsprechen in etwa dem, was man heute Terroristen und Fundamentalisten nennen würde. Dieser letzte Hohepriester des Jahwe war kein Kohen noch nicht einmal ein Levit, sondern ein einfacher israelitischer Bauer.

2.3.1.3. Skarioten

Wer das Neue Testament kennt, kennt auch diesen Namen: Judas Iskarioth. Er wird sehr zutreffend übersetzt mit „Judas der Terrorist“ oder feiner ausge-

drückt „Judas der Zelot“. In der Sache stimmt natürlich diese Charakteristik nicht, denn der echte Judas war weder Zelot noch überhaupt ein „Verräter“, einen solchen hätte es gar nicht gebraucht, denn jeder wusste, wo Jesus zu finden war. In Wahrheit war Judas einer der besten und kompetentesten Schüler des historischen Jesus und ist bis heute einer der verdienstvollsten, denn er ist der einzige unter vielen, der auf seine persönliche Profilierung verzichtete und ein objektives Bild der Lehre des historischen Jesus gab. Alle anderen, Miriam inklusive, haben mehr oder weniger stark Imagepflege betrieben. Sie verfälschten die Lehre zwar nicht immer bewusst, aber sie fügten hinzu und nahmen weg – das allein reicht bei dieser komplexen Angelegenheit schon aus um zu verfälschen.

Dass man Judas christlicherseits im Nachhinein zum Zeloten, zum „Sikkarier“ svw. Dolchmann erklärt hat, ist also reine Niedertracht. Aber Sikkarier gab es. Sie waren just dasselbe wie die Al Quaida – Leute es heute sind: militante Vertreter eines sozialnationalistisch und fundamentalistisch orientierten Judentums. Sie hatten, will das sagen, ebenso viel gegen die Fremden, die Römer, wie gegen die nach ihrer Meinung viel zu kompromissbereiten Paruschim und Zaddikim. Sie hatten auch etwas gegen die Essäer, die Nazoräer, die Ebioniten und überhaupt hatten sie eigentlich nur gegen sich selber wirklich nichts. Allerdings auch das mit Einschränkungen. Wir hören zum Beispiel von erheblichen Reibereien zwischen zwei skariotischen Hauptleuten: dem Johann aus Gischala und dem Simon bar Giora, die beide in Jerusalem übereinander herfielen während draußen die Römer die Stadt eingeschlossen hielten. Viel zu spät einigten sie sich unter dem Zwang der Verhältnisse – aber inzwischen taten sie durch ihren Zwist den Römern manchen strategischen Gefallen. Zum Beispiel legte ihr Zwist die Zuarbeit der Skarioten außerhalb Jerusalems für die Stadt, die den Römern arg hätte auf die Füße fallen können, lahm.

Man geht indes fehl, wenn man die Skarioten (Zeloten, Sikkarier) nur als politische Bewegung und paramilitärischen Faktor behandelt. Sie hatten durchaus auch eine religiöse Tradition. Man kann dieselbe noch heute in einigen Prophetentexten des Alten Testamentes finden: bei Amos, aber auch bei Micha, und in einigen Bestandteilen des Jesaiakomplexes und bei Hosea. Es handelt sich hier sozusagen um das Judentum als religiösen Sozialismus. Nach ihrer Meinung trug nicht der Kult, trug auch nicht das Gesetz die Würde der Auserwähltheit Israels, sondern das Volk der Israeliten als Ganzes trug sie, ob mit oder ohne Kult, ob mit oder ohne Gesetz. Allerdings verstanden sie die Zeloten Auserwähltheit als Lizenz einer elitären Existenz und als universales Privileg. Sie nahmen Israels Propheten und deren Weissagungen wortwörtlich und hofften nicht nur darauf, dass Jahwe ihnen den Erdkreis unterwerfen würde, sondern wollten als Gottes auserwähltes und daher unbesiegbares Volk auch gleich

alles dafür tun, was sie irgend tun konnten. Dass sie gering an Zahl und an Ressourcen waren, bedachten sie wohl auch, hielten es aber für eine Angelegenheit, die Jahwe schon kompensieren würde, wenn sie sich nur erst regten. Unschwer erkennen wir in dieser Ansicht die Ansichten verschiedener fundamentalistischer Kreise der Gegenwart wieder. Das skariotische Element ist also, anders als die Zaddikim, ebenfalls bis in unsere Tage präsent. Indes lehrt die Geschichte, dass Eiferertum jeder Art dem Leben als dem trägen, aber steten Strom dessen, was mancher Vorsehung nannte, unterliegen muss. Das Leben bevorzugt nun einmal den Pragmatiker. Leider ist diese Einsicht noch keinem Eiferer zur Mahnung geworden.

2.3.1.4. Essäer

Ganz und gar keine Eiferer waren, wenn man die zeitgenössische – allerdings insgesamt recht magere – Überlieferung betrachtet, die Essäer. Allerdings ist die Quellenlage wirklich sehr dürftig und besteht im Grunde nur aus einer Erwähnung bei Flavius Josephus und einer bei dem jüdischen Philosophen Philo. Beide bezeichnen die Essäer als ruhige Zeitgenossen, die, allem Eiferertum abhold, in den Dörfern Israels mitten unter allen anderen lebten und deren religiöses Profil auf eine Vergeistigung des Judentums abstellt. Von den anderen Juden waren sie aufgrund ihrer integren Lebensführung hoch geachtet.

Als Essäer werden aber auch jene Leute bezeichnet, die in der ehemaligen Herodesfestung Chirbet al Qumran lebten und über deren religiöses Leben wir durch deren aufgefundene Bibliothek bestens unterrichtet sind. Zwischen ihnen und den von Josephus beschriebenen Essäern scheint es keine ideologische Brücke zu geben, vielmehr schienen die Leute von Qumran mit ihrem religiösen Eifer und ihrer strikten Gesetzesfrömmigkeit, welche die der Paruschim noch bei weitem übertraf, den Skarioten nahe zu stehen.

Es ist also heute alles andere als einfach, sich mit dieser Gruppe zu befassen. Nennen wir das für die Leute vom Qumran Bezeichnende: entstanden sind sie zur Zeit der Makkabäer, und sahen sich bald im Widerstreit mit allen damals existierenden Gruppierungen. Als ihre Zentralgestalt kann man den - allerdings historisch nur schwer fassbaren – „Lehrer der Gerechtigkeit[84]“ betrachten, der mit dem Jerusalemer Klerus, aber auch mit dem – hasmonäischen – Königtum unversöhnlich in ideologischer Fehde lag. Diese seine Oppositionshaltung gegenüber Königtum und Klerus gab er an seine Anhänger als ideologisches Vermächtnis weiter. Die Leute von Qumran dürften aber auch

[84] Nicht zu verwechseln mit „Jakob dem Gerechten“. Der Lehrer der Gerechtigkeit lebte nachweislich früher als dieser Jakob.

Kritik am Wesen der Paruschim geübt haben, freilich nicht weil die ihnen zu streng, sondern vielmehr weil sie ihnen zu lasch erschienen.

Herodes, schreibt Josephus, habe die Essäer mehr geliebt als es seinem Ruf gut getan hätte. Das kann sich nicht auf die von Qumran bekannte Gruppe beziehen, deren ihm persönlich feindliche Haltung ihm gut bekannt gewesen ist. Es kann sich aber auf eine spiritualistisch – reformatorische Gruppe von Juden beziehen, wie sie Philo und von Alexandria aus (nach der richtigen Chronologie übrigens ein jüngerer Zeitgenossen Jesu zur Zeit des Tiberius und des Caligula[85]) beschreibt, und wie sie sich um seinen wahrscheinlichen Neffen Jesus versammelt haben konnte – dessen Botschaft von den Jerusalemer Juden ja ebenfalls mit allerhöchstem Misstrauen betrachtet wurde. Es kann sich bei ihnen, mit aller Vorsicht zu melden, um jene Jesusschüler gehandelt haben, die nach der Flucht ihres Meisters in Israel geblieben waren und, wie Jesus selbst ihnen anriet, zu „Jakob dem Gerechten“ Zuflucht genommen hatten.

Da dieser Jakob in der christlichen Tradition dann als „Herrenbruder“ auftaucht, kann man an eine halb verschüttete Erinnerung denken – nämlich, dass dieser Jakob der Gerechte Jesu leiblicher Bruder gewesen wäre. Demnach würde das weitere Schicksal der – spiritualistischen - Essäer sich irgendwann mit dem der ersten Judenchristen vereint haben. Unmöglich ist diese Vermutung nicht, zwingend aber auch nicht. Vielleicht haben sich im Jerusalemer Umkreis ähnliche Spaltungen ereignet wie im alexandrinischen. Man weiß es nicht mehr und man wird es – so traurig es ist – niemals mehr wissen können, denn das Christentum hat alle diese Spuren penibel verwischt. Man sieht noch, dass hier Spuren verwischt worden sind, aber man weiß nicht mehr, wohin sie führten noch von wem sie eigentlich stammen.

Von Qumran hingegen kennen wir nicht nur die Spur der Handschriften, sondern zudem eine umfangreiche archäologische Hinterlassenschaft. Wir haben die Grundmauern der ehemaligen Festung mit ihren Einrichtungen, die sich noch gut definieren lassen. Wir wissen, dass die Festung eine exzellente Wasserversorgung – wie alle herodianischen Steppenschlösser in dieser Gegend[86] – hatte, was die Leute von Qumran in Form scharfer Reinigungsvor-

[85] Der historische Jesus verstarb wohl schon zu Zeiten des Augustus, spätestens in den ersten Jahren des Tiberius.

[86] wir sollten uns aber von der Vorstellung der Wüstenresidenzen verabschieden: die Herodesschlösser im Umkreis des Toten Meeres lagen damals in einer beinahe idyllischen Vegetationszone. Die Leute von Qumran waren also keineswegs Wüsteneremiten – was dazu passt, dass in ihrer Siedlung Zeugnisse eines familiären Lebens entdeckt wurden. (Ein Friedhof mit Frauen, und, was noch wichtiger ist, Kinderskeletten.)

schriften in ihre Ritualistik eingebaut haben. Allein der Umstand aber, dass sie in einer solchen Festung saßen, lässt nun wiederum vermuten, dass die Leute von Qumran doch etwas mit den Essäern des Josephus zu tun gehabt haben. Aber das macht die Sache nun nicht gerade leichter. Und seltsamerweise weiß Josephus zwar von den Essäern zu berichten, aber nichts von der Renitenz der Qumran - Leute. Verständlich, dass über diese Leute die wildesten Spekulationen im Schwange waren und noch sind. Beide, Philo wie auch der um zwei Generationen jüngere Josephus, berichten über die Essäer indes aus zweiter Hand.

Der Verdacht, sie hätten etwas mit dem Entstehen des Christentums zu schaffen, ist heute ziemlich aus der Mode gekommen. Entstanden ist er im Zusammenhang mit der Auffindung ihrer Bibliothek in der Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung. Allerdings existierte im Höhlenversteck über Qumran auch eine „Abteilung Christentum“, von der einige apokryphe Manuskripte erhalten blieben. Der Löwenanteil des geistigen Erbes aber entfiel auf altjüdische (vormasoretische) biblische Manuskripte sowie auf die „Regeln der Gemeinschaft“ und ähnliche Literatur. Seither wissen wir, wie die Umgebung eines gebildeten Juden aussehen konnte. So gibt es Manuskripte mit apokalyptischen Szenarien, Manuskripte mit Vorschriften für einen ordnungsgemäßen Tempeldienst, es gibt ein Verzeichnis der Tempelschätze (wobei fraglich ist, ob dieses der Wirklichkeit je entsprochen hat) und natürlich eine – verfassungsmäßige – Regel der Gemeinschaft mit entsprechendem Strafkodex. Was aus dem allen hervorgeht ist die Konzentration dieser Gruppe auf den Platz Chirbet al Qumran. Dazu stimmt auch der archäologische Befund, der die Existenz einer größeren Siedlung in der Festung und in der Nähe derselben belegt. Dazu stimmt **nicht** die Notiz des Josephus, die Essäer hätten durch ganz Israel verstreut in den Dörfern gelebt. Das macht es wahrscheinlich, dass zwischen der Notiz des Josephus und der Zeitgeschichte einige Lücken klaffen. Die einzige Ungenauigkeit, deren Josephus sich schuldig gemacht hat, wäre das nicht.

Sagen wir: Josephus schreibt, als es jene Essäer, die unter des Herodes Patronat in der Festung lebten, schon nicht mehr gab. Denn die Festung wurde gegen Ende von dessen Regierungszeit von einem Erdbeben und eine durch dieses ausgelöste Feuersbrunst vernichtet. Die Bewohner, soweit sie dabei nicht starben, flohen und der Ort lag wüst. Möglicherweise zog jene rigoristische Gruppe zu dieser Zeit in die Ruinen und baute sie auf, von der die Mehrzahl der dort gefundenen Schriften stammt. Zu des Josephus Zeit waren jene Essäer, die Herodes einst protegiert hatte, drauf und dran, in der Judenheit aufzugehen – zu einem Teil haben sie das getan, andere haben sich den aufkommenden Christen angeschlossen. Deshalb kann er auch inhaltlich nicht

viel über sie sagen. Von der Existenz der Wüstensiedlung hatte Josephus möglicherweise gar keine Ahnung. Er wusste nicht, dass sich eine zurückgezogen lebende Gruppe zu einem „Lehrer der Gerechtigkeit“ bekannte, zu dem der historische Jesus, von dem er auch nichts weiß, in einer lockeren Verbindung stand. Die Gruppe selbst wird praktisch, entgegen ihrer Selbsteinschätzung, eher unbedeutend gewesen sein. Damit entspricht sie dem noch heute gängigen Brauch, dass Sekten ihre eigene Bedeutung im Weltganzen öfter ganz und gar irrational betrachten und verkennen.

2.3.1.5. Nazoräer

Die folgenden beiden Gruppen hat es wahrscheinlich erst um das Jahr und nach dem Jahre 70 im Judentum gegeben. Ihre geistige Ausrichtung ist allerdings, soweit wir und wenn wir den Quellen glauben können, sehr unterschiedlich. Die Nazoräer sahen ihr Ideal in einem messianischen Königreich Israel, welches Jahwe durch einen Priesterkönig wieder aufrichten werde. In Jesus, von dem sie kaum mehr als die christliche Überlieferung kannten, sahen sie den verheißenen Priesterkönig, der von den orthodoxen Juden getötet worden war. Daher, so sagten sie, habe Jahwe die Judenheit insgesamt mit dem Verlust des gelobten Landes gestraft. Es komme nun darauf an, sagten sie, auf Jahwes Verzeihung hin zu arbeiten, der ihnen gewiss am Ende der Zeiten einen neuen Priesterkönig senden werde.

Zu erwähnen bliebe vielleicht noch, dass des Hebräischen unkundige Spätere dann „Nazoräer“ mit „Nazarener“ übersetzt und auf den christlichen Jesus bezogen haben. So wäre vielleicht die Titulatur des „Jesus Nazarenus, Königs der Juden“ zu verstehen – als ein glattes und recht spätes Missverständnis.

2.3.1.6. Ebioniten

Demgegenüber haben wir bei den Ebioniten wahrscheinlich jene Gruppe vor uns, die in Jerusalem und Umgebung zuerst der Lehre des Marcus von Alexandria gefolgt ist. Aber die Ebioniten wurden aus diesem Grunde, weil sie den biblischen Jesus als Messias im Sinne von Jesaja 52/53 verehrten, keine Christen, sondern hielten sich weiterhin in Sitte und Brauch zur jüdischen Nation. Von irgendwelchen politischen Ideen hielten sie Abstand. Für sie bedeutete die Zerschlagung Israels eine wohl bedachte Tat Jahwes, der damit eben den beschränkten Nationalismus der Nazoräer verhindern wollte. Ihre, der Ebioniten, gute Botschaft[87] vom erschienenen Messias sollte Israel nicht national befreien, sondern Israels Jahweglauben zur Weltreligion mutieren lassen. Sie

[87] auch zu lesen: Evangelium

glaubten an Jesu Auferstehung von den Toten und daran, dass er in kurzem zur Vollendung seines Auftrages wiederum erscheinen werde.

Äußerlich unterschieden sie sich in ihrer Kultur nicht von den anderen Juden, übten die Beschneidung, hielten den Sabbat und das Gesetz, feierten die jüdischen Feste – allerdings wohl mit einem intern etwas abweichenden Sinn. So dürfte die Messiashoffnung des Passah bei ihnen zur apokalyptischen Hoffnung auf die Wiederkehr desselben geworden sein. Sie besaßen wahrscheinlich außer den biblischen noch eigene, an der Marcustradition orientierte Schriften, von denen vielleicht einige Eingang in den neutestamentlichen Kanon gefunden haben: so könnten das Matthäusevangelium und der Hebräerbrief mit ihrer Betonung der jüdischen Schrifttradition durchaus in solchen Kreisen entstanden sein.

Bei den Versuchen der Ebioniten, auch in der Diaspora zu werben, stießen sie auf die Gegenwehr der inzwischen von Alexandria aus verbreiteten Christen hellenistischer Prägung und mussten denselben schließlich weichen. Demgegenüber gerieten aber auch Versuche der Hellenisten, in Israel zu werben, nicht recht – siehe die Geschichte von Stephanus, der Opfer der jüdischen Lynchjustiz wurde. Die Ebioniten beriefen sich auf die Tradition des Jakob, der nach dem Tode Jesu sich zu diesem bekannt und die Jerusalemer Gemeinde geleitet habe, bis er durch orthodoxe Juden auf den Stufen des Tempels gelyncht worden wäre. Da die Ebioniten eine in Jerusalem bis zu ihrer Flucht aus der Stadt wohl gelittene Gruppe waren, klingt dies allerdings einigermaßen unwahrscheinlich. Die offizielle Trennung der Juden von der christlichen Entwicklung erfolgte erst etliche Jahre nach der Zerstörung des Tempels. Bis dahin gehörten die Ebioniten zum Judentum.

Kurz vor dem Fall des Tempels, als die Verhältnisse in Israel sich mehr und mehr irrational zuspitzten, verließen die Ebioniten Israel und Jerusalem und zogen nach Petra im nabatäischen (transjordanischen) Arabien. Von dort zogen sie vermutlich weiter nach Osten und wurden möglicherweise zu einem Teil der in Äthiopien bereits seit Längerem lebenden Judenheit. Wahrscheinlicher ist, dass viele in Mesopotamien eine neue Heimat fanden.

Interessanterweise ist zur Zeit des Diokletian eine judenchristliche (ebionitische?) Bewegung größeren Ausmaßes um die hellenistische Stadt Pergamon in Kleinasien nachzuweisen – aus ihren Kreisen stammt vermutlich das letzte Buch des Neuen Testamentes, die „Offenbarung des Johannes“. Das würde, wäre dem so, belegen, dass die judenchristlich – ebionitische Richtung sich bis ins dritte Jahrhundert unserer Zeitrechnung im römischen Reich halten konnte – bis in eine Zeit, in der man die Judenchristen heute offiziell als schon lange

ausgestorben bezeichnet[88]. Dass sich in Mesopotamien eine beträchtliche Anzahl mehr oder weniger orthodoxer jüdischer Gruppen noch lange nach dem Fall Jerusalems aufgehalten hat, ist unbestritten. Dort bestand die jüdische Kultur seit den Tagen des Nebukadnezar und der babylonische Talmud wurde zuletzt als bedeutender angesehen, als der Jerusalemer, denn im Zweistromland, nicht im ehemaligen Israel, vollzog sich die innere Entwicklung des Judentums dynamischer. Aus einer dieser Gruppen, den judenchristlich orientierten Elkesaiten, kam der spätere Religionsstifter Mani. Die nach Äthiopien gelangten Judenchristen leisteten vermutlich ihrerseits einen wichtigen Beitrag zur Entstehung eines –autonomen – äthiopischen Christentums, das sich allerdings später der ägyptischen (koptischen) Kirche anschloss. Heute agieren die äthiopischen Christen wiederum autonom, aber in enger Anlehnung an die ägyptische Kirche. [89] Von diesem äthiopischen Christentum sind auch etliche Mythen in den Bestand des Islam eingedrungen[90].

2.3.2. Bewegungen bis zur Neuzeit

Eine Liste der Strömungen seit der Zerstörung des Tempels bis zu den Gruppierungen unserer Tage muss unvollständig bleiben. Sie kann nur diejenigen Bewegungen erfassen, die in ihrer Bedeutung über das Judentum hinausragten und so Aufmerksamkeit erlangten. Sie kann sie nur insofern erfassen als ihr Charakter dem Judentum in seiner heutigen Erscheinung Impulse gegeben hat.

---

[88] man muss dieser Vermutung natürlich nicht folgen, aber die Entstehung der Apokalypse im zweiten oder eher dritten Jahrhundert unserer Zeitrechnung ist heute kaum noch bestrittenes Faktum, desgleichen ist ihre kleinasiatische Herkunft unbestritten und auch ihre jüdische Sprachgeste ist nicht zu übersehen. Insgesamt bereitet die Apokalypse sprachtypisch die Kryptik der Kabbala vor - ebenso gut kann aber die apokalyptische Chiffrierung auch bedeuten, dass der Kreis um Johannes sich als mystischer Eingeweihtenkreis mit einer entsprechenden Sprache verstanden hat – wir kennen einen ähnlichen Gebrauch einer „Sektensprache“ auch von den Qumran – Leuten.

[89] Leider wurden ihre Grundlagen bis heute nur sehr unzureichend erforscht. Ebenso wurde auch die Tradition der äthiopischen Juden, der Falascha, bis heute nicht ordentlich bearbeitet – was heute umso schwerer fallen dürfte, da die meisten Falascha vor etwa dreißig Jahren nach Israel deportiert und dort an die jüdische Einheitskultur angepasst worden sind, man also kaum noch Eigenständiges bei ihnen finden dürfte.

[90] Es bestand historisch stets ein enger Kontakt zwischen den Arabern auf der einen und den Äthiopiern auf der anderen Seite des Golfes von Aden.

Viele regionale und lokale Gruppierungen müssen hier unberücksichtigt bleiben, weil sie kaum Bedeutung für die Erscheinung des Judentums gehabt haben. Andere bleiben unberücksichtigt, weil ihre Bedeutung, obgleich behauptet, nicht recht nachzuweisen ist.

2.3.2.1. Die Karäer

Die Karäer sind eine kleine jüdische Gruppe, die, im achten Jahrhundert unserer Zeitrechnung entstanden, alle rabbinischen und talmudischen Kommentare und Hinzufügungen zum Judentum ablehnt und sich allein an der Thora als solcher orientiert. Sie hat mit der ethnischen Herkunft des Judentums nichts zu schaffen, sondern entstand durch die Bekehrung eines tatarischen Stammes, der Chasaren, zur jüdischen Religion. Das Judentum der Karäer berührt sich in seinem Brauchtum öfter einmal mit dem Brauchtum des Islam – so ist es Brauch, in den Synagogen die Schuhe – wie in einer Moschee – auszuziehen, die Begründung allerdings ist rein jüdisch und orientiert sich an der Anweisung Jahwes an Moses, die Schuhe am brennenden Dornbusch von den Füßen zu streifen.

Karäer existieren heute außer in der Türkei noch in den USA, sowie und das recht zahlreich, um das litauische Städtchen Trakai herum, wo einst Witold der Große, König von Polnisch – Litauen oder auch Groß – Litauen seine Residenz hatte. Sie fungierten dort als seine Garde. Etliche Karäer wissen heute nicht mehr, dass sie Karäer sind und halten sich für ethnische Juden, befolgen aber die karäischen Bräuche, die sie als original jüdische ansehen.

Ihre Nichtzugehörigkeit zur jüdischen Ethnie bewahrte sie hier und da – allerdings nicht generell – vor der Verfolgung durch das NS – Regime. Sie wurde aber auch von verschiedenen Verschwörungstheoretikern im Verfolg neonazistischer Ideologien dahingehend missverstanden, dass diese sich zu der Behauptung verstiegen, die heute lebenden Juden seien in Wahrheit nur noch Karäer. Man will damit andeuten, dass in der Schoa entweder alle Juden umgekommen wären, oder eine solche nie stattgefunden habe. Diese Behauptung ist in alle Richtungen haltlos.

In der Gegenwart rücken die Karäer wieder enger zusammen und versuchen, die Reste ihres Erbes zu bewahren. Besonders aktiv sind die Kreise in Litauen, aber auch, wie anders, die in den USA.

2.3.2.2. Sefarden

Keineswegs mit Vorsicht zu genießen ist hingegen die Rede von den Sefarden oder Sefarad. Hier befinden wir uns auf sicherem historischem Boden. Als Sefarden bezeichnet man die Gesamtheit der „westlichen“ Judenheit, also von Portugal und Spanien über Italien bis nach Griechenland und an den Küsten Nordafrikas – die tunesischen Juden auf Djerba sind Sefarden, desgleichen auch die Niederländer, die Franzosen und die Briten. Mit einiger Vorsicht kann man sagen, dass die Judenheit auf dem größeren Teil des Territoriums des ehemals römischen Reiches zu den Sefarden gezählt werden kann. Die Juden mit einem mehr orientalisch – slawischen Hintergrund zählen dahingegen zur Gruppe der Aschkenasen.

Der Unterschied des sefardischen Judentums zu anderen Richtungen ist un- überseh- beziehungsweise unüberhörbar. Sie sprechen das Hebräische noch nach zweitausend Jahren so aus, wie es vermutlich in den Synagogen Israels vor 70 und in denen der römischen und griechischen Diaspora ausgesprochen worden ist. Das Neuhebräische, die Sprache Israels, hat die sefardische Lautge- bung zur Grundlage.

Aber die sprachlichen sind nicht die einzigen Unterschiede, welche die sefardische Spielart des Judentums gegenüber der aschkenasischen aufweist. Die sefardischen Synagogen unterscheiden sich beinahe auf den ersten Blick von aschkenasischen. Der Thoravorhang, in den aschkenasischen Synagogen Blickfang und eine Art Ersatz für ein Altarbild, ist in sefardischen Synagogen hinter der Tür des Schreins verborgen. Die Bema, der Vorlesetisch, in aschken- asischen Synagogen oft mit dem Schrein zu einer Einheit verbunden, steht in sefardischen Synagogen inmitten der Gemeinde. Wie die aschkenasischen Ju- den das Jiddische, so haben auch die sefardischen Juden seit dem Mittelalter ihre „Alltagssprache“ das Ladino. Es entstand aus dem mittelalterlichen Spanisch. Und das sind nur die auffälligsten Zeichen einer Zugehörigkeit zur sefardischen Tradition. Viele andere Kleinigkeiten erweisen den Juden unserer Tage als Sefarden. Heute ist das Sefardentum ebenso über die ganze Welt verstreut, wie auch die aschkenasische Spielart desselben. Es überwiegt sogar ein wenig, denn die meisten der Juden, welche die Schoa überlebten, waren in Gegenden lebende Sefarden, in denen dieses Massaker nicht stattfand. Diesem fielen in der Mehrzahl aschkenasische Juden zum Opfer.

2.3.2.3. Kabbalisten

Die Kabbala ist, mit einiger Vorsicht zu melden, eigentlich keine geschlossene Gruppe im Judentum, sondern sie ist die jüdische Antwort auf das Wieder- auferstehen der Erkenntnislehre sprich Gnosis vor allem im westlichen und

südlichen Europa vom zehnten bis zum dreizehnten Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Seither haben sich viele jüdische Gruppierungen mit derselben beschäftigt. Von ihrer Entstehung aber gehört die Kabbala hauptsächlich ins Kulturgebiet der Sefarad. Daher hat sie ihren Platz an dieser Stelle. Da die Kabbala aber mitnichten in diesem Kreis der jüdischen Kultur verblieb, sondern heute überall – nicht nur im Judentum – bekannt und respektiert ist, steht dieser Abschnitt zwischen den beiden modernen Hauptkulturen der Aschkenasen und Sefarden.

Die Kabbala beinhaltet sozusagen das spirituelle gute Gewissen des Judentums. Ihre Wurzeln reichen weit zurück in jene Tage, in denen die Essäer wirkten und die Bücher Henoch geschrieben wurden. Sie reichen zurück in jene Tage, in denen der historische Jesus seine Landsleute ermunterte, den Blick über das Gesetz und Jahwe hinaus auf das Eigentliche des Weltenlaufes zu richten und den eigenen Platz darin selbstbewusst zu bestimmen. Aber die spirituelle Dimension war dem Judentum auch vor seinem Auftreten niemals fremd: die Vision, der prophetische Traum, die charismatische Idee sind von je integrierte Elemente des Judentums. Will sagen, das Judentum war niemals die „staubtrockene“ Buchreligion, als die sie von manchen Religionswissenschaftlern, aber auch Theologen und sogar Apologeten angesehen wird. Sie hatte neben der (wir wissen, warum) rabulistischen Gesetzeslehre auch stets Raum für die individuelle und unmittelbare Begegnung des Menschen mit dem „Göttlichen“ wie immer der Mensch das definieren wollte. Dieser Raum war, kann man sagen, weitaus größer als in den Nachbarreligionen. Denn die jüdische Religion beschränkt sich niemals nur auf die pünktliche und akkurate Darbringung von Opfern – sie ist immer und viel mehr als das fortgesetzter Dialog einer Seele mit ihrem Gott. Eine solche Haltung ist aber für das religiöse Profil der umliegenden Kulte undenkbar. Auch die ägyptische Religion kannte eine solche individuelle Komponente nicht. Diese war hier allerdings kompensiert durch den Ordinationsweg, der „Religion“ für den Ordinierten zur bloßen Geste werden ließ und die individuelle Begegnung mit den Göttlichen zu einer täglichen Selbstverständlichkeit machte.

Wesentlich für unsere Betrachtung ist hier, dass die Kabbala nicht unvermittelt aus dem Himmel fiel, sondern die Ausarbeitung einer im Judentum stets vorhandenen Möglichkeit darstellt. Wesentlich ist auch, dass die Kabbala eigentlich keine Gruppierung im Judentum darstellt, sondern die spirituell interessierten Individuen aus allen Gruppen versammelt. Sie ist, mit etwas vorausgesetztem gutem Willen, als Esoterik des Judentums zu betrachten. Denn wie die Esoterik der verschiedenen Religionen ist auch Kabbala mitnichten etwas nur Theoretisches. Sondern sie ist eine Lehre von der Kosmologie, eine Lehre von der Epiphanie und eine Lehre von der Meditation. Diese Meditation

ist, da andere geeignete Objekte fehlen, wesentlich Buchstabenmeditation. Ein zahlenspekulativer Teil schließt sich an, den man in aller Vorsicht als Ausflug in die Magie bezeichnen könnte, und es gibt einen Ausflug in assoziative Symbolik, der vielleicht das verloren gegangene Tempelorakel auf irgendeine Art ersetzen wollte – es übrigens sehr effizient ersetzt hat: das Tarot ist Bestandteil der Kabbala. All das ist in verschiedenen Büchern niedergelegt, die für sich nicht beanspruchen, göttliche Offenbarungen zu sein, sondern zu verschiedenen Zeiten von verschiedenen namentlich bekannten Autoren verfasst worden sind. Die Kabbala wird in gewisser Weise bis in unsere Zeit fortgeschrieben, indem Menschen, wie in der Erkenntnislehre sprich Gnosis, ihre Erfahrungen und Erlebnisse zu Protokoll geben – auch dies haben die kabbalistischen Adepten einst von ihren gnostischen Zeitgenossen gelernt.
Heute ist die Kabbala und sind ihre Adepten in vielen Ländern der Welt präsent und durch alle jüdischen Gruppierungen der Neuzeit hindurch aktiv. Es gibt heute verschiedene Schulen, die sich mit der Propagierung und dem Studium der Kabbala befassen. Keineswegs tun sie das, wie im Mittelalter, insgeheim, sondern viele dieser Studiengruppen sind im Internet öffentlich.

Die Problematik der Kabbalisten ergibt sich nicht so sehr daraus, dass sie auf diese Weise natürlich die Grenzen der jüdischen Religion, so wie sie gemeint ist, sprengen. Eine solche Öffnung ins Metaphysische ist zwar nicht orthodox zu nennen, das Judentum kann sie aber ohne weiters vertragen. Die Problematik liegt in der Tatsache, dass das Objekt der jüdischen Religion nach wie vor nicht der geistige Umkreis der Erkenntnislehre sprich Gnosis ist, sondern ausschließlich der diesem nur eingeordnete Jahwe. Durch diesen Bezug werden die Ergebnisse kabbalistischer Forschung verzerrt und so stehen neben durchaus wertvollen und beachtenswerten Informationen in kabbalistischen Büchern und sonstigen Verlautbarungen auch jede Menge zu vernachlässigender Spekulationen. Aber wer, der nicht die wahren Grundlagen von anderswoher kennt, kann solche Qualitäten voneinander trennen? Die Kabbalisten selbst können´s nicht. Dazu ist ihr Weltbild viel zu sehr auf Jahwe und damit auf nur einen sehr geringen Teil des Ganzen zugeschnitten. Sie können nicht unterscheiden, was von ihren Erkenntnissen von genereller oder nur von partieller Bedeutung ist. Sie versuchen sozusagen die Welt mit einem Kinderfahrrad zu umrunden. Da sie ausdauernd und erfindungsreich sind, gelingt ihnen dabei Manches – auch auf dem magischen Sektor. Aber das Kinderrad bleibt zuletzt ein Kinderrad und geht auf dem halben Weg – immerhin kommt es den halben Weg weit – kaputt. Die stolzen Entdecker merken´s nicht und radeln munter weiter. Das ist in der Welt des Geistes auch nicht schwierig. Aber sie merken nicht mehr, dass sie nur noch von der Idee Kinderrad profitieren und dass, was sie erfahren, schon längst nicht mehr zum explorativen Einzugsbereich eines solchen gehört. Daher ist die Bewertung solcher Erfahrungen auch stets,

da auf das falsche Objekt bezogen, unzutreffend. Solche, vom Erfahrenden selbst unbemerkten, Schieflagen beeinflussen dann verständlicherweise auch das Gesamtbild und die Effizienz der Methode. Aus diesem Grunde bleibt die Kabbala wie auch die gesamte jüdische Metaphysik anfragbar.

Ihren unbestreitbaren Wert hat die Kabbala eigentlich und paradoxerweise nur für den in Fragen der Spiritualität bewanderten Nicht – Kabbalisten. Er kann aufgrund ihrer Ergebnisse interessante Vergleiche zum Wissensstand anderer zeitgenössischer Forschungsmethoden anstellen. Er kann, auf die originären Zeugnisse der kabbalistischen Literatur – deren Erstlingswerke – bezogen, deren Verbindungen zum Erfahrungsgut der zeitgenössischen gnostischen Bestrebungen sehen und auswerten. Dies ist umso wertvoller, als viele der damals ebenfalls schriftlich niedergelegten spirituellen Forschungsergebnisse aus den spätgnostischen Quellen durch die Arbeit der Inquisition eliminiert – hier aber, wenn auch in etwas anderer Gestalt, vielfach bewahrt worden sind. Der Kabbalist selbst hingegen weiß mangels Vergleichen mit den Ergebnissen seiner Forschungen oft nichts Adäquates anzufangen. Er macht stattdessen – wenn überhaupt – irgendetwas und das Werkzeug wird ihm unter der Hand zum unverbindlichen Spielzeug. Zumeist aber entscheidet er sich für eine passive Verehrung der von ihm selbst gefundenen Forschungsergebnisse, sowie die mitunter sklavische Unterwerfung unter bereits kodifizierte Interpretationen sowie die Lehren seines persönlichen Gurus.

Um es in der Kabbala, wie ich erfuhr, heutigentags zu etwas zu bringen, muss man nicht unbedingt Jude sein, auch ist die Zugehörigkeit zum männlichen Geschlecht keineswegs mehr Zulassungsbedingung. In der Vergangenheit war Beides unbedingt notwendig um überhaupt auch nur Unterweisung in den kabbalistischen Techniken zu erlangen und das leuchtet auch ein. Schließlich bezieht sich die Kabbala dezidiert auf die Thora, das hebräische Alphabet mit seinen numerischen Bezügen und den festen Jahwe – Glauben. Allerdings und das spricht für die Möglichkeit einer solchen Erweiterung, die Beschneidung wird vom keinem Adepten der Kabbala gefordert – vermutlich verstand sie sich angesichts der oben angeführten Bedingungen von selbst. Auch werden Frauen nicht ausdrücklich von der Kabbala ausgeschlossen. Unter den Bedingungen des mittelalterlichen Judentums verstand sich wohl auch ein solcher Ausschluss von selber. Andererseits hat aber auch niemals ein Jude etwas gegen die individuelle Frömmigkeit einer Frau einzuwenden gehabt. Das sollte man bedenken. Schließlich galt dieselbe als probates Mittel zur Disziplinierung weiblicher Eigenart.

Nun geht es aber in der Kabbala gerade eigentlich nicht um Disziplinierung durch bestimmte Formalismen – und wiederum in deren strenger Fest-

schreibung auf Jahwe und sein Gesetz und ihrem Suchen nach Harmonie zwischen diesen und dem Weltganzen, doch. Denn die heutige Kabbala hat mit freiem Schweifen des Geistes nicht mehr allzu viel zu tun. Sie ist ein mehr oder weniger widerspruchsloses[91] Wiederholen bereits seit längerem bekannter Szenarien. Das Neue besteht nurmehr darin, dass der Eleve der Kabbala diese an und für sich bekannten Szenarien so erfährt als würde er dieselben völlig neu entdecken. Erst später bekommt er entsprechende Literatur an die Hand, in der diese Phänomene beschrieben werden und hat so die Gewissheit, dass seine Erfahrungen durch die Tradition gedeckt sind. An einem Hinausgehen über diese Tradition aber, wird ihm bedeutet, sei nichts gelegen. Dies wäre dann der genaue Gegensatz zur Erkenntnislehre sprich Gnosis, denn hier ist nun gerade das Hinausgehen über die Tradition das Wesentliche. So gesehen kann die Kabbala, obgleich als Antwort auf die häretische Bewegung des Mittelalters entstanden, auch zugleich nur als deren Widerspruch und Entstellung betrachtet werden.

2.3.2.4. Aschkenasen

Die Entstehung der aschkenasischen Fraktion des Judentums ist in ihren Wurzeln vielfältig und eigentlich ungeklärt. Anders als in der sefardischen Tradition, in der die kulturelle Abstammung von den antiken Wurzeln ziemlich festliegt, scheint sich die aschkenasische Spielart des Judentums aus vielen Wurzeln zu speisen. So sind große Teile des deutschen Judentums, aber vor allem das gesamte osteuropäische Judentum von dieser Art. Auffällig ist vor allem die Akzentuierung der hebräischen Sprache, die im aschkenasischen Tonfall weitaus gaumiger und reicher an Diphthong – Bildungen und Vokalverschleifungen ist als im sefardischen. Sie wirkt dadurch verwaschen und teilweise unbeholfen. Liturgisch gibt es eine Menge Abweichungen zum sefardischen Ritus, aber schon beim Eintritt in die Synagoge aschkenasischen Ritus fällt auf, dass der Thoraschrein in der Tat die Funktion eines Altares mit entsprechendem Retabel zu haben scheint. Als Retabel fungiert der – prächtig ausgestattete – Thoravorhang. Zum anderen sind in aschkenasischen Synagogen die Vorlesepulte oft dem Thoraschrein unmittelbar und in einer baulichen Einheit vorgelagert. Die aschkenasische Fraktion des Judentums zeigt sich auch, anders als die sefardische, dem Bilderverbot der Thora mitunter abgeneigt. So sind die polnischen, russischen und baltischen Synagogen und auch einige alte deutsche, zumal auf den Dörfern, malerisch oft reich ausgeziert gewesen und das keineswegs nur mit ornamentalen Darstellungen. Allerdings hat

[91] Kontrollierte Widersprüche sind, wie auch in der talmudischen Ausbildung, als didaktisches Mittel zugelassen.

sich das in der neueren synagogalen Bauweise auch bei den Aschkenasen kaum durchgesetzt [92].

Zum aschkenasischen Zweig des Judentums gehören übrigens auch viele amerikanische Juden – dies, weil sie zum größten Teil von Einwanderern russischer, baltischer, polnischer und deutscher Tradition stammen. Diese Einwanderung begann bereits lange vor dem Ausrottungsfeldzug der deutschen Nationalsozialisten, wurde dadurch aber bedeutend intensiviert. Auch viele heute geläufige Richtungen des Judentums entstammen zumeist dem aschkenasischen Kulturkreis.

Kulturell bestimmend ist für das aschkenasische Judentum das Zusammenleben in einem geschlossenen Quartier, dem „Ghetto“ oder, im polnisch – russischen Raum, dem „Stedtl“. Im sefardischen Judentum war eine solche lokale Konzentration nicht üblich, obgleich es auch zum Beispiel in italienischen Städten solche Judenviertel [93] gegeben hat – der Begriff Ghetto selbst stammt aus dem Italienischen. Im aschkenasischen Deutschland begegnen solche abgeschlossenen Viertel – außer auf dem Lande – immer wieder. Nahezu alle deutschen Städte zum Beispiel hatten vor der Assimilationsbewegung im neunzehnten Jahrhundert ihre „Judenviertel“. Im slawischen Gebiet hielten die Judenviertel sich vor allem auf dem Lande und in den Kleinstädten bis zum Einmarsch der Nationalsozialisten. In diesen geschlossenen Wohnquartieren war es einerseits den Juden leichter möglich, ihre Identität als Gruppe zu bewahren, andererseits waren sie durch die lokale Konzentration auch der Willkür ihrer christlichen Umgebung um Vieles stärker ausgeliefert. Da die christlichen Städte – vor allem die deutschen – den Juden nur widerwillig oft gänzlich unzureichende Terrains überließen, waren die hygienischen Zustände in diesen Judenvierteln häufig noch katastrophaler als in den hygienisch ohnehin nicht unbedingt vorbildlichen christlichen Quartieren mittelalterlicher Städte [94]. In den osteuropäischen Stedtl hingegen konnten die Juden, die sich oft als Grundeigner und Verpächter von Grundeigentum ansiedelten, ausbreiten und eine entsprechend großzügigere Wohnkultur entwickeln – allerdings war

---

[92] Ausnahme aber zum Beispiel die – zerstörte – Synagoge in Plauen /Vogtland aus den zwanziger Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts.

[93] In Venedig gab es die Giudecca, in Rom – seit der Antike – Trastevere, andere lassen sich nachweisen. In Frankreich gab es in ebenfalls vorwiegend von Juden bewohnte Viertel, so in Lyon und in Paris (das Marais), die aber im Standard gegen die christlichen Viertel meist nicht abfielen. Umfriedete Areale waren diese Judenviertel – im Gegensatz zu Deutschland sämtlich nicht.

[94] Wie sagten die Araber so treffend: wenn du eine Stadt der Franken finden willst, dann geh einfach deiner Nase nach.

dieselbe dann an soziale Vorbedingungen geknüpft. Hier wurde aber die Wohnsituation Stedtl den Zuziehenden nicht aufgezwungen sondern ergab sich aus dem religiösen, sozialen und kulturellen Zusammenhalt. So waren, anders als in Deutschland die Judenviertel, die Stedtl nach der christlichen Wohngegend hin nicht abgeschlossen. In Deutschland hingegen bildeten sie oft eine Stadt in der Stadt, wo in ein, zwei Straßenzügen die Judenheit zum Beispiel Frankfurts (einer mittelalterlichen Großstadt) buchstäblich zusammengepfercht wurde. Eine der ersten Maßnahmen nach der Assimilation war denn auch die Niederlegung aller dieser Judenquartiere. Frankfurt am Main war eine der ersten Städte, die ihre „Judengaß“ niederlegten und sich nach und nach über die gesamte Stadt ausbreiteten.

Die aschkenasische Kultur ist auch eng verbunden mit jener Literatursprache, die von Juden eigenständig entwickelt worden ist[95]: dem Deitsch oder später, im slawischen Bereich, auch Jiddisch genannt. Diese Sprache – kein Dialekt, sondern eine eigenständige Sprache – wurde im mittelalterlichen Deutschland (daher der Name) aus mittelhochdeutschen, hebräischen (aschkenasischen Dialekts), aramäischen und lokalen Elementen entwickelt und von den nach dem Osten auswandernden Juden in die slawischen Gebiete mitgenommen, wo sie auch noch um etliche slawische Vokabeln und grammatikalische Formen bereichert wurde. Im Jiddischen – wie diese Sprache nun im Osten genannt wurde – bezeichnet man sie als „Mamme Loschen“ = Muttersprache (Loschen – aschkenasisch – hebräisch für Sprache). Diese Sprache wurde das Kommunikationsinstrument der Stedtl – nebenher freilich sprachen die Juden Osteuropas auch die Sprache ihrer Gastländer – allerdings stets in einem charakteristischen Tonfall, der durch die Sprachmelodie des Jiddischen gefärbt war[96]. Mit der Schoa ist der Gebrauch des Jiddischen weithin erloschen. Heute existieren in einigen Gruppierungen Bestrebungen, das Jiddische wenigstens in seiner Struktur zu erhalten.
Anders als die Sefarden, die mehr für sich lebten, haben die Aschkenasen die Kultur der Länder, in denen sie lebten, stets offen bereichert und sei es nur durch die Verfeinerung des Küchenzettels. Viele Gerichte, die wir heute als slawisch ansprechen, stammen eigentlich aus dem Katalog der aschkenasischen Köchinnen. So ist unser Weißbrotzopf eigentlich die jüdische Challa, das Sabbatbrot, unsere Bagels entstammen auf ganz direktem Wege dem Stedtl, über gefillte Fisch brauchen wir nicht zu reden und Karpfen polnisch ist

---

95

96 Dafür, dass etliche Begriffe und Formen des Jiddischen ins Rotwelsche gerieten, konnten die Juden mit Sicherheit nicht. Hierfür ist ihre Rolle als Parias der christlichen Gesellschaft verantwortlich, die sie den schon damals international operierenden Gaunern als lohnendes Objekt der sprachlichen Ausschlachtung erscheinen ließ.

eben Karpfen jüdisch - auch ein Gericht aus der Sabbatküche. Dass aber auch eine anständige Hühnerbrühe ohne Anleihen an die jüdisch - aschkenasische Kultur nicht auskommt, wissen wohl die Wenigsten. Desgleichen hat wohl die jüdische Kultur auch einiges zur Hebung der hygienischen Zustände mittelalterlicher Städte beigetragen, man denke nur an deren Reinheitsgebote und Tischsitten.

2.3.2.5. Chassiden

Bleiben wir noch einen Augenblick im Stedtl, denn die Welt der Chassiden, der „Frommen“ entfaltet sich vornehmlich dort. Mit dem Stedtl ging auch diese Welt zugrunde, aber sie existierte lange genug, um im Judentum unserer Tage tiefe Wurzeln zu fassen. Die Hinterlassenschaft der Chassiden und ihre Bedeutung für das moderne Judentum kann gar nicht bedeutend genug veranschlagt werden. Hier trifft man alles, was Judentum, ja was Religion überhaupt sein kann: das tiefste Gottvertrauen und größte Freisinnigkeit, die unspektakulärste Art des Lebens und Lehrens, das atemberaubende Wunder und das ganze Leiden an einer niemals gerechtfertigten Verfolgung des Menschen durch den Menschen. Der Chassid ist ein Mensch, der mit seinem Gott niemals fertig wird und der nicht mit ihm, der ihn außerhalb von Gesetz und Norm als unmittelbares Gegenüber versteht und so behandelt. Für jede und in jeder Religion ist dies der Idealzustand des Gläubigen, der seinen Glauben nicht mehr als Bekenntnis, sondern als unausweichliche Lebenswirklichkeit ansieht und so lebt. Die Welt der Chassiden ist oft genug eine Außenwelt der schlimmsten Armut, der eine Innenwelt des größten Reichtums gegenüber steht und Gewinner ist nicht die Armut. Der Chassid lacht und weint, er zankt mit seinem Gott, er preist ihn, und all das hat Auswirkungen auf seinen Umgang mit den Menschen. Er ist kein Theoretiker, sondern ein Praktiker des Glaubens – auch an die eigene Auserwähltheit, die er, wie die alten Zeloten und Nazoräer als Privileg begreift. Der Chassid ist Priester und Opfer in einem, Magier aus Gottvertrauen, Prophet aus innerem Verstehen, Wundertäter aus Inbrunst des Begehrens. Das Judentum hat der Welt Besseres nicht gegeben als die Lehren der Chassiden. Der enge Raum des Stedtl öffnet sich in ihren Lehren zum Kosmos aus Menschlichkeit und Göttlichkeit. Teilweise tritt dies Universum in der Narrenkappe auf – wehe dem, der über einen Chassiden nur lacht und wehe dem, der nicht über ihn lachen kann. Der Chassid ist der Gottesnarr, der mit seinen Possen einer Welt von viel zu klugen Tieren das Lachen in den Hals zurückstopft indem er es aus ihren Kehlen zwingt. Der Chassid ist, der im tiefsten Leid die Hoffnung glaubwürdig macht, der in den Dingen des Alltags den Finger göttlicher Weisheit in der Menschlichkeit des Umgangs miteinander erkennt und die Menschen seiner Umgebung dazu anhält. Ihm steht gerade im Schmerz der Himmel offen und er weiß das und findet darin seinen Halt. An ihm dann halten sich die andern. Der Chassid ist der unbequeme Freund, den

man sich wünschen sollte, denn einen besseren findet man in den Wechselfällen des Lebens kaum. Alle Größe seiner Religion – und das Judentum hat Größe, nicht nur Pathos – sammelt sich in ihm und geht von ihm wieder aus in die Welt. Ja, du bist Gott, sagt der Chassid, und du bist groß, aber ich bin Jude und habe eine Rechnung mit dir, mein Gott – und dann zählt er die Posten her, bis Gott sich die Ohren zuhält und entnervt „ja doch“ flüstert. Der Chassid erreicht, was der Pharisäer versucht – er zwingt seinem Gott das Lebensnotwendige unfehlbar ab. Das ist nicht viel – die meisten Chassiden waren bettelarm – aber es ist genug, um nicht zu stranden. Aber er zwingt seinen Gott nicht nur für sich selbst, in den meisten Fällen nicht. Er zwingt ihn, bringt ihm Manieren bei, für die Welt. Natürlich kennt er das Gesetz, natürlich kennt er die Schriften – aber er wird sich ihnen niemals unterordnen, auch wenn er sie befolgt und andere zu deren Befolgung anleitet – er weiß, warum. Und er versteht es, dies den Anderen klar zu machen – oft nicht mit Worten, sondern durch Handlungen. Er ist kein Frömmler – er singt, tanzt, er isst und trinkt gern – auch ein Gläschen zu viel – er hat nichts gegen Sex, nur etwas gegen Unvernunft und Unmenschlichkeit. Dagegen aber predigt er nicht, sondern er macht es dem Menschen unmöglich, will er sich nicht selbst unmöglich machen, unvernünftig oder gar unmenschlich zu sein. Das ist sogar angesichts des sicheren Todes so geschehen – und hat nicht wenige Deutsche damals an ihren platten Rasseideen wenigstens für Minuten irre werden lassen – natürlich hat es den Wahnsinn als solchen nicht aufhalten können.

Aber die Freiheit des Chassiden irritiert auch den Pharisäer. Denn dass der Chassid irrt, kann er ihm nicht nachweisen, nur – sein Umgang mit Gott erscheint ihm höchst befremdlich und das ist er auch. Der Chassid jongliert mit den Weisheiten seines Volkes und verliert doch keinen Kegel und am Ende steht ein blitzsauberes Verhältnis zum Judentum, zu den Menschen, zu Gott.

Chassid zu sein ist sicher eine Gabe, kein Verdienst und es ist eine durchaus zwiespältige Gabe, denn der äußere Erfolg ist in diese Gabe nicht eingeschlossen, eher das Risiko des Versagens. Aber der Chassid versagt nicht und Vieles kann er, vorlebend, seinen Schülern weitergeben, sie mit dem gleichen Feuer verbrennen, das ihn verbrannt hat. Chassid zu sein kann man bis zu einem gewissen Grade lernen - allerdings, wenn das Lernen nicht zur Überwindung des Lernens und Lehrens im Tun führt, dann gibt es nur einen Schüler, keinen Chassiden. Aber was wären die Chassiden gewesen ohne ihre Schüler, die ihr Leben und ihre Lehren aufschrieben und so über den leiblichen Untergang retteten?

Möglicherweise existieren Chassiden aber auch noch heute – in der Verborgenheit mancher Gemeinde, die ihr Judentum nicht verkopft oder bekenntnishaft, sondern existenziell erlebt. Der Geist jedenfalls weht wo er will und trifft wie er mag, und Publicity war nie ein auch nur erstrebenswertes Ziel des Chassidismus. Die Chassiden wollten niemanden in ihren Bann ziehen – sie

wollten nur mit ihrem Gott zurechtkommen. **Wie** sie das taten, **das** zog andere in ihren Bann.

2.3.3. Bewegungen unserer Tage

Kann man es so sagen? Ich weiß um den möglichen Widerspruch, aber ich wage zu sagen: das Judentum unserer Tage hat etwas Gezwungenes. Das hat einen oder sogar mehrere historische Gründe. Einmal ist durch die Assimilationsbewegung des neunzehnten, aber auch noch des zwanzigsten Jahrhunderts, das Judentum an vielen Orten aus einer Sonderkultur mit entsprechender Religion zu einer Religion mit einigen Besonderheiten mutiert. Heute kann Jude werden wer immer Jude werden möchte und insbesondere in den USA ist ein Beitritt zum Judentum heute kaum noch anders zu bewerten als der Eintritt in irgendeine der vielen amerikanischen Kirchen. Das bedeutet, dass viele Menschen ihr Judentum heute auch nicht anders auffassen als Christen ihr Christentum – sonntags zum Gottesdienst, Mitarbeit in einem Zirkel vielleicht noch, und das war´s. Nur dass der Sonntag eben der Samstag ist. Um irgendwelche Gebote und Verbote bekümmert man sich zumeist nicht viel, höchstens zu Passah und an den „hohen Feiertagen“ und auch nur, wenn überhaupt, aus Tradition. Oder man wird eben in diese Gruppe hinein geboren und entfaltet dann das eben geschilderte Profil eines guten Bürgers, der auf den Visazettel schreibt: Religion Jüdisch. Und das war auch fast schon alles, was er dazu zu sagen hat.

Auf der anderen Seite des Atlantik aber, und das ist niemals zu vernachlässigen, hat das europäische Judentum durch den Aderlass der Nazis nicht nur fast sein gesamtes Leben, sondern auch seine reichen Traditionen fast verloren. Die jüdische „Oberflächenkultur“ der USA kann das nur unzureichend kompensieren. Die wenigen europäischen Juden, die überlebt hatten, konnten es auch nicht und wollten es gar nicht – ihr Bestreben war über lange Zeit nicht die Wiederaufrichtung einer jüdischen Kultur in Europa, sondern die möglichst rasche Übersiedlung der europäischen Juden nach Israel. Seit 1947/48 gab es dieses Land nämlich wiederum – Sehnsuchtsziel aller Juden der Welt seit zweitausend Jahren. Durch den Wahnsinn der Schoa war es möglich geworden, den Briten, als Herren des entsprechendem Terrains, endlich die Zustimmung zur Gründung eines Staates Israel abzuringen. Diese waren nämlich mit einem Staat im Territorium Palästina gar nicht einverstanden. Nur zum Teil war dafür ihre ausgeprägter Antizionismus und auch

Antisemitismus[97] ursächlich. Sie kannten auch die „Gemengelage“ dort, und sahen Verwerfungen voraus. Aber wie sonst sollte man, so die allgemeine Meinung, sonst verhindern dass sich solches wiederholte, als dadurch, dass man den Juden der Welt ein Refugium gab, in dem sie nach eigenem Gutdünken schalten und walten konnten.

Die Nutzung dieses Zugeständnisses ist, sagen wir es ruhig, wie von den Briten vorausgesehen äußerst zwiespältig, ja für viele einstige Verfechter dessen enttäuschend verlaufen. Einerseits hält seither, wie beabsichtigt, die Immigration von Juden aus aller Welt nach Israel an. Andererseits ist dieser neue Staat aber bisher mitnichten gewillt, mit den ihn umgebenden Völkern in friedlicher Koexistenz zu leben und dokumentierte das gleich im ersten Jahr seines Bestehens dadurch, dass er die islamischen Palästinenser durch eine beispiellose Massakerpolitik zwang, Israel zu verlassen. Israelitische Stimmen, die ein solches Vorgehen für höchst bedenklich hielten, wurden unterdrückt. Es hatte den Anschein, als hätten die in Israel maßgebenden Politiker von der Schoa nichts gelernt als wie man sie veranstaltet. Palästinenser, die im Lande blieben, wurden in besonderen Gebieten konzentriert und diese Gebiete gegen das übrige Israel mit Mauern und Stacheldraht abgeriegelt. Aber auch hinter diesen Mauern durften die Palästinenser ihr Leben nicht unbehelligt führen – kein Wunder, wenn sich der Zorn gegen die Besatzer in immer neuen Terrorakt-ionen entlud. Man fühlt sich an die Ghettos der Nationalsozialisten erinnert und sehr unangenehm berührt – immerhin hatten die Juden der Welt gerade das größte Massaker der Weltgeschichte erduldet. Nun taten sie selbst wenigstens Einiges von dem, was ihnen getan worden war, anderen, zudem daran ganz Unschuldigen, an. Hatten sie denn nichts gelernt? Der moderne Antisemitismus, der in der Schoa mündete, hatte doch die prinzipielle Unfriedlichkeit des jüdischen Geistes als Selbstrechtfertigung(freilich nicht als einzige) benutzt. Und nun tat Israel nichts anderes, als beinahe umgehend dieses Vorurteil politisch zu bestätigen? Was sollte das für die Zukunft dieses Staates zu bedeuten haben? Und wenn wir heute erleben, dass sich die regierende Partei Israels lieber von ihrem Ministerpräsidenten trennt, als dessen Kurs der politischen Vernunft mit zu tragen, was für ein Bild erhält die Welt von diesem Israel?

Aber die europäischen Überlebenden hatten durchaus etwas gelernt. Nämlich, dass sie samt ihrer Auserwähltheit ein isoliertes Volk waren, das jederzeit mit massiven Gegenangriffen rechnen und ihnen möglichst zuvorkommen muss. Sie hatten gelernt, dass ein jüdischer Staat das Risiko nicht eingehen kann,

---

[97] Der moderne Antisemitismus hat, siehe Chamberlain und die verschiedenen elitären „Logen“, nicht nur eine Verbindung zur – imperialen – britischen Kulturphilosophie.

mit anderen Völkern auf eigenem Boden zu koexistieren. Durch Jahrtausende hatten Juden und Muslime sich vertragen, weil sie sich vertragen mussten. Nun hatten die Juden die Oberhand und verfuhren mit den Muslimen nach dem Grundsatz der Talion: Auge um Auge, Zahn um Zahn. Nach ihrem Gesetz, und dieses bekam nun völkerrechtliche Relevanz, war das rechtens. Danach, sich ins Völkergefüge einzuordnen, strebten sie nicht. Sie strebten nur danach, samt ihrer Auserwähltheit völkerrechtlich als Sonderfall mit Sonderrechten anerkannt zu werden und dies wurde ihnen nach ihrer Meinung viel zu wenig zuteil.

Umso stärker bestanden sie drauf, dass ihnen diese Anerkennung zumindest von deutscher Seite unumschränkt zuteil wurde. Denn von Deutschland war die Schoa ausgegangen und man verstand das so, dass unabhängig von tatsächlicher Urheberschaft jeder Deutsche und das für alle Zeit das Brandmal dieser Schuld trüge und sich entsprechend demütig zu verhalten habe. Daher reicht in Deutschland bereits eine leise Kritik an jüdischen Positionen, so berechtigt dieselbe auch wäre, aus, um als Antisemit ausgeschrieen zu werden. Wehren sich die Deutschen, so werden sie vollends aus der amerikanischen Ecke niedergebrüllt, denn dort hat die Judenheit heute ihre stärkste Präsenz außerhalb von Israel. Ob Kritik objektiv angebracht ist oder nicht, spielt dabei keine Rolle – sie ist im Falle Israels auf jeden Fall und immer unberechtigt, wenn nur ein Deutscher sie äußert.
Dass das kein auf Dauer hinnehmbarer Status ist, wird heute aber leider nur von denen artikuliert, die sich ihrerseits selbst an mehr als fragwürdigen Positionen orientieren, wie den rechtsradikalen Parteien. Versuche anderer, gemäßigterer Parteien, dies für sich zu reklamieren, wurden von den deutschen Juden im Sinne der israelitischen Politik bisher mit Erfolg umgehend skandalisiert und abgebogen. Es darf im Verhältnis von Israel und Deutschland, so die Doktrin, Normalität nicht einkehren. Israels Politik ist für die deutsche Evangelium. Sonst und anders geht der Zeigefinger in die Höhe.

Nun ist es auf der Hand, dass das Massaker der Schoa zu den unvergebbaren Missetaten gehört. Sie ist denn auch den Urhebern dieses Völkermordes niemals vergeben worden und es gibt **dagegen** auch nicht das Geringste zu sagen. Es ist auch zumindest nachzuvollziehen, wenn die Unvergebbarkeit dieses Gräuels auf die gesamte Generation der Täter ausgedehnt worden ist – auch wenn diese zumeist wirklich nicht wussten, was mit den Juden geschieht. Es ist aber nur schwer nachzuvollziehen, wenn junge Deutsche, die das Massaker ihrer Großvätergeneration aus tiefstem Herzen ablehnen und unter keinen Umständen und an keinem Ort der Welt für einen Genozid argumentieren, in diese Unvergebbarkeit quasi automatisch einbezogen werden. Es ist nicht nachvollziehbar, wenn viele amerikanische Juden den Deutschen insgesamt

auch heute noch als den „Nazi“ ansehen[98]. Auch vom jüdischen Standpunkt ist das nicht nachvollziehbar, denn „die Sünden der Väter“ zu ahnden „bis ins dritte und vierte Glied“ ist Sache Jahwes, nicht Israels.

Israel heute ist aufgrund seiner Politik bereits bestens für eine Gleichbehandlung mit allen anderen Nationen dieser Erde qualifiziert. Sein moralischer Bonus als Staat einer verfolgten Nation ist bereits ein Jahr nach der Gründung Israels verspielt gewesen. Es bleibt noch der Bonus einer Heimstatt für das seit zweitausend Jahren unbehauste Volk der Juden. Aber dieser Bonus ist heute selbst unter Juden nicht unwidersprochen. Keineswegs alle Juden dieser Erde sind wild darauf, nach Israel überzusiedeln, obgleich die Aufnahmebedingungen dort für Juden denkbar unkompliziert sind. Sie unternehmen wohl gern eine Reise dorthin, manche halten sich auch gern ein Weilchen dort auf, andere träumen davon, in Israel begraben zu werden und richten das auch ein – aber den meisten Juden dieser Erde sind doch die Kulturen, in denen sie leben, inzwischen zur Heimat geworden.

Das verhielt sich zunächst auch mit der deutschen Kultur so. Die Juden, die in der zweiten Hälfte des neunzehnten und zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung in Deutschland lebten, betrachteten sich als Deutsche jüdischer Religion und behandelten die Zionisten um Herschel, die einen Staat Israel propagierten, zumeist mit nachsichtigem Spott. Nur wenige, zumeist religiös fanatische Gruppen, sympathisierten mit den Zionisten. Die Mehrheit der deutschen Juden betrachtete sich selbst als assimiliert und ihre Vergangenheit als unwiederbringlich. Dem deutschen Volk brachte die Assimilation der Juden, eine Frucht der bürgerlichen Emanzipationsbewegung nach 1789, nur Vorteile. Das intellektuelle Potenzial eines durch Jahrhunderte auf seinen Intellekt angewiesenen Volkes bereicherte das intellektuelle Potenzial der Deutschen in unvorstellbarer Weise, ohne es sich selbst zu entfremden. Durch Jahrhunderte erworbene Erfahrung in Handel und Wandel machten Deutschland zu einer der ersten Wirtschaftsmächte der Welt. Jahrhunderte Erfahrung mit der Vermittlung von Bildung machten aus Deutschland ein Mekka des Geistes und der Wissenschaften. Jahrhunderte sozialen Trainings machten aus Deutschland ein Vorbild in Sachen sozialer Einrichtungen und Jahrhunderte Erfahrung mit der Ungerechtigkeit von Herrschenden sorgten dafür, dass Deutschland die schlagkräftigsten Gewerkschaften und die konsequentesten Linksparteien als Vertreter der abhängigen Massen bekam.

---

[98] Darin werden sie allerdings von den Briten, den Erfindern des Salonantisemitismus, noch weithin übertroffen. Dort ist der „Nazi“ vitaler Bestandteil der gesamten öffentlichen Meinung.

Die ewiggestrigen Kräfte, aber auch die Gruppe der konservativen Kapitalisten waren darüber natürlich nicht erbaut. Und so mischte sich in den – klassenbedingten – Antikommunismus rechtsbürgerlicher Kreise auch immer ein mehr oder weniger großes Quäntchen Antisemitismus. Denn diese konservativ – christlichen Kreise deckten sich – welch Wunder – zumeist mit gerade jenen gesellschaftlichen Kräften, welche einst von der Ausgrenzung und Ausbeutung der Juden profitiert hatten. Es waren jene Kräfte, die einst Schutzzölle von ihnen erpresst und sie mit der Drohung, ihre Wohnstätten niederzulegen und ihre Vermögen zu beschlagnahmen klein gehalten hatten. Diese kannten aber auch das Potenzial, welches sie vordem so ungestraft hatten brauchen und missbrauchen dürfen und sahen die Assimilation mit entsprechenden Ängsten. Die Ängste steigerten sich noch, als jene Juden, deren Vorfahren einst vor der Willkür der Christen nach Osten geflohen waren, nun in ihre angestammte Heimat zurück und dort in die bürgerliche Gleichstellung strebten.
Keineswegs kamen alle – aber die, welche kamen, brachten eine fest gefügte eigene Sozialstruktur mit und zudem eine hohe Arbeitsmotivation und große Flexibilität - also das beste Grundmaterial, um zu einer gefährlichen wirtschaftlichen Konkurrenz zu werden. In der Tat waren jene Familien, welche einst mit Bauchladen gekommen, in der zweiten Generation bereits wohlhabende Einzelhändler, wohlbestallte Lehrer und Subalternbeamte, die dritte Generation endlich teilte sich zwischen dem Besitz von Banken, Warenhäusern, sowie akademischen Graden und Diplomatenpässen auf. Aber auch die altansässigen deutschjüdischen Familien sahen die „Gurkenjuden“ mit Besorgnis kommen und ließen sie lange nicht in ihre Gesellschaft zu. Die ungeheure Vitalität der Neuen erschreckte sie – die sich ihrerseits sehr schnell deutschem Wesen angeglichen hatten und außer - angelegentlich, keineswegs mehr regelmäßig - in der Synagoge nirgendwo mehr hebräisch sprachen oder jiddisch dachten. Viele von ihnen waren längst assimiliert und mental schon sehr viel mehr Deutsche als Juden gewesen, als die offizielle Gleichstellung von Bürgern christlicher und jüdischer Religion endlich erfolgte. Erinnern wir uns an den Ausspruch Heines vom „Eintrittsbillet in die gute Gesellschaft“ – der er sich eigentlich längst zugehörig fühlte. Heine empfand es noch als demütigend, die christliche Taufe nehmen zu müssen – die Generation nach ihm hatte es schon nicht mehr nötig. Nun kamen die Geschwister aus dem Osten über sie – und nicht wenige pflichteten von Herzen den harten Maßnahmen bei, die der preußische Staat gegen diese verhängte.

Mit den Ostjuden, und aus diesem Grunde werden sie hier erwähnt, kam die nächsterwähnte Gruppe nach dem Westen. In Deutschland hatten die restriktiven Maßnahmen der Regierung indessen auch Erfolg, daher zogen viele der jüdischen Immigranten weiter nach Frankreich, die Niederlande und auch über den „großen Teich“ in die Vereinigten Staaten, die den Unternehmerfleiß der

Leute wohl zu schätzen wussten und sich an ihren Merkwürdigkeiten nicht störten. Die Ostjuden wurden zur Keimzelle des amerikanischen Judentums, das daher zum aschkenasischen Flügel der jüdischen Kultur gehört. Insgesamt aber gleicht das amerikanische Judentum heute einem jüdischen Heidentum – einer jüdischen Kirche eher als einem Volk Israel. Gegen diesen Strom versuchen einige sehr unterschiedlich orientierte Gruppen anzuschwimmen. Einige dieser Gruppen sind auch in Europa präsent, denn Europa hat nach 1945 die amerikanische Kultur lange kritiklos übernommen – erst als sich Züge der Faschisierung in den USA immer unübersehbarer bemerkbar machten, ging man, also erst in den letzten Jahren, vorsichtig auf Distanz. Betrachten wir einige dieser Gruppen ein wenig genauer. Sie sind für das Erscheinungsbild des amerikanischen Judentums nicht repräsentativ – aber sie sind ein legitimer Teil desselben. Und, wie gesagt – mit etlichen haben wir uns auch in Europa, auch in Deutschland, auseinander zu setzen. Insbesondere mit der nächstfolgenden, die unter den aus dem Osten gekommenen russischen Staatsbürgern jüdischer Nation sehr aktiv wirkt.

2.3.3.1. Chabad (Lubawitscher)

Sie fallen auf durch ihre mitunter wagenradgroßen Pelzmützen, ihre langen Bärte, die Schläfenlocken und ihre dunkle Kleidung. Ihre Frauen zeigen sich unauffälliger, verbergen ihr eigenes Haar aber oft unter Perücken. Statt der Pelzmützen tragen sie zuweilen auch nur schwarze Hüte. Sie nennen sich Chabad – Heimholung – und haben sich zur Aufgabe gemacht, das Judentum aus der Assimilation, in der sie eine tödliche Gefahr für dasselbe sehen, zurück zu holen.

Merken wir auf: einst verengten die aus dem Exil zurückkehrenden Juden das Gesetz zu einem Fangnetz für Jahwe, dann machten die Paruschim und nach ihnen die Rabbinen das Netz noch dichter. Dann kamen die Jahrhunderte des Galut, in dem die Juden einerseits durch eben dieses Gesetz, andererseits den äußeren Druck, zusammengehalten und auf sich verwiesen, aber auch immer wieder verlockt waren, den freieren Lebensstil der Christen anzunehmen und ihm Unbequemlichkeiten und offenbare Anachronismen zu opfern. Dies freilich ohne auch Christen werden zu wollen. Diese Anachronismen aber, so lehrt die Chabad, waren und sind keineswegs nur Schnörkel am Gotteswerk, sondern substanzielle Bestandteile desselben. Im Moment da diese für die Mehrheit der Juden wegfielen, eben in der Assimilation, so ihre Meinung, öffnete sich für den Gott Jahwe alsbald ein Hinterpförtchen und, frustriert durch Jahrhunderte der Ohnmacht, brach er mit der ganzen Gewalt gestauten Unwillens

über Israel herein. Das Ende dessen, sagen sie, war vorläufig die Schoa und das ganz zu Recht.
Nicht die Nazis haben Israel dezimiert, die waren nur die Handlanger. Jahwe selbst hat sein Volk angelangt und nur daher konnte die Angelegenheit auch derart perfekt laufen. Als es genug war, hat Jahwe die Deutschen dann insgesamt dafür abgestraft, dass sie das mit sich machen ließen, denn Jahwe ist ein gerechter Gott. Er straft zwar Israel, aber die Peitsche, die er benutzt hat, zerbricht er nach der Strafe. Dass das ein wenig bigott anmutet, nehmen sie hin. Denn sie sind von ihrer Einzigartigkeit tief überzeugt und betrachten die übrigen Nationen der Welt - im Vergleich mit sich selber – nur als Statisten in der Hand Jahwes. Das mag manchem Philosemiten jetzt hart zu hören sein, aber seit wann klang Wahres schon schön und zudem – diese Ansicht betrifft nur einen Teil des Judentums.

Weil sie aber so denken, bemühen sie sich besonders um Juden, die durch Wechselfälle des Schicksals den Kontakt zu ihrer Religion verloren haben. Dabei geben sie sich viel Mühe, ihnen vorzuleben dass Judentum, auch fundamentalistisch verstanden, einem Leben in der westlichen Kultur nicht notwendig entgegensteht. Sie arbeiten in weltlichen Berufen, gestatten auch ihren Frauen die Berufstätigkeit, bestehen aber darauf, dass diese ihre religionsgesetzlichen Pflichten – wie auch die Männer - peinlich genau einhalten. Auf der anderen Seite bemühen sie sich darum, den „Heimkommenden“ das Judentum als lebendige und lebenszugewandte Kultur zu präsentieren. Sie verschmähen auch nicht die Möglichkeiten der modernen Technik, nutzen das Internet zur Verbreitung eines ultraorthodoxen Begriffes von Judentum, aber auch zur Verbreitung hebräischen religiösen Schrifttums, das sie, bedenkend, dass viele heimkehrende Juden mit dem Hebräischen Schwierigkeiten haben, neben dem Originaltext in – aschkenasischer – Umschrift und mit Interlinearübersetzung anbieten. Sie haben in Berlin die erste Jeschiwe – Talmudhochschule – seit beinahe einem Jahrhundert wieder eröffnet und das Institut ist gut besucht. In den USA und in Israel, wo man ihre Bemühungen übrigens durchaus mit gespaltenem Sinn betrachtet, unterhalten sie eigene Synagogen, Jeschiwen und Religionsgerichte.

An historischen Daten vermeldet mein Lexikon dieses: sie sind von ihrem Ursprung her Chassiden. Erinnert sich jemand, was ich über die Chassiden gesagt habe? Hier trifft das nur noch sehr bedingt zu – denn hier fällt niemand um des einen Gottes willen aus der Rolle. Im Gegenteil bemühen sich alle, ihre Rollen möglichst gut zu spielen. Stifter der Bewegung war ein - chassidischer - Rabbi namens Schne´ur Salman aus dem weißrussischen Ljubow, der von 1745 bis 1812 dort lebte. Der Name Chabad, sagt mein Lexikon, setzt sich zusammen aus jeweils hebräisch Chochma = Weisheit, Bina = Verstehen und Da

´at = Wissen. Mein Lexikon vermeldet als Zentrum der Bewegung New York, als prominentesten Führer derselben den Rabbi Menachem Schneerson, einen bekannten fundamentalistischen Prediger (gest. 1994). Dann schweigt sich mein Lexikon aus, denn es will nicht Partei ergreifen. Ich sage: wie immer, wenn ein freier Impuls des Geistes in geordnete Bahnen geleitet wird, kann Bigotterie nicht vermieden werden. So sind die Chabad zwar nicht in dem Sinne fundamentalistisch, dass sie sich von der Welt, in der sie leben, kritisch absetzen würden, aber fundamentalistisch in dem Sinne, dass sie diese Welt ihrer Glaubensverkündigung unterordnen und ihre eigenen Besonderheit auch durch ihr Erscheinungsbild betonen. Dass sie dem Judentum Elemente beimischen, theosophische und mystische und, wie ich vermute, kabbalistisch – gnostische, die da eigentlich nicht hinein gehören, ist ein schwacher Abglanz ihres chassidischen Erbes. Der Chassid fragt nicht danach, ob eine Einsicht, zu der er gelangt, „schon irgendwo geschrieben steht“ er nimmt sie aus seines Gottes Willen an. Der Chabad fragt sehr wohl danach. Was der Tatsache nicht entgegensteht, dass sich Menschen mit interessantem und liebenswertem Profil unter diesen Nachfahren des Chassidismus finden – vielleicht mehr als in anderen jüdischen Konfessionen der Neuzeit. Nur – Chassiden im Sinne der alten Rebbezin sind sie nicht mehr.

2.3.3.2. Orthodoxe

Der Chabad will als Juden geborene Menschen für das Judentum als Lebenshaltung und Glaubensform interessieren, will Auskunft geben über das Warum und Wozu seiner Eigenart. Die Orthodoxen haben diese Zielsetzung nicht. Sie wollen lediglich für sich selbst das Überkommene möglichst treu bewahren. Dabei beziehen sie den Begriff des Überkommenen auf jene kulturellen Bestandteile ihres Lebens, die unmittelbar mit der jüdischen Religion zu tun haben – was wiederum bedeutet, auch im täglichen Leben Unterschiede zu machen. Man erkennt sie, übrigens auch die Vorigen, an ihren Schläfenlocken, ihren Bärten, den runden Käppchen, Jarmulka genannt, auf dem Scheitel, den um Arm und Stirn gewickelten Gebetsriemen und den schwarzen Hüten und Anzügen, die sie – zumindest in der Öffentlichkeit - vornehmlich tragen. Sie prägen das Bild der Jerusalemer Altstadt und sind daher pressebekannt, was bedeutet, in ihrer Erscheinung weltbekannt – eine Touristenattraktion in Jerusalem. Sie werden angestarrt und fotografiert, obgleich sie das Fotografieren für eine Sünde halten. Aber es sind ihrer zu viele, als dass sie vermeiden könnten, den Millionen in Jerusalem gezückten Kameras vor die Linse zu geraten, also sehen sie nicht hin und gehen vorbei – wer allerdings in ihren Wohnstraßen filmen oder fotografieren möchte, sollte sich vorsehen oder um Erlaubnis fragen.

Außerhalb von Israel ist dieser Typ des Orthodoxen anzutreffen in Frankreich, im Maghreb, in Indien, auch in den USA (dort sind alle anzutreffen). In Deutschland ist er kaum je zu sehen, auch nicht in anderen europäischen Ländern. Dort mag es Orthodoxie geben – aber sie gibt sich diskreter, verleugnet eher ihre orientalischen Wurzeln einer demonstrativen Religiosität. Allerdings werden in Mitteleuropa gern und sehr falsch die unten zu behandelnden Konservativen mit den Orthodoxen verwechselt.

2.3.3.3. Konservative

Die Mehrheit aller in der Welt lebenden Juden sind auf die eine oder andere Weise Konservative. Sie treten im gesellschaftlichen Gesamtbild äußerlich nicht in Erscheinung, unterscheiden sich in ihrem Auftreten nicht von allen anderen Menschen der sozialen Struktur, in der sie leben. Sie legen keinen Wert darauf, dass an ihre Stirnen „Jude“ angeschrieben steht und sie betrachten sich auch zumeist nicht in erster Linie als Juden, sondern als Bürger ihres jeweiligen Heimatlandes, so wie sich auch ein Christ zunächst als Franzose, Italiener, Deutscher oder Schwede und dann erst als Christ und dann erst als evangelisch, katholisch oder etwa russisch – orthodox empfindet. Sie sprechen, unter sich wie in der Gesellschaft, die Sprache ihres Heimatlandes und allenfalls in der Synagoge auch hebräisch. In die Synagoge gehen sie zuweilen an jedem Sabbat, aber zumeist nur an den Feiertagen und zu den Wochentagsgottesdiensten so gut wie gar nicht. Viele europäische Synagogengemeinden veranstalten aus diesem Grund schon keine Wochentagsgottesdienste mehr. Falls solche vorhanden, wie in Berlin, überlassen sie ihre Synagogen[99] an diesen Tagen anderen Gruppierungen.

Konservative Juden zerfallen wiederum in mehrere Fraktionen. So existieren in meiner Heimatstadt neben der eher liberal orientierten Großgemeinde[100] – eine

---

[99] Anders als die Kirchen, die in der Mehrzahl der Institution Kirche oder manche auch dem Staat gehören, sind Synagogen Eigentum der Gemeinden respektive von Vereinen oder selbst von Privatpersonen. Auch alle Funktionen, die dazu gehören, die Synagoge betriebsbereit zu halten, sind „weltliche“ Funktionen. Übrigens gilt Ähnliches auch für Moscheen – nicht nur in Deutschland, sondern generell. Ausnahmen bilden nur die genuin islamischen Länder, in denen Moscheen vom Staat bereit gestellt werden – aber bei weitem nicht alle Moscheen eines islamischen Landes sind Staatsmoscheen. Das private (Stiftung) Element bleibt auch dort akzeptiert.

[100] Eine gute Freundin, selbst Angehörige dieser Gemeinde, bezeichnete die Berliner Gemeinde einst als „liberox“ beziehungsweise „orthodal“ und traf den Nagel damit allerdings auf den Kopf. Durch den Zuzug der letzten Jahrzehnte hat sich diese „Unentschiedenheit“ noch verstärkt. Insgesamt geht der Trend aber wohl doch mehr zur Liberalität s.u. obgleich man sich

dieser unbedingt freundlich gesonnene: die „Adass Isroel“ deren Treiben das Gesicht des heutigen „historischen jüdischen Viertels“ von Berlin[101] bereits maßgeblich prägt. Die offiziöse „Einheitsgemeinde“ hat hingegen keinen Ehrgeiz, äußerlich hervor zu treten. Sie legt auch keinen gesteigerten Wert auf das Entstehen geschlossener Wohnquartiere, sondern im Gegenteil gesteigerten Wert darauf, dass ein Jude sich außer in seinem Verhältnis zu seinem Gott in nichts von anderen Menschen unterscheidet. Alles, was dieses Verhältnis ausmacht, hat er im Stillen und ohne Getöse zu erledigen oder zu unterlassen.

Das bedeutet aber nicht, dass man sich versteckt. Die Synagogen der Konservativen erhoben sich in der Vergangenheit ebenso stolz wie die Kirchenbauten und sie werden das auch wieder tun – es sind, nun die jüdischen Gemeinden in Deutschland wieder wachsen, in mehreren deutschen Städten große Synagogen im Bau. Das jüdische Museum ist ein durch und durch gelungenes Beispiel moderner Architektur und das Holocaust – Mahnmal in seiner sensiblen Intelligenz ein dem Gedächtnis der deutschen Juden höchst angemessener Beitrag zu den Berliner Merkwürdigkeiten. Es steht zu vermuten, dass es auf Dauer allen Deutschen und Touristen auf das Anschaulichste vermitteln wird, mit welchen Gefühlen deutsche, polnische, tschechische, österreichische, ungarische, ukrainische, griechische, italienische, holländische, französische, belgische, litauische, lettische und estnische, russische Juden im Dritten Reich lebten. So wird Geschichte, obgleich intellektuell nicht nachvollziehbar, doch über die Erfahrung jedes Einzelnen vermittelbar. Übrigens – jene Kinder, die am Eröffnungstage von Stele zu Stele sprangen, haben bereits am Geist des Mahnmals partizipiert. Sie repräsentieren und fühlen sich als die Generation

---

auch durchaus konservativ zeigt.

[101] Gemeint ist das ehemalige „Scheunenviertel“, das sich in etwa zwischen der Torstraße im Norden und der Oranienburger Straße im Süden erstreckt. Im Osten wird das „Scheunenviertel“ vom Alexanderplatz, im Westen von der Friedrich- resp. Chausseestraße begrenzt. In diesem Viertel fanden die aus dem Osten hereinkommenden armen Juden eine erste Bleibe. Viele Familien blieben auch dort wohnen, als es ihnen wirtschaftlich besser ging – das bestimmende Element dieses Viertels waren aber nicht sie, sondern die vielen armen „Gurkenjuden“ die, oft illegal, in Berlin zu überleben versuchten. Das heutige historische Judenviertel macht nur einen verschwindenden Teil des ehemaligen Scheunenviertels aus, es erstreckt sich ein wenig an der Tucholsky- Linien- und Auguststraße, und bezieht auch noch die „Neue Synagoge“ in der Oranienburger Straße mit ein – ohne indes auch nur auf deren südlichen Gehsteig überzugreifen. Das echte Judenviertel von Berlin, in dem auch die erste Synagoge sich befand, liegt heute unter den sozialistischen Neubauten südlich des Alexanderplatzes begraben. Diese Synagoge – eine Stiftung Friedrichs des Großen – war aber wahrscheinlich auch nicht die erste jüdische Betstätte.

der Nicht Betroffenen – aber das Mahnmal führt eben deshalb auch sie vor, denn es lässt Unwissenheit nicht gelten. Sorglos und lachend über die Beklemmungen des Abgrunds zu springen, mag gut gehen – aber es geht nur gut, wenn man die Spalten und Schrunden dieses Abgrunds akzeptiert und sich bemüht, nicht hinein zu fallen.

Konservative Juden gibt es, ich sagte es bereits, in mehreren Spielarten. Aber eines ist ihnen allen gemeinsam: in ihren Synagogen gibt es keine Orgel, Frauen und Männer sitzen getrennt und festes Gestühl gibt es auch nicht. Der Gottesdienst wird, bis auf die Predigt, in Hebräisch abgehalten, zweisprachige Gebetbücher gibt es nicht. Honoratioren der Gemeinde können sich, wenn sie das wünschen, in der Synagoge einen eigenen Sitz mieten oder gar kaufen. Auf ihre Frauen und ihre Familie bezieht sich das allerdings nicht. Im Hause werden die jüdischen Sitten – streckenweise peinlich genau – eingehalten. Dass der Sohn Bar Mizwa bekommt, die Tochter vor dem Rabbiner heiratet und anders als koscheres Essen nicht auf den Tisch kommt, versteht sich von selbst. Am Sabbat gibt es allerdings ein paar Erleichterungen, man darf das elektrische Licht benutzen, bleibt telefonisch erreichbar, und längere Wege sind auch am Sabbat nicht unbedingt zu meiden, kommt immer darauf an, was ihr Ziel ist. Lebensrettung zum Beispiel geht auch am Sabbat vor Ruhegebot – die Orthodoxen sehen das bekanntlich anders. Verwandtenbesuch zählt nicht als Arbeit – auch das sehen Orthodoxe anders.

2.3.3.4. Liberale

Im modernen Judentum gibt es zwei Hauptrichtungen des religiösen Lebens. Die eine, und von ihr haben wir bisher eigentlich nur gesprochen, strebt danach, das Gesetz im modernen Leben so wie es ist zu verwirklichen – und nur in dem flexibel zu sein, was das Gesetz nicht regelt. Die andere betrachtet das Gesetz zwar ebenso als Zentrum der Religion wie die erste – nur sieht sie in der Tradition der Gesetzesauslegung, wie dieses durch Jahrtausende immer wieder mit der jeweiligen Lebenswirklichkeit ausbalanciert worden ist und leitet daraus die Erlaubnis ab, das Gesetz der jeweiligen Kultur angepasst zu leben. Besonders im mittelalterlichen Spanien hatte dieses liberale Judentum tiefe Wurzeln, und erste Anfänge desselben lassen sich bis in die römische und griechische Diaspora der Antike verfolgen. Später, im und nach dem achtzehnten Jahrhundert, schlug es auch in Deutschland Wurzeln. Bedingt durch die Schoa kamen viele liberale Juden nach den USA und bildeten dort besonders in den Großstädten ansehnliche und aktive Gemeinden ihres Zuschnitts.

Liberale Juden sehen in ihrer Religion einen genuinen Bestandteil der westlichen Kultur und sehen die westliche Kultur als einen Bestandteil des Judentums an. So weit in dieser Kultur das Gesetz buchstäblich verwirklicht werden **kann**, wird es buchstäblich verwirklicht. Ansonsten gilt: wie in der Vergangenheit Rabbinen und Talmud sich bemühten, religiöses und weltliches Leben Israels auf einen Nenner zu bringen, so hat auch heute der Mensch das Recht, Gottes Willen aus seiner Zeit heraus zu verstehen und nach diesem Verständnis zu handeln. Dass auch der liberale Jude die Beschneidung und den Sabbat beachtet, ist selbstverständlich – aber der Sabbat ist für ihn weniger ein Tag der absoluten Ruhe als vielmehr der Freiheit von der Lohnarbeit. Auch im gilt die Frau als Herrin des Hauses – aber wenn es in seiner Kultur üblich ist, dass sie zum Verdienst der Familie beiträgt oder auch nur gerne arbeiten möchte – viele Frauen in liberalen jüdischen Familien besitzen höhere Bildung und akademische Befähigungen – dann wird sie niemand hindern, sofern ihr Familienleben – dass sie ledig bleibt wird zwar gegebenenfalls toleriert, aber nicht gern gesehen - nicht darunter leidet. Hier springt dann, analog zur säkularen Kultur, auch der Ehemann ein und übernimmt ein Stück weit ihre Rolle. Für einen konservativen jüdischen Vater wäre das Alltagsleben seiner Familie unbekanntes Terrain. Der liberale schiebt schon auch den Kinderwagen, wärmt ein Fläschchen, und sieht nach der Wäsche. Zumindest tut er sie – sortiert – in die Maschine. Aber der liberale Jude ist auch nicht durch vielfältige Tabus beengt und kann sich pragmatisch durchs Leben bewegen. Sein häusliches und berufliches Leben unterscheidet sich oft nur in Nuancen von dem seiner nichtjüdischen Zeitgenossen. Jude im Sinne des vormals Beschriebenen wird er oftmals erst und ausschließlich in der Synagoge. Dort benutzt er das Gebetbuch – das dort zumeist zweisprachig vorliegt – dort trägt er die Jarmulka und den Gebetsschal, dort liest er, wird er aufgerufen, aus der Thora. Daheim jedoch gemahnen oft nur die Mesusa, der rituelle Pfostenschmuck, ein Richtungsweiser nach Jerusalem in Form einer gerahmten Kalligraphie, und die Sabbat- und Chanukka – Gerätschaften in der Vitrine an die Tatsache, dass man sich in einer jüdischen Wohnung befindet. Das „gute Geschirr“ das für Pesach - aber nicht nur dafür – verwendet wird, sieht der Besucher ja nicht. Dass das Fleisch auf seinem Teller koscher geschlachtet wurde, sieht er auch nicht, und sogar die Einhaltung der Milch – Fleisch – Trennung macht bei einiger Disziplin keine allzu großen Schwierigkeiten. Allerdings wird ein liberaler Jude es damit nicht übertreiben, vielmehr nach dem Grundsatz handeln, dass Not jedes Gebot bricht und ehe er verhungern muss doch Schweinegulasch in Sahnesoße nehmen. Er/sie wird natürlich in erster Wahl suchen, eine nette Jüdin oder einen netten Juden zu heiraten, aber wenn die Liebe nun einmal anderswohin fällt, dann wird er darin auch kein Drama sehen. Daher betrachtet der liberale Rabbiner die Ziviltrauung auch nicht als ein

Werk des Satans wie sein orthodoxer Kollege. Für ihn sind auch zivil getraute Ehen rechtsgültig geschlossen. Allerdings wird auch er eine solche „Mischehe[102]“ nicht unbedingt unter der Chuppa, dem Brautzelt, einsegnen wollen. Wenn es die Frau ist, die nicht jüdisch ist, lässt er das hingegen schon einmal zu, und zwar aus diesem Grunde: Denn der Mann wird die männlichen Kinder, die als Gojim geboren wurden, durch die Beschneidung ins Judentum einbringen, während, wenn der Mann nicht jüdisch ist, die Kinder zwar geborene Juden, aber für die Gemeinde verloren sind. Er wird seine Kinder selbstverständlich – die Jungen – beschneiden lassen und dass sein Junge Barmizwa kriegt steht außer Frage - aber wenn die Tochter oder der Junge dann katholische Theologie studieren möchten oder Islamwissenschaften, oder gar Malerei oder die Schauspielkunst, wird er denken: lass sie doch. Gott wird schon wissen, warum er sie dort haben will.

Natürlich weiß ein liberaler Juden nur höchst selten von den pharisäisch – rabbinischen Geheimnissen im Umgang Israels mit Jahwe, Für ihn ist das Gesetz kein Fangzaun gegen die Launen seines Gottes, sondern ein historisch gewachsenes Faktum, mit dem alle Zeiten auf ihre Weise umgingen und seine entsprechend auch. Das heißt die „höheren Weihen“ des Judentums sind ihm fremd. Er ist vor allem Bürger und Traditionalist so weit, wie Tradition der Väter und Bürgersinn einander nicht im Wege stehen. Aus dieser Überzeugung heraus kann er sogar Kabbala betreiben – er wird es zum intellektuellen Zeitvertreib sogar ein wenig tun. Aber er wird sich dem nicht emotional verpflichten. Emotional verpflichtet ist er seiner Klasse, seiner Gemeinde, seinem Beruf und seiner Familie, samt Verwandtschaft, seiner Freundschaft, sei sie nun jüdisch oder nicht. Wir alle sind diesem Typus schon begegnet – aber viele von uns haben es gar nicht gemerkt, dass sie ihm begegnet sind, denn er trat ihnen nicht als Jude entgegen, sondern als Mitbürger. Zum Beispiel sind viele Rechtsanwälte, viele Journalisten, viele Makler noch heute und heute wieder Kinder des Judentums, was der Qualität ihrer Arbeit eher förderlich als hinderlich ist, denn intelligente Profis sind nun einmal die Domäne des Hauses Israel. Was soll man da auch sagen, meinte einst meine Tante, bei dreitausend Jahren Schulpflicht… sie hatte, finde ich, recht. Selbst dann, wenn es mit den dreitausend Jahren so arg nicht her Israel, älter als die deutsche[103] ist sie allemal. Deutschland hat Schulpflicht erst seit gut einem Jahrhundert. Es hat sie so widerwillig eingeführt, dass es dabei ist, sich wieder zu einer Nation von Analphabeten zu entwickeln, wobei ich den Anteil der visuellen und akustischen Medien durchaus einbeziehe. Man sehe sich unsere Programme im TV an und

---

[102] Es ist für ihn, und darin ist er sich mit all seinen Kollegen einig, eben nicht nur eine „interkonfessionelle“ Ehe, sondern regelrecht eine Ehe zwischen Angehörigen verschiedener Völker.

[103] respektive die europäische

man wird wissen, wie sich die deutschen Medienmacher den Bundesbürger der Zukunft vorstellen. Diese Linie wurde nachweislich nicht von jüdischen Intellektuellen, sondern von einem pfälzischen Bundeskanzler vorgegeben, der seinerseits seine Anweisungen von der internationalen Gilde der Produzenten – nicht etwa der Geldleute – erhielt. Unter den Besitzern von Produktionsmitteln sind verhältnismäßig wenige Juden. Die wenigen dort sind vom liberalen Zuschnitt, also Bildungsbürger, die auch anderen Bildung von Herzen gönnen. Ich nehme nicht an, dass Paul Spiegel, der Frontmann der deutschen Juden und bis ins Mark liberal, so viel Furcht der auch stets vor einem möglichen Aufleben des deutschen Antisemitismus hat, dem deutschen Bildungssystem den Untergang wünscht. Denn der Antisemitismus kann nur bezwungen werden, indem die Nation lernt, ihren Kopf statt ihres Bauches sprechen zu lassen – einen gebildeten, aufgeklärten Kopf. Nichtsdestoweniger hat das für das Bild der Bundesrepublik repräsentativste Bundesland, Baden - Württemberg, erst gerade eben Studiengebühren eingeführt und damit besonders die Begabungen aus dem nicht begüterten Teil der Bevölkerung von höherer Bildung wieder ausgeschlossen. Andere werden, fürchte ich, folgen. Trösten kann dabei nur, dass die renommierten Universitäten Deutschlands in anderen Bundesländern liegen. Aber so verhält es sich mit dem Verhältnis der Deutschen zu einer allgemeinen höheren Bildung… man ist, scheint's, gar nicht so dafür, dass der Mensch die Paradiesfrucht der Erkenntnis zu sich nehme und wisse, was Gut und Böse sei, denn das ist wenig gottesfürchtig.

Nun, Israel hingegen hat seine Rolle in der Welt nie so verstanden, dass es deren Dorftrottel sein und auf jedwede Unterscheidung zu verzichten hätte. Eher stellt die Erkenntnis des Guten und Bösen jenes Kardinalzerwürfnis zwischen Israel und seinem Gott dar, um dessentwillen er dieses „sein“ Volk gängelt und schikaniert. Denn das tun die nun mal, die unterscheiden sehr genau, die bilden Herz und Sinn zu unterscheiden, was dem Menschen förderlich und was ihm schädlich sei, und nur das ist hier gemeint, keine metaphysische Sünde. Die tun das auf allen Ebenen, daher stellen sie die besten Ärzte, die besten Forscher, die klügsten Lehrer, die gerissensten Advokaten, die philanthropischsten Industriellen, die weitschauendsten Banker, die behutsamsten Politiker, aber auch die entschiedensten, wenn es um des Volkes Wohl geht und das mit allen Konsequenzen und auch über die eigene Leiche, man denke an die Liebknechts, an Rathenau und es lassen sich noch etliche finden, die dieses Geistes von Kind auf sind, während der deutsche Goj vor allem lernt, möglichst vielen andern deutschen Gojim die Ellenbogen in den Magen zu drücken. Dieses Land verdankt dem liberalen Judentum so viel, dass es füglich recht daran getan hätte dasselbe insbesondere zu fördern – statt dessen hatte Hitler mit seiner Schoa es gerade auf dieses liberale Judentum insbesondere abgesehen, denn vor allem dieses stellte jene Konkurrenz, vom welcher die

„deutsche Wirtschaft“ sich ganz besonders behindert glaubte. Ein fataler, doch aufschlussreicher Irrtum, offenbart er doch dies: die deutsche Wirtschaft – siehe heute – weiß genau, warum sie nicht zum Zuge kommt, aber sie kann sich auch nicht aufraffen, es besser zu machen. Statt dessen haspelt sie ihre alten Rezepte aus dem vorvergangenen Jahrhundert immer von neuem ab und wundert sich noch, warum sie damit bei der Menschheit immer unbeliebter wird. Weil das so ist, ist ihres Bleibens im Lande auch nicht länger – sie wandert aus, um sich andernorts genauso unbeliebt zu machen. Der Geist der deutschen Wirtschaft ist der Geist des Kaiserreichs wie auch ihre Gesetze die Sprache des Kaiserreiches sprechen. Seit 1918 ist es mit diesem Kaiserreich zwar vorbei, aber die Deutschen haben sich an die Demokratie niemals gewöhnen können, an den Geist, der Liberalität der Wirtschaft mit Menschlichkeit des Umgangs mit dem Nächsten (und das ist der, der mir als nächstes übern Weg läuft) zu einem Ganzen vereinigt von dem alle ihren Vorteil haben. Dieses Kaiserreich, in dem die deutschen Wirtschaftskapitäne denken, auch wenn sie ihre schreckliches Denglisch – Kauderwelsch reden, das Rotwelsch der Gegenwart, sah seinen höchsten Zweck darin, Kolonien zu besitzen und alle Welt das deutsche Wesen zu lehren. Nun, unsere Kolonien heißen heute: Iran, Afghanistan, Türkei, der Balkan, Russland, die Ukraine, das Baltikum, Polen. Ja auch auf den amerikanischen Kontinent setzt das seinen Fuß; das große Brasilien steht, wenn auch nicht ausschließlich, unter seiner Knute.

Das konservative Judentum nun macht, von der Furcht getrieben, durch die Gojim ausgestochen zu werden, deren Kurs mit und hält sich eng an ihre Spuren, versucht gar sie in ihrem eigenen Felde zu übertreffen. Das liberale Judentum indes, jeder Konkurrenzfurcht ledig, feilt an neuen, besseren Modellen einer Wirtschaft, in der es nicht um den Geist des neunzehnten Jahrhunderts geht, sondern um ein möglichst effizientes Zusammenspiel aller gesellschaftlichen Kräfte mit dem Ziel, eine Gemengelage zu erhalten, in der das Kleinste seine Existenz so weit zu fristen in der Lage ist, dass es nicht begehrt, das Große umzustürzen, und in der das Große der Furcht ledig, umgestürzt zu werden, sich ergo um so freier unternehmerisch gebärden kann. Die Stützung, welche der Mehrheit zugute kommt, ist auch darin inbegriffen, denn sie ermöglicht es den Trägern der Unternehmungen, auf ein jederzeit verfügbares Potenzial an Arbeitskraft zurück zu greifen. Daher werden die Arbeitslosen unserer Tage wenigstens in Deutschland nicht mehr als Müll betrachtet, sondern in Kursen, soweit möglich, weitergebildet und für den „Tag X“ aufbehal-

ten. Darum setzen gerade Vertreter des liberalen[104] Judentums sich für einen vernünftigen Umgang mit dieser „industriellen Reservearmee“ (Marx) ein.

Nein, unser Spiegelchen mit seiner freilich nicht ganz ernst zu nehmenden, sondern eher rhetorischen Antisemitenfurcht ist kein Liberaler. Er ist ein Wirtschaftsmakler, einer der in guter Ghettotradition kauft und verkauft, nur spekuliert er statt mit Gurken mit Grund und Boden. Spiegel ist ein Konservativer. Gysi aber ist ein Liberaler. Von beiden Sorten gibt es freilich noch sehr viel mehr in Europa. In einer Beziehung kann man das nur begrüßen. In einer anderen wird man's erdulden müssen.

Andererseits sind und waren es wie gesagt gerade die liberalen Juden, die in ihrer bürgerlichen Prosperität dem Antisemitismus Vorschub geleistet haben. Sie machten dem konservativen deutschen Großbürger nämlich Angst – und nicht nur ihm – durch ihre ungebremste Lust an der Vernunft. Während der Großbürger protestantischer Herkunft das noch relativ gelassen hinnahm und sich seinerseits mit dem aufstrebenden liberalen Judentum arrangierte – nicht ohne Grund kopieren die Zeremonien des modernen liberalen Judentums protestantische Anregungen – sah der katholische Großbürger sich schon vom „Heidentum“ umzingelt und zerquetscht und zog das Gros der katholischen Kleinbürger, Proletarier und Landwirte hinter sich her. Hitler entstammte dieser katholischen Sphäre. Heutzutage lebt dieser Impuls allerdings in der Großkirche kaum noch irgendwo, er ist abgewandert in die Randgebiete der katholischen – und mitunter auch der protestantischen – Ultramontanen. Im Gegenteil bemüht sich die katholische Großkirche heute, ihre jüdischen Ursprünge wieder zu entdecken und zu profilieren. Man kann, so ihre Einsicht, diesen eigenen Ursprüngen nicht ständig mit dem Schürhaken hinterher rennen, man muss sehen, wie man sie zumindest intellektuell eingemeindet und womöglich überrundet.

2.3.3.5. Reformjudentum

Dieser Begriff hat einen Bedeutungswandel erfahren. Denn historisch waren es einst die Reformjuden, welche in der Angleichung ihres Lebenswandels an den der christlichen Umgebung ein wesentliches Erfordernis für ihren Fortbestand als Teil der westlichen – christlich dominierten – Kultur sahen. Aus diesem Be-

[104] Bitte diese Vertreter aber nicht verwechseln mit unserer neoliberalen Partei – die ist vielmehr das Sprachrohr der im neunzehnten Jahrhundert Steckengebliebenen. Die Vertreter des liberalen Judentums halten sich in allen Parteien minus der ausgesprochenen Nationalisten.

streben heraus gründeten sie eigenen Synagogen, in denen sie Orgel- und Chormusik in die Liturgie aufnahmen, zuweilen den ganzen Gottesdienst, dann aber auf jeden Fall die Sabbatpredigt in der Landessprache hielten und dem Rabbiner einen protestantischen Talar samt Lätzchen verpassten. Mit diesen Bestrebungen sind sie im konservativen, aber mehr noch im liberalen Judentum aufgegangen, welches das Erscheinungsbild des „westlichen“ Juden heute ausmacht. Diese Reformjuden des Zeitalters der Aufklärung sind nur noch ein historischer Begriff.

Reformer aber als solche sind immer noch da und haben - innerhalb des liberalen Spektrums - weiter gearbeitet. Sie haben sich weiter an Unzeitgemäßheiten jüdischen Lebens gewagt und damit wurde zuweilen gewaltig viel Staub aufgewirbelt – ob zu Recht oder zu Unrecht, ist dabei nicht von Belang, denn das Judentum kennt keine „reine Lehre“. Die Antwort Jahwes allein entscheidet, was Bestand hat und was nicht. Die reformierte Bewegung unserer Tage hat Bestand, also darf sie sich mit Jahwes Duldung ungehindert entfalten. Dass nicht alle immer ihrer Meinung sein müssen, versteht sich dabei von selber.

Das Erste, was diese neuen Reformer bewerkstelligten war, dass sie die männliche Domäne in der jüdischen Theologie brachen und bereits in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts Rabbinerinnen ordinierten. Wohlgemerkt, die Protestanten brauchten danach noch mehr als ein halbes Jahrhundert, ehe sie sich zum gleichen Schritt entschlossen, und ihren Frauen Kanzel und Altar als Arbeitsfelder öffneten. Während aber die Pfarrerin – bis zur Bischöfin – aus dem Leben der (deutschen) protestantischen Großkirche nicht mehr wegzudenken ist, steht es um die Rabbinerinnen noch immer eher exotisch. Selbst in den traditionell aufgeschlossenen USA bestreiten Rabbinerinnen keinen nennenswerten Anteil an der jüdischen Seelsorge. Aber sie sind da und sie drängen weiter nach vorn, ihren männlichen Kollegen bereiten sie dabei gewaltige Kopf- und Bauchschmerzen.

Das Zweite war, dass sie die Rolle der Frau in der im Übrigen sehr viel traditioneller ja fast wurzelhaft begriffenen jüdischen Kultur aufwerteten. Sie bekam eine der Beschneidung entsprechende Segnung, sie wurde, wie die Knaben, zur Thora berufen, sie bekleidete Ämter im Ritualbereich der Synagoge (außer dem Rabbinat auch noch oft das des Vorbeters).

Das Dritte und vielleicht Wichtigste war, dass sie die weiblichen Wurzeln des Judentums insgesamt wiederum ausgrub und diese Wurzeln sind ja in der Tat vorhanden. Sie sind sogar besser fundiert als im Christentum, denn dieses kann feminine Traditionen nur insofern beanspruchen, als es die Entwicklung

der Gnosis mit einbezieht – im Judentum aber ist die Rolle der Frau traditionell durch die Legenden der Thora belegbar. Das vorexilische Judentum war zwar in Vielem typisch orientalisch – es kannte und praktizierte die Polygynie, es kannte die Zurücksetzung der Frau im öffentlichen und vor allem rituellen Leben – aber es kannte auch die Frau als Prophetin und Heldin, als Richterin und – ritueller – Sängerin und Tänzerin vor dem Herrn. Noch im Tempel des Herodes lebten, dies weiß sogar noch das Neue Testament [105], ledige resp. verwitwete Frauen im Dienst am Heiligtum, aber auch als Prophetinnen. Dies alles wurde durch die reformatorische Bewegung wieder in den Blick der Öffentlichkeit gerückt und entsprechend wurden liturgische und theologische Ausdrucksformen gesucht und - gefunden.

Dabei ist, ich deutete es bereits an, dieses reformistische Judentum auf seine Art eigentlich sehr viel konservativer als das liberale, auf dessen Boden es sich weiterentwickelte. Die heutigen reformerischen Kreise beachten das Gesetz sehr viel schärfer, sie tendieren mit ihren liturgischen Formen eher zu einem orthodoxen Verständnis des Judentums – aber sie beziehen dabei Mann und Frau in voller Gleichberechtigung ein. Sie wollen sich nicht assimilieren, sondern vielmehr als Juden – und Jüdinnen – identifizieren und zugleich voll am zeitgemäßen Leben teilhaben. Sie bestehen sehr selbstbewusst auf den Unterschieden zu Andern, sehen sie aber nicht als Hindernis bei der Kommunikation mit Anderen an. Mit diesen, glauben sie, ist auf eine solche Art und Weise, bei der niemand den andern von den Vorzügen des Eigenen überzeugen möchte, aber niemand auch die eigenen verhehlen muss, besser zu reden als indem immer einer versucht, sich dem anderen als überlegen zu erweisen.

2.3.3.6.: Messianische Juden

Eben dies aber haben einige Kreise vor allem des protestantischen Christentums anscheinend irgendwie missverstanden. Denn sie haben nicht nur dem reformatorischen Judentum – zum wievielten Mal eigentlich in der Geschichte des Nebeneinanders beider Religionen – ihren Messias Christus als doch eigentlich die Krone ihres jüdischen Lebens angeboten. Sie sind bei diesem weitestgehend – auch zum wievielten Male in der Geschichte - abgeblitzt. Bei den anderen Gruppen haben sie es gar nicht erst im Ernst versucht. Aber die Reformer mit ihrem offenen Sinn schienen ihnen geeignet, es doch wieder mit den alten Geschichten – in etwas erneuertem Gewand – zu versuchen.

---

[105] Die Rede ist von Hannah, der Prophetin, bei Lukas.

Die Bekehrungsversuche der Christen an den Juden haben eine ellenlange Geschichte. Eigentlich ist das ganze Christentum, wie wir es heute kennen, aus einem solchen entstanden, nämlich konkret um das Jahr 70, als die Christen den Juden anboten, doch in ihre Reihen zu wechseln und dafür denn auch gleich die notwendigen Voraussetzungen schufen. Sie glichen den Gottesdienst dem der Synagoge an, sie übernahmen zumindest die großen altjüdischen Feste – bis auf den Versöhnungstag, für den nun kein Bedarf mehr bestand, denn Gott war durch Jesus Christus mit Israel versöhnt. Sogar Purim blieb – vermählt mit den Saturnalien - bestehen. Die Judenheit aber zeigte ihnen mit wenigen Ausnahmen die kalte Schulter, denn die Rabbinen ließen einiges von ihren Erinnerungen an den historischen Jesus durchblicken, und schon das Wenige und oft Entstellte, reichte aus, um zumindest Nachdenken zu erzeugen. Als aber das auch nicht wirklich half, da fügten sie jene berühmte Fluchbitte ins Achtzehngebet ein – wer hinfort mit den Christen sympathisierte, der musste sich im jüdischen Gottesdienst selber verfluchen – zudem war damit klar, dass Juden und Christen niemals gemeinsame Wege gehen konnten noch wollten. Dieses Nichtwollen hat dann für reichlich Unheil auf beiden Seiten gesorgt. Die Christen glaubten, die Juden seien verstockt, dabei wollten die sich nur nicht selbst unmöglich machen, die Juden aber in der Nachfolge der rabbinischen Propaganda sahen in den Christen nur noch die Abtrünnigen und Gotteslästerer, die das auserwählte Volk in ihrer Unwissenheit bedrückten und deshalb das Gericht Jahwes schon sicher hatten. Jesus endlich war für sie nur ein Tor und falscher Prophet, dessen Lehre schon vor seinem Tode Schiffbruch erlitten hatte.

In der Spätantike und im Mittelalter nahmen die Bekehrungsversuche der Christen mitunter martialische Formen an – man verbrannte Synagogen, man verbrannte Juden und Jüdinnen, man erniedrigte sie wo man konnte und hielt ihnen zugleich das Weihwasser hin – nimm, und der Ärger hat ein Ende, hieß das. In einigen Landstrichen bestand der Brauch, Juden am Karfreitag öffentlich zu demütigen, nachdem man in den Kirchen für ihre Bekehrung ebenso öffentlich gebetet hatte. Der Wortlaut dieser Fürbitte war:

> Lasset uns beten für die irrgläubigen Juden (perfidi) Gott, unser Herr, möge den Schleier vor ihren Herzen wegnehmen, auf dass auch sie unsern Herrn Jesus Christus erkennen. – Allmächtiger Gott, du schließest sogar die irrgläubigen Juden von deiner Erbarmung nicht aus: erhöre unsere Gebete, die wir ob der Verblendung jenes Volkes vor dich bringen: möchten sie das Licht deiner Wahrheit, welches Christus ist, erkennen und ihrer Finsternis entrissen werden...[106]

[106] Quelle: Schott, Das Messbuch der Heiligen Kirche, Freiburg/Br. 1941 [48]

So wurde bis zum zweiten Vatikanischen Konzil in jedem Karfreitagsgottesdienst gebetet. Die öffentliche Demütigung war damals allerdings bereits eingestellt worden. Andere als die Kirche befassten sich nun damit.

Aber Bekehrungsversuche gingen nicht nur von den Katholiken aus, sondern insbesondere im kaiserlichen Deutschland existierte eine bis in die zwanziger Jahre des vorigen Jahrhunderts sehr aktive Judenmission, die von er evangelischen Kirche der Union mit getragen wurde. [107] Damit stand die „Staatsmacht“ hinter diesen Unternehmungen, denn die Union trug auch das so genannte Volkskirchentum, dessen oberste Instanz der deutsche Kaiser war. Ziel dieser Bewegung war die Bekehrung der Juden insbesondere der jüdischen Intelligenz zum christlichen Glauben und das keineswegs nur aus Glaubenseifer, denn wenn man diesem Volk die Intelligenz abspenstig machte, so die Rechnung, kam das dem eigenen Potenzial zugute und schwächte das liberale respektive konservative Judentum in seiner Wirtschaftskraft.

Die heutige messianische Bekehrungsbewegung setzt hinwieder ganz andere Akzente. Sie ist in ihrer Zielrichtung eindeutig parasitär, sie partizipiert an der massenhaften Zu- und Auswanderung von Angehörigen des jüdischen Volkes insbesondere nach Deutschland, wo diese Bewegung auch am aktivsten ist. Diese „Neujuden“ haben von ihrer Kultur meist einen nur sehr verschwommenen Begriff. Die messianischen Juden bieten sich denselben nun mit Eifer und Eile als Paten an, sie ins Judentum einzuführen – freilich in ein Judentum, das die christliche Botschaft in sich aufgenommen hat und diese durch die Hintertür einzuführen gedenkt. Nun, das ist zumindest unfair, denke ich, denn diese Leute wollten ja nicht Christen sein, sonst hätten sie es längst sein können.

Insgesamt stellt die Gruppe der heutigen messianischen Juden eine Randgruppe sowohl im jüdischen als auch im christlichen Spektrum dar, denn sie ist theologisch und historisch eigentlich ein Unding. Das Judentum kann den christlichen Messias nicht anerkennen, denn es bezieht sich mit seiner Ablehnung ja auf den historischen Jesus, den Tempelschänder, von dem das Christentum gar nichts weiß. Dieser Mann kann nach jüdischem Verständnis der Messias nicht gewesen sein. Nur den wenigsten wird vertraut sein, dass die rabbinische Spekulation es durchaus für möglich hielt, dass der Messias durch sein Handeln zum Zerstörer dessen werden könne, was ihnen damals als Judentum galt. Offizielle Lesart wurde dieser Standpunkt nie – und die ihn vertraten wurden als „Acherim“ = Andere verketzert. Man zitierte ihre Meinungen zwar weiterhin, aber man zitierte sie ohne Angabe des Meinenden mit

[107] mit und ohne „Holzhammer“

„jemand hat gesagt“ oder „es wird gesagt“ oder „einer sagte“. Sie gehören nicht zu den „Minim“, den Verfluchten, aber sie sind auch nicht maßgebend für den Begriff vom Judentum.

Als in der Gegenwart nun, vor allem in Deutschland, Juden aus der ehemaligen Sowjetunion in größerer Anzahl eintrafen, wo man sie an der Kenntnis ihrer Herkunftskultur intensiv gehindert hatte, erwachte die alte Missionsidee zu neuem Leben. Man verlegte sich– zumeist, aber nicht nur – von evangelikaler Seite her, auf regelrechte Menschenfischerei. Man köderte die Unerfahrenen, die sich eigentlich jüdisch identifizieren wollten, mit allerhand Brauchbarem [108] und vermittelte ihnen die Konstruktion des messianischen Judentums als Judentum schlechthin. Man verkaufte ihnen das Christentum als Zielpunkt des Judentums. Damit ging man historisch ja nicht einmal fehl, denn als solches war es um das Jahr 70 ja einmal entstanden: als Alternative zum zerstörten Tempeljudentum Israels. Dadurch hatte es ja die Formung des rabbinischen Judentums maßgebend vorangetrieben, das sich dann vom Judenchristentum dezidiert lossagte [109].

Aber Judentum ist das nun einmal nicht – sondern es ist die messianische Variante des Judentums ein freilich unter anderen Voraussetzungen neu aufgelegtes Judenchristentum. Man befolgt soweit es angeht jüdische Bräuche, hält eine Art abgespeckten Sabbat, aber zum Beispiel nicht das Kaschrut, hält jüdische Festzeiten, aber nicht mit jüdischer Orientierung, und die christliche Grundhaltung ist jederzeit spürbar. Ich möchte hier die – verständliche – Polemik der jüdischen Gemeinden nicht wiederholen, dazu besteht für mich kein Anlass, aber ein Zwitter bleibt die Sache und Zwitter haben es an sich, an ihrer eigenen Unfruchtbarkeit zu enden. Auch dieser Neuauflage der Judenmission wird, so denke ich, allzu langes Leben nicht beschieden sein. Das liegt mit Sicherheit nicht am mangelnden Missionswillen, sondern wird vielmehr an der generellen Unvereinbarkeit der Positionen liegen. Sobald die messianischen Juden beginnen, grundsätzliche Theologie zu betreiben, wird ihnen aufgehen, dass sie, wie einst die historischen Judenchristen, in der Großreligion Christenheit, die sich heute aus ganz anderen Wurzeln speist, keine Perspektive haben. Denn die einstmals jüdischen Entleihungen im Christentum haben ih-

[108] Deutschkurse, Hilfe beim Umgang mit Behörden, aber auch Einführungen in jüdisches Brauchtum und die hebräische Sprache.

[109] Ein gewisser politischer Druck bestand dabei freilich auch, ging es doch um die Weiterexistenz des Judentums als „erlaubte Religion“. Denn die „messianischen Juden“ der Frühzeit wurden durch ihre liberale Eintrittspraxis zu einer Konkurrenz für den römischen Staatskult wie für den Bestand des Judentums. Daraufhin mahnten die Kaiser die Juden, sich zu positionieren – und das Rabbinat tat ihnen nur zu gern den Gefallen.

ren Sinn und ihre Bedeutung so weitgehend verändert, dass sie mit der jüdischen Definition derselben nicht mehr kompatibel gemacht werden können. Aus dem messianischen Judentum wird eine weitere Spielart des – evangelikalen – Christentums werden.

3. Islam

Im letzten halben Jahrhundert ist der Islam zu einer westeuropäischen Religion geworden. Er hat aber deshalb seine orientalische Mentalität nicht aufgegeben, sondern vielmehr den Orient – einen, der zum Beispiel in der Türkei dort so gar nicht mehr existiert – in den Okzident eingewoben. Heute ist in

Deutschland der Islam die zweitstärkste Glaubensgemeinschaft mit etlichen Millionen Bekennern. In Frankreich, dem Vereinigten Königreich, den USA und den Beneluxländern, ja selbst in Spanien sieht es nicht viel anders aus. Bulgarien und Bosnien verfügen seit Jahrhunderten über beträchtliche islamische Bevölkerungsanteile.

Dabei sind die Ausprägungen des Islam regional durchaus unterschiedlich. Aber das trifft auch für die orientalische Welt als solche zu. Der Nahe Osten kennt einen anderen Islam als beispielsweise der Maghreb oder Indien und Indonesien oder China, in dessen Westen er ebenfalls traditionell präsent ist. Denn der Islam, die Religion des einen Gottes ist, wie alle modernen Religionen, kein erratischer Block. Wie Christentum und Judentum besteht der Islam aus – zum Teil miteinander konkurrierenden – religiösen Konzeptionen, aus denen jederzeit wiederum neue erwachsen können.

3.1. Die arabische Welt und der Urislam

3.1.1. Die Bedingungen

Arabien, die arabische Halbinsel, war am Beginn des siebenten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung kein kulturloses Land, aber es war und ist noch heute ein wirtschaftlich problematisches Gebiet. Nur am Küstensaum des Roten Meeres war eine durchgängige Landwirtschaft und nur im Binnenbereich des Küstengebirges wenigstens noch Oasenwirtschaft möglich. In der Wüste Nefud war teilweise[110] noch Kamelzucht möglich, in der Wüste Rub al Chali[111] gar nichts mehr.
Eine konstante Siedlungsgeschichte gibt es nur für die Küstengebiete. Sie reicht allerdings bis zum Ende der letzten Eiszeit zurück und erzählt von unzähligen Eroberungen, aber auch von Reichsgründungen und alten Städten. Ihre Ruinen hat Mohammed, der Stifter des Islam, zum Teil noch gesehen.
Nachdem Arabien lange ein Feld für verschiedenste Interessen gewesen war, fiel es im siebenten Jahrhundert dem Reich des Persers Chosrau II (602 – 616) zu. Aber um die arabischen Steppenstämme kümmerte sich die persische Bürokratie nur in etwa so wie sich das portugiesische Kolonialsystem einst um die Indianer Brasiliens gekümmert hat, nämlich eigentlich gar nicht.

Mekka, die Heimatstadt des Mohammed ibn Abdallah, an der Weihrauchstraße gelegen, war bereits damals eine alte Stadt. Sie hatte sich als Oasenstadt um

[110] Das Klima in der Nefud unterlag großen Schwankungen, einmal erschien die Wüste eher als Steppe, dann wieder als lebensfeindliche Sandwüste. Daher nutzten auch die Nomaden zumeist nur die Randzonen.

[111] Sprechender Weise bedeutet der Name das Leere Viertel. Hirten und Karawanen mieden es nach Möglichkeit.

eine Handelsstraßenkreuzung entwickelt und lebte vom Hin und Her der Waren, die auf Mekkas Handelsmesse ihre Besitzer wechselten. Diese große Messe fand gekoppelt mit einer großen Pilgerfahrt zum Heiligtum aller Götter, der Kaaba, statt oder besser gesagt, sie war die weltliche Seite dieser hochberühmten spirituellen Veranstaltung.

Aber auch außerhalb der Messezeiten lebte Mekka von den Karawanen, die auf ihren Routen kreuz und quer durch die Halbinsel hier Station machten. Denn die Eigenwirtschaft der Stadt erbrachte nicht viel – ein bisschen Gemüse aus den Gärten um die Stadt, und etwas Korn, ein paar Kamelkeulen und Hammelrücken – das war alles, was man selbst erzeugte. Nicht genug, um im Ernstfalle auch nur wenige Tage zu überleben. Nur Wasser war im Allgemeinen vorhanden – zumindest genug, dass Mensch und Vieh nicht verdursteten. Mit dem Waschen sah es schon anders aus. Aber der Mensch wusste sich zu helfen, anstelle des knappen Wassers „wusch“ er sich mit dem keimfrei ausgeglühten Sand der Wüste – der war stets reichlich vorhanden, mehr als man brauchen konnte. In Sachen Kleidung hielt man sich so sparsam wie möglich – Männlein wie Weiblein trugen und vor allem tagsüber, nur das dringend Notwendige, zuhause nicht einmal das. Denn an den heißen Tagen war es anders oft ohnehin nicht auszuhalten und das Erfordernis, Wasser zu sparen, indem man nicht so viel zu waschen hatte, kam hinzu.

Die Häuser in Mekka waren, diesem Klima angemessen, fensterlos um einen Hof gebaut, unter dessen Arkaden der arbeitende Mensch Sonnenschutz und durch ein ausgeklügeltes System von Luftkanälen und –schlitzen unterhalb der Zimmerdecken auch Kühlung fand. Baustoff der Häuser war Lehm, der die Eigenschaft hat, die Nachtkühle zu speichern und ebenso an die Räume tagsüber abzugeben wie nachts die gespeicherte Wärme des Tages. In der Nacht nämlich wird es in Wüstenregionen bitter kalt. Aber es gab natürlich nicht nur die Häuser der reichen Kaufleute. Es gab auch die Hütten derer, die für die Kaufleute Kamele versorgten, ihre Häuser instand und sauber hielten, ihre Küchen und Keller versorgten, ihre Kinder säugten (und die eigenen dazu) Straßen und Plätze sauber hielten und allerhand Bedürfnisse Einheimischer und Fremder befriedigten – bis hin zu einem mobilen „Hostessendienst“ für die Verehrer der Allat und Al Uzza. Diese Hütten waren wie überall in solchen Gebieten aus einem leichten Balkengerüst gefertigt, das mit Matten aus zerspleißten Dattelpalmwedeln behangen und – um die Festigkeit zu erhöhen – mit Lehmputz beworfen wurde. Eine solche Hütte musste nicht unbedingt eine kleine Behausung sein – es war nur eine ebenerdige, während die festen Häuser zumeist einen Oberstock an einer Dachterrasse aufwiesen. Sie war tagsüber wärmer und nachts kälter als die Lehmhäuser. Dann gab es noch die Zelte der Nomaden, die auch zwischen Häusern und Hütten dann aufgeschlagen wurden,

wenn Nomaden etwas in der Stadt zu tun hatten. Gemeinhin aber standen sie vor den Stadttoren und konnten dort auch in Frieden bleiben, denn das Gebiet von Mekka war Banngebiet – für jeden unfreundlichen Akt und Übergriff verboten. Wir sollten uns diesen Umstand merken, wenn wir später über Mohammeds Umzug nach Yathrib reden.

Wäre das Gebiet von Mekka nicht Banngebiet gewesen, hätten die Mekkaner wohl an jedem Tag Opfer beklagen müssen, denn in der Stadt kreuzten sich Bestrebungen, Interessen und Meinungen aller Art und aus allen Himmelsrichtungen. Hier trafen sich alte Freunde, aber auch alte Feinde – deren gab es genug und Feindschaften erstanden zudem, wie Freundschaften, immer neu. Einige der größten Vergnügen beduinischer Stämme bestanden darin, einander Beute abzujagen, fremden Karawanen aufzulauern und sich zu nehmen, was gefiel. Ein weiteres Vergnügen war es, die eigene Ehre mit allen Mitteln zu bewachen und alles, was einem am Verhalten des Nachbarn etwa nicht gefiel, als Ehrverletzung blutig zu ahnden. Ein weiteres großes Vergnügen war es, sich aus jedem irgend möglichen Anlass zu streiten und dabei des Messers nicht zu schonen, denn dazu, und nicht zum Bratenschneiden, war es eigentlich da. Gab es bei einem solchen Streit dann Tote – nicht selten gab es die und nicht selten kam zur Streitlust die Trunkenheit – war Blutrache zwingend vorgeschrieben.

Worum es bei solchen Streitereien ging? Um Meinungsverschiedenheiten (selten), um angeblichen Betrug beim Handel (öfters), aber zumeist ging es um Frauen. Sie waren die begehrtesten Handelsobjekte der Wüste. Demzufolge wurden sie gekauft, verkauft und natürlich auch gestohlen, geraubt, mutwillig beschädigt, aus niederen Beweggründen zerbrochen – was eben Konkurrenz fertig bringt. Für ihren Unterhalt war der, der sie kaufte, nicht unbedingt verantwortlich, aber er war unbedingt verantwortlich für ihre „Ehre“, das heißt für ihren unversehrten Zustand als Jung- wie als Ehefrau. Er war verpflichtet, Übergriffe zu rächen. Damit also das Zusammentreffen so vieler „ehrenhafter“ Männer (nicht nur Beduinen) nicht regelmäßig zu Massakern führte, war Mekka Bannkreis, in dem der Gebrauch von Waffen, ja auch nur das Austragen von Streitigkeiten unter Androhung schmerzlicher Strafen untersagt war. Stattdessen, um allfällige Meinungsverschiedenheiten beizulegen, existierte eine Schiedsgerichtsbarkeit. Diese wurde präsidiert von der jeweils herrschenden Sippe. Zur Zeit von Mohammeds Berufung war das die Sippe der Quraisch, deren einem Familienverband, den Banu Haschim, Mohammed angehörte. So kann man sagen, dass die Rechtsnorm des Ausgleichs, die Ablehnung von Übergriffen, und das Finden von Kompromissen in der Mentalität der Mekkaner – und so auch Mohammeds – bereits angelegt waren.

Die soziale Struktur der arabischen Stämme war zu Mohammeds Zeiten rein patriarchal. In der Geschichte war das aber einmal anders gewesen. Die einzigen Überlebenden dieses Anderseins waren die Göttinnen des – pan-arabischen – Pantheons. Die Göttinnen in der Kaaba waren nämlich nicht nur mekkanisch. Im „weltlichen“ Bereich aber bestimmten in der arabischen Gesellschaft jener Tage die Männer, was zu geschehen hatte – sie bestimmten auch über den Ertrag der Arbeit, welche Frauen verrichteten. Es sei denn, und das ist bedeutsam auch für Mohammeds weiteres Leben, diese Frauen heirateten aus irgendwelchen Gründen eben nicht. Stattdessen entschieden sie sich dafür, ihre Angelegenheiten selbst in der Hand zu behalten und – siehe da – niemand nahm daran Anstoß. Sie hatten, sofern sie keinem Mann gehörten, die volle Verfügung über ihr privates Eigentum, auch über das an Produktionsmitteln und Produktionsgegenständen. Unter dem Schutz der Sippe trugen sie alle Risiken außer dem des tätlichen Angriffs auf ihre Person selber. Der allein nämlich hätte die Sippe auf den Plan gerufen.

Zentrum Mekkas war, wir sagten es schon, die Kaaba. Wann sie gebaut worden ist, kann niemand mehr sagen, aber sie ähnelt in ihrer einfachen Architektur den persischen Feuertempeln jener Zeit und früherer Zeiten. Auch sie waren schmucklose Würfelbauten mit einem hoch gelegenen Tor. In ihnen brannte, von Priestern gehütet, das nie verlöschende Feuer, das Sinnbild des Ahura Mazda, des guten Gottes der Perser, dem ein böser Gott von gleichen Kräften ewig gegenüber stand. Zwischen den beiden Polen spielte, durch beide bedingt, die Vielfalt des Lebens und neigte sich einmal diesem, ein andermal jenem Pol zu, blieb aber insgesamt stets in einer aktiven Balance. Die fensterlosen Feuertempel symbolisierten diese Dialektik von Polarität und Balance. Wollte oder musste der Priester den Tempel betreten, so benutzte er eine herangeschobene Treppe – wie noch heute eine solche an die Kaaba herangeschoben wird, wenn Pilger dadurch besonders geehrt werden sollen, dass ihnen gestattet wird, in der Kaaba zu beten. Nun war die Kaaba vielleicht einmal als Feuertempel errichtet worden, aber sie wurde nicht als Feuertempel genutzt, denn die Perser, denen das Gebiet nominell gehörte, kümmerten sich, wie man auch aus anderen Landstrichen weiß, nicht um die Religion ihrer Untertanen und schon gar nicht in entlegenen Gebieten ihres zu jener Zeit einmal wieder riesigen Einflussgebietes. Daher hatten die Mekkaner für das Gebäude eine eigene Verwendung gefunden. Sie hatten in diesem Bau alle Götter und Göttinnen versammelt, die es in den arabischen Königreichen und Stadtstaaten, bei den Sippen und Stämmen gab. Für die öffentliche und allgemeine Verehrung hatten sie in der Außenmauer der Kaaba einen Meteoriten eingelassen, den so genannten Schwarzen Stein, der als direkte Gabe des Himmelsgottes an die Menschen galt. In der Kaaba selbst trafen sich die „Aristokraten“ der Stadt und der Stämme zu zwanglosem Gespräch, Handel und natürlich auch Zeremoniell.

Es scheint, dass die umgreifende Religion der Araber eine Hochgottreligion war, in welcher ein Gott – oder auch eine Göttin – über einer Masse von Gottheiten stand und diese mehr oder weniger effizient regierte. Es scheint, dass dieser Hochgott zu Mohammeds Zeiten, seinen Sitz ebenfalls in der Kaaba hatte. Um die Kaaba herum fanden die großen Märkte statt. Um die Märkte lagerte sich die Stadt, eng in ihre Mauern gepresst, und um die Mauern lagerten sich die Gärten, deren auch Mohammeds Familienverband zumindest einen besaß, denn: in einem dieser Gärten widerfuhr ihm im Jahre 610 seine erste Vision von Allahs Boten Gavril, Juden und vor allem Christen bestens bekannt als Gabriel der Erzengel.

3.1.2. Die Quellen des Islam

Wenn man einen Muslim fragt, dann ist die einzige Quelle des Islam natürlich das geoffenbarte Wort Gottes. Aber ganz so einfach liegen die Dinge nun einmal nicht. Der Islam fiel nicht vom Himmel. Mohammed, der ihn erkannte, war auf diese Erkenntnis durch viele Strömungen und Begegnungen vorbereitet worden.

Durch seine Messe war Mekka nicht nur Begegnungsstätte der Menschen, sondern auch der Ideen und Vorstellungen, die auf der arabischen Halbinsel zu jeder Zeit kursierten. Welche waren das zu Mohammeds Lebzeiten? Da waren zunächst einmal die Vorstellungen der zoroastrischen Perser, zu denen sich auch die städtische Oberschicht zuweilen hingezogen fühlte. Dann gab es in Mekka und überhaupt in der arabischen Kultursphäre viele Juden, die im persischen Reich und unter persischem Einfluss ihrem Glauben frei leben konnten und daher seit längerem hier ansässig waren. Menschen, die weder vom einen noch vom anderen Glauben einen Vorteil hatten, wandten sich immer wieder spontan auftretenden Predigern und Propheten zu, die eigene Vorstellungen, oder den Geist anderer bestehender Religionen lehrten. Einige von ihnen hat auch Mohammed getroffen, wenn nicht in Mekka, dann auf den Handelsreisen, die er im Auftrag seiner Frau unternahm. Es entging ihm nicht, dass die intelligentesten Religionen in Büchern aufgezeichnet waren – die der Juden, der (koptischen [112] und nestorianischen) Christen, aber auch der Zoroastrier. Er empfand diesen Umstand als Vorzug. Es entging ihm nicht, dass die Bekenner der „Buchreligionen“ anscheinend nur einen Gott anbeteten – der

[112] Das koptische Christentum wurde Mohammed zuerst durch die Kontakte mit Äthiopien bekannt. Das heißt, in einer Form, die einerseits keine Beschränkungen auf bestimmte Dogmen kannte, andererseits in ihrem Wesen eher afrikanisch, denn westlich orientiert ist. Das äthiopische Christentum hat sich seit jenen Tagen kaum verändert, und so ist gut zu studieren, wie es auf Mohammed gewirkt haben kann.

Ahriman der Perser wurde akzeptiert, aber nicht verehrt. Es entging ihm ferner nicht, dass die Anhänger der Buchreligionen offenbar einen festeren inneren Zusammenhalt hatten als die sich auch innerhalb ihrer Stämme und Sippen immer wieder befehdenden Araber.

Aber es gab noch andere Religionen und geistige Strömungen, die Bücher besaßen: da waren die Manichäer, Anhänger einer persischen Alternativreligion, die alle bisherigen Religionen zusammengefasst haben wollte – aber im Grunde nur eine Fortführung von Elementen der alexandrinischen Gnosis vermischt mit zoroastrischen Elementen war. Bücher besaßen auch die Mandäer, die damals im persischen Gebiet lebten, aber mit ihnen ist Mohammed wohl eher nicht zusammen getroffen. Mit Sicherheit zusammen getroffen ist er aber mit Flüchtlingen aus dem – byzantinischen – Ägypten, die ein Buch mit sich führten, dessen Lektüre ihn so ergriff, dass er es bei der Abfassung seines eigenen Buches für die Araber mit verwendet hat – verstohlen zwar, aber noch nachvollziehbar. Ergriffen hat ihn auch, was diese Vertriebenen über Jesus sagten: denn sie bestritten, dass er jemals unter Pontius Pilatus gekreuzigt worden wäre und scheinen das auch recht gut begründet zu haben, denn Mohammed nahm ihre Lesart der Biographie Jesu als die richtige in den Koran auf. Es wäre zwar jemand gekreuzigt worden, sagten sie, aber dieser Jemand sei auf keinen Fall Jesus gewesen, sondern jemand, der ihm „ähnlich“ gewesen sei. Diese Stelle hat dann wiederum zu wilden Spekulationen und Übersetzungskunststückchen Anlass gegeben, aber das ist hier nicht unser Thema.

Alle diese Berührungen: Christentum in seiner äthiopischen und mesopotamischen Gestalt, Judentum in seiner nichtrabbinischen, vom babylonischen Talmud her verstandenen Version, Manichäismus und Zoroastrismus mit ihrem unversöhnlichen moralischen Dualismus (der kosmische berührte ihn wohl weniger), und last but not least, die Schriften und Lehren der – in Byzanz bereits seit Jahrhunderten schwer unterdrückten – Erkenntnislehre fanden ihren Niederschlag in Mohammeds Lehre. Allerdings hat er keine von ihnen lediglich kopiert, sondern ihre Aussagen so wie er dieselben verstand, seiner Mentalität entsprechend fortgeschrieben. So ist aus alledem plus seinen eigenen religiösen Erfahrungen etwas genuin Neues entstanden: der Islam.

Hatte aber nun Mohammed seine Vision oder nicht? Der Muslim wird diese Frage höchst ketzerisch finden, aber der ihn Betrachtende muss fragen. Man mag sich beruhigen – alles, was Mohammed später zu dieser Vision zu sagen hat, klingt glaubwürdig. Seine Furcht, die Verzerrungen von Zeit und Raum, all das klingt nach einer Überschneidung der Dimensionen. Aber, das wollte ich deutlich machen, diese Vision fiel nicht auf unbestellte Erde, sondern sie traf in einen bereits vorhandenen Pool religiöser Erfahrungen und Erkenntnisse. Sie

krönte sozusagen das Bemühen, belohnte die Inbrunst, mit der Mohammed, in schwerer persönlicher Krise, nach einem Gott suchte, bei dem er Trost und Erklärung dessen finden konnte, was ihm widerfahren war: der Tod seines letzten Sohnes von seiner Frau Chadidja. Der Vision des Mohammed ist aber noch eine andere Bestätigung abzulesen: eigentlich war er drauf und dran, Selbstmord zu begehen. Die Vision rettete – weitschauend - ihn nicht nur, sondern erweiterte auch sein geistiges Sichtfeld, gab ihm eine neue, eine über alles Bisherige hinausweisende Aufgabe. Im Umkreis Arabiens, einem bis dahin eher randständigen Kulturraum, sollte er durch die Verkündigung neuer Ideen eine Heimstatt schaffen für jene Vorstellungen, die von den bis dahin etablierten Ideologien verworfen oder nicht beachtet worden waren. Er hat diese Aufgabe vielleicht erfüllen wollen – aber was dabei heraus kam, erfüllte dann nicht immer ganz die Erwartungen, die wohl an ihn gestellt worden waren. Indes: es wurde eine Religion geschaffen, und zwar ganz bewusst, die nunmehr seit über tausend Jahren ein nicht wegzudenkender Faktor der Menschheitsgeschichte ist. Das ist bei allem Für und Wider zu erwägen und zu beachten. Er hat eine Ideologie geschaffen, die bewusst an westliche Traditionen anknüpfte – das sollten die heutigen Vertreter derselben, wenn sie zum Beispiel über den Jihad nachdenken, stets im Blick behalten. Der Islam will nicht aus einer Laune nach „Westen“ – er ist so angelegt, dass er nur in diesem Kulturkreis seine Mission ganz erfüllen kann. Islam bedeutet neben vielem Anderen auch: den Anschluss des Orients an die Denk- und Erfahrungswelten des Okzidents.

3.1.2.1 Mohammed und der Koran

3.1.2.1.1. Mohammed

„Fand er dich nicht als Irrenden und leitete dich recht? Fand er dich nicht als Waise und sorgte für dich? “[113] fragt der Koran. Mohammeds Vater Abdallah starb früh und ein vaterloses Kind gilt als Waise, denn die Mutter gilt im Orient nicht als Familienoberhaupt.
Wir kennen das Leben des Mohammed ibn Abdallah von dem aller Religionsstifter am besten, denn er selbst bezog es paradigmatisch in seine Lehre ein. An seinem Leben, so die Lesart des Islam, wird Allahs Wirken offenbar und so ist es durchaus, findet man, in der Ordnung, wenn wir im Koran und den Hadithen das Leben in Mohammeds Haus und Familie teilweise mit geradezu peinlicher Offenheit geschildert finden.

[113] Sure 93, 7

Mohammed wurde um das Jahr 570 in Mekka geboren. Seine Eltern starben früh und er wuchs unter der Obhut seines Onkels väterlicherseits, Abu Talib auf. Dieser stieg mit der Zeit zum Oberhaupt der Banu Haschim, des väterlichen Familienverbandes, auf. Aber er wurde nie wohlhabend, hatte zudem eigene Söhne die zu versorgen waren, und der Pflegesohn war gehalten, sich möglichst bald seinen Unterhalt selber zu verdienen. Mohammed trat, nachdem er zunächst als Hütejunge gearbeitet hatte und nun erwachsen geworden war ins, ein. Dort bewährte er sich als zuverlässig[114], so dass Chadidja nach und nach das gesamte Geschäft in seine Hände legte. Mehr noch – die (fünfzehn Jahre ältere) Witwe[115] fand auch als Frau Gefallen an ihrem Geschäftsführer und trug ihm die Ehe an – was sie als die wirtschaftlich Stärkere in diesem Falle sehr wohl tun durfte. In dieser Ehe kamen sechs Kinder zur Welt, vier Töchter und zwei Söhne. Dennoch kam es nicht dazu, dass Mohammed und Chadidja einen Kunya, einen Elternnamen geführt hätten, denn beide Söhne starben[116] und von den Töchtern überlebte nur eine, Fatima, obschon ebenfalls kränklich, ihren Vater. Das Hinsterben der Kinder war aber nicht nur Grund zu tiefer persönlicher Trauer, sondern war hinreichende Ursache für existenzbedrohende Ängste. Denn: Ein Mann ohne Kinder galt vor Göttern und Gesellschaft als ein Nichts. Er war ein Bedauernswerter, von den Göttern Verfluchter, der in der Sippenhierarchie stets ganz unten rangieren würde – wie gut er auch sein Geschäft verstehen mochte. Er gehörte eben noch dazu – aber er galt nichts bei seinesgleichen und auch nichts bei den Angehörigen anderer Verbände, so geschickt er auch zu verhandeln verstand und so zuverlässig er auch war. Als also Mohammeds zweiter Sohn starb und Chadidja nicht mehr in der

---

[114] Er wurde in Händlerkreisen geradezu der „Zuverlässige“ genannt.

[115] Die Verbindung von Mohammed und Chadidja geschah zu einem Zeitpunkt, da diese noch fruchtbar war. Da die Unfruchtbarkeit bei orientalischen Frauen früh einsetzt (in etwa um die Mitte der Vierziger) wird Chadidja um 610, als ihr zweiter Sohn starb, und sie bereits die Menopause erreicht hatte, eben in der zweiten Hälfte des vierten Lebensjahrzehnts gestanden haben. Mohammed selbst hatte damals eben die Dreißig erreicht, ein Alter in dem religiöse Berufungen oft aufbrechen. Er war also, als die damals eben um das Ende der Zwanziger, Anfang der Dreißiger stehende Witwe ihm die Ehe antrug, ein noch sehr junger Mann – eben erst der Knabenzeit entwachsen, höchstens achtzehn Jahre alt, wahrscheinlich jünger. Bedenken wir allerdings dass Männer im alten Orient bereits mit dem dreizehnten Lebensjahr als mündig galten und damit auch als ehemündig, ist dieses Heiratsalter für Mohammed wohl eher als normal zu betrachten. Schließlich musste er keinen Familienunterhalt aufbauen, da er diesen heiratete. Chadidja war, wenn sie das Gefallen eines eigentlich noch halbwüchsigen (und entsprechend auf Äußerlichkeiten orientierten) Jünglings erregte, eine grazile Frau von jugendlicher Schönheit gewesen sein, keine Matrone.

[116] Der Letzte starb eben im Jahre der Offenbarung 610. Sein Tod war der Anlass der Vision.

Lage war, Kinder zu gebären war Mohammed also mit serh gutem Grund verzweifelt. [117]

3.1.2.1.2. Der Offenbarer

„Du, der du da liegst – steh auf und warne; und deinen Herrn, verherrliche ihn…[118]“ so klang die erste Offenbarung Allahs an seinen Propheten. Sie kam Mohammed nicht von diesem selber, sondern von einem Wesen, dessen Erscheinen gleichwohl den ganzen Himmelsraum über dem Garten am Berg Hira bedeckte, wohin Mohammed sich zurückgezogen hatte, um mit den Göttern in den Sternen, mit der Allat im Boden und mit Hubal, dem Gott seiner Sippe, allein zu sein. Er hatte das schon oft getan, ihnen immer wieder seine Unschuld und ihr Versagen vorgehalten, in Demut um Willfahrung gefleht – aber Himmel wie Erde waren stumm geblieben.
Der Bote verhieß ihm keinen Sohn. Der Bote, ganz Himmelswesen, kümmerte sich um irdische Belange nicht. Er war überhaupt nicht gekommen, um mit Mohammed zu diskutieren. Der Bote war nur Befehlsempfänger, Übermittler eines stärkeren Willens. Aber er brachte dennoch Neues: er brachte die Botschaft vom Weiterleben der Seele nach dem Tode, auch für die Araber. Er brachte die Botschaft von dem einen Gott, der auch für die Araber da sein wollte, vom Tag des Gerichts und der Vergeltung, auch für die Araber. Und er trug Mohammed auf, alles, was er ihm verkündet hatte und noch verkünden werde, „seinen“[119] Arabern zu offenbaren.

---

[117] Unter anderen Voraussetzungen hätte Mohammed eine zweite Frau neben Chadidja nehmen können und hätte es auch getan – aber sein Ehevertrag band ihn an Chadidjas Willen und gestattete ihm keine Nebenfrau. Es ist vorstellbar, dass zu seiner Verzweiflung als gescheiterter Familiengründer auch noch der Zorn getreten war, dass dieser Vertrag ihn in einem solchen Status festhielt und er sich deshalb auch räumlich von Chadidja getrennt und Wohnung im Garten des Ehepaares am Berge Hira genommen hatte, um Kraft für eine beabsichtigte Trennung zu schöpfen. Bei der dominierenden Stellung seiner Frau mochte er hierzu schon eine Art Anlauf benötigt haben.
Böse Zungen könnten hieraus folgern, dass Mohammed, um ein achtbares Leben zu führen, nur noch eine Rolle als geistiger Führer übrig blieb und wie so oft ist das nicht von der Hand zu weisen - Wunder haben es an sich, dass sie sich im Nachhinein restlos erklären lassen, dass ein Geschehen, ein Motiv ins andere greift, nur: vorhersehbar waren sie nicht.

[118] Sure 74,1

[119] Anders als mehr als tausend Jahre später sein Schicksalsgenosse Joseph Smith, hat sich Mohammed ibn Abdallah damit auch alle Mühe gegeben. Aber um diese Botschaft wirksam verkünden zu können, mussten die Araber erst einmal „seine“ werden. Das bedeutete zwangsläufig, dass er auch politische Mittel würde finden und gebrauchen müssen. Der Islam als politische Einheit ist also schon einmal keine Fehlentwicklung der Dinge.

Mohammeds erste Reaktion war die, welche alle von solchen Begegnungen wirklich Betroffenen zeigen: er suchten umgehend und vehement nach einer Möglichkeit, die allzu ehrenvolle Mission wieder los zu werden. Er fühlte sich nicht geschmeichelt, sondern am Boden zerstört, nicht belohnt, sondern ungerecht behandelt, nicht getröstet, vielmehr verspottet. Er hatte keinen einzigen Grund sich dieser Begegnung zu rühmen. Nur fromme Betrüger rühmen sich solcher Begegnungen und hatten dann mit Sicherheit keine. Wem dieses wahrhaft widerfährt, empfindet es als Zumutung, als peinliche Verletzung seiner Intimsphäre, und statt darauf stolz zu sein, zweifelt er an seiner geistigen Gesundheit. So erging es auch Mohammed.

Wäre Mohammed in dieser Situation allein gewesen, es hätte den Islam niemals gegeben. Denn er hatte seine Inbrunst, wie alle Frommen, unterschätzt und war von dem, was sie auslöste, quasi aus dem Nichts überfallen worden. Er wusste nicht, dass Inbrunst der Schlüssel ist, der – unabhängig von Selbsterkenntnis - die Anderwelt öffnet. Er wusste nicht, dass starke Empfindungen starke Kräfte sind, die alle Normen über'n Haufen rennend, sich den Weg zu anderen starken Kräften bahnen. Überwältigt von dem, was ihm geschehen, hätte er geschwiegen, sich geduckt und alles im Sande verlaufen lassen. Er hätte Chadidja, im stillen Bewusstsein Rückhalt bei den numinosen Mächten zu haben, verlassen und wäre bei seiner Tüchtigkeit sicher ein in der Erinnerung daran etwas zufriednerer, aber lebenslang unauffälliger Mekkaner Bürger geworden. Mit Sicherheit wäre er irgendwann noch zu seinem Kunya gekommen. Wenn nicht von Chadidja, dann vielleicht von einer anderen Frau. Denn es bestand durchaus die Möglichkeit, sie von dieser Notwendigkeit zu überzeugen, ein Ehevertrag war kein Evangelium. Oder er hätte mit der Zeit den Verstand verloren. Denn solche Begegnungen pflegen zuweilen an dem, der sie erfuhr, zu fressen und ihn irgendwann, nicht immer sofort, aufzufressen.

Aber Mohammed war nicht allein. Sondern seine Frau Chadidja, wusste durch ihren Cousin Waraqa ibn Naufal, den Hanifen, der in jener Nacht Mohammed suchen gegangen, und daher Zeuge des Geschehens geworden war und auch einiges Wissen von den Dingen der Anderswelt besaß, vom Phänomen der Vision und wie eine solche sich vollzieht. Zitternd und bebend sah sie Mohammed vor sich und erkannte die Beschreibung Waraqas wieder. Es mag so gewesen sein, dass er aus seiner Ergriffenheit gerade das Schwert schmiedete, das sie töten sollte. Aber sie sah ihn, sah nicht seine Gedanken, und tröstete ihn indem sie ihn ermahnte, Gott nicht auszuweichen, da das nicht gut für ihre und aller Seelen sei. Ohne diese zwei Menschen, Chadidja und Waraqa, hätte es den Islam nicht gegeben. Aber nur Chadidja wurde Muslima. Waraqa, der spirituell Erfahrene, blieb Hanife. Auf Chadidja aber geht die Schehada, das islamische Glaubenszeugnis zurück: Ich bezeuge, es gibt keinen Gott außer Allah und Mohammed ist der Prophet Allahs. Sie war die Erste, die dieses Zeugnis ablegte.

Was aber die Verbreitung dieser und in deren Gefolge noch anderer Botschaften anbetrifft, so entwickelte sie sich keineswegs zu einem Siegeszug. Eher wurde sie zu einer, wenn auch immer wieder mühsam aufgehaltenen, Katastrophe. In Mekka war man seit jeher alle möglichen und unmöglichen Propheten gewöhnt und die skurrilsten Botschaften und man war durchaus bereit, zu glauben, dass Mohammed an seine Botschaft glaubte. Aber man war nicht bereit, um ihretwillen alles stehen und liegen zu lassen und sich ihr anzuschließen, eben weil es so viele solche Botschaften gab. Die Mekkaner waren, was spirituelle Ereignisse anging, kann man sagen, reichlich abgebrüht. Viele vor die die Botschaft kam, dachten auch: der Ärmste, jetzt hat der Schmerz ihm den Verstand geraubt und sie dachten es nicht immer leise. Über Chadidjas Zeugnis setzten sie sich hinweg, schließlich war sie ja nur die Ehefrau und Mohammed offenbar hörig, und auch der zweite Gläubige, Abu Talibs Sohn Ali war Familienmitglied und demzufolge nicht ernst zu nehmen. Gleiches galt für den Sklaven, der den Islam angenommen hatte. Etwas anders sah es schon aus, als der reiche Kaufmann Abu Bakr aus der mächtigen Sippe der Umaiya, sich ihm anschloss. Aber noch beobachteten die Stammeshäupter nur, was sich um den neuen Propheten begab und fanden es nicht besonders aufregend.

Aber Mohammed, einmal von der Richtigkeit und Stimmigkeit seiner Erfahrung überzeugt, ließ nicht locker. Er predigte öffentlich und verwickelte Handelspartner in religiöse Gespräche, er lernte, sein Verhandlungsgeschick auch für diesen Zweck zu nutzen, und es gelang ihm, seine Zeitgenossen zumindest **davon** zu überzeugen, dass er nicht geistes- oder gemütskrank geworden sei. Mit dem Geschäft freilich konnte er sich nun kaum noch befassen, zudem: die Besuche des Engels (es sei, meinte der erfahrene Waraqa, wohl Gavril gewesen, der biblische Gabriel) nahmen keine Rücksicht auf Handelsgespräche und geschäftliche Angelegenheiten. Mitten in der Arbeit konnten sie über ihn kommen und ihn ähnlich einem Krampfanfall außer Gefecht setzen. Erhob er sich, hatte er eine neue Botschaft, die er nach Weisung des Engels notieren ließ.

Man sagt, er habe nicht schreiben können, was für einen Kaufmann allerdings seltsam anmutet, denn wie sollte ein solcher sonst sein Geschäft überschauen können, wenn er nicht durch seine eigene Buchhaltung steigen konnte. Dem widerspricht auch, dass die koptische Kirche von Alexandria das wohl einzige eigenhändige Dokument des Propheten vorweisen kann, in dem er ihr das Bestehen garantiert. Die Echtheit dieses Dokuments wird auch von den ägyptischen Muslimen nicht angezweifelt. Dass Mohammed die Offenbarungen des Engels nicht selber niederschrieb wird seinen Grund darin gehabt haben, dass er sich nach einer Offenbarung nicht in der Lage fühlte, das zu tun, hingegen geradezu gedrängt, sie umgehend auszusprechen. Zuweilen sprach er seine

Offenbarungen noch im Zustand postvisionärer Befangenheit aus, in dem er, verhüllten Gesichts, bestimmt nicht schreiben konnte. So ist vielleicht auch sein im Koran überlieferter Einwand zu verstehen, dass er nicht schreiben könne: dass er es nämlich just im Moment der Offenbarung nicht vermöge.

Etliche der Vision folgenden Ereignisse sorgten dafür, dass der Fall Mohammed über die Grenzen seines Kontors hinaus für Klatsch sorgte[120]. Dieser wiederum sorgte dafür, dass Menschen Mohammed wegen solchen Klatsches aufsuchten und keineswegs alle, aber immer mehr, verließen ihn als Gläubige. Denn was er zu sagen hatte, klang vielleicht Manchem provokant, aber es klang Anderen auch sehr vernünftig. Keineswegs klang es aberwitzig oder von Wahnsinn gezeichnet, sondern Mohammed erwies sich in seinen Lehren als guter Disputant, der keine Antwort schuldig blieb. Diese Antworten zeigten eindeutig, dass er „mit beiden Beinen auf dem Teppich" blieb, denn nicht sphärische Klänge oder himmlisches Kauderwelsch kamen in seinen Predigten aus seinem Mund, sondern handfeste Verweise auf allen bekannte Tatsachen und Geschichten.

„Es gibt keinen Gott außer Allah" – das klang zunächst harsch in ihren Ohren. Mohammed setzte noch einen drauf: wenn sie Beweise hätten, dass dem nicht so sei, „her mit ihren Beweisen!" Sie hatten keine – wie auch hätten sie solche haben sollen. Aber Mohammed hatte Beweise – nämlich die gesamte Schöpfung und die Weisheit, mit der Allah dieselbe für des Menschen Wohlfahrt eingerichtet hatte. Er hatte noch mehr Beweise – hatte Allah nicht immer wieder Hanifen[121], also Verkündiger, geschickt und waren gerade diese nicht immer wieder von Arabern missachtet und massakriert worden?[122] Die Juden und die Christen hatten hingegen ihre Verkündiger nicht verachtet, warf Mohammed seinen Arabern vor, deshalb wären sie jetzt ein einiges Volk und würden sich nicht dauernd miteinander zanken wie die Araber es – leider – täten. Die

---

[120] Sehr viele davon waren indes nicht durch Mohammed, sondern durch diesem missgünstige Zeitgenossen verursacht.

[121] Eigentlich Hanafi – Ketzer, Häretiker, nämlich Kritiker der gesellschaftlichen und vor allem der ideologischen Verhältnisse. Mit einiger Vorsicht könnte man in ihnen, die auf den Grund der Religion zielten, jene „Urchristen" sehen, durch die Zitate aus dem Thomasevangelium in den Koran geraten sind. Mohammed war auf seinen Handelsreisen mit ihnen zusammen getroffen und hatte viel von ihren Lehren aufmerksam aufgenommen.

[122] Angesichts dessen, was unter Hanifen zu verstehen ist, schält sich aus Mohammeds Verweisen schattenhaft eine Geschichte der Erkenntnis in Arabien. Es wäre meines Erachtens also angeraten, die von Mohammed genannten Personen nicht als mythische Gestalten, sondern als ehemalige reale Vertreter des Hanifentums zu betrachten. Allerdings bleibt die Verbindung mit „Ibrahim" dennoch mythisch grundiert – vielleicht hat einer dieser ersten Lehrer ihn als „pädagogische Figur" ins Spiel gebracht…

Araber aber, die ihre jeweiligen Hanifen missachtet hätten, was war mit ihnen geschehen? – Noch heute könne jeder lebendige Araber ihre in Trümmern liegenden Stätten betrachten. Diese Ruinenstätten kannten Mohammeds Hörer allerdings… seht ihr, triumphierte Mohammed, und sie sahen. Immer mehr sahen und glaubten. Denn Mohammed hielt nichts von abgehobenen Sprüchen á la „selig sind die nicht sehen, und doch glauben“. Sein persönliches Bekenntnis war: „es sei kein Zwang im Glauben[123]. Vom Irrtum befreit die Vernunft.[124]“ Das Ziel seiner Predigt war nicht die Überredung, sondern die Überzeugung. Und es gelang ihm Etliche zu überzeugen. Der Islam wurde in Mekka zu einer Größe, mit der zu rechnen war. Und eben dies wollten die mekkanischen Patrizier aus nachvollziehbaren Gründen eben nicht. Ihnen bangte um den Wert Mekkas als „multikultureller“ Handelsmittelpunkt, denn Mohammed hatte mit der Kaaba und den Kulten wenig Sympathisches vor.

3.1.2.1.3. Die Gemeinde

Da ihr Prophet es seinen Anhängern zur dringlichsten Aufgabe machte, den Glauben an den einen Gott überall zu verbreiten (er nannte das Jihad – Bemühung, Anstrengung), fiel die neue Religion in Mekka ähnlich auf, wie heute die Zeugen Jehovas mit ihren Wachtturm - Verteilern und die Mormonen mit ihren „Ausstellungen“ und ihren Missionaren. Nur verhielten sich die Muslime nicht, wie diese, still, beschränkten sich auch nicht nur darauf, lautstark ihre Religion zu verkünden, sondern ergingen sich - ebenso lautstark - in Beschimpfungen der „Ungläubigen“. Zuweilen wurden sie gar handgreiflich. Das ließen sich die so Angegangenen natürlich nicht gefallen und mehr als ihren Glauben verteidigten sie ihre Persönlichkeitsrechte – auch dies, wenn nicht anders möglich, handgreiflich. In einer Stadt, in welcher ein Bann galt, war das nicht nur ein Ideenwettstreit, sondern ein offensichtliches Vergehen und Mohammed, wer sonst, wurde dafür verantwortlich gemacht. Dem, selbst Stadtbürger und auf die Toleranz seiner Mitbürger angewiesen, gefiel diese Art der Glaubensverkündigung auch nicht und er beeilte sich, mittels einer Offenbarung, dem munteren Treiben Zügel anzulegen. Allah liebt nicht die Übergriffe begehen, ließ er verlauten, aber hinwiederum galt für den Fall, dass seine Getreuen ohne Ursache gegeben zu haben, angegriffen wurden: bekämpft auf dem Wege Allahs, die euch bekämpfen. Das Stadtregiment, zu dessen Stamm Mohammeds Sippe ja gehörte, beschied sich erst einmal mit dieser Regelung und stand von einer Verfolgung der Muslime ab. Allerdings machten sie ihnen eine Reihe demütigender Auflagen, um sie mental klein zu halten. Sie sollten ihrer wachsenden gesellschaftlichen Rolle möglichst nicht bewusst werden.

---

[123] Das hat sich allerdings schon unter den ersten Kalifen mächtig geändert.

[124] Sure 2, 257

Den - heidnischen - Mekkaner Bürgern allerdings erlegten die Stadtherren keinerlei Verhaltensmaßregeln auf, und so kam es nun zu diversen Schikanen, die nicht nur das öffentliche Leben, sondern auch den Gang der Geschäfte negativ beeinflussten. Man verbot den Muslimen, sich öffentlich zu ihrem Glauben zu bekennen. Man zwang die armen Muslime, sich von ihrem Propheten fernzuhalten. Schließlich drohten die Stadtregenten mit einem Boykott der Haschimiten. Sies setzten ihren Boykott schließlich auch durch. Mohammed und seine Anhänger mussten die Stadt verlassen. In diesem strapazenreichen Jahr starb Chadidja. deren schwache Gesundheit die neue Lage nicht ertrug, und heiratete Mohammed wenig später die – minderjährige – Aïscha, die Tochter seines besten Freundes und Glaubensgenossen Abu Bakr. Sollten sich die doch, sagten sie, aus ihrer Armenspende erhalten, in der die Bürger Mekkas eine ungenehmigte Privatsteuer sahen. Auch die Muslime waren Kaufleute und ein Boykott, wie er sich nun abzeichnete, bedrohte ihre Existenzgrundlage. Zudem untersagten sie ihren Bürgern die Heirat mit Haschimiten. Daran konnten auch Abu Bakr, vermögender und einflussreicher Anhänger Mohammeds, der Mohammed selbst seine Tochter gegeben hatte und verständlicherweise sein Verhalten nicht gebrandmarkt sehen wollte, nichts ändern. Aber, was sie immerhin zu erreichen vermochten war erstens die Rückkehr der Haschimiten in die Stadt – der Boykott verfehlte sein Ziel - zweitens eine Art Burgfrieden, der anhalten sollte, bis Mohammed und seine Gemeinde einen Ort gefunden hatten an dem sie ihren Glauben ungehindert ausüben konnten.

Wir brauchen uns keine Illusionen darüber zu machen, dass dieser Burgfriede wo es immer ging unterlaufen wurde. Die Gläubigen wurden an ihrem Gebetsplatz belästigt und in ihrer Andacht gestört, die sie damals noch dreimal am Tage zu verrichten hatten. Ihre Frauen wurden angepöbelt und bedroht. Vor ihren Häusern veranstaltete man Tumulte. Kurzum die Mekkaner wollten die neue Religion so schnell als möglich loswerden. Besonders hervor taten sich dabei der Quraischit Utbah und sein Schwiegersohn Abu Sufjan, der Gatte der Hind bint Utbah, aber sie waren nicht die einzigen, nur die unversöhnlichsten Gegner.

Die Absperrung der Armen von ihrem Propheten funktionierte nicht, die Gemeinde traf sich im Geheimen und einige Muslime wurden angesichts zunehmender Restriktionen von Mohammed selbst nach Äthiopien geschickt, weil die Christen dort signalisierten, sie freundlich zu empfangen. Mohammed aber unternahm just in dieser kritischen Situation, seine Getreuen durch Verhaltensregeln zu einer Gemeinschaft eigenen Rechts zusammen zu schmieden. So klingen bereits in den frühmekkanischen Offenbarungen verhaltenstechnische Formulierungen an. Die Gläubigen sollen sich vor allem durch Wohl

tun von den Ungläubigen abheben. Sie sollen sich vor Unrecht und vor Übergriffen hüten. Bettler und Waisen sollen sie nicht schelten. In Erfolg und Misserfolg sollten sie Allahs gedenken und alles als seinen Willen demütig hinnehmen, weder sich überheben noch verzweifeln. Das alles beruhigte zwar die Gläubigen, denen es als Offenbarung kundgetan wurde, aber mitnichten Mohammeds Gegner. Im Gegenteil – eine wohlanständige Gemeinschaft erwies sich als noch gefährlicher denn tumultuarische Fanatiker; solche schreckten durch ihr Erscheinungsbild viele von einer Nachahmung ab, während eine wohlgeordnete, zivilisierte Gruppe Neugierige und mit den bisherigen Verhältnissen Unzufriedene anzog. Das Drängen der Gegner, Mohammed sollte die Stadt verlassen, wurde intensiver statt nachzulassen. Der Bürgerfrieden war nun durch die Muslime nicht mehr bedroht, aber es drohte und das war mindestens ebenso gefährlich, ein Boykott der Kaaba. Wandten sich die Muslime nicht bei allen sich bietenden Gelegenheiten gegen diese und deren Zeremonienwesen?

Wie sah die Gemeinde der Gläubigen und wie sah ihr Glaube zu dieser Zeit überhaupt aus? Er bestand im Wesentlichen aus dem Glauben an den einen Gott und demzufolge der Ablehnung der panarabischen Götter in der Kaaba. Als Mohammed in dieser Beziehung einen Kompromiss anbot, wurde er von seiner eigenen Gemeinde zum Widerruf desselben gezwungen. Sie wollten ihren Gott – und ihren Propheten. Sie waren, mit ihrem Propheten, davon überzeugt, dass ihr Glaube die Urreligion darstellte, wie sie bereits Abraham und durch ihn dem Musa, durch diesen den Juden und durch den Juden Isa den Christen verkündigt worden war. Nun kam dieselbe Urreligion zu den Arabern. Sie selbst sei im Himmel in einem Buch verzeichnet, aus dem den Völkern der Welt das ihnen jeweils Notwendige offenbart werde. Für die Muslime sei dabei notwendig der Glaube an den einen Gott, das Gebet und die Reinheit der Person. Eine feste Regelung des Gebets gab es noch nicht, diese wurde erst in Medina entwickelt. Hinzu kam das bereits genannte Gebot der Wohltätigkeit. Ebenfalls neu war die Regelung, dass in der Gemeinde und vor Allah Mann und Frau, Arme und Reiche gleich viel galten [125].

Aber je länger die Gemeinde bestand und je mehr Zulauf sie erhielt, umso intensiver wurde der Druck auf Mohammed und die Seinen, Mekka zu verlassen.

---

[125] Normalerweise war kultisches Geschehen entweder Sache der Frauen oder der Männer, die ihre separaten Gottheiten hatten. Dass beide Geschlechter vor demselben Gott gleich verpflichtet waren, war eine absolute Neuerung – freilich hat hier das hanafitische Vorbild sicher eine Rolle gespielt, in dem Frauen und Männer seit jeher vor den Anforderungen der Lehre gleich galten. Auf die „bürgerliche“ Rechtsauffassung hatte das vorerst freilich kaum Einfluss, aber es begrenzte die dem Verhältnis der Geschlechter innewohnende Willkür.

Alles, was außerhalb körperlicher Übergriffe möglich war, wurde getan und vollends unhaltbar wurde die Lage, als Abu Talib, sein Onkel und Sippenhaupt, und Mohammeds Frau und Schutzherrin Chadidja in kurzem Zeitabstand starben. Damit verlor Mohammed wesentlichen Rückhalt in der Gesellschaft und in der eigenen Sippe und nun drängten auch deren „ungläubige“ Mitglieder darauf, dass Mohammed die Stadt verließe. Doch wohin sollte er gehen? Immerhin ging es nicht nur um seine Person, sondern auch um die Getreuen, die ihm folgen sollten und wollten. Man konnte mit diesen Stadtbürgern nicht irgendwo in der Wüste Wohnung nehmen und Viehzucht betreiben. Man konnte nur eine andere Stadt dazu bringen, die Gemeinde aufzunehmen, aber die ersten Versuche in dieser Richtung schlugen fehl. Niemand wollte es sich mit dem mächtigen und wichtigen Mekka und seiner Handelsmesse, wie seinem Potenzial an Heiligkeit verderben.

3.1.2.1.4. Der Staatsmann

Eigentlich und im Ernst gab es nur zwei Möglichkeiten: die Oasenstadt Taif, die Mekkas Rache und Rivalität nicht musste, und die in einem heftigen Bürgerzwist zerrissene konkurrierende Handelsstadt Yathrib. Die anderen Städte, mit deren Bürgern Mohammed zu den Messen sprach, fürchteten die Reaktion Mekkas, wenn sie der Gemeinde Asyl gewährten. Mit Taif schien sich eine Lösung anzubahnen, aber in letzter Minute entschieden sich die dortigen Stadtherren anders. Auch sie wollten keinen Ärger mit Mekka haben.
Yathribs Stämme, die Chazradsch und die Aus, fürchteten sicher auch den Ärger mit Mekka, aber sie hatten größere Sorgen. Sie standen nämlich selbst kurz vor dem Untergang und zu verdanken war dieser Untergang den Gesetzen der Blutrache. Das bedeutete, dass sie aus sich selbst keine Lösung finden konnten als gegenseitige Vernichtung. Im Jahre 621 erschien ihnen Mohammeds Gemeinde als letzte Rettung, denn diese, ebenfalls Araber, konnte als Schiedsrichter zwischen den Stämmen fungieren.
Aber auch die in Yathrib ansässigen jüdischen Stämme hatten schon von Mohammed läuten hören und prüften, ob er nicht der ihnen lange versprochene Messias sein könne, der ihnen die Herrschaft über Yathrib geben würde. Kontroversen darüber gab es zwar, aber sie wurden erst einmal hintan gestellt. So wurden er und die Seinen in Yathrib von allen Kreisen gleichermaßen erwartet. Im Jahre 622[126] endlich ritten Mohammed und Abu Bakr insgeheim aus Mekka fort nach Yathrib. Die Getreuen waren schon vorher gruppenweise und einzeln

[126] Das berühmte Jahr der Hedschra, des „Bruches“ nämlich mit den Mekkanern, das spätere Jahr 1 der islamischen Zeitrechnung.

übergesiedelt. Alles vollzog sich unter dem Siegel größter Unauffälligkeit. Als es endlich doch ruchbar wurde, waren schon selbst Mohammed und Abu Bakr außerhalb der Stadt, und kein Verfolger konnte sie aufspüren, denn sie warteten in einem nahezu unauffindbaren Versteck, bis der Eifer der Mekkaner sich legte. Dennoch war der Auszug aus Mekka keine Flucht, sondern die in sich geregelte Übersiedlung in einen vertraglich vereinbarten Status als einvernehmlich kooptierte Bewohner. Die Übergesiedelten erhielten in Yathrib, das in Medinat an Nabi – Stadt des Propheten – umbenannt wurde, und dessen arabische Stämme geschlossen den Islam angenommen hatten, Haus und Grund, dazu die Bürgerschaft.

Die Befriedung Medinas gelang, und mehr noch, es wurde künftigen Stammesfehden dadurch ein Riegel vorgeschoben, dass die Zugehörigkeit zur Gemeinde der Muslime der Stammeszugehörigkeit rechtlich vorgeordnet wurde. Damit waren Fehden wie die eben zu Ende gegangene unmöglich geworden, es sei denn, es entstehe eine Spaltung in der Gemeinde selber[127]. Über Nacht fast war eine islamische Stadt entstanden, deren Oberhaupt der Mekkaner Renegat Mohammed ibn Abdallah war.
Den Juden in Medina gefiel diese Entwicklung, wie man sich denken kann, weniger. In der zerstrittenen Stadt hatten sie als intakte Sozialstruktur großen Einfluss ausgeübt, der nun an Mohammed und seine Getreuen überging. Sie gaben aber das Terrain nicht kampflos preis, sondern nahmen ihre Zuflucht zu dem, was sie bisher füglich übersehen hatten: den Unstimmigkeiten und fehlerhaften Bezüge der Religion Mohammeds zu ihrer Überlieferung. Sie wiesen Mohammed nach, dass seine Lehre eben nicht Fortsetzung und Krönung der jüdischen Religion war, und er deshalb für sie auch kein verheißener Prophet sein könne. Mohammed reagierte darauf, indem der den Islam als die letztgültige aller „Buchreligionen“ proklamierte, und Juden- wie Christentum demgegenüber als unvollkommene und im Nachhinein verdorbene Versuche darstellte[128]. Demonstrativ änderte er die aus Achtung vor den Juden eben erst eingeführte Gebetsrichtung (qibla) nach Jerusalem in die Gebetsrichtung nach Mekka. Seither verneigen sich Millionen Muslime fünfmal am Tag in Richtung der alten Handels- und Wallfahrtsstadt. Eine weitere Abgrenzungsmaßnahme von der jüdischen wie von der christlichen Religion war die Verlegung des muslimischen Hauptgebetstages auf den Freitag und die Ausdehnung des wichtigsten rituellen Fastens, das bei den Juden einen Tag[129] dauerte, auf einen

[127] Welche nach dem Tode des Propheten umgehend kommen sollte.

[128] Was insbesondere das Christentum angeht, hatte er damit – wenn auch unwissenderweise – ja auch recht. Was das Judentum angeht, allerdings weniger.

[129] Nämlich den Jom Kippur, den Versöhnungstag. An allen anderen Tagen ist Fasten zwar – mit Ausnahme des Sabbats und der Festzeiten – gestattet, hat aber nur private Bedeutung.

ganzen Monat und zwar jenen Monat, welcher der Offenbarung des Islam an Mohammed folgte. Seither beginnt der Ramadan mit der „Leilat al Qadr“, der „Nacht der Macht“ und endet mit dem Id ul Fitr, dem „Fest des Fastenbrechens“, an dem nicht etwa nur wieder gegessen werden darf, sondern gegessen werden muss.

Überhaupt ist das, was heute Islam genannt wird, in der Hauptsache in Medina entstanden. Den Freitag, den Ramadan und die qibla, die Gebetsrichtung, haben wir schon genannt. Aber auch das Gebet selbst erhielt in Medina seine noch heute gültige Form.
Bevor wir weiter zusehen, wie der Religionsstifter Mohammed konsequent zum Staatsoberhaupt wurde, sollten wir vielleicht ein paar Worte über das muslimische Gebet, die Salat, verlieren. Sie ist so alt wie der Islam selbst. Sie ist sein täglich mehrmals zu zelebrierendes Sakrament. Die Salat ist, obschon man allein beten darf, kein individuelles Gebet, sondern eine Andacht, eine geordnete Aneinanderreihung feststehender Texte, die der Gläubige jeweils in bestimmten zugeordneten Körperhaltungen zu rezitieren hat. Die Sprache des Gebets ist bis zum heutigen Tag, gleich wo auf der Welt es gesprochen wird, arabisch. Vielen Muslimen ist der Inhalt des Gebetes daher nicht bekannt. Aber es ist auch nicht wichtig, dass man weiß, was man betet, sondern es ist allein wichtig, dass man betet. Allah versteht schon, was gesprochen wird. Der Mensch muss es hingegen nicht verstehen, er muss es nur tun. Er muss sich hingeben ohne dass er verstehen kann, wie es auch der Sinn des Islam ist: Gott gab zwar dem Menschen die Vernunft, aber er gab sie ihm nur, damit der Mensch dieselbe in der Inbrunst des Gebetes Gott wiederum zurückgebe. Er erlaubte ihm die Welt und forderte dafür das Gebet. Das Gebet ist ein Ritus, der Kernritus und die spirituelle Mitte des islamischen Lebens. Viermal am Tag und einmal des Nachts unterbricht der – strenggläubige[130] – Muslim seinen Lebenslauf und widmet sich ganz der Rezitation dieser poetischen Texte. Aber auch der Muslim, der nicht mehr regelmäßig betet, sieht doch zu, den Freitagsgottesdienst[131] zu besuchen, um wenigstens einmal in der Woche anbetend vor seinen Gott zu treten, denn das ist der Sinn des Gebetes. Es ist nicht der Ort

[130] Das sind heute keineswegs alle, die sich Muslim nennen – aber alle, die sich Muslim nennen, glauben an Allah und den Propheten und bezeichnen sich also zu recht als solche.

[131] Zwar kann jedes Gebet auch in Gemeinschaft verrichtet werden, für das Gebet am Freitagmittag aber ist Gemeinschaft der Muslime vorgeschrieben. Am Freitag wird das Gebet durch eine Predigt erweitert. Diese Predigt hält ein hierzu insbesondere Beauftragter, der nicht immer mit dem Imam, dem Leiter des Gebetes, gleich sein muss. Oft ist es ein Theologe, aber es muss kein Theologe sein. Ein geistliches Amt kennt der Islam nicht. Der Dienst in der Moschee ergibt sich aus Möglichkeit und Fähigkeit des Bewerbers oder des von der Gemeinde für diesen Dienst Berufenen.

für das Vortragen persönlicher Anliegen, sondern es ist reine Verehrung, reine Huldigung. Der - strenggläubige - Muslim lebt sein Leben – und zwar als Mann wie als Frau – von Gebet zu Gebet wie ein Ordensangehöriger sein Leben von Gebetszeit zu Gebetszeit lebt. Er kennt keinen „geistlichen Stand[132]“ weil die ganze muslimische Gemeinde ein Stand von Geistlichen ist. Außerhalb und das Gebet umrahmend kann und soll der Muslim das private Gebet pflegen und sich in einem ständigen Dialog mit seinem Gott befinden, ihm das ganze Leben als Gottesdienst – den es in der Form eines kultischen Handelns in einem umgrenzten Raum[133] im Islam nicht gibt - aufopfern.

Aber Mohammed regelte nicht nur die religiösen Angelegenheiten seiner Gemeinschaft. Vielmehr brachte der Umstand, dass er ein Gemeinwesen ganz neuer Art zu verwalten hatte, es mit sich, dass diesem Normen gegeben werden mussten, die sowohl mit der arabischen Tradition als auch mit dem Geist des Islam vereinbar waren.
Im Wirtschaftsleben gab es am wenigsten zu ordnen, denn dessen Bestimmungen waren altbewährt. Im Strafrecht war einiges mehr zu ordnen, da das Prinzip der Blutrache aus dem Zentrum des – ansonsten unangetasteten – Vergeltungsrechtes entfernt werden musste. Stattdessen begründete Mohammed ein Recht, basierend auf der gestuften Wiedergutmachung und der jeweils angemessenen Satisfaktion. Diese konnte, musste sich aber nicht in körperlichen Strafen äußern. Hier gab – und gibt - es großen Ermessensspielraum, der nur im Falle eines Vergehens gegen Gott und im Koran genannte Verbote oder Gebote aufgehoben ist. In solchen Fällen kennt das islamische Recht keinerlei Ermessensspielraum und sind alle verhängten Strafen, zeitgemäß oder nicht, verbindlich.

Das islamische Recht wird heute oft als besonders blutrünstig interpretiert – leider und zumeist von jenen, die der festen Meinung sind, dieses zu praktizieren. Aber es hält die körperliche Strafe, im Falle es sich nicht um Verbrechen „ersten Grades“ handelt, nur als ultima Ratio bereit, nicht als Mittel der ersten Wahl[134]. Das Mittel erster Wahl ist Friedensstiftung und Ausgleich der

---

[132] Auch die Schiiten, die eine geistliche Klasse kennen, haben keinen Klerus im Sinne einer römischen oder byzantinischen Kirche, sondern eher eine Klasse der Gemeindeführer im Sinne protestantischer Pastoren.

[133] Aber die Moschee ist doch ein Gotteshaus? Weit gefehlt – sie ist der Versammlungsort der Gemeinde, an dem wohl auch gebetet wird, aber auch Bildungsveranstaltungen, Rechtsberatungen, politische Veranstaltungen und zwangloses Gespräch können in einer Moschee stattfinden. Man kann sich dort schlafen legen, essen, trinken. Sie ist eben, anders als Kirchen und ähnlich wie Synagogen, kein „ Haus Gottes“.

[134]

Interessen durch Verständigung der streitenden Parteien. Es ist ein Missverständnis, wenn Islamisten glauben, das islamische Recht, das hier in Medina seinen Anfang nimmt, am meisten in seinen blutigen Anordnungen durchexerzieren zu müssen. Gerade das Gegenteil ist der Fall: wer sich gegen die Rechtsnorm vergangen hat, ist zunächst zu bessern ehe er zu strafen ist. Nur wenn er durch Anderes als Strafe nicht gebessert werden kann und zumal wenn sich sein Vergehen gegen Gott selbst und seine Offenbarung richtet, ist er mit der Härte zu strafen, die Gott selber für den konkreten Fall vorgesehen hat.
Mohammeds Rechtsauffassung beruhte wesentlich auf dem Grundsatz des Koran: Wir wollen euch nicht in Schwierigkeiten bringen. Daher übernahm er Traditionelles da, wo es sich übernehmen ließ, schreckte aber auch nicht davor zurück, Traditionen zu verlassen. Das Arabien vor Mohammed war kein rechtloses Land, wo jeder tat wie ihm beliebte und nur das Faustrecht regierte – aber nicht alle diese Normen hatten vor einer Ethik Bestand, in der die Würde des Menschen vor Gott einen so hohen Stellenwert besaß wie im frühen Islam.

Ein ganz wesentlicher Punkt der neuen Rechtsordnung war die Überordnung des Begriffs der Gemeinde – Umma – über den Stamm. Denn deren Rechtsnormen galten von nun an als denen des Stammesrechts überlegen, und nur dort durfte Stammesrecht gelten, wo es dem Rechtsbegriff und der Ethik des Islam nicht widersprach. Diese Ethik galt auch für den Umgang mit dem „Völkerrecht“. Besiegte Stämme – und deren gab es in den kommenden Jahren recht viele – hatten wenn sie den Islam annahmen, die gleichen Rechte und Pflichten wie ihre Bezwinger[135]. Christen und Juden sowie den „Sabäern“ (so recht weiß niemand, wer damit gemeint ist) wurde Schonung zugesichert, wenn sie ein Kopfgeld zahlten. Nur widerspenstige „Heiden“ wurden, dies dann allerdings bedenkenlos, erschlagen oder versklavt.

Mohammed war, so sehr er zum Frieden mahnte, gleichwohl niemals ein Pazifist. Bereits in Mekka hatte er im bewaffneten Kampf der Gläubigen gegen Bedrücker keinen Fehler gesehen. Nur sollten die Gläubigen einen solchen nicht beginnen. Nunmehr erstreckte sich der Bereich des Kampfes auf alle Bereiche, in denen die Umma, die Gemeinde der Gläubigen, davon Vorteil haben konnte. Nun galt es, selbst potenziellen Bedrückungen zuvor zu kommen. Aber Mohammed sah den bewaffneten Kampf nicht als die erste aller Möglichkeiten. Er sollte vielmehr erst gestattet sein, wenn alle anderen Mittel ausgeschöpft waren. Allerdings hielten sich neubekehrte muslimische Wegelagerer nicht un-

---

Immer vorausgesetzt, der Koran hat die körperliche Bestrafung nicht verfügt. Bei einer solchen Verfügung gibt es kein Ausweichen, allerdings muss zweifelsfrei erwiesen sein, dass es sich um ein Vergehen dieser Kategorie handelt.

[135] Allerdings änderte sich das dann unter den Omaijaden.

bedingt immer an diese Regelungen und es bedurfte immer wieder der Ermahnung, nicht Übergriffe zu begehen. Schonungslos bekämpft wurden hin- wiederum und dies mit „allerhöchster“ Genehmigung, erklärte Gegner des Islam. Hier galt: schlagt sie tot wo ihr sie trefft. Denn mit ihrer Ablehnung des Islam hatten sie sich selbst als Nichtmenschen klassifiziert und durften fortan wie Raubtiere gejagt und erlegt werden. Ihr Besitz fiel in klar definierten Anteilen an die Gemeinde, die Kriegführenden selbst und an den Propheten. Mohammed wurde in Medina zu einem reichen Mann. Dieser reiche Mann wurde zum anerkannten Gebieter eines Stämmebundes, der das widerstrebende Mekka mit der Zeit einkreiste und zum Handeln zwang. Aber das Geschick pendelte noch einige Male hin und her, ehe es Mohammed möglich wurde, im Jahre 630 als Eroberer in Mekka einzuziehen, die Kaaba von Götterbildern zu reinigen und der Verehrung des einzigen Gottes zu weihen. Mohammed schaffte die Wallfahrt nicht ab – er wandelte sie lediglich in eine nunmehr islamische Zentralveranstaltung um, die jedes Jahr in einem bestimmten Monat stattfinden sollte und mit einem großen, allen Muslimen verbindlichen, Fest, ihren Abschluss fand. Er veranstaltete auch in Mekka kein Massaker, sondern bestätigte die alte Banntradition und erklärte die Stadt zum Zentrum der neuen Religion und zum Friedensort.

Ansonsten war Mohammed sich seiner Rolle als Herrscher von Allahs Gnaden stets wohl bewusst und schreckte in dieser Funktion auch vor Strafaktionen keineswegs zurück. Besonders die arabischen Juden, die den Islam abgelehnt und den Gesandten verspottet hatten, verfolgte er mit Ingrimm. Er entwaffnete 624 die jüdischen Kainuka, 625 zwang er die Banu Nadir zur Kapitulation, 627 mussten ihm die Banu Koraiza tausendfünfhundert Schwerter übergeben, die er wie schon die Waffen zuvor unter seine Streitkräfte verteilte Im Jahre 628 eroberte er den jüdischen Festungsort Chaibar durch Verrat und machte die gesamte Bevölkerung abgabenpflichtig bis zur Hälfte aller ihrer Einnahmen. Da die jüdische Bevölkerung diese Forderungen mit Agrarwirtschaft wie bisher nicht erwirtschaften konnte, verlegte sie sich auf Handel und Geldwirtschaft. Man sagt, diese Politik Mohammeds gegen die Juden habe etwas mit dem Niedergang Persiens und seinen Niederlagen gegen Byzanz zu tun gehabt – nominell unterstand das Gebiet, in dem Mohammed herrschte, ja noch den Persern, deren Parteigänger und Vertraute die Juden waren, so dass Mohammed in ihnen die – fernen – Machthaber treffen wollte.

Nach der Eroberung Mekkas 630 nahm Mohammed Kontakt zu den umliegenden Beduinenstämmen auf mit der Absicht, sie der „Gemeinde der Gläubigen“ die nun eine politische Macht war, zuzuschlagen. Die Stämme, von Mohammeds Erfolg als Staatsmann noch mehr beeindruckt als von seiner Lehre, folgten ihm bereitwillig und sein Herrschaftsgebiet erweiterte sich ständig,

umfasste zuletzt den gesamten arabischen Raum. Dabei ist allerdings bemerkenswert, dass damit auch die Idee der Umma in den Hintergrund geriet und die Idee einer Konföderation der Stämme sich durchsetzte. Die Stämme betrachteten ihre Zugehörigkeit zum „Dar al Islam“ als eine durch Tributleistungen gestützte Schutzvereinbarung. Daher ist erklärlich, warum nach dem Tode des Propheten vielfach altes Stammesrecht in den Islam Eingang fand – es war eigentlich schon immer da gewesen. Mohammeds „Gemeinde aller Gläubigen“ als politische Einheit von Gleichen war eine Illusion.

Bei alldem, sagt man, sei Mohammed niemals größenwahnsinnig geworden, sondern habe sich in Freud und Leid stets nur als Vollstrecker eines größeren Willens gesehen, in dem seine Freuden und Leiden bereits vorbestimmt waren. Er habe, inzwischen unermesslich reich, sagt man, persönlich sehr genügsam gelebt, weit unter dem, was er sich selbst vernünftiger Weise als Standard hätte leisten können und deshalb manchen Ehekrach riskiert und – auch verloren. Seinen Muslim - Patriarchen habe er die sexuelle Überheblichkeit allerdings abgewöhnt, indem er ihnen nur vier Ehefrauen erlaubte und das auch nur unter der Bedingung, dass sie alle vier gleich gut kleiden, behausen und ernähren, sowie auch sonst zufrieden stellen könnten. Das war für diese ein „Schlag ins Kontor“, denn bisher hatten Männer nur das Vergnügen und den Nachwuchs an Söhnen von ihren Ehefrauen, die sich selbst unterhalten mussten und der Willkür ihrer Männer anheim gegeben waren, die sie nehmen und wegschicken konnten wie sie wollten, ihnen die Söhne wegnehmen und die Töchter umbringen. Er versetzte ihrem Hochmut gleich noch einen Schlag, denn er bestimmte den - gläubigen – Frauen einen Teil des ehelichen Erbes. Er bestimmte, dass Sklavinnen - oh weh – die ihrem Herrn ein Kind geboren hatten, nicht mehr verkauft werden durften und nach dem Tode des Kindesvaters freizulassen wären. Vordem hatte sich doch kein Mensch darum geschert, was aus seinem Vergnügen wurde. Nun sahen die hochgemuten Herren sich lieber vor, ehe sie langwierige Vaterschaftsprozesse führten, bei denen die Sklavinnen auch noch Rechtsbeistand bekamen. Aber Mohammed war natürlich Orientale genug, ihnen den Sex mit Abhängigen nicht zu verbieten. Verboten wurde ihnen nur der Sex mit freien Frauen, mit denen sie nicht verheiratet waren – das war unerhört genug, denn vordem war das eines ihrer Hauptvergnügen gewesen, Töchter und Frauen von Konkurrenten auf diese Weise zu verfolgen. Nun sollte das verboten sein und empfindlich bestraft werden. Aber es sollte auch bestraft werden, wer derartige Vergehen verleumderisch behauptete. Bewiesen mussten sie allemal sein, auf Hörensagen allein wurde niemand belangt. Und – oh Graus - Töchter durften auch nicht mehr getötet werden, sondern man musste sie aufziehen und ordentlich verheiraten. Man durfte eine Frau nicht mehr einfach davonjagen, sondern musste ihr das Heiratsgut wiedergeben – eine gewaltige Bremse für allzu rasches Dahinschießen. Schei-

dung wurde teuer. Allerdings ging Mohammed nicht so weit, den Frauen die Scheidung leichter zu machen. Sie durften sich trennen, aber nur in schweren Fällen, wenn sie vom Ehemann gequält wurden, er sie sexuell missachtete oder für ihren Unterhalt nicht angemessen sorgte.

Um die Kinder gab es allerdings Aufregung, an der Mohammeds Lebensführung nicht wenig Anteil hatte. Mohammed hatte, in Ermangelung eines Leibeserben einen Mekkaner Bürger, Zaid ibn al Harita oder Tabita, adoptiert. Weil ihm später dessen Frau gefiel, er aber nach den gerade erst verkündeten Regeln des Islam seine immerhin Schwiegertochter nicht heiraten konnte, änderte er flugs die Regeln und bestimmte Adoptivkinder zu Kindern ihrer leiblichen Eltern, was diese biologisch ja auch sind. Daher heißt Zaid in den Registern nun nicht Zaid ibn Mohammed, sondern ibn al Harita. Daher gehören die Abkömmlinge aus seinem Geschlecht auch nicht zu den Seyyid, den Nachfahren des Propheten. Was man aus diesem sehen kann und noch aus andern Stellen: Mohammed nahm durchaus keinen Anstand, auch sehr persönliche Dinge als den Willen Gottes durchzusetzen [136]. Wir sollten uns also trotz aller Sympathie recht distanziert zu diesem Religionsstifter und Politiker verhalten, der wiewohl insgesamt es Schlimmere geben kann und auch gegeben hat, doch auch auf seine Weise kein „Unschuldslamm“ gewesen ist. Auch Regelungen über das Verhalten von Gästen im Hause des Propheten oder das Verhalten seiner Gattinnen wurden als „Offenbarung“ deklariert [137]. Sämtliche Rechtsverordnungen des Korans gelten als Offenbarungen, darunter auch die berüchtigte Verordnung der „Frauenkammer“. Nein, der Islam, das „Dar as Salam“, das „Haus des Friedens“ ist kein wirklich friedliches Haus und soll das auch nicht sein – denn das Paradies kommt erst nach dem Tode und auch mit ihm erst die ideale Welt. Immerhin ist das meines Erachtens aber ehrlicher als die Behauptung eines Friedens, der dann in der Praxis, wie im Christentum, nicht gehalten wird.

Im Jahre 632, am 8. Juni unsres Kalenders verstarb Mohammed, noch nicht sechzigjährig, in Medina in Aïschas Armen. Ihm folgte sein Schwiegervater Abu Bakr, der von den Gefährten nach einigem Hin und Her und unter tatkräftiger Mithilfe seiner Tochter, als der Erfahrenste bestimmt wurde, was er mit Sicherheit auch war. Er hatte an Mohammeds Seite durch Jahre die Politik des neuen Staatsgebildes dominiert. Viele politische Erfolge gingen auf sein Konto. Er war sozusagen Mohammeds Kanzler gewesen. In einer Hierarchie, die sich statt auf Geburtsrechte wesentlich auf Kompetenz in der Sache gründet [138], ist es fast unvermeidlich, dass aus dem Kanzler der König wird. Abu Bakr nannte

[136] Auch sein jüngerer Vetter Joseph Smith war in dieser Hinsicht recht unbedenklich.

[137] Sure 33, 55

sich „Kalif“ [139]= Nachfolger des Propheten. Damit wollte er ausdrücken, dass es für diesen im geistlichen Bereich Ersatz nicht geben konnte, dass aber seine Lehre und Politik nachfolgend weiter geführt werden müssten. Nach bereits zwei Jahren starb Abu Bakr und überließ das Kalifat dem von ihm selbst bestimmten Omar ibn al Chattab, Mohammeds ehemaligem Generalissimus und gleichfalls einem Gläubigen der ersten Stunde. Omar organisierte – seinem militärischen Denken entsprechend – das islamische Staatswesen als Militäraristokratie einer arabisch geprägten Herrschaftskaste über eine bunte Mischung unterworfener arabischer und nichtarabischer Völker. Er hinterließ das Reich wiederum einem Muhadschirun [140] – dem Quraischiten Othman, dem Sohn von Mohammeds altem Feind Abu Sufjan, der sich letztlich zum Islam bekehrt hatte, aus der altaristokratischen Sippe der Umaiya [141].

3.1.2.1.5. Das „zu Rezitierende“

Der Koran, das „zu Rezitierende“ gilt dem Gläubigen als das unmittelbar offenbarte Wort Gottes. Daher ist es nicht zulässig, den Koran in einer anderen Sprache als dem klassischen Arabisch in dem er verkündet und aufgeschrieben wurde, zu gebrauchen. Des ungeachtet existiert heute eine Vielzahl von Übersetzungen, die sich jeweils redlich bemühen, den Geist des Korans in ihrer Muttersprache einzufangen. Im Gebet und in der öffentlichen Rezitation finden sie aber keine Verwendung, auch wenn sie dem Gläubigen zum privaten Studium nicht verboten sind.

Aus meiner eigenen Erfahrung mit dem originalen Klang und der sprachästhetischen Wirkung der Übersetzungen kann ich nur bestätigen, was die Hüter der arabischen Urschrift des Koran sagen: keine von ihnen erreicht auch nur annähernd die Ästhetik des Originals. Zudem gebe ich auch denen Recht, die sagen, dass jede Übersetzung den Sinn des Urtextes verfälscht. Ich denke aber, das liegt weniger am unübersetzbaren Urtext als daran, dass die Übersetzer entweder nur recht theoretische Kenntnisse des Arabischen haben, also dessen Geist

---

[138] Ein Standpunkt, dem die „Partei Alis“ die Schiat Ali, heftig widersprach, und ihrerseits zu einer familiengebundenen Dynastie tendierte. Noch heute genießen unter den Schiiten die „Seyids“,. die Nachkommen des Propheten aus seinen Töchtern, eine deutliche Vorrangstellung, was sich auf ihre Lebensverhältnisse aber nicht unbedingt auswirken muss – es gibt auch arme Seyids.

[139] Kalif heißt Nachfolger (des Propheten)

[140] Die Ausziehenden – Bezeichnung jener Muslime, die mit Mohammed nach Medina gekommen waren. Die frühen Muslime, die erst in Medina zum Islam gekommen waren, heißen Ansar – Helfer.

[141] Othman hatte sich noch vor seinem Vater zum Islam bekannt.

nicht erfassen, oder aber auch von handfesten eigenen Darstellungsabsichten geleitet sind, so dass der Text weniger eine Übersetzung als bereits eine Exegese ist, die eine bestimmte Lesart präsentieren will. Dies gilt vor allem für die weithin benutzte Übersetzung aus den Reihen der Ahmadiya, die in mehreren Sprachen vorliegt. Hier ist dann doch rein philologisch orientierten Übertragungen der Vorzug zu geben, auch wenn die sprachästhetische Komponente bei diesen völlig ausfällt. Ich selbst benutze neben der Ahmadiya – Übertragung die von Max Henning von 1901, die zwar an bestimmten prägnanten Stellen des Koran sich auch nicht vor Verunklärung hütet, aber im Ganzen doch die philologisch genaueste Übertragung des Textes ins Deutsche geblieben ist. An diesen prägnanten Stellen benutze ich die Übertragung eines mit dem Arabischen von der Wurzel auf vertrauten Freundes, der in der Lage ist, den Sinn des Wortes an seiner Seele zu packen ohne dabei die geringste Absicht einer Exegese zu haben, denn dieser Freund ist unter Muslimen ein Führer im Gebet, ein Imam. Auch er wird den Koran nicht übersetzen, er hat nicht die geringste Veranlassung dazu, aber er konnte der Fragenden den einen oder anderen Hinweis geben in welcher Richtung etwas zu verstehen sei.

Dass ich aber überhaupt nach Übersetzungen gefragt habe, ist bereits eine typisch westliche Verfahrensweise. Der gebildete Europäer nämlich will – seit den Bibelübersetzungen – verstehen, was ihm dargebracht wird und entweder er lernt die Sprache oder er versucht, sich dieselbe in seiner eigenen abzubilden. Ein Orientale denkt in solchen Dingen grundsätzlich anders. Deshalb wird auch der Tenach der Juden, die Zusammenfassung ihrer heiligen Schriften, bis heute von abendländischen Fassungen[142] abgesehen unübersetzt benutzt. Für die zweite grundlegende Schrift des Judentums, den Talmud, gilt dasselbe.

Daher kommt es aber auch, dass heute, da der Islam schon lange keine auf die arabische Welt beschränkte Religion mehr ist, viele nichtarabische Orientalen den Koran nicht mehr kennen, sondern nur noch als einen auswendig gelernten Text rezitieren, respektive nur bestimmte Standardtexte noch verstehen und stattdessen auf die Verlautbarungen ihrer geistlichen Autoritäten angewiesen sind. Die aber haben, wie einst die katholischen Priester, oft ein vitales Interesse daran, dass die ihnen Anvertrauten nicht wissen, was wirklich im Koran steht. Davon abgesehen wird es, wie beim christlichen Klerus des Mittelalters, auch viele geben, die selbst nicht wissen, was ihre heilige Schrift zum Thema sagt, und sich sozusagen ihren eigenen Koran erfinden. Ein Muslim unserer Tage ist also, das ist nicht unbedeutend für die Bewertung der Rolle des Koran in unserer Zeit, nicht automatisch auch ein Kenner desselben – nicht

[142] Buber – Rosenzweig u. Ä.

einmal dann, muss man sagen, wenn er arabisch versteht, denn zum Beispiel kennen viele Maghrebiner, die ja einen arabischen Dialekt sprechen, und auch viele Iraker, deren Muttersprache auch arabisch lautet, den Koran mitnichten. Nicht einmal in Ägypten, der ältesten Eroberung des Islam außerhalb Arabiens, und auf der arabischen Halbinsel selbst erfreut er sich allgemeiner Bekanntheit. Was hier über den Koran gesagt wird, gilt im Verhältnis auch für das „zweite Standbein“ des Islam, die Sunna des Propheten, über die noch zu sprechen sein wird.

Was aber ist der Koran, diese große Unbekannte der islamischen Religion? Man versteht darunter landläufig die – vollständige – Sammlung aller an Mohammed ergangenen Offenbarungen. In Wahrheit ist er das Produkt jener Redaktion, die Omars Nachfolger, der Kalif Othman durchgeführt hat.
Dieser rief eine Kommission zusammen, der auch Zaid ibn al Harita, der Adoptivsohn Mohammeds, angehörte, und die jene Offenbarungen prüfen sollten, die Hafsa, die Tochter seines Vorgängers, seit Längerem besaß. Diese hatte ihre Sammlung von Abu Bakr erhalten, der sie an Othmans Vorgänger Omar vererbte. Es dürfte sich dabei im Kern um die Sammlung Aïschas, der Tochter Abu Bakr´s, gehandelt haben, die auf diese Weise ins Erbe des Islam einging. An ihrer Zusammenstellung war auch Zaid ibn Harita, nun ein alter Mann, beteiligt gewesen. Nun wurde der Text noch einmal revidiert. Diese „berichtigte“ Version wurde von Othman zur verbindlichen Sammlung der Offenbarungen erklärt und amtlich verbreitet. Alle anderen Sammlungen wurden eingezogen und die „Sammlung der Hafsa“ ist heute das, was dem Muslim allein als Wort Gottes gilt.
Der Koran wie wir ihn heute haben, ist in 114 Suren (Kapitel) aufgeteilt, die ihrerseits wieder in Verse, Ayat (Zeichen) gegliedert sind. Er beginnt mit den späten, längeren Traktaten aus der spätmekkanischen und medinischen Periode und endet mit den kurzen Offenbarungen der frühmekkanischen Zeit. Daraus folgt, dass die sprachlich schönsten Suren den Beschluss des Korans bilden. Daraus folgt aber auch, dass die historisch erste Offenbarung weder mit der ersten noch mit der letzten Sure des Korans identisch ist. Die erste Sure, die berühmte und vielzitierte Fatiha[143], ist mitnichten die erste Offenbarung, sondern ein später formulierter Gebetstext. Indessen mag sie durchaus noch in Mekka formuliert worden oder frühmedinisch sein, denn es fehlt ihr das mitunter Ausufernde der Wiederholungen, welches die medinischen und spätmekkanischen Offenbarungen kennzeichnet. Die erste Offenbarung ist als solche wahrscheinlich gar nicht mehr erhalten, sondern in ihrem Wortlaut in andere frühmekkanische Offenbarungen eingegangen. Möglicherweise war sie – wie solche Offenbarungen oft sind – gar nicht adäquat wiederzugeben und

[143] Arabisch: die Eröffnende, ein Kerngebet des Islam.

wurde daher in ihrem Sinngehalt auf mehrere andere Verlautbarungen verteilt, was voraussetzt, dass die frühmekkanischen Suren Produkte Mohammeds sind.
Daran, dass der Koran auf Mohammed als Vermittler (oder auch Autor) unmittelbar zurückgeht, besteht in der islamischen Welt kein Zweifel. Die Annahme ist auch angesichts der Unmittelbarkeit mit der die Suren oft auf Angelegenheiten im Leben des Propheten eingehen, für den Nichtmuslim zumindest annehmbar. Für die Authentizität der othman´schen Redaktion spricht auch und gerade der von westlichen Theologen oft beklagte Umstand, dass die Sammlung der Hafsa, um die es sich ja im Wesentlichen handelt, mit einer späten Sure beginnt. Sie hat das Manuskript so, wie sie es bekam, liegen lassen – dabei kam natürlicherweise das Späteste obenauf zu liegen.

3.1.2.1.6. Die Redaktion

Der Koran ist also ebenso wie Bibel und Tenach, das Ergebnis einer späteren Redaktion. Diese unterscheidet sich aber wesentlich von der Redaktion der anderen monotheistischen Offenbarungswerke, dem Tenach und dem christlichen Neuen Testament. Wir müssen den Verlust der anderen Koranfassungen wohl nicht im gleichen Maße beklagen wie wir als Christen den Verlust fast aller zeitnahen Überlieferungen zum historischen Jesus beklagen müssen oder als Juden den Auswahlkriterien der Rabbinen von Jabne misstrauen. Beklagen müssten wir nur den Fall, wenn auch eine Sammlung der Aïscha dabei verloren gegangen wäre, denn deren Einfluss auf die Gestaltung des frühen Islam war erheblich[144]. Nicht ohne Grund verkündet ein Ausspruch des Propheten bezüglich der geistlichen Qualifikation seiner Lieblingsfrau: „nehmt eure halbe Religion (dîn) von ihr“. Es ist bekannt dass eine solche Sammlung der Aïscha existiert hat. Möglicherweise war diese es, die Abu Bakr dem Omar vererbte und die so an Hafsa kam, von der man sonst nicht viel weiß außer dass sie mit Mohammed verheiratet und ausnehmend hässlich gewesen sein soll.

Aus anderen Redaktionen der Religionsgeschichte ist bekannt, dass dabei recht willkürlich nach dem Zeitgeist verfahren worden ist. Das ist sicher auch in der Redaktion des Koran geschehen, nur – hier lagen Abfassungs- und Redaktionszeit so eng beieinander, dass die Redakteure quasi den Klang der origina-

[144] Es ist nämlich recht seltsam, dass Aïscha in der Redaktion des Korans so gar keine Rolle gespielt haben sollte. Schließlich war kaum jemand für die Beurteilung der Echtheit von Mohammeds Offenbarungen kompetenter als sie. Ist ihr Beitrag zum Lebenswerk Mohammeds vielleicht dem frauenfeindlichen Wüten Omars, des zweiten Kalifen, zum Opfer gefallen, der die Familiengesetzgebung des Islam bedeutend zu Ungunsten der Frauen veränderte? Oder ist ihr Einfluss verborgen noch immer wohl gegenwärtig?

len Stimme noch im Ohr hatten, als sie die Abschnitte durchgingen. Insofern können wir davon ausgehen, dass wir Mohammeds Gestaltungswillen respektiert sehen und ein im Geiste seiner theologischen und staatsrechtlichen Vorstellungen erstandenes Buch vor uns haben. Der Zeitgeist Mohammeds war auch noch der Zeitgeist der Redaktoren. Niemand hat gewagt, an ihn zu rühren. Lediglich die sprachliche Gestalt der Offenbarungen wurde – nur formal – dem mekkanischen Sprachduktus der Oberschicht angeglichen. Mohammed hatte mitunter auch Formulierungen aus seinem – andersgearteten – sozialen Umfeld benutzt. Inwieweit diese Umformulierungen auch Verfälschungen intendieren, muss ein ungeklärtes Geheimnis bleiben, es sei denn, es taucht irgendwo noch einer der damals verbotenen alten Korane auf – der Islam wartet noch auf sein Nag Hamadi.

Es gibt, das ist mir bekannt, Kritiker des Islam, die behaupten, Othman habe den Koran damals wissentlich verfälscht. Abgesehen davon, dass diese Behauptungen genauso wenig mehr beweisbar sind wie die Behauptung originaler Logien im Neuen Testament, steht die Annahme dagegen, dass der Muhadschirun Othman, der die Entwicklung des Islam bis zu diesem Punkt miterlebt und mitgetragen hatte, keine Veranlassung gesehen haben konnte, Mohammeds Lebenswerk inhaltlich zu deformieren. Freilich ist auch das nicht beweisbar, und so wird die Betrachtung des Korans als authentisch oder nicht, Überzeugungssache bleiben. Die Absicht einer sinnverändernden muslimischen Redaktion ist jedenfalls nicht in gleicher Weise augenfällig wie in der, erst nach mehr als einem Jahrhundert und unter ganz anderen als den Ursprungsvoraussetzungen überhaupt erst einsetzenden christlichen. Lassen wir also „die Kirche im Dorf“. Lassen wir dem Koran seine weitgehende Authentizität, auch wenn wir sie natürlich nicht in allen Dingen als O-Ton Gott annehmen können. Wir können aber die Muslime verstehen, wenn sie das tun, denn Mohammed als „Sprachrohr Allahs“ konnte sich wohl auch in seinem Privatleben und in seiner Funktion als Richter und Staatsmann der Hilfe seines Gottes sicher sein.

3.1.2.2. Die Sunna des Propheten

Grundlage islamischen Lebens ist jedoch nicht nur der Koran. Neben dem Koran bestehen mehrere Sammlungen von Anekdoten und Aussprüchen des Propheten, die zwar dem Koran nicht gleich gestellt sind, weil sie keine Offenbarungen enthalten, für das tägliche Leben des Muslim jedoch oft stärkere Bedeutung als dieser besitzen. Denn der Muslim hat es in seinem Leben weniger mit Offenbarungen zu tun (die sind mit Mohammeds Tod verstummt) sondern

mit der Anwendung seines Glaubens im Alltag und dabei sind ihm diese Sprüche, die Hadithe, Richtschnur und Vorbild des eigenen Handelns und Denkens.

3.1.2.2.1. Echt und unecht

Deshalb erhob sich schon früh die Frage nach der Echtheit der überlieferten Anekdoten und Aussprüche. Man suchte scharfsinnig nach Methoden, die Echtheit zu prüfen und zu beweisen. Die allgemein angenommene Methode bestand dann in der Überprüfung der Überlieferungsgeschichte jedes einzelnen Spruches. Dabei galten folgende Normen für den Überlieferer:

Die Feststellung der persönlichen und religiösen Integrität des Überlieferers
Die Feststellung der Neutralität und Urteilskraft
Die Feststellung des richtigen Verständnisses
Die Feststellung im Besitz mehrerer Hadithe zu sein.

und für die Überlieferung:

Die Überlieferungskette des Hadith muss lückenlos sein,
Die Abstammung von Mohammed glaubhaft machen können,
Inhaltlich in die Situation der frühen Gemeinde passen.

Ein Hadith darf nicht im Widerspruch zum Koran stehen,
den Propheten von einer andern als der Seite der Sunna zeigen,
historischen Tatsachen widersprechen,
der Vernunft zuwiderlaufen oder gegen Grundsätze des Koran verstoßen

Technisch ist ein Hadith wie folgt aufgebaut:

dem Matn – der Überlieferung selbst und
dem Isnad – der Überlieferungskette.

Wichtige Sammlungen von Hadithen sind:

Bukhari, Sahih (Bukhari: 810- 870)
Muslim, Sahih (Muslim: 817/821- 875)
Abu Dawud, Sunan (Abu Dawud: 817- 888)
Tirmidhi, Sunan (Tirmidhi: 815- 892)
Nisai, Sunan (Nisai: 830- 915)
Ibn Madsche, Sunan (Ibn Madsche: 824- 886)

Die Kriterien lassen es bereits vermuten: es wurde nicht nach dem gesucht, was „sonst noch passierte“ sondern von vornherein nach Spuren, die geeignet waren, den Koran so wie er durch die Othman´sche Redaktion gegangen war, in seiner Verbindlichkeit zu stützen. Auf Objektivität im heutigen Sinne legen Hadithe keinen Wert. Alternative Mitteilungen sind und waren nicht erwünscht. Daher vermutlich hat Omar etliche hundert Hadithe der Aïscha aus der Sammlung entfernen lassen. Er konnte ihren authentischen Inhalt nicht leugnen – aber er konnte ihren Isnad als nicht zureichend erklären, da er von Mitarbeitern Mohammeds kaum gestützt werden konnte: diese waren bei den Unterhaltungen und Auseinandersetzungen Aïschas mit ihrem Gatten nur selten dabei und die dabei waren, wollte der Frauenfeind Omar nicht anerkennen. Zudem: sie waren wohl zu unkonventionell. Indessen hatte Mohammed doch seine Getreuen aufgefordert, ihre „halbe Religion“ von Aïscha zu nehmen. Das war nach seinem Tode wohl nicht mehr so wichtig. Seltsamerweise hat aber ausgerechnet dieser Hadith überlebt. Nur kann er von keinem Muslim mehr verifiziert werden, denn Aïschas Hälfte des Islam wurde getilgt. Mithin ist der Erweis der Echtheit eines Hadith und der Erweis der Echtheit der „Sunna des Propheten“ nicht ein Erweis von Echtheit im dokumentarischen Sinne, sondern ein Erweis rechtgläubiger Überlieferung mit allen Tücken, die eine solche im Verhältnis zu historischer Echtheit aufweist. Gleichwohl lebt der Islam unserer Tage weitaus mehr aus den Hadithen, deren jedes Kind etliche kennt, als aus den Worten des Korans, dessen genauer Wortlaut kaum bekannt ist.

3.2. Die große Sezession

Die große Spaltung des Islam begann praktisch im Augenblick von Mohammeds Tod. Denn, sagen die Schiiten, während Mohammeds Neffe Ali ibn Abu Talib sich um die Beerdigung des Propheten kümmerte – immerhin eine Staatsaktion – sollen die anderen Muhadschirun schnell mal die Macht unter sich aufgeteilt haben. Das hat sogar einen gewissen Grad von Wahrscheinlichkeit, wenn man bedenkt, dass Ali total unter der Fuchtel seiner Frau, der Prophetentochter Fatima stand, dieselbe aber nicht eben als politisches Talent gegolten hat, sondern eher als eine hysterische und rechthaberische Zicke. Das nun wieder hören die Schiiten sicher nicht gern, aber die Sunna zeichnet ein Bild von Fatima, in der ihre vorstechenden Eigenschaften nicht gerade Sanftmut und Güte sind. Es versteht sich, dass auch Ali und Fatima Sympathisanten hatten. Aber es entspricht dem auf beiden Seiten überlieferten Naturell Alis, dass er zu offener Rebellion zunächst nicht bereit war. Er war nie zu Rebellion geneigt, sondern ein Mensch, der sich eher, wiewohl mit Manchem unzufrieden, das der Prophet verordnete, still in alles fügte und den lieben Frieden

über alles schätzte. Wahrscheinlich war auch die ehrgeizige Fatima über die Zurücksetzung ihres Gatten wütender als er selber.
Aïscha, die Witwe Mohammeds favorisierte die Freunde ihres Vaters – sie tat es schon darum, die Rivalitäten mit Fatima endlich zu beenden, indem diese Frau aus ihrem Leben verschwand. Seit sie in Mohammeds Haus gekommen war[145], hatte Fatima sich gegen eine Stiefmutter gestellt, die jünger war als sie selber. Ich denke, sie hatte ihre guten Gründe – solche Gründe haben Kinder heute noch, wenn ihre Mütter oder Väter auf einmal Partner nach Hause bringen, die ihre Söhne oder Töchter sein könnten. Kinder haben ein gutes Gefühl für familiäre Zumutbarkeiten. Als Ali, dreimal übergangen, endlich doch das Kalifat bekam, revoltierte Aïscha offen gegen ihn – und unterlag in einer Schlacht, die sie persönlich angeführt hatte. Offenbar war Ali was Aïscha anging, derselben Meinung wie seine Frau. Dieser Meinung sind die Schiiten, die Nachfahren der Alidenpartei, heute noch. Aïscha und ihre Ehe mit Mohammed gelten in ihren Augen als Mohammeds eigentlicher „Sündenfall“. Die Wahrheit wird wohl in der Mitte liegen, aber die Spaltung der Muslime in eine Richtung, welche die Lehre, und eine, welche die Familie des Propheten als Richtschnur für dessen Nachfolge betrachtet, war, als Ali starb und seine Söhne von den Omaijaden besiegt und ermordet worden waren, damit sie nicht die Nachfolge für sich und ihre Kinder reklamierten, perfekt. Dabei waren die auch nicht besser… nur bessere Machtpolitiker waren sie.

3.2.1. Sunniten

Sie bilden die Mehrheit aller Muslime. Sie stellen heute die Wächter der Heiligen Stätten Mekka und Medina. Sie sind die Träger der heutigen islamischen Moderne. Sie sind zuerst gemeint, wenn heute jemand vom Islam spricht.

Mit allen Muslimen der Welt teilen sie die Verehrung des Korans, der ihnen als Buch selbst für heilig gilt. Mit allen Muslimen der Welt teilen sie die Beachtung der fünf Arkana des Islam: wie jeder Muslim wenden sie sich fünfmal am Tag gen Mekka, rezitieren dasselbe Gebet auf dieselbe Weise, geben die Zakat und pilgern nach Mekka. Wie alle Muslime halten sie das Ramadanfasten und die

[145] Aïscha war damals, im ersten Jahr der Hedschra, neun Jahre alt. Auch wenn die Gelehrten des Islam betonen, dass Mohammed zu dieser Zeit die Ehe mit Aïscha nicht vollzogen hätte – der Geruch der Pädophilie bleibt an der Angelegenheit haften. Aïschas Zuneigung zu Mohammed soll, wenn man dem entsprechenden Hadith glauben kann, nicht unbedingt der Zuneigung Mohammeds zu ihr entsprochen haben. Sie hat sich wohl eher in ihr Schicksal gefügt und daraus gemacht, was immer sie daraus machen konnte, nachdem klar war, dass sie keine Kinder gebären könne. Auch dieser Umstand spricht u.U. dafür, dass Mohammed nicht gewartet hat, bis Aïscha dem Kindesalter entwachsen war. Er könnte Folge einer – oder mehrerer – Vergewaltigungen im Kindesalter sein.

anderen vorgeschriebenen Festtage. Wie alle Muslime halten sie sich für diejenigen, welche den Islam auf die rechte Weise nach der Sunna des Propheten, leben. Sunnitisch sind die Mehrheit der Muslime in Ägypten, in der Türkei, in den Staaten Nord- West- und Ostafrikas. Auch die Muslime in Palästina, in Saudi – Arabien, im Jemen und in Spanien, Italien und Frankreich, ebenso die in Deutschland sind Sunniten. Sunniten sind letztenendes auch die Indonesier.

Was trennt sie von den Schiiten? Einiges haben wir bereits im vorigen Abschnitt gelesen. Sie rechnen Ali zwar unter die vier ersten Kalifen, billigen ihm aber keine Sonderrolle zu. Demzufolge hat auch die Prophetentochter Fatima bei ihnen nur den Rang, der ihr als einziger leiblicher Nachfahrin des Propheten zukommt – wir werden sehen, dass das in der Volksreligion auch des sunnitischen Islam eine ganz beträchtliche ist. Aber es gibt Wesentlicheres, was die Sunniten mittlerweile historisch und theologisch von den Schiiten unterscheidet als nur Familiengeschichten und Nachfolgeregelungen. Im Zentrum des sunnitischen Islam nämlich steht die Umma, die Gemeinde. Jeweils die Würdigsten und Kundigsten übernehmen deren Leitung, nicht als geistliches Amt, sondern in Form einer Funktion. Der Imam hat die Funktion, Gläubige durchs Gebet zu führen. Der Moscheevorstand hat die Funktion, das Gebets- und Versammlungshaus der Gemeinde in Ordnung zu halten und vor Übergriffen zu schützen. Der Gemeindevorstand hat die Funktion, das bürgerliche Leben in der Gemeinde zu ordnen – Ehen zu beurkunden, Begräbnisse durchzuführen oder für ihre ordnungsgemäße Durchführung zu sorgen, sich um Bedürftige der Gemeinde zu kümmern, um Gäste derselben, für die Einziehung der Zakat und anderer notwendiger Geldspenden zu sorgen. – Aber die seelsorgerische Betreuung der Gläubigen ist weder Sache es Imam noch des Moschee- noch auch des Gemeindevorstehers. In seinem Glauben ist jeder sunnitische Muslim selbst dafür verantwortlich, wie er damit umgeht. Er kann, muss sich aber nicht, einem andern Muslim ratsuchend anvertrauen. Er kann, muss aber nicht, einen ausgewiesenen Gelehrten in Anspruch nehmen.

Solche Gelehrte gibt es – aber sie sind keine Seelsorger, sondern Forscher, Exegeten, Philologen, Philosophen und Rechtsgelehrte. Wenn sie zu einem Thema um eine Stellungnahme gebeten werden, geben sie diese nach bestem Wissen und Gewissen ab, aber es besteht für den Gläubigen keine Veranlassung, sich normativ danach zu richten. Was er einzig nicht darf, ist, den Koran, die Sunna des Propheten und Allah selbst zu missachten oder gar zu leugnen. Was er einzig nicht darf, ist die ihm bekannten Ge- und Verbote zu negieren. Was ihm indes nicht bekannt ist, kann ihm auch nicht zum Vorwurf gemacht werden. Ein Muslim, der nicht weiß, dass er Schweinefleisch nicht essen soll, ist zwar kein guter Muslim, aber begeht keine Sünde – ebenso nicht, wenn er nicht weiß, dass es Schweinefleisch ist, was er zu sich nimmt, oder wenn er im andern

Falle verhungern müsste. Daher ist das Erscheinungsbild der – zumeist sunnitischen – Muslime in Deutschland, die Bier trinken und Bockwurst essen und die sich auch sexuell nicht unbedingt keusch verhalten, nicht so zu werten, dass diese Halbwüchsigen, die da paradieren und reihenweise Übergriffe begehen, aber um jeder Moschee außer an Festtagen einen weiten Bogen machen, keine Muslime wären. Sie wissen es, von ihren Eltern, die zumeist nur die Volksreligion Islam kennen, nicht besser. Viele von ihnen sind zudem Aleviten und grenzen sich mit ihrem provokanten Benehmen sowohl von den – in ihren Augen primitiven – Muslimen alter Schule als auch von den „Ungläubigen“ ab. Man kann den (sunnitischen) Islam an seiner Wurzel nicht mit diesen späten Abkömmlingen muslimischen Geistes identifizieren. Er ist als Religionsform weitaus besser als sein derzeitiger Ruf zum Beispiel in Deutschland. Bedenken wir auch: alle historischen Reformbewegungen des Islam kamen aus der sunnitischen Fraktion, denn dieselbe ist durch ihren Gemeindebezug sozial wacher als die Gegenseite. Auch auf schiitischer Seite hat es zuweilen Widerstand gegeben – aber dieser Widerstand hatte eher eine revisionistische und restaurative Richtung. Andererseits sind die Sunniten keineswegs die „Berufsrevolutionäre“ des Islam – immerhin sind auch so konservative Regierungen wie die Saudi – Arabiens und die des Sudan sunnitisch. Man kann sie nicht in „Gute“ und „Böse“ einteilen – aber man kann die Potenziale messen und die ergeben einen höheren Anteil an sozialem Bewusstsein auf der sunnitischen Seite.

3.2.2. Schiiten

Wenn man es von außen betrachtet, wetteifern Sunniten und Schiiten jeweils um das bessere Konzept, den Islam als Gesellschaft und als Glaubensgebäude zu verwirklichen, wobei im Glauben die wenigsten Unterschiede bestehen. Der Gesellschaftsbegriff hingegen könnte unterschiedlicher kaum sein. Steht im sunnitischen Lager die Umma im Mittelpunkt des gesellschaftlichen Denkens, so sind es im schiitischen die – qua Geburt und Kompetenz – qualifizierten theokratischen Führer. Die –theoretische – Spitze der schiitischen Gesellschaft ist der Imam – der Vorbeter und Leiter der ganzen Gemeinde. Der Kalif[146] ist ihm gegenüber nachgeordneter Bewahrer der Organisation Gemeinde und der Repräsentant ihrer politischen Gegenwart. Der Imam aber ist der direkte Vermittler zwischen dem Gläubigen und Allah. Er leitet nicht nur das Gebet der Gemeinde, er ist auch für die Seelsorge zuständig, die er in letzter Autorität vor Gott versieht. Aus den Imamen, nicht aus den Kalifen, wird Allah sich einst seinen Erlöser und Stellvertreter auf Erden erwählen. Die Schiiten haben also, was die Sunniten stets mit Verve ablehnen, den „Messias“, den „Mahdi“ in ihrem religiösen Konzept. Dem Kalifen ordnet der – schiitische – Muslim sich als

[146] Näheres über das Kalifat und seine Rolle dann im Abschnitt über das Mittelalter des Islam.

der Obrigkeit unter – dem Imam ergibt er sich wie in den Willen Allahs in allen Dingen. Der Kalif kann auch Sunnit und durch politische Machenschaften an sein Amt gelangt sein – das ist für den Schiiten unerheblich, solange er es ordentlich versieht. Aber der Imam hat ganz bestimmte Voraussetzungen genealogischer und moralischer Integrität zu erfüllen.

Ist kein Kalif vorhanden, übt ein Sultan als – ideeller – Vertreter des Kalifen dessen Befugnisse aus. Ist ein Kalif vorhanden, erscheint der Sultan diesem gegenüber als Vasall, wenn auch mit beträchtlichen Befugnissen. Ist kein Imam vorhanden, gehen dessen Funktionen auf die Ayatollahs über – und zwar alle bis auf die den Imamen vorbehaltene Macht, den Islam als solchen in Vollmacht zu gestalten. Der Imam ist, und das ist ganz erheblich für den schiitischen Islam, stets ein Nachfahre Mohammeds – die Ayatollahs sind das ebenfalls, während ein Kalif das nicht unbedingt sein muss, auch nicht ein Sultan oder ein Emir. Sie sind Angehörige eines – wenn auch prinzipiell erblichen – Amtsadels. Aber in diesen Amtsadel kann man aufsteigen und er ist Sunniten wie Schiiten eigen. Die alltäglichen geistlichen Pflichten üben die Mullahs aus, die schiitischen „Kleriker“ vor Ort. Imame und Ayatollahs stammen durchweg aus der Kaste der Seyyid, der Nachkommen Alis und seiner Söhne Hassan und Hussein. Sie sind zum geistlichen Amt nicht verpflichtet, aber sie sind dazu – und allein – berechtigt. Mullahs indessen müssen nicht Seyyiden sein. In der sunnitischen Fraktion gibt es keine Seyyiden, aber es gibt dort Abkömmlinge aus der Sippe der mekkanischen Haschimiten – so das jordanische Königshaus, während die saudiarabischen Herrscher keine Haschimiten sind, sondern einem Stamm beduinischer Herkunft angehören. Die Schiiten respektieren das, wie die Sunniten ihrerseits Ali als einen der ersten Kalifen respektieren – aber sie verehren die Haschimiten nicht besonders, wie auch die Sunniten Ali nicht als den „Freund Gottes“ über die anderen Kalifen hinausheben, sondern als ihnen gleichwertig betrachten.

Die Schiiten hingegen treiben mit Ali und seiner Familie einen Kult, der in vielem an den Kult der „heiligen Familie“ in der katholischen Kirche erinnert. Überhaupt erinnert Vieles in ihrer Organisation an eine Kirche. Da der Imam seit dem Hingang des letzten „verborgen“ ist, verwaltet der „geistliche Rat“ der Ayatollahs dessen Befugnisse soweit es ihm möglich ist. Aus seinen Reihen wählt er den maßgebenden Ayatollah der als Vorsitzender des geistlichen Rates dem weltlichen Herrscher – der auch ein demokratisch gewählter Präsident sein kann – als Autorität gegenüber steht. Er kann dessen Verordnungen nicht mit Machtmitteln bremsen – aber er kann sie propagandistisch stoppen und behindern, andernfalls natürlich auch bedeutend fördern.

Dennoch ist ein Ayatollah kein Papst – das wäre im gegebenen Falle[147] nur der Imam. Er kann und er soll den Islam auch verwalten – aber er kann und soll ihn nicht konturieren, dazu hat er keine Vollmacht. Er kann nicht, wie ein Papst, aus dem Geist des Islam heraus neue Akzente setzen, sondern er kann nur darauf achten, dass das in Koran und Sunna vorgegebene Glaubensziel unverfälscht angestrebt wird. Dabei gilt natürlich die schiitische Form desselben – mitsamt der Heiligenverehrung – als normativ. Ach, übrigens – Vorbeter kann im schiitischen Islam jeder sein, der sich dazu qualitativ eignet und dieser wird dann Mullah genannt, während im sunnitischen Islam der Begriff des Imam den Vorbeter, also das meint, was im schiitischen Raum eben der Mullah ist. Zumeist ist– praktischerweise – der Vorsteher der jeweiligen Moschee Mullah, der auch, anders als im sunnitischen Raum, zugleich noch die Funktion des Standesbeamten und Seelsorgers ausfüllt.

Geistliches Amt und religiöses Lehramt sind im schiitischen wie im sunnitischen Islam nicht deckungsgleich. Ein Lehrer an einer theologischen Hochschule ist nicht zugleich ein „Priester“, wenn dieser Begriff im Islam gestattet ist – er ist Forscher, Vermittler von Wissensinhalten, Rezitator und Repetitor des Koranstudiums. Sein Ziel ist dabei nicht die Innovation, sondern die Konservierung der bereits bekannten Glaubensinhalte. Die Innovation zum Ziel haben hingegen die islamischen Mystiker. Wir werden über sie zu sprechen haben, aber zunächst so viel: die „Kirchlichkeit“ des schiitischen Islam hat durch ihre eschatologische und charismatische Ausrichtung die islamische Mystik eigentlich begründet. Die Mehrzahl der islamischen Mystiker hat schiitische Wurzeln.

Exkurs: Der Jahrmarkt der Vorurteile

Um es gleich vorweg zu sagen: neunzig Prozent der Vorurteile gegen den Islam haben ihre Berechtigung. Deshalb möchte ich mich zu ihnen auch äußern, ehe ich die bessere Seite des Islam, seine Mystik, berühre.

Um hinzuzufügen: neunzig Prozent aller Vorurteile gegen den Islam gehören selbstverständlich zum Glauben eines jeden durchschnittlichen Muslim. Es hat gar keinen Sinn, den Islam von allem frei sprechen zu wollen, was man ihm nachsagt. Zu neunzig Prozent sagt man es ihm zu Recht nach. Ob es im Hinblick auf das, was der Koran sagt, auch recht ist, das ist eine andere Sache.

---

[147] Wenn ein solcher nämlich auftauchen sollte – seit Jahrhunderten schon hat der schiitische Islam diesen, seinen obersten Lenker, verloren.

Kommen wir zunächst zum Thema Djihad – heiliger Krieg. Er ist integrativer Bestandteil der Religion. Bekämpft auf dem Wege Allahs die euch bekämpfen, heißt es, und jeder „Ungläubige“ kann konstitutionell gar nicht anders, als den Islam zu bekämpfen, ob er es nun sichtbar tut oder nicht. Er ist zudem kein menschenähnliches Geschöpf, es sei denn, er habe auch eine vorzeigbare Offenbarung. Das soll religionsgeschichtlich sagen: nur die Gesellschaften, welche ebenfalls demiurgische Modelle sind, haben im Islam die Chance der Duldung. Mit Kollegen legt sich Allah nicht an. Mit allen anderen selbstverständlich, und so ist auch die Politik des Islam von allem Anbeginn friedlos gewesen. Das begann mit den Überfällen auf mekkanische Karawanen und endete – vorläufig – mit den Metzeleien, die in den letzten zehn Jahren zwischen dem Islam und der übrigen Welt immer wieder aufgetreten sind: zuletzt in Darfur im Sudan. Nein, der Islam ist absolut keine friedliche Religion und was sie Frieden nennt, ist nichts als die Abwesenheit von Krieg. Einen Weltfrieden in Koexistenz aller Meinungen und Konzepte wünscht der Islam gar nicht. Die einzige friedliche Welt sollte eine Welt sein, in der nur der Islam herrscht; aber wie die Geschichte zeigt, ist nicht einmal das möglich, denn der Islam ist in sich zerstritten. Kaum hatte der Prophet die Augen geschlossen, als schon das große Streiten um die Macht unter den Muslimen begann.
Im Koran steht zwar, dass Allah die „Übertreter“ nicht liebt, aber das kann sich auf alles und muss sich nicht auf gewaltsame Übergriffe beziehen.

Kommen wir dann zum Thema Frauenpolitik des Islam. Zwar ist Heǧab nicht geboten, aber er wird seit Jahrhunderten praktiziert und ist daher ebenso integrativer Bestandteil des Islam wie der Heilige Krieg. Die originale Lesart des Koran ist zwar nur, dass die Frauen – die bei der herrschenden Sonnenglut oft im oder doch nahezu im Evaskostüm herumliefen, sich wenigstens auf der Straße und wenn Gäste kommen die notwendigsten Kleidungsstücke überwerfen sollten – wenigstens einen Schal, der ihre „Reize“ bedeckt, womit Brüste und Scham gemeint sind. Aber dieses Verständnis ist, scheint es, viel zu abgehoben und kompliziert, als dass der gemeine Muslim sich darüber den Kopf zerbricht. Für ihn gilt seit den Tagen Mohammeds das Gebot des Korans, dass Frauen in ihren Häusern zu bleiben und Gäste nur hinter einem Vorhang zu empfangen hätten, zudem ihren Körper und ihr Gesicht mit Schleiertüchern zu vermummen hätten. Dass mit diesem Gebot nur die Frauen des Propheten gemeint waren (ausdrücklich) negiert er geflissentlich und stuft damit alle islamischen Frauen als „Mütter der Gläubigen“ ein. Das ist zwar eine große, aber auch durchaus eine zwiespältige Ehre, denn damit sind diese Frauen auch „unkündbar“ für ihre Männer und als Witwen ist es ihnen nicht erlaubt, wieder zu heiraten.

So weit denkt der gemeine Muslim natürlich nicht. Zudem gibt der Heğab dem Islam allerorten einen faszinierenden folkloristischen und auf jeden Fall unverwechselbaren äußeren Anschein. Alles andere ist ideologistische Zutat. Islam, das ist Unverträglichkeit plus Unterdrückung – prima. Frauenkammer, Zwangsehe – all das ist Islam, wenn man den real existierenden Islam meint. Da gibt es noch einen Koran – aber der ist weit weg. Islam ist etwas für Völkerkundler, nicht für Theologen. Wollen wir es dahin kommen lassen? Keine Frage – wir sind schon da. Eher müssten wir uns überlegen, wie wir davon wiederum weg kommen sollten oder ob wir das überhaupt sollten, denn was machen wir mit all den Menschen, für die der Islam heute genau dieser Islam ist, der repräsentiert wird durch Unterdrückung der Frau und Unduldsamkeit bis hin zum Mord gegen Andersdenkende. Können wir es uns leisten, so viele Millionen Menschen in existenzielle Verzweiflung zu stürzen, wenn sie feststellen müssen, dass sie und ihre Vorväter dem falschen Glauben anhingen und nun wohl eher in der Hölle schmoren als die Freunde des Paradieses genießen? Können wir uns leisten, so viele Mütter und Frauen, die um ihre Söhne und Männer zwar getrauert haben, aber auch so stolz auf sie, die Märtyrer des Djihad, sind, vor den Kopf zu stoßen? Aufklärung ist sicher eine gute Sache, aber ist sie das hier auch? Sollten wir nicht besser die Angelegenheit unter dem Aspekt betrachten, dass die alten Fliegen weniger wehtun als die neuen Fliegen auf der alten Wunde? Ich will damit nur deutlich machen, was ich von den Missionsbestrebungen einiger deutscher Landsleute halte, die den Muslimen den „echten“ Islam wieder bringen wollen: nämlich nichts. So wie das echte Christentum das real existierende Christentum ist, das Judentum das real existierende Judentum, so ist auch der echte Islam der real existierende Islam und der ist so und sollte so akzeptiert werden. Wenn das Leid bringt, so erinnere man sich eines Spruches aus der islamischen Mystik: wenn ein Mensch nicht leidet, sollte er besorgt sein, denn, wer nicht leidet, den hat Gott vergessen. Das sollten wir, die wir nicht leiden, weil uns dieser Gott im besten Falle gar nicht kennt, doch ertragen können anzusehen, wenn die Muslime es ertragen können zu leben.

Als ein inmitten muslimischer Einwanderer erster bis dritter und vierter Generation lebendes menschliches Wesen ist mir nicht entgangen, dass die Kriminalstatistik meiner Heimatstadt in einem umkehrt proportionalen Verhältnis zur Statistik der Einwanderer und ihrer Nachfahren steht. Ich bin aber kein Fatalist, daher habe ich mir Gedanken um den Grund dieser Diskrepanz gemacht. Ich bin zu folgendem Schluss gekommen, der andere Schlüsse natürlich nicht ausschließt: Die erste und zweite Einwanderergeneration wuchs in einer Zeit auf, in der es in der Türkei – die meisten unserer Immigranten sind Türken – zu einer recht restriktiven Eindämmung des religiösen Einflusses auf das öffentliche Leben kam. In der Bundesrepublik Deutschland boten sich nicht nur

bessere Verdienstmöglichkeiten, es bot sich auch die Gelegenheit, die religiöse Kultur so, wie man sie kannte, weiterhin zu leben. Daher kamen zwar allerhand Gastarbeiter nach Deutschland, aber nur die konservativen, die in der Heimat vor für sie unzumutbare Veränderungen gestellt gewesen wären, blieben. Daher dominiert in der deutschen muslimischen Gesellschaft ein Archaismus, der in der Türkei längst der Vergangenheit angehört. Hinzu kamen mit der Zeit verschiedene ähnlich profilierte Immigranten aus der Levante, aus dem Irak, wo der säkularistische Einfluss des Saddam – Regimes auch immer stärker wurde, aus Algerien und Marokko – wenn auch nicht im gleichen Ausmaß wie zum Beispiel in Frankreich. Auch die ersten persischen Immigranten stammten aus traditionalistischen bürgerlichen und kleinbürgerlichen Kreisen, die von Mohammed Reza Pahlavi, dem letzten Schah, nicht „umerzogen" werden wollten [148].

Aus dieser Befindlichkeit heraus entstand in Deutschland ein – importierter – Islam, der in seiner Gestalt fundamentalistisch ist. Hinzu kommt, dass die Deutschen – aus Gleichgültigkeit, aber auch aus falsch verstandener Toleranz heraus – sich über Jahrzehnte nicht um die geistige Situation der Eingewanderten gekümmert haben. Sie haben, aus Furcht von unerlaubter Einmischung in die Angelegenheiten einer fremden Kultur, die Ghettosituation des Islam in Deutschland respektiert und keinerlei Versuche unternommen, außerhalb der Arbeitswelt, ja nicht einmal innerhalb dieser, die Fremden samt Islam in die deutsche Kultur zu integrieren. So sind Muslime und Deutsche – keineswegs nur Christen – einander fremd geblieben.
Dies wiederum erleichterte auf beiden Seiten das Aufkommen diverser Vorurteile wie man sie unlängst bei dem Berliner „Hassprediger" hören konnte und wie sie im Grunde nicht neu sind: die Deutschen wären schmutzig, stinkend, kurzum barbarisch und kulturlos. Dahinter steht die vom Islam bekannte Überzeugung, dass der Ungläubige nicht zum Bereich der vernunftbegabten Menschheit gehört – allerdings machen im korrekten Islam Juden und Christen einen Unterschied hierzu und gehören – bedingt – der Menschheit an. Deutschland ist ein christlich dominiertes Land, also hätte unser „Hassprediger" das, was er da von sich gab, hätte er den Islam nur gekannt, nicht sagen dürfen, aber er kannte ihn nicht und so wie er kannten und kennen auch die meisten der in Deutschland lebenden Muslime den Islam nicht. Auch sie, die den Islam nicht kennen, erziehen ihre Kinder in solchen Vorurteilen und bestärken sie darin, dass man mit „Ungläubigen" alles tun darf, was man möchte, da es sich nicht um Menschen handelt. Den Kehrvers dazu, dass man sie nämlich durch die Tat davon überzeugen möchte, Menschen zu werden,

[148] Wobei dessen Hang zur „Westlichkeit" selbst von nicht allzu hoher Qualität gewesen ist und wesentlich nur in einer Anbiederei an amerikanische und britische Konzerne bestand.

also den Islam anzunehmen, lernen diese Kinder nicht, da die Eltern ihn selbst nicht kennen und auch die Koranlehrer, zu denen sie geschickt werden, von derart Feinheiten ihres eigenen Glaubens keine Ahnung haben. Sie wissen wohl, was Unterwerfung ist, da sie dieselben am eigenen Leib erfahren, was aber unter „Gewinnung der Herzen“ zu verstehen sei, das wissen sie nicht. Also verstehen sie „bis dass sie sich unterwerfen“ als eine Erlaubnis zur permanenten Provokation – zu der auch kriminelle Übergriffe gehören.
Im Gegenzug heizen sie damit jene Vorurteile an, nach denen die Muslime aggressive, unverträgliche und dabei grenzenlose eingebildete Zeitgenossen wären, mit denen man möglichst wenig zu tun haben möchte. Sie heizen die Parolen eines evangelikalen Christentums an, die noch heute singen mögen: „und steure Papst- und Türken Mord/die Jesum Christum deinen Sohn/ wollen stürzen von seinem Thron[149]“ und demzufolge den kriminell auffälligen türkischen Halbwüchsigen (um solche handelt es sich meist) nicht Aufklärung, sondern Gegenaggression präsentieren.

Nicht zu übersehen ist, dass die Immigranten – Kriminalität in der Hauptsache aus Gewaltdelikten besteht. Dahinter rangiert das Drogengeschäft, dann kommen Diebstahl und Hehlerei. Die Letzteren sind mit der oben geschilderten ideologischen Erziehung denke ich zureichend erklärt, der erste Punkt, die Gewaltkriminalität, aber nicht. Denn die Gewaltkriminalität erstreckt sich nicht auf den Umgang muslimischer Jugendlicher mit fremdem Eigentum oder muslimischer Erwachsener mit Leben und Gesundheit deutscher Männer und Frauen, sondern hier haben wir es in den meisten Fällen mit Gewalt zu tun, die von Muslimen an Muslimen ausgeübt wird. Um sie zu verstehen, müssen wir noch tiefer in die Kulturen tauchen, die dem Islam zugrunde liegen.

Der Islam stammt, wir sagten es schon, aus der Stammesethik arabischer Beduinen, die auch Einwohner jener Städte waren, in denen Mohammed lebte und der Islam seine erste Gestalt erhielt. Innerhalb dieser Stammesethik spielte das Prinzip der Vergeltung – bekannt als Talionsprinzip – eine hervorragende Rolle im Rechtsverständnis der betreffenden Sippen und Familien, aber auch der Individuen. Der Islam beseitigte das Talionsprinzip nicht, er modifizierte es lediglich indem er denjenigen, welche den Islam annahmen, die Blutrache untersagte. Da das Prinzip als solches aber erhalten blieb, schlich sich auch die Blutrache wieder ein und zwar in Gestalt einer zu verteidigenden persönlichen Ehre. Die Gründe für solche Aktionen konnten und können vielfältig sein: Kon-

[149] „Erhalt uns; Herr, bei deinem Wort“ – evangelisch – lutherisches Kirchenlied. Wird heute seiner martialischen Aussage wegen nur noch selten gesungen… die betreffende Zeile lautet heute: und steure deiner Feinde Mord – was zwar eine Milderung, aber immer noch deftig genug ist, um das Lied weitgehend aus dem Gebrauch zu nehmen.

kurrenz im Geschäft, persönliche Beleidigungen, und, in den meisten Fällen, weibliches Fehlverhalten, wobei die Kriterien für ein solches nicht im allgemeinen Begriff von Fehlverhalten, sondern in Begriffen der Stammesethik gesucht werden müssen.
So ist zum Beispiel die – legale – Trennung einer Frau von ihrem Mann ein solches Vergehen, durch das die „Ehre“ dieses Mannes verletzt wird. Es ist auch ein Vergehen im Sinne dieser Stammesethik, wenn ein Mädchen sich der von ihren Eltern arrangierten Zwangsverheiratung widersetzt. Es ist ein Vergehen, wenn ein Mädchen einen nichtmuslimischen Partner hat, gleich ob sie mit diesem zivil verheiratet ist oder nicht. Aber auch wenn der Partner eines muslimischen Mädchens zwar ebenfalls Muslim ist, aber aus einer Familie stammt, mit der die Familie des Mädchens nicht einverstanden ist, ist das ein Grund, die angeblich verlorene Ehre der betreffenden Familie durch den Tod dieses Partners wieder herzustellen. In den seit Jahrzehnten gettoisierten islamischen Familien Deutschlands herrschen in dieser Beziehung jene archaischen Strukturen, wie sie unter den vorislamischen Turkstämmen gang und gäbe waren, und sich in den anatolischen Dörfern der Türkei zäh gegen alle Reformversuche gehalten haben. Aus diesen anatolischen Dörfern stammen die meisten Einwanderer der ersten und zweiten Generation und sie haben diese Strukturen nicht etwa der neuen zivilisierten Umgebung angepasst, sondern im Gegenteil die neuen Bedingungen nur als Mantel für ihre archaischen Denkmuster angenommen. So regiert unter ihnen bei der kleinsten sich bietenden Gelegenheit die Gewalt als Mittel zur Regulierung von Konflikten – mit durchaus beabsichtigtem letalem Ausgang. Wer dem abhelfen will, muss dem Denken abhelfen, das hinter diesem Aktionsmuster steht. Aber der inzwischen konsolidierte genuin deutsche Islam, der dies als einziger tun könnte, wird von diesen Muslimen als zu liberal nicht akzeptiert.

Ich kann mir gut vorstellen, dass man in diesem Punkte – wie in manch andern – nicht meiner Meinung ist und ich selbst könnte mir durchaus einen anderen Islam vorstellen: eine moderne Religion, die Herz und Verstand gleichermaßen befriedigt und aus gehorsamen freudige Gläubige macht, aus ungebildeten gebildete Leute und aus Leidenden Erlöste. Aber so haben wir den Islam nun einmal nicht und werden ihn, wenn wir den Schriften folgen, auch nicht haben. Richtungen des Glaubens, die das versuchten, wurden von der Glaubenselite des Islam und von der politischen Institution gleichermaßen verfolgt und massakriert und befinden sich, sofern sie überlebten, heute außerhalb des Islam wohl. Ich nenne an bekannten Strömungen dieser Richtung nur die Bahaï-Religion und die Ahmadiya, die beide aus der – schiitischen – Mystik hervorgegangen sind.

3.2.3. Mystik im Islam

Mit dieser Mystik wollen wir uns nun befassen. Denn ohne sie ist der Islam wie er heute vor allem in Europa von Europäern gelebt wird, aber auch im Iran und in Nordafrika, nicht zu verstehen.

Der Koran wie auch die Sunna des Propheten lassen in ihrer praktischen Ausrichtung auf die Struktur der zu errichtenden Gemeinde wie ihrer sich stets wiederholenden formelhaften Ausprägung von nur wenigen Glaubenssätzen wenig Raum für individuelle geistige Erfahrung. Sie beschränken den Menschen, und das auch mit voller Absicht, auf das Reich der Formalien, wie es alle demiurgischen Systeme tun. Denn über den Bereich der Formalie hinaus wäre ein demiurgisches System zu rasch in Gefahr, auseinander zu brechen. Es lebt von den Unzulänglichkeiten des menschlichen – nur und allein logischen – Intellekts, der Phänomene wie Sehnsucht, Ahnung, Intuition nicht kennt. Es lebt davon, dass eine so in sich geschlossene Logik dem Menschen mehr verbirgt als sie enthüllt, indem sie ihm von allen Dingen nur deren Oberflächen zeigt. Der Islam ist, wie man es immer zu betrachten wünscht, als monotheistische Religion ein demiurgisches System.

Aber kein demiurgisches System - und sei es noch so in sich geschlossen – kann dem Einbruch und der Selbstgestaltung des Geistes widerstehen, denn jedes demiurgische System bietet in seinem Formalismus eben diesem die nackte Flanke. Daher ist es nicht verwunderlich, wenn islamische Mystik in ihrer Zielrichtung stets die Grenzen des islamischen Glaubenssystems sprengt – sie sind zu eng gezogen.

Sie ist sich dabei der Grenzsprengung zumeist gar nicht bewusst. Sie „wildert“ längst in Bereichen, die eher dem Reich der Erkenntnislehre als dem des Islam zugehören und vermeint immer noch, um Allah sich zu bemühen. Sie ist, wie in Nordafrika, längst Mystik, wenn sie subjektiv immer noch meint, nur Befolgung von Sunna und Koran zu sein.

Es verhält sich mit der Mystik im Islam wie mit der Homöopathie – gerade weil nichts da ist, was wirkt, „erinnern“ sich angesichts des in der Pille gerade fehlenden Stoffes die Defizite ihres eigentlich notwendigen Zustandes und schaffen aus sich selbst Ergänzung. Die ideologische Enge und Trockenheit des Islam wie er korrekterweise gelebt werden muss, schreit nach den Farben und Tönen des Geistes, um die Seele erfassen zu können, denn Religion ist mit formaler Logik allezeit schlecht bedient. Sie will stets mehr und, bekommt sie es nicht aus der Hand ihres Schöpfers [150], bedient sie sich halt woanders. In den frühen religiösen (polytheistischen) Modellen ist eine Mystik nicht ausgewiesen, denn der Kult einer numinosen Macht ist Sache ihrer bestallten Pries-

[150] Man rede was immer man will: alle Religionen haben einen, der sie schuf – nur meistenteils bleibt er auf immer anonym, was auch kein „Beinbruch“ ist, solange die Religion eine von beliebig vielen ist. Nur die „Revolte“ des Monotheismus braucht in ihrer Ungeheuerlichkeit die Rechtfertigung eines namentlich bekannten Stifters.

ter, wohingegen der Mensch sich nur um seine eigenen Angelegenheiten zu kümmern braucht. Er braucht keine Mystik, weil er keine Verständigungsdefizite mit seinen Göttern hat. Erst in den monotheistischen Religionen (im Judentum erst nach dem Beginn der Gesetzesreligion) wandert die religiöse Verantwortung langsam auf den Einzelnen[151] und da die Religionsverfassungen stets zu wenig religiösen Stoff für das Gefühl anbieten, Auge in Auge mit der Gottheit zu stehen, muss die Mystik aushelfen. Sie nun wieder bedient sich aller Erfahrungen des Menschen mit der Geistigkeit der Welt, zunächst ohne unter ihren Mitteln wählerisch zu sein. Trance, aber auch innere Schau, emotionale Exaltation, Askese zur Förderung spiritueller Energien, Repetition von Lauten oder Formeln zum Zweck der Selbstvergessenheit und des Verlustes der – vom Göttlichen trennenden – Selbstkontrolle, alles und mehr gehört zum Instrumentarium der Mystik. Dabei begreift aber der Mystiker, anders als der Gnostiker, seine Subjektivität als dem Göttlichen untergeordnete, ja als eine die „Gottesschau“ beeinträchtigende Größe. Er will nicht Auge in Auge mit der Gottheit gleichberechtigt stehen, wie der Gnostiker, sondern in dieser geborgen seine Individualität, die ihm nicht schätzenswert erscheint, ablegen[152].

Wie schon gesagt, ist dies für den in einer polytheistischen Kultur Geborgenen kein Thema. Er weiß, dass die Götter ihre Arbeit haben, und er seine Arbeit. Er weiß, dass sowohl seine Arbeit als auch die der Götter wichtig sind für den Fortbestand der Welt. Daseinspessimismus kennt er nicht. Er kennt nur eine Furcht – einen der vielen Götter, die es gibt, unwissentlich zu beleidigen. Hat er diesen Verdacht, konsultiert er einen Priester als Sachverständigen, der ihm sagen wird, auf welchem Wege er die Gottheit wieder versöhnen kann und ihm auch sagen wird, wann sie versöhnt ist. Dies war unter andrem die Aufgabe der israelitischen Priester vor dem Aufkommen der Gesetzesreligion. Man sieht beim Fall Israel förmlich zu, wie sich das monotheistisch – individualistische

---

[151] Aber wirklich langsam, denn Jahrhunderte lang haben die jüdischen Priester am Tempel gebetet und geopfert, ohne dass im Land eine einzige Synagoge bestanden hat. Sie war nicht notwendig, da ein Mensch, der religiöse Sorgen hatte, nach Jerusalem pilgerte und dort das entsprechende Ritual vollziehen ließ wie noch heute ein Hindu, der im Tempel Puja für sich machen lässt. Oder man ging eben halt zum nächsten Baum und machte dort „Puja“… Erst das Exil, für das ein „Ersatzritual“ gefunden werden musste, machte mehr und mehr den Einzelnen zum Verantwortungsträger vor Gott – und damit zu einem Subjekt, das die Eigenschaften seines Objektes erforschen wollte. Im Christentum geht die Sache dann weiter, erreicht aber im Islam ihren unbestreitbaren Höhepunkt. Kommt mir der Gedanke: der Hinduismus hat doch als Polytheismus auch eine Mystik – bitte genau hinsehen: diese Mystik taucht immer da auf, wo monotheistische Züge „dräuen“…

[152] Der Gnostiker hingegen behält sich selbst auch und gerade im Angesicht der letzten Wahrheit, die er Gott nennt.

Konzept aus dem traditionell polytheistischen über einen langen Zeitraum „herausmendelt“[153]. Im Fall des Islam wird es mitten in eine blühende polytheistische Kultur regelrecht „geworfen“ und mit politischen Mitteln befestigt. Wir kennen ein solches Verfahren in Europa eigentlich nur von der „Machtergreifung“ Adolf Hitlers.
Ich sehe schon und höre all die ungebildeten, neurotischen und hysterischen Stimmen, die behaupten werden, ich setzte Hitler und Mohammed einander gleich und das gerade mitten im Karikaturenstreit. Aber wie dieser, so ist auch dies hier nur Ausdruck eines von Tabus freien Denkens, das auch „heiße Eisen“ anfassen kann, weil es für dieses keine solchen gibt, sondern nur Fakten. Und die Tatsache ist nun einmal eindeutig: in Deutschland wurde, mitten in eine sich entwickelnde demokratische Struktur mit entsprechender geistiger Toleranz eine diktatorische Potenz mit entsprechender geistiger Uniformität eingeführt. Etwas Ähnliches geschah in Medina. Die Auswirkungen waren jeweils verschieden, aber eigentlich waren sie das nur graduell. Auch der Islam verfügt per se über ein aggressives Potenzial. Denn was nicht islamisch ist, das ist „unvernünftig“ und im Verständnis eines durchschnittlich ungebildeten Muslim sind alle Ungläubigen auch „Schweine“ und zwar im Sinne hygienischer, aber auch moralischer Verwahrlosung. Die politische Verknüpfung , die in Medina beginnt, besitzt der Islam nachweislich noch heute. In Europa hingegen hat sich die „zivilisierte“ Trennung von Religion und Staat bisher durchsetzen und halten können.

Der Islam kennt also eine solche „Herausbildung“ wie im Judentum nicht, sondern entstand in bewusstem Gegensatz zu vitalen polytheistischen Traditionen. In ihm lässt das demiurgische Modell des „ich bin der Herr und ich allein“ alle Rücksichten fallen. Der Nicht – Muslim ist kein Mensch, der „Schriftbesitzer“ ist als Mensch irregeleitet und muss sich daher der Leitung der Muslime anvertrauen um als Mensch zu gelten. Dem Menschen aber ist der Koran wohl eine „Leitung“ für das praktische Leben – für die Tiefen seiner sehnsüchtigen Seele hält er wenig Anregung bereit.
Die aber findet sich reichlich in den Ausprägungen der islamischen Mystik. Da gibt es zuhauf heilige[154] Männer, Einsiedler, Ordensleute, aber auch Theologen,

---

[153] In Schechina und Messiasglauben ist es bis heute noch nicht völlig monotheistisch geschlossen. Das christliche Konzept – aus dem ägyptischen Denken stammend – verzichtet von vornherein auf eine solche Geschlossenheit indem es seinen Gott in dreifaltiger Ausprägung definiert.

[154] Der Begriff des Heiligen im Islam ist dabei aber etwas anders definiert als im Christentum. Er zielt auf die ethische und religiöse Vorbildlichkeit des Menschen. So kann nicht nur ein Toter als Heiliger anerkannt sein, und es gibt auch keine Kanonisation. Allerdings gibt es eine Heiligenverehrung auf zumeist lokaler Basis.

Philosophen und Dichter sind Mystiker – Schauende im wahrsten Sinn dieses Wortes. Die äußere Kargheit des Islam ist ihnen eine Decke für unermesslichen Reichtum des Empfindens, die oft dröge Lebensklugheit von Koran und Sunna ist ihnen ein Versteck für eine schier unendlich beziehungsreiche Lebensweisheit. Übrigens, der Begriff der Heiligkeit als Vorbildlichkeit ist im Islam grundverschieden von dem des Christentums. Der muslimische Heilige – der auch eine Frau sein kann – ist nicht notwendig weltabgewandt oder gar weltflüchtig, denn der Islam kennt kein Verdikt wider die Welt, er bejaht sie von Grund auf. Aber der Mystiker nimmt diese bejahte Welt als beschreibbares Abbild unbeschreibbarer Herrlichkeit und so formuliert er seine Weisheiten zumeist in Parabel, in denen er vom Abbild aus das Original zu beschreiben sucht. Er weiß, dass ihm dies misslingen kann, ja dass das Misslingen wahrscheinlicher ist als das Gelingen, und so nimmt er eine andere Zuflucht zur Geste, zur symbolhaften Tat. Ob er dabei etwas tut oder sagt, das dem Koran im buchstäblichen Sinne widerspricht, ist ihm gleichgültig, denn er glaubt sich dem Geist des Korans näher als derjenige, der ihn buchstäblich begreift und befolgt. So ist das Bild der Trunkenheit bei Chajjam das Bild der Entrücktheit zu Gott hin und wenn die Trunkenheit als Zustand zelebriert wird, so wird in Wahrheit der Zustand der Entrücktheit augenfällig gemacht. So wie der Trunkene der Welt gegenüber unvernünftig wird, aber just in dieser Unvernünftigkeit seine Seele befriedigt, so wird der Entrückte von der Welt nicht mehr verstanden, aber von sich selbst erst jetzt recht begriffen. Wie der Trunkene aber kann er das nur sichtbar machen – nicht beschreiben, denn gerade vor Trunkenheit gehorcht ihm die Sprache nicht.

Auch das Bild der Liebe ist ein beliebtes mystisches Symbol. Dazu muss man wissen, dass die platonische Liebe, die Agape des Christentums im Islam nicht hoch im Kurs steht. Liebe hat im Orient stets eine vitale sexuelle Komponente. Ein Liebesgedicht der islamischen Kultur hat sehr wohl etwas mit dem Vollzug eines Koitus zu tun, es ist ein Geschlechtsakt, der im Kopf stattfindet. Wenn nun die Mystik Liebesgedichte schreibt – und das tut sie reichlich – dann handelt es sich hier manifest um Sex, den der Mystiker mit seinem Gotte hat. Für ihn ist dabei nichts Anrüchiges – eher wäre es ihm anrüchig, wenn er in der Liebe so tun sollte, als ginge ihn das nichts an. Ob er, der Verehrer, dabei Männlein oder Weiblein ist, kann angesichts des extraordinären Sexualpartners vernachlässigt werden. So schließt die Mystik auch immer ein gerüttelt Maß an Homoerotik ein und an Ketzerei sowieso, denn Gott wird durchaus nicht asexuell, sondern eher im Geschlechtsakt als der jeweils passende Partner gedacht. Da im Islam eine Frau nicht Initiand des Aktes sein kann – obgleich das praktisch sehr wohl vorkommt – kann durchaus der – männliche – Mystiker in die Rolle der Frau schlüpfen.

Zum Andern hat die islamische Mystik eine Reihe von Anleihen bei der Bildsprache der Apokalyptik und der Erkenntnislehre gemacht. Nizâmis mystische Dichtung lebt geradezu und stirbt mit den aus der Erkenntnislehre gewonnenen Chiffren. Rûmi ist ohne Erkenntnislehre gar nicht denkbar. Diese Mystiker – Rûmi hat dafür mit seinem Lebensglück bezahlt [155] – haben den vom Koran festgelegten Rahmen mit ungeheurem Freimut überschritten und verstanden unter Allah nicht den demiurgischen Gott, sondern das universale Sein, das sie erfuhren, war ihnen „Allah“, da dieses Wort von ihren Zeitgenossen halt annähernd verstanden wurde. Chajjam und Hafis haben ihr Leben lang auf des Messers Schneide zwischen Ketzerei und Toleranz gelebt und hatten nur das Glück, in einer weltläufigen Epoche des Islam zu leben. Der – schiitische – Islam hat mehr als einmal Mystikerorden aufgelöst und ihre Mitglieder hingerichtet. Etwas freier konnten sich Mystiker in der nordafrikanischen Wüste gebärden. Hier sammelten sie ihre Schüler unbedrückt von theologischen Autoritäten, wurden vielmehr selbst zu solchen und formten den Islam in der - zum Beispiel für Marokko typischen - Weise einer ihrem Lehrer auf Gedeih und Verderb ergebenen Gruppe. In dieser Form, aber auch in Form der auf Rûmi zurückgehenden Mewlewis, der „Tanzenden Derwische“ der Türkei [156], ist die islamische Mystik bis heute lebendig. Eine Sonderform der islamischen Mystik sind die Rifaiyas, deren orgiastisches Gehaben mit blutigen Kasteiungen allerdings auch viel von uralten schamanistischen Praktiken bewahrt.

3.3. Der Islam des Mittelalters

3.3.1. Vorderasien

Dem Schwiegersohn des Propheten folgte der Omaijade Muawiya. Die Omaijaden waren Sunniten. Dieser regierte von Damaskus in Syrien aus (nicht mehr von Mekka oder Medina). Damit verschob sich das kulturelle Zentrum des Islam von der arabischen Halbinsel in den „fruchtbaren Halbmond“ zu dem Kleinasien, Palästina, die Levante, Syrien und das Zweistromland gehören. Auch Ägypten, eigentlich durch seine Geschichte zum kulturellen Zentrum prädestiniert, rückte (allerdings nicht für immer) an den Rand der Ereignisse Muawiya besiegte und ermordete die Prophetenenkel Hassan [157] und Hussein, deren Parteigänger sich daraufhin von den Omaijaden lossagten und die „Schiat Ali“, den Islam der Schiiten bildeten. Die Partei Alis hielt die arabische Halbinsel und das Zweistromland besetzt. Zwischen beiden Parteien des Islam kam

[155] Man ermordete seinen Freund – ein Schlag, von dem er sich nie erholte.

[156] Leider sind viele Mewlewis heute mehr touristischen Darbietungen verpflichtet als der Lehre Rûmis.

[157] Dieser verzichtete gegen Überlassung der Kriegskasse auf seine Ansprüche auf das Kalifat.

es zu heftigen Auseinandersetzungen. Es kam so weit, dass Muawiyas Nachfolger Yazid sogar Medina und Mekka belagern und die Kaaba in Brand schießen ließ. Aber Yazid starb, und die Omaijaden mussten, verflucht von den Mekkanern, abziehen. Ägypten fiel angesichts dieser Entwicklung wieder vom Islam ab. Man erkannte wohl, dass man es hier doch nicht mit einer ultimativen Ideologie zu tun hatte, sondern mit einer sehr menschlichen Erfindung mit allen ihren Unzulänglichkeiten. Der Kalif Marwan I, auch er Omaijade, eroberte Ägypten zurück, aber er starb an der Pest und überließ seinem Sohn Abd al Malik, die Reorganisation des Staates. Dieser löschte die drei Aufstandsherde der Mekkaner, der Charidschiten und den des Muchtar [158] in Kufa aus.
Zum religiösen Zentrum erklärten die Omaijaden in diesen Jahrzehnten des Kampfes des Kalifates gegen Mekka und Medina die Stadt Jerusalem. Hier hatte sich bereits Muawiya zum Kalifen ausrufen lassen. Abd al Malik erbaute an der Stelle des ehemaligen jüdischen Tempelhauses den „Felsendom“ als Sinnbild der Weltherrschaft Allahs. Der Felsendom, noch heute eine heilige Stätte des Islam, entstand also sozusagen in Konkurrenz zur Kaaba, aber auch zur Hagia Sophia Justinians, der Hauptkirche des damals noch nicht getrennten Christentums. Aber auch Damaskus erhielt eine religiöse Auszeichnung. Walid I, Nachfolger Abd al Maliks, baute die alten Johanneskirche zur Hauptmoschee der Stadt um und aus. Sie diente darüber hinaus als Reichsmoschee. Aber zurück zu Abd al Malik. Er „arabisierte“ den bisher von Aramäern und Griechen getragenen Staatsapparat und entließ Tausende nichtarabische Beamte, welche die Reihen der mit den Arabern unzufriedenen und von ihnen benachteiligten Untertanen vermehrten. In der Folge (750)sollte die Dynastie der Omaijaden an diesem Ungleichgewicht dann auch zugrunde gehen.

Den Omaijaden folgten die Abbasiden (nach ihren ersten Herrscher Abu al Abbas, dem Nachkommen des Prophetenonkels Abbas) Auch sie waren Mekkaner wie die Omaijaden es gewesen waren, aber im Zentrum ihres Machtkonzeptes standen nicht mehr die „Blutsverwandten“ also der Stamm, sondern die Umma, die Gemeinde aller den Islam Bekennenden. Die Abbasiden wählten Bagdad zu ihrer Residenz. Aber das Abbasidenreich litt an wirtschaftlicher Auszehrung und diese verursachte Rebellionen in Aserbaidschan, Ägypten und im Stammesgebiet der Charidschiten. Das Kalifat geriet unter den Druck der Militärs und ganze Gebiete sagten sich als unabhängige Sultanate unter ehemaligen

[158] Dieser war ein ehemaliger Diener Alis, der den – nichtarabischen – Muslimen den letzten lebenden Sohn Alis Mohammed al Hanafiya (der Ketzer), als Imam präsentierte. Die Mekkaner rotteten die Rebellion in einem Vernichtungsfeldzug aus und ermöglichten es so den Omaijaden, quasi in ihrem Rücken den Irak zu besetzen.

türkischen Gardeoffizieren[159] vom Kalifat los. In einem Befreiungsversuch verließ der Kalif al Mutasim Bagdad und gründete 836 die Stadt Samarra, aber er entrann dem Diktat der Militärsklaven nicht, die 847 den al Mutawakkil als Kalifen einsetzten. Nach einer Zeit der Wirren wurde Samarra wieder zugunsten Bagdads aufgegeben. Jedoch war die Zentralmacht nicht mehr in der Lage, das Reich zusammen zu halten. In Nordafrika herrschten die Aghlabiden, am Nil gründete der Offizier Ahmad ibn Tulun einen faktisch unabhängigen Staat. Im Osten entstand der Staat Seistan, der sich mit dem iranisch - islamischen Staat der Samaniden befehdete. Aber auch die Samaniden begaben sich in die Hand der türkischen Sklaventruppen, die ihnen den Untergang bereiteten. Im Gefolge des großen Aufstandes der Zandsch[160] wurden die Bewässerungsanlagen der großen Anbaugebiete zerstört, das Land verödete und versumpfte. Die Reste der geschlagenen Zandsch verbanden sich mit alidischen Sekten, den Qarmaten, und verstärkten die Strömung der Schiiten[161]. Damals schlug die historische Geburtsstunde der islamischen Mystik durch das erstmalige Auftreten mystischer Wanderprediger, der so genannten Sufi. Schiitische Iraner rückten in Bagdad ein und hielten den Kalifen unter ihrer Kontrolle. Auf dem Gebiet des Irak und des Iran entstanden (um 1000) die – schiitischen – Reiche der Buyiden. Ägypten und Nordafrika gelangten unter die Herrschaft der – schiitischen – Fatimiden, die sich auf die Prophetentochter Fatima zurückführten.
Während aber im Reich die Kultur immer mehr verfiel, blühte sie an den Höfen der Kalifen und Sultane aus dem Geschlecht der Buyiden und der Ghaznawiden. Es ist die Zeit, in der Ibn Sina, der Avicenna des europäischen Mittelalters, wirkte und die Zeit al Birunis, es ist das Zeitalter des Firdusi, die Zeit der „lauteren Brüder von Basra“ und ihrer Philosophenschule, die Zeit der großen islamischen Bauten in Ägypten, insbesondere des alten Kairo. Die Blüte strahlte aus nach Spanien und ins christliche Europa, wo der Orient zur Fabel wurde.

Sie alle sprachen und schrieben zumeist arabisch. Ob sie auch geborene Araber waren, ist dabei nebensächlich. Der Vordere Orient war weitgehend arabisiert, das Aramäische als Lingua franca abgelöst. Nur noch wenige Splittergruppen behielten das Aramäische bei. Nur die Christen Ägyptens behielten das Koptische bei, aber bald nur noch als Kirchensprache. Im Alltag sprachen und

---

[159] Sie waren einst als Sklaven von den Kalifen gekauft und zu einer Leibgarde ausgebildet worden.

[160] ostafrikanischer Sklaven, die im Südirak und in der Susiana (Iran) die Landwirtschaft dominierten.

[161] alle Ausführungen zu diesem Thema aus: B. Brentjes, Unter Halbmond und Stern, Berlin 1980

schrieben auch sie arabisch. Bis auf kleine Reste verschwanden die Berbersprachen des Maghreb. Die Perser indessen blieben ihrer indoarischen Sprache treu, übernahmen aber, wie die Türken viele arabische Lehn- und Fremdworte.
Die Türken, genauer die aus dem Osten einfallenden Turkstämme der Oghuzen (Turkmenen) und Quarlugen traten im 10. Jahrhundert zum Islam über und erweiterten damit den Bereich des Islam bis zum Lop Nor – See. Sie organisierten einen Steppenstaat und streiften bis weit in den Osten der Mongolei. Die Turkmenen schlugen die arabischen Ghaznawiden und eroberten Chorasan und den Iran. Sie besetzten Syrien und Kleinasien und nahmen im Jahre 1071 Jerusalem. Die Byzantiner, die sich ihnen entgegen stellten, schlugen sie bei Manzikert zurück. Die Mehrheit der asiatischen Muslime wurde so in einem Reich vereinigt, dessen Führung die Seldschuken übernahmen, die in Merw residierten.
Aber nicht alle Turkmenen ordneten sich den Seldschuken unter. In den Steppen Kleinasiens gründeten Turkmenen vielmehr ein eigenes Reich, das der Rûm - Seldschuken, in dem viele zentralasiatische nomadische Traditionen erhalten blieben und in den Islam eindrangen. Viele ihrer ekstatischen Kultformen wurden im türkischen Islam heimisch und formten dessen Gesicht teilweise bis in unsere Tage.
Im Reich der Seldschuken setzte eine neue Blüte ein – Handel und Handwerk prägten diese Kultur, prunkvolle Keramiken und Metallarbeiten, prächtige Teppiche und Seidenstoffe, erreichten in dieser Zeit die Handelszentren Chinas wie auch die Europas. Die Handelsstraßen im Reich wurden großzügig ausgebaut und mit einer Reihe von Herbergen, so genannten Karawansereien, besetzt. Es entstanden neue Moscheen und Medresen[162], aber auch wunderbare Bilderhandschriften, wobei die Seldschuken mit dem islamischen Bilderverbot recht liberal umgingen und es lediglich auf mit der Religion verbundene Objekte anwendeten.
Das großseldschukische Reich zerbrach nach fast zwei Jahrhunderten unter dem Ansturm der ehemals in Nordchina ansässigen Turkmongolen. Vom Altai bis zum Kaspischen Meer wurde der Islam zurückgedrängt, denn die Eindringlinge waren zumeist Buddhisten. Sie richteten eine Residenz in Badasaghun ein, der nun die ehemaligen Vasallen der Seldschuken unterstanden.
Noch im 12. Jahrhundert entstand aus den Trümmern des Seldschukenreiches das der Choresmier unter den Qiptschag – Turkmenen und afghanische Stämme übernahmen das Erbe der Ghaznawiden im Südosten und begannen mit der Eroberung Nordindiens.

[162] Koranschulen, in etwa Theologische Hochschulen

Der Islam erlebte im späten 12. und im 13, Jahrhundert eine tiefe Krise. Christen[163] und Buddhisten[164] herrschten nun in Ländern, die durch Jahrhunderte islamisch geprägt gewesen waren. 1077 war Jerusalem in die Hände der Seldschuken gefallen, das nahmen die Europäer zum Vorwand, in Vorderasien einzufallen. 1099 fiel Jerusalem in die Hände der Christen[165].
1218 hörte man zum ersten Mal etwas von einem mongolischen Herrscher genannt Dschingis Khan, der über ein Reich vom Syr – Darja bis nach Korea herrschte. Dieser machte sich bereit, sein Reich in Richtung der islamischen Kultur- und Interessensphäre auszudehnen. Die Choresmier, deren Gesandte 1215 das von Dschingis Khan verwüstete Peking gesehen hatten, wollten zunächst trotz zahlenmäßiger Übermacht nicht offensiv werden. Sie hätten es besser getan, denn Dschingis Khan nutzte einen Vorwand um sie wenig später mit vernichtender Übermacht anzugreifen, und jeden Widerstand bis in den Kaukasus hinein zu brechen. Die Welt des Islam brach zusammen. Nur in Ägypten widerstanden die Mamlukensultane den Mongolen und retteten den Islam Nordafrikas. Im Iran und in Mittelasien herrschten nun Buddhisten, schamanische Kulte und – heterodoxe – Christen. Die Christen Europas hingegen suchten ängstlich nach einem guten Verhältnis zu den neuen Herren Asiens. Aber auch die Mongolen waren inzwischen, nach dem Tode Dschingis Khans auf ein gutes Verhältnis zu ihren Nachbarn angewiesen, denn die ihm folgenden Il – Khane besaßen nicht mehr seine unbedingte Autorität und verstrickten sich in interne Machtkämpfe. Das Reich zerbröckelte, und auch die Episode des Tamerlan (eigentlich Timur Lenk) im 14. Jahrhundert konnte daran nichts mehr ändern. Die aus den diversen Auflösungsbewegungen hervorgehenden Teilherrscher passten sich den Gepflogenheiten ihrer jeweiligen Bevölkerung an. Die Khane des Iran traten zum Islam über, aber auch die Wolga - Khane wurden Muslime und begründeten das lange bestehende Reich der „Goldenen Horde“. Auch die zentralasiatischen Häuptlinge wählten den Islam, den sie allerdings mit ihren eigenen Traditionen vermischten, mit ekstatischem Kult und diversen magischen Vorstellungen und Praktiken. Im 15. Jahrhundert herrschte im vorderasiatischen Raum der Islam wieder unangefochten. So sollte es, ungeachtet aller Aufstände und Territorialkriege bis ins 18. und neunzehnte Jahrhundert bleiben. Im Gegenteil – durch die Zerschlagung des byzantinischen (Rest) Reiches 1453 sollte sich der islamische Einfluss noch bis weit nach Europa hinein erstrecken.

3.3.2. Nordafrika

---

[163] Im verloren gegangenen Kaukasus.

[164] In Zentralasien

[165] Weiter hierzu im Kapitel 3.3.4.

Im 9. Jahrhundert hatten sich im nordwestlichen Afrika Nomaden zum Verband der Senhadscha vereinigt und waren zum Islam übergetreten. Sie lernten einen archaisch – puristischen Islam sunnitischer Abkunft kennen, der vom Geist asketischer Kampfbruderschaften geprägt war. Sie übernahmen diese Tradition und gründeten ihrerseits Ordensburgen, von denen aus sie zum Kampf wider die Ungläubigen auszogen. Im Jahre 1050 organisierte sich auf Anregung des Mullah Abdallah ibn Taschfin ein Staat, der sich „Die Leute vom Kloster“ nannte, arabisch al Murabitun, bekannt unter der Bezeichnung Almorawiden. Deren weiterer Weg wird uns in Spanien interessieren. Aber auch für Nord- und Westafrika wurden sie bedeutend. Denn sie führten Kriege in Westafrika und ermöglichten die Gründung des Reiches der Keita am Niger. Sie eroberten Nordafrika und errichteten ein Großreich mit Marrakesch als Zentrum. Von hier setzten sie dann nach Spanien über. Ansonsten bildeten sich in Nord- und Ostafrika diverse unabhängige Sultanate, die späterhin entweder den Osmanen oder europäischen Kolonisten unterlagen. Den geistigen Hintergrund dieser Sultanate bildeten Spielarten des sunnitischen Islam. Dessen Rückgrat waren die verschiedenen Tariquas (Bruderschaften), die im 11. Jahrhundert aus der Bruderschaft der Chalwatiya entstanden und sich bis in die Gegenwart hinein verzweigten.
Eine Sonderrolle im afrikanischen Islam kommt Ägypten zu, das bereits zu Mohammeds Lebzeiten erstmals ins Visier islamischer Expansionsgelüste geriet. Es emanzipierte sich früh vom Mainstream der islamischen Kultur und hat diesen des Öfteren auch dominiert – ideologisch gehörte es weitgehend den Sunniten zu, öffnete sich unter den Fatimiden aber auch schiitischen Einflüssen, die bis heute fortwirken, ohne dass man Ägypten deshalb als schiitisch bezeichnen könnte. Anders als das alte Ägypten hat das islamische freilich nie eine dominierende Stellung in der islamischen Welt innegehabt und hat das vermutlich auch niemals angestrebt. Dadurch hat es sich Freiheiten in der Auffassung und Gesellschaftskultur des Islam erhalten, die heute den fanatisierenden Bestrebungen und Einflüssen der fundamentalistischen und bigotten Saudis zum größten Teil noch erfolgreich widerstehen, wie er sich in der Muslimbruderschaft, aber auch in kleineren fundamentalistischen Zirkeln und hier besonders auf dem Lande auswirkt. Allerdings sorgt die allgemeine Krisensituation des Globalismus derzeit dafür, dass die islamischen Fundamentalisten eine größere politische Rolle zu spielen beginnen, man sehe nach der Wahlerfolgen der Muslimbrüder Ägyptens im vergangenen Jahre 2005.

3.3.3. Spanien

1086 zerschlugen die islamischen Berber (die Almorawiden) die kastilischen Truppen vor Zalaqa und besetzten das bereits seit langem islamisierte südli-

che Spanien. Dort hatten vom Ende des Westgotenreiches bis 1031 die Omaijaden geherrscht, nachdem ihr Stern in Vorderasien längst gesunken war. Denn ein Prinz, Abd al Rahman, entkam dem Gemetzel des Endkampfes von 750 und rettete sich auf die iberische Halbinsel. Deren Süden war im Jahre 711 durch den General Tarik zum islamischen Bereich gekommen. Die – christlichen – Westgoten wurden in den Norden abgedrängt. Als Emir trennte Abd al Rahman Spanien nun vom übrigen Reich ab und ermöglichte ihm eine eigene Geschichte im Zeichen eines weltläufigen Islam. Nach dem Ende der spanischen Omaijaden zerfiel das islamische Spanien in eine Vielzahl von kleinen Herrschaften und Stadtrepubliken, die sich nach und nach den Christen Nordspaniens ergeben mussten. 1085 nahmen die Kastilier Toledo und Alfons VI, ihr Herrscher, nahm – einmalig in der Geschichte des christlichen Spanien – den Kaisertitel an. Daraufhin riefen die damit unzufriedenen christlichen Fürsten die Almorawiden ins Land um nach dem Prinzip Teile und Herrsche das kastilische Kaisertum zu beseitigen, das ihnen mit dem Verlust ihrer Privilegien drohte. Aber sie hatten sich verrechnet, denn die Berber machten nicht nur dem kastilischen Kaisertum den Garaus, sondern wandten sich nachdem ihren islamischen Glaubensbrüdern zu, die sie vom omaijadischen „Lotterleben“ zu einem „kernfesten“ Islam nach ihren Vorstellungen gewaltsam zu bekehren unternahmen. Dabei hausten sie nicht nur wie die Elefanten im Porzellanladen, sondern verschleppten auch reihenweise Glaubensbrüder als Sklaven über das Mittelmeer. Die Almorawiden mit ihrer Kulturstürmerei wichen den Almohaden [166], die, aus einer aufgeklärten Richtung des Islam herstammend, in Marokko erfolgreich gegen die Almorawiden geputscht hatten und nun gleichfalls über die Straße von Gibraltar kamen um das Übel bis zur Wurzel auszurotten und ihre spanischen Brüder zu befreien. Unter ihnen erreichte die spanisch – islamische Kultur dann ihre eigentliche Blüte. Die Almohaden beteiligten auch Juden und – mozarabische – Christen, deren Kultsprache das Arabische war, an dieser Kultur, förderten Künste und Wissenschaften, übten eine beispielhafte religiöse Toleranz und standen in enger Fühlung mit Wissenschaft und Kunst der gesamten islamischen Sphäre. Die großen Bauten des islamischen Spaniens gehen, wo nicht auf die Omaijaden, auf sie zurück. Ihre Kultur strahlte auch weit in die christliche Sphäre aus. So entstanden unter ihrem Einfluss Übersetzerzentren in Frankreich und Italien, in denen die Schriften der griechischen Antike, soweit sie arabisch vorhanden waren, ins Lateinische übertragen wurden. Berühmte Namen aus dieser Zeit sind ibn Zur, der europäische Avenzohar in der Medizin, und Ibn Ruschd, der Averroes der abendländischen Philosophie, durch den Europa den Aristoteles wieder kennen lern-

[166] Al Muwahidun – Einheitsbekenner genannt, weil sie besonderen Wert auf das Bekenntnis der Einzeit Gottes legten. Ihr erster Führer hieß Ibn Tumart, der aber Spanien nicht betreten hat.

te. Die Almohaden schützten diesen sogar noch als orthodoxe Mullahs seine Verbannung erzwangen und schickten ihn nach Ägypten, wo er, als Leibarzt des fatimidischen Sultans hoch geehrt, lebte und starb. Aber ganz reibungsfrei war das Verhältnis der Almohaden zu den einheimischen Muslimen denn wohl doch nicht – als es 1212 zum ersten Mal zwischen Christen und Muslimen Spaniens um alles ging, da verließen ausgerechnet die muslimischen Andalusier das Heer des – sich inzwischen Kalif nennenden – almohadischen Herrschers und gingen nach Hause. Damit hatte die Erfolgssträhne der spanischen Reconquista begonnen, die 1492[167] mit der Einnahme von Granada, dem letzten muslimischen Staat auf spanischem Boden, endete. Die Muslime, die den Zusammenbruch des Reiches kommen sahen, flüchteten dahin, wo die Almohaden einst hergekommen waren: nach Nordafrika, wo sie als „Andalusier“ das Kulturleben befruchteten. Aus ihren Reihen ging der bedeutendste Historiker des Islam, Abd ar Rahman ibn Chaldun 1332 – 1406 hervor, dessen Familie aus Sevilla stammte und nach Tunesien emigriert war. Auch der große Reiseschriftsteller des Islam, Mohammed ibn Batuta war Spanier. Er lebte unter der Dynastie der Meriniden, die von 1269 bis 1420 das islamische Spanien beherrschte.

Vom islamischen Spanien blieben der iberischen Kultur bedeutende Reste, die selbst dem Christianisierungswillen der Könige aus dem Norden widerstanden. Noch heute bezaubert uns Granadas Alhambra, beeindruckt uns Toledos Alkazar, können wir die Schlossanlage Azahara bei Cordova besichtigen – wenn auch, bereits seit der Invasion der Almorawiden[168], nur in Trümmern. Wir können noch heute die Moschee von Cordova besuchen und müssen uns dabei nicht einmal groß mit der christlichen Kirche befassen, die im sechzehnten Jahrhundert mitten in die Moschee geklotzt wurde. Sevillas Kathedralenkirchturm, die Giralda, ist ein ehemaliges Minarett, denn natürlich steht die Kathedrale dort, wo die Moschee stand, und wer wache Augen hat, kann noch in vielen Kirchen Südspaniens die Spolien der Moscheen entdecken –der Synagogen übrigens auch – die vor ihnen waren. Noch heute muten die Kirchtürme Andalusiens wie Minarette an. Durch die Vermittlung der Spanier sind viele Begriffe des Arabischen ins Romanische gelangt und von diesem in die anderen europäischen Sprachen. Ibn Ruschd und Ibn Sina sind noch heute Namen, die ebenso bekannt sind wie der des spanischen jüdischen Philosophen Moses ben Maimon, genannt Maimonides. Aber auch eine europäische Größe ist aus dieser Zeit bekannt: die Gestalt des Cid, eines Beispiels für die Rolle, die das Rittertum dieser Zeit zwischen Islam und Christentum, beides

---

[167] Ceuta fiel schon 1415 und Tetuan gar schon 1401 – damit waren wichtige Nachschubbasen für den muslimischen Staat in christlicher Hand.

[168] An dessen Zerstörung ist also – ausnahmsweise – nicht die Reconquista schuld.

unbefangen akzeptierend, spielte. Vom islamischen Spanien wurde übrigens auch die kulturelle Atmosphäre der Provençe maßgebend mitbestimmt.
Die Reconquista zerstörte eine durch Jahrhunderte gefestigte Kultur und ersetzt sie durch – die Inquisition mit ihren Autodafes und die Limpieza[169]. Das christliche Spanien aber, wiewohl es Weltmacht wurde, erreichte in der kulturellen Weite nie mehr das Niveau des islamischen. Seine katholische Pracht machte vielmehr die Herzen eng und lebte von der düsteren Faszination, welche die Autodafes auf das Gemüt eines friedlichen Menschen auszuüben vermögen.

3.3.4. Kaiserreich und Kalifat

Aus dem Zerfall des römischen Weltreiches war das byzantinische Reich entstanden. Es beherrschte in Nachfolge des Imperium Romanum den griechisch geprägten Osten, also Thrakien, Pannonien, Illyrien, Dalmatien, Mazedonien, Griechenland, Kleinasien, die Levante, Syrien, Palästina und Ägypten. Die nordafrikanischen Gebiete westlich Ägyptens waren im Sturm der Völkerwanderung an germanische und gotische Völker verloren gegangen und bildeten andere, in keinem Falle beständige Staaten. Im Westen hatten ebenfalls germanische und gotische Staaten die Lücke gefüllt die durch den Zusammenbruch Westroms entstanden war. Am Ende des achten Jahrhunderts aber hatte auch das ehemals weströmische Gebiet durch die Karolinger in etwa die Struktur erhalten, die es bis in die Gegenwart behalten sollte. Anstelle der vielen europäischen Stammessstaaten erstand ein neues Kaiserreich, das von Byzanz anerkannt wurde und auch mit der islamischen Welt in Kontakt trat, ehe noch dieselbe mit ihm zusammentraf. Dieses erste Zusammentreffen[170] verlief übrigens vom Grund auf freundschaftlich. In den folgenden Jahrhunderten sollte sich das allerdings ändern.
Das Verhältnis des Islam zu Byzanz hingegen war vom ersten Augenblick an gespannt. Mohammed zog Byzanz zwar zunächst den – in seinem Gebiet politisch dominanten – Persern vor, aber nachdem sein Gesandter von einer byzantinischen Grenzwache – aus purer Unkenntnis – erschlagen worden war, änderte sich seine Haltung und er hat die ersten Erfolge der Muslime gegen die Byzantiner sehr begrüßt. Andererseits hat Byzanz aber auch vom Islam und hat der Islam von Byzanz profitiert, denn beide Reiche waren nicht nur am Krieg, sondern auch am Handel interessiert. Byzantinische und die frühe islamisch - orientalische Lebensart waren in ihrem Kulturbewusstsein und ihrem

---

[169] Damit bezeichnet man die Feststellung der unvermischten christlichen Abkunft adeliger Geschlechter. Islamische und – ganz schlimm – jüdische Beimengungen in einer genealogischen Linie verschlechterten die Karriereaussichten eines Adeligen bedeutend.

[170] Die Gesandtschaft Karls des Großen an den Kalifen.

Streben nach Zivilisation nicht weit voneinander entfernt. Immerhin waren beide vorwiegend urbane Kulturen. So machten die Muslime seit jeher einen Unterschied zwischen den – zivilisierten – Griechen und den – barbarischen – Franken. Man zeigte sich allerdings stets bereit, den Barbaren aus dem Norden zu zeigen, was Lebensart ist, und ihnen nach Möglichkeit auch dazu zu verhelfen. Der Handel, vor allem der Fernhandel, wurde nicht behindert. Übergriffe auf Kaufleute, die im islamischen Gebiet, das im Übrigen wie wir gesehen haben, öfter einmal politisch instabil wurde, immer einmal wieder erfolgten, waren nicht Ausdruck der Politik, sondern kriminelle Akte und wurden von der politischen Macht entsprechend geahndet.

Dennoch war es den beiden großen Religionen des europäischen Mittelalters nicht vergönnt, miteinander in Frieden zu leben. Das lag nicht unbedingt nur an der Unduldsamkeit der Muslime, sondern ebenso viel und vielleicht mehr noch an der Unduldsamkeit der Christen – der vielleicht mehr noch als auf der andern Seite politisches Kalkül und Machdenken zugrunde lag. Das lag auch daran, dass Religion in jener Zeit, ganz anders als heute, eine sehr vitale Kraft war, keineswegs nur ethisches Richtmaß, sondern reales Kriterium der Existenzberechtigung. Jedem erschien die eigene Religion als das Non Plus Ultra des Menschseins an und für sich. Sie war die Welt, die ihn umschloss und barg. Außerhalb dieser Welt konnte sich nur Chaos befinden und hauste das Verderben – die Urangst, jedem Menschen irgendwo mitgegeben, wurde durch die Religion ins jeweils Andere projiziert. Daher gab es sicher auch sehr weltliche Gründe, warum Kaiserreich und Kalifat aneinander gerieten, aber diese Gründe waren wohl nicht die maßgeblichen. Maßgeblich war vielmehr, dass sich hier eine ultimative Religion an der andern rieb. Die Muslime waren ebenso wenig von den Christen zu überzeugen wie umgekehrt.
Aber es hat doch massenhafte Übertritte von Christen zum Islam gegeben[171]? Und konvertierten nicht viele Muslime Spaniens zum Christentum? In beiden Fällen waren andere als religiöse Motive Auslöser der Bewegung. Die Christen, welche zum Islam übertraten, taten es zumeist um abrechenbarer fiskalischer Vorteile willen und die Muslime, die zum Christentum übertraten, taten dies um ihre Heimat nicht zu verlassen und vor der Inquisition sicher zu sein. Dass sie es dann doch nicht waren, ist wiederum typisches Merkmal einer Reibung zwischen zwei einander ausschließenden Religionen. Auf der andern Seite wurde der Übertritt von Christen zum Islam immer wieder reglementiert, denn die Herrscher der Muslime legten Wert auf die – hohe – Kopfsteuer der Chris-

[171] Ein typischer Sonderfall ist der Übertritt vieler bosnischer Christen zum Islam. Hier nutzte eine ganze eigenständige Tradition, die bisher zwangsweise unter byzantinischer Dominanz gelebt hatte, die Chance, dieser Unterdrückung zu entrinnen: nämlich die Nachfahren der balkanischen Bogomilen.

ten, die oft ihre einzige unmittelbare Geldeinnahme war; die andern Abgaben wurden zumeist in Naturalien oder Produkten entrichtet. Aber die Muslime gewordenen Christen gaben viele ihnen lieb gewordene Traditionen nicht auf – so ist wahrscheinlich der Mahdi – Glauben durch ihre und der ehemals jüdischen Muslime Überzeugungen in den Islam geraten, denn: genuin eigen ist er ihm nicht. Auch die Verehrung, die viele Muslime heute neben Fatima der Maria bezeugen, stammt höchstwahrscheinlich aus dieser Quelle. Der Islam toleriert diese Bewegung solange sie nicht den Tatbestand der „Beigesellung[172]“ erfüllt, die für den Islam unannehmbar ist. Aber auch die Hochschätzung der Prophetentochter selbst geht wohl auf den christlichen Marienkult zurück. Das Andenken der Aliden bei den Schiiten hat auffällig viel Ähnlichkeit mit der christlichen Passionsmythe. Dass diese Bräuche sich vorwiegend im Bereich des schiitischen Islam finden, ist nicht verwunderlich, denn: es war der schiitische Islam, mit dem Europa zuallererst in Berührung kam. Die islamischen Heerführer mochten Sunniten sein – ihre Soldaten, Offiziere und Mitarbeiter waren oft Schiiten, die an Ali, Hussein und Fatima glaubten. Hinwiederum haben auch die Christen, insbesondere die Katholiken, Elemente des Islam aufgenommen. Heute weiß kaum noch jemand, dass das „kleine Kreuzzeichen“ der Katholiken eigentlich eine islamische Grußformel ist. Es weiß niemand mehr, dass die Ausrichtung der Kirchen nach Osten eine Analogie der Ausrichtung der Juden und Muslime auf ihre jeweiligen heiligen Orte ist. Bei den Synagogen geht die Ausrichtung auf Jerusalem so weit, dass entsprechend der astronomischen Standortberechnung sogar die „Ostung“ in dem Maße differiert, in dem der betreffende Ort zu Jerusalem gestellt ist. Bei den Kirchen resultieren die Ostungsabweichungen aus dem Bestreben, die „Scharfausrichtung“ des Baues auf den Sonnenaufgang am Namenstag des Kirchenpatrons einzustellen[173]. Synagogen und Kirchen, die vor der Bekanntschaft des Abendlandes mit dem Islam errichtet wurden, oder deren Zweck in erklärtem Gegensatz hierzu steht, haben oft keine Ostung. Leider gibt es davon nicht mehr allzu viele. Der Katholik und der Christ allgemein wissen oft auch nicht, dass ihr gottesdienstlicher Friedensgruß eine fast wortwörtliche Übersetzung des islamischen Grußes ist, der seinerseits allerdings wiederum auf dem jüdischen Friedensgruß beruht.

---

[172] Shirk – Beigesellung eines weiteren göttlichen Wesens zu Allah. Daher , weil Allah „weder gezeugt ist noch zeugt“, sondern vielmehr nichts Menschliches an sich hat (eine wahre Aussage angesichts der Beschaffenheit des Demiurgen) ist es Gotteslästerung und wird entsprechend bestraft, wenn zum Beispiel Jesus als Sohn Gottes oder Maria als Muttergottes angebetet werden. Solange das nicht geschieht, kann jeder Muslim hochschätzen, wen er will.

[173] Hierbei kam es aber auch oft zu ganz anderen Kundgebungen. Zum Beispiel wurden in eroberten Gebieten Kirchen oft auf den Sonnenaufgang an ehemaligen „heidnischen“ Großfesten ausgerichtet.

Man nahm also voneinander indem man einander nahm. Aber das Geben und Nehmen fand ein Ende, als die Seldschuken Jerusalem dem Herrschaftsgebiet des Islam einverleibten. Bis dahin hatte es zum byzantinischen Einflussbereich gehört. Byzanz, außerstande, den islamischen Heeren aus eigener Kraft Paroli zu bieten, rief die übrige christliche Welt zu Hilfe und – die kam. Mochten die Griechen Schismatiker sein, sie waren Christen. Aber das Heilige Grab in den Händen von Leuten, die den Kreuzestod Jesu leugneten, seine Auferstehung von den Toten bestritten, ja seine Gottessohnschaft als Lästerung abtaten – das war zuviel für das Gemüt frommer Christenleute. Hinzu kam noch die Aussicht vieler ritterlicher Söhne, die beim Erbe der Eltern leer ausgegangen waren, und denen sich nun die Möglichkeit auftat, im Heiligen Land zu Besitz und Ehren zu gelangen. Hinzu kam die Menge der gesellschaftlich Benachteiligten, der außerhalb der Ständegesellschaft Stehenden, der Verfemten und der kriminellen Elemente, die im Aufbruch nach Jerusalem eine willkommene Möglichkeit sahen, sich: a) auf gewohnte Weise durch Betrug und Gewalt zu bereichern, b) auf nach christlichem Verständnis rechtlichem Wege zu Wohlstand, wenn nicht Reichtum zu gelangen, c) mittels solchen Reichtums Anerkennung als ehrbares Mitglied der Gesellschaft zu finden, d) Sühne für sonst todeswürdige Vergehen zu erlangen. Hinzu kam noch die Menge frommer Pilger, die wirklich nichts anderes wollten, als im Schutz der Kreuzzugsheere sicher zu den Heiligen Stätten zu gelangen. Solche Pilger gab es immer – aber nun, mit Aussicht auf eine solche Eskorte, wurde es immer mehr.

Der erste Kreuzzug endete nach ungefähr einem Jahr Strapazen und unermesslichen Opfern mit der Eroberung Jerusalems 1099 durch den Frankoflamen Gottfried von Bouillon, der den Königstitel von Jerusalem annahm. Für die Muslime bedeutete die Niederlage nicht viel mehr als ein Grenzscharmützel, mit dem die regionalen Kräfte fertig werden konnten. Das Kalifat und die anderen Grundlagen islamischen Staatsverständnisses blieben unangetastet. Das Massaker, welches die Kreuzfahrer im eroberten Jerusalem veranstalteten blieb allerdings eine unerhörte Provokation nicht nur der Muslime, sondern auch der Juden und byzantinischen Christen in der Stadt, die ihm unterschiedslos zum Opfer fielen. Indes wussten auch die Muslime außerhalb Jerusalems, dass dies Massaker weniger auf eine Initiative der Ritter um Gottfried zurückging, als auf das Betreiben fanatisierter Pilger und ihre Predigten. Sie handelten entsprechend – entschlossen, zu rächen, aber nicht blind an irgendwem, sondern an den Schuldigen. So stellte sich eine Art Balance zwischen dem neuen König, seinen Gefolgsleuten und den muslimischen Sultanen, Emiren und sonstigen Adeligen her, indem die Einen die Andern, oft gegen heftigen Widerstand von Fanatikern auf beiden Seiten, akzeptierten. Das Kalifat, wiederum in Bagdad residierend, hat gegen die Kreuzfahrer niemals zentrale Streitkräfte eingesetzt, sondern hat die Arbeit dem Sultan von Damaskus überlassen, zu dessen Territorium Palästina gehörte. Die Sultane von

Damaskus und Ägypten haben diese Arbeit auch, trotz gelegentlicher Zwistigkeiten, zuverlässig erledigt. Denn sie waren Vasallen eben dieses Kalifats und ihm vor allem verpflichtet.

Was unterscheidet eigentlich einen Kalifen von einem Kaiser? Der Umstand, dass dieser Kaiser, der Kalif, auch zugleich ein Papst ist. Er ist, wenn es einen gibt, sowohl der oberste weltliche, als auch der oberste geistliche Repräsentant des Islam. Im Islam gibt es keine der mittelalterlichen christlichen vergleichbare Gewaltenteilung und daher auch keine dem Investiturstreit vergleichbaren Rivalitäten. Wenn es sich ergab, putschte ein Sultan und wurde der nächste Kalif, falls er denn Erfolg gehabt hatte oder landete auf der Richtstätte. Aber auch der Kalif, der „Papst“ des Islam, hatte niemals die Macht, islamische Grundsätze anzutasten. Er war Autorität in einem ganz handfesten Sinne, nämlich als geistlicher und weltlicher Schiedsrichter letzter Instanz. Ein lateinischer Kaiser hingegen hatte in theologischen Angelegenheiten keinerlei Entscheidungsbefugnis, ja er war sogar in seiner politischen Rolle vom Wohlgefallen des Papstes abhängig, der ihn einsetzen und absetzen konnte, wie es ihm gefiel, ihn exkommunizieren und rekonzilieren wie er mochte. Gleiches hätte sich ein Kalif von keinem Mullah oder Ulema jemals bieten lassen und wenn es ein Großmufti gewesen wäre. Denn vor Allah sind alle Muslime einander gleich, so der Gedanke der Umma, und nur die Aufgabe innerhalb der Umma unterscheidet sie. So musste ein Kalif auch nicht unbedingt ein Adeliger sein, sondern Kalif konnte jeder werden, der seine Kompetenz unter Beweis stellte. In der Optik des Abendlandes kommen die islamischen Kalifen jener Tage oft gar nicht recht zum Tragen, dort redete man von den Emiren und Sultanen, mit denen die Kreuzfahrer es direkt zu tun bekamen.

So kommt es, weil das Kalifat durch dieselben niemals in Gefahr war, dass die islamische Geschichtsschreibung den Kreuzzügen keineswegs dasselbe Gewicht zumisst wie die christliche. Für die islamische Welt, die in ihren eigenen Kämpfen befangen war, handelte es sich um eine ephemere Angelegenheit. Sie ähnelte einem Geschwür, das zwar immer wieder aufbrach, aber an keiner lebenswichtigen Stelle des Körpers saß. Anders aber sind die Kreuzzüge für die christliche Welt ein Ereignis ersten Ranges gewesen, denn sie führten einmal die Kräfte der römischen Christen in einer einzigen Aktion zusammen, zum zweiten ebneten sie den Weg zu einer Verständigung mit dem schismatischen Byzanz und zum dritten eröffneten sie für Wirtschaft und Kultur des christlichen Europa ungeahnte Perspektiven. Beinahe alles, was dann das hohe Mittelalter an Kulturgütern auszeichnete, hat seine Wurzeln in der Begegnung von Orient und Okzident, die keineswegs nur und ständig kriegerisch gewesen ist. Längere Friedenszeiten unterbrachen die jeweiligen kriegerischen Aktionen, in denen sich in Kleinasien und Palästina lateinisch - christliche Reiche

bildeten, die in der Lebensart von den Fürstentümern in Europa zumeist bedeutend abwichen. Ich sage „zumeist“ weil einige christliche Fürstentümer, so Aquitanien[174] und das normannische Sizilien[175] schon zuvor einen anderen Kulturbegriff kannten.

Während also die Kreuzzüge eine zentrale Angelegenheit des Kaiserreiches waren, waren sie im Gegenzug keineswegs eine Angelegenheit des Kalifats. Die beiden damaligen Weltmächte haben sich als solche in der Zeit der Kreuzzüge nie berührt. Späterhin, nachdem Byzanz gefallen war, änderte sich das allerdings und das Kalifat marschierte in höchsteigener Sache nach Europa ein, nahm den Balkan, Griechenland, die adriatische Küstenregion und Ungarn in Besitz, entwand den Franzosen die nordafrikanische Küste, an der sie seit den Kreuzzügen Fuß gefasst hatten und kam erst vor Wien zum Stehen. Weite Gebiete Ost- und Südosteuropas wurden islamisches Gebiet. Sie blieben es, bis das osmanische[176] Reich, welches die Nachfolge der seldschukischen Macht angetreten hatte, in den politischen Wirren des ersten Weltkrieges zerbrach. Damit aber sind wir bereits weit in der Neuzeit angekommen, und sollten uns zurück ins Mittelalter begeben, denn damit sind wir noch keinesfalls am Ende.

Exkurs: Die Templer

Man kann über die Kreuzzüge nicht sprechen, ohne ihrer Erwähnung zu tun. Man kann über sie nicht sprechen, ohne auch über die vielen Spekulationen zu sprechen, die sich an diesen Namen knüpfen. Denn ohne die Kreuzzüge hätte es sie nie gegeben und ohne den Ort und die Atmosphäre in der sie entstanden, hätten sie nie das Ende genommen, das sie nahmen. Im Jahre 1119 gründeten in Jerusalem, das sich in christlicher Hand befand, neun Ritter um Hughues de Payen von Martigny, einem Burgunder, einen Orden, der sich der Aufgabe verschrieb, Wege und Straßen im Heiligen Land zu bewachen und Pilger vor Überfällen durch Räuber und Diebe zu schützen. Dies überliefert uns Guillaume, Erzbischof von Tyrus. Balduin II, damals König von Jerusalem, gestattete die Gründung und gab den Rittern die Al Aqsa Moschee zum Quartier. Da dieselbe sich dem Hörensagen nach auf dem Gelände des – von

---

[174] Vor allem in der Nachfolge des römischen Gallien

[175] Vor allem in der Nachfolge der – aus der Macht, nicht aus dem Land, vertriebenen – muslimischen Sarazenen, aber auch von engen Kontakten zu Byzanz her.

[176] irgendwelche Narren schreiben an einer solchen Stelle ganz ernsthaft vom „ottomanischen“ Reich – auf die Ottomanen mit ihnen … das ist ein Begriff für eine Art von Sofa, die sich im neunzehnten Jahrhundert in Europa einbürgerte. Mit dem osmanischen Reich hat sie insofern aber doch zu tun, als man damit ein wenig Mode a la oriental zu machen suchte…

den Römern zerstörten – jüdischen Tempels befand, ja sogar auf dem des alten salomonischen, nannte der neue Orden sich: Arme Ritter vom Tempel Salomonis. Neun Jahre blieben sie auf dem Tempelberg, ohne sich auch nur im Mindesten zu rühren. Erst im Jahre 1128 bekamen sie die offizielle päpstliche Approbation und Bernhard von Clairvaux, die Seele des Kreuzzugsgedankens selbst, schrieb ihnen die Regel. Er benutzte als Vorlage die Regel des Ordens, dem er selbst angehörte, nämlich die der Zisterzienser. Analog zur Zweiteilung dieses Ordens in Mönche und Konversen schuf er einen Zweiklassenorden aus Rittern und dienenden Brüdern, Sergeanten genannt. Später stellte er noch eine Klasse von Ordenspriestern dazu, die keine Verpflichtung zum Waffendienst hatten, und für die schwertführenden Rittermönche Seelsorge und Gottesdienst versahen, denn diese waren durch ihre kriegerischen Aufgaben nicht kultfähig. Eine parallele Gründungsmöglichkeit von Frauenklöstern wurde durch die Regel untersagt. Es hat in der Geschichte des Ordens nie Templerinnen gegeben. Bernhard trug auch Sorge für die „Promotion“ des neuen Ordens und leistete in der Tat Erstaunliches, denn seit seinem Hinzutreten wuchs dessen Bedeutung und er wurde zum mächtigsten Orden nicht nur der kämpfenden [177], sondern der gesamten lateinischen Christenheit. Er wurde vom Papsttum mit so weitgehenden Privilegien ausgestattet, wie kein Orden zuvor und keiner danach je ausgestattet worden ist [178]. Im 15. Jahrhundert wurde der gesamte Orden der Ketzerei bezichtigt und aufgelöst, seine Führer gefangen gesetzt und hingerichtet. Zu dieser Zeit war er eine gesamteuropäische Institution, die längst nicht mehr kriegerisch, sondern ökonomisch agierte und so zum gefährlichen Konkurrenten der weltlichen Mächte wurde. Nur England und Portugal schlossen sich der Hexenjagd auf die Templer nicht an.

Sie wurden die ersten wirklichen Bankiers Europas, die Geld gegen Zinsen verliehen, was den Christen (übrigens auch den Muslimen) verboten war, und den bargeldlosen Zahlungsverkehr in die christliche Wirtschaft [179] einführten (den dann die Zisterzienser weiterführten). Sie übernahmen auch den Zahlungsverkehr für Kunden, die ihre Einkünfte bei ihnen deponierten. Von der Regierungszeit Philipp Augusts von Frankreich bis zur Regierungszeit Philipps IV waren Templer Schatzmeister des Königreiches. Sie liehen den Königen Euro-

[177] Im Windschatten der Templer wurden noch andere Ritterorden gegründet: die Johanniter, die später auf Zypern residierten, die Malteserritter und die Deutschordensherren, die später (vom dreizehnten Jahrhundert ab) das Baltikum „christianisierten“ und die dort lebenden Pruzzen ausrotteten. Ein weiterer, bald in den Deutschordensherren aufgegangener Ritterorden waren die Schwertbrüder. Sein Aktionsgebiet war vor allem die baltische Ostseeküste.

[178] nicht einmal die Jesuiten…

[179] Vordem hatten nur die Juden solche Geschäfte getätigt. Die Templer, materiell besser gesichert, als die Juden, unterboten deren Zinsfuß um 50 %und zogen damit das Geschäft an sich.

pas zuweilen ungeheure Summen und banden sie so an die Interessen des Ordens, sie finanzierten den II. Kreuzzug Ludwigs VII von Frankreich und kreditierten die Könige von Aragon im christlichen Spanien. Sie lösten Ludwig IX von Frankreich, der in muslimische Gefangenschaft geraten war, fast allein aus eigenen Kräften trotz einer unerhörten Forderung aus.
Daneben aber kam auch das militärische Engagement, solange jedenfalls der Orden in Palästina wirkte, nicht zu kurz. Die Lage war dort nicht einfach. Ein schmaler Küstenstreifen christlichen – lateinischen – Landes mit einer Grenzlinie von etwa fünfhundert Kilometern, waren die lateinischen Fürstentümer jederzeit äußerst verletzlich. Die Templer bauten gewaltige Burgen an neuralgischen Punkten dieser Linie, von denen aus eine relativ geringe Zahl an Soldaten sich gegen eine muslimische Mehrheit halten und verteidigen konnte. Das war auch daher möglich, weil die Muslime sich im Bewusstsein ihrer letztlichen Überlegenheit weitaus mehr innere Zwistigkeiten leisteten als die ihrer Lage stets bewussten Christen und diese nicht mit gleicher Vehemenz behelligten wie umgekehrt. Auch wurde ein energischeres Durchgreifen des Kalifats durch die Einfälle der Mongolen im Osten verhindert.
Die Muslime nahmen in dieser Situation einer militärischen Labilität Fühlung mit den Kreuzfahrerstaaten auf, deren Unterhändler oft Tempelritter waren und diese Tempelritter verhielten sich keineswegs immer nach den Regeln eines religiösen Fanatismus, sondern erwiesen sich als Pragmatiker. Zwar lehnten sie Allianzen mit den Muslimen ab, erwirkten ihnen aber beispielsweise unbehelligten Durchzug durch christliches Gebiet um dem Kalifen gegen die Mongolen zu Hilfe zu eilen.
Aber ihr Stern im Heiligen Lande sank. Im Jahre 1290 richtete eine Truppe neu angekommener fanatischer Kreuzfahrer ein Blutbad unter den in Akkon lebenden Muslimen an. Das rief die ägyptischen Mamluken auf den Plan und nun nützte auch das Verhandlungsgeschick der Templer nichts mehr, denn die Ägypter wussten, dass die Kreuzfahrer ihren Rückhalt eigentlich schon verloren hatten. Akkon, die letzte Stadt der Kreuzfahrer, wurde erobert, und 1303 fiel die letzte Garnison der Templer in die Hände der mamlukischen Krieger des Sultans von Ägypten, wo sie hingerichtet wurden. Denn die Mamluken waren, wie auch die syrischen Sultane, eigentlich durchaus geneigt, die Christen, wenn sie denn konnten – und nun konnten sie – aus Palästina zu vertreiben. Auch sie waren Pragmatiker.

Obgleich als erwiesen gelten kann, dass nicht Häresie, sondern die Angst eines verweltlichenden Papsttums vor der Macht des Ordens und die Begehrlichkeit des französischen Königtums, in dessen Machtbereich der Orden am stärksten war, zu dessen Zerschlagung geführt haben, geben doch die Protokolle der Inquisition gegen die Templer manches Problem auf. Nicht alles kann so einfach damit erklärt werden, dass die Vernommenen (oft Gefolterten) aus Angst und

um ihr Leben zu retten, die seltsamsten Dinge zugegeben hätten, obgleich das sicher geschehen ist. Denn die spirituelle Welt des Templerordens war eine sehr spezielle Welt mit eigenen Riten, eigenen Maximen und einer eigenen kultischen Symbolik. In ihrem Lebenswandel neigten sie mehr der islamischen Kultur als der christlichen zu, sprachen oft fließend Arabisch (so allerdings auch die weltlichen Adeligen in Palästina) und beschäftigten Araber als Angestellte, wobei sie deren Übertritt zum Christentum nicht immer verlangten. Sie kannten und studierten die arabische Literatur und die von Arabern übersetzten antiken Autoren nicht nur über Philosophie, sondern auch Medizin, Mathematik und Astronomie. Sie lernten von den Muslimen die Landvermessung, die Medizin, die Architektur und (von den Juden) die Geldwirtschaft.

Natürlich waren die Tempelritter keine verkappten Muslime. Aber sie waren unorthodox genug, um von den Muslimen als ebenbürtige Gegner akzeptiert zu werden und sie verstanden die Geisteswelt des Islam besser als die durchschnittlichen lateinischen Christen (die griechischen verstanden mehr davon, weil sie den Islam näher bei sich gehabt hatten). Übrigens gab es sie wohl auch schon vor 1119. Aus einem Brief des Jahres 1114 geht hervor, dass die Templer zu dieser Zeit bereits bestanden haben könnten. Der Pilger Theoderich berichtet, dass die Templer Ausgrabungen auf den Tempelberg durchgeführt, und dabei unterirdische Baulichkeiten freigelegt hätten. Es kann sich dabei um Häuser gehandelt haben, die beim Bau der Substruktionen für den herodianischen Tempel, wie auch später bei den Wallbauten in Dura Europos am Euphrat, zugeschüttet worden waren. Ob es die „Ställe Salomos“ oder überhaupt Ställe gewesen sind, ist fraglich. Ebenso gut könnte es sich auch um überbaute Reste des israelitischen Jerusalem gehandelt haben. Der Tempelberg lag mitten in der Stadt und war dicht umbaut. Der Rest der Nachrichten, was sie dort getrieben haben sollen, ist Spekulation und nicht verwertbar. Der Tunnel aber, durch den die Templer einst in den Haram es Sharif eingestiegen sind, wurde gefunden [180].
Spekulation sind auch die vielfachen Überlegungen zum Baphomet, dem angeblichen Idol der Templer. Nicht ohne Grund klingt die Bezeichnung ans Arabische an, denn sie ist eine Christianisierung des arabischen: Abu fihimat – was ungefähr übersetzt werden kann mit: Vater der Weisheit. Die offizielle Legende versteht unter diesem – an und in vielen ehemaligen Templerkirchen noch sichtbaren – Kopfsymbol mit oft dreifacher Facettierung das Symbol der – christlichen – Dreieinigkeit. Mit dem Islam hat das, wie auch Manches Andere, was man über die Templer sagt, nichts zu tun, weshalb wird das Thema hier abschließen möchten. Den Vorwurf der Abgötterei hat man ihnen vielleicht zu Recht gemacht – den Vorwurf, sich mit dem Islam tiefer, als ihnen

[180] Und zwar durch Meir Ben Dov, einen israelischen Archäologen.

als Christen gut getan hätte, eingelassen zu haben, kann man ihnen nach Lage der Dinge nicht machen. Sie hatten lediglich zu vielen Glaubenssätzen des Christentums eine eigenen Lesart ohne freilich dieselben als solche abzulehnen oder auch nur in Frage zu stellen.

3.3.5. Asien

Wenn ich bisher Asien gesagt habe, so habe ich den Vorderen oder auch Mittleren Orient gemeint, die Region zwischen Mittelmeerküste, Kaukasus und Persischem Golf. Wenn ich nun Asien sage, meine ich die Region jenseits des Golfes bis hinein nach China und hinaus auf die Inseln des indonesischen Archipels, denn überall dort hat sich der Islam verbreitet. Bereits im achten Jahrhundert waren arabische Muslime an den Indus gelangt und es bildete sich parallel zur Auflösung des (arabischen) Kalifats ein – ismaïlitischer – Staat. Dieser Staat erlag den Afghanen, die seit dem 12. Jahrhundert immer wieder Raubzüge in den fruchtbaren Ebenen des Indus und des Ganges unternahmen. 1209 gründeten türkische Elitesoldaten (Militärsklaven) der Afghanen, nachdem sie 1193 von den Afghanen dort als Garnisontruppe eingesetzt worden waren, in Delhi ein Sklavensultanat. Es konnte die Überfälle der Mongolen erfolgreich abwehren und zog in den Jahren zwischen den Mongoleneinfällen gegen die „Ungläubigen“ im Süden. Unter Ghiyas al Dîn Tughluk (1320 – 1325) regierten die Delhi – Sultane fast das ganze Indien. Nur Orissa und der äußerste Süden blieben hinduistisch. Aber bereits seinem Sohn Mohammed entglitt die Macht (1325 – 1351) Bengalen, die Dekkanprovinzen und Kaschmir rebellierten beziehungsweise fielen ab. 1389 endlich endete die Agonie des Sklavensultanats von Delhi unter den Schlägen der Mongolen: Timur Lenk eroberte Delhi.
Aber er und seine Nachfolger konnten Indien nicht behaupten. Es zerfiel vielmehr in viele Staaten teils schiitischer, teils sunnitischer, aber auch erneut hinduistischer Prägung. Die islamischen indischen Staaten unterhielten Beziehungen zum Iran, Arabien, den Türken, Venedig, aber auch mit China und den Staaten Indochinas. Aber diese Kontakte blieben keineswegs nur friedlich und es entspann sich ein Hin und Her, das den aus Samarkand vertriebenen Babur, einen Timuriden aus Ferghana, geradezu einlud, sich des Durcheinanders zu bedienen. Im Jahre 1526 besiegte er ein jämmerliches Heer der notgedrungen vereinigten indischen Muslime und errichtete ein neues Sultanat. Vier Jahre später hinterließ er den neuen Staat seinem Sohn Humayun, der seinerseits 1540 von den Afghanen vertrieben wurde. 1555 kehrte er zurück und ließ den Staat 1556 seinem Sohn Dschelal ad Dîn Akbar (1536 – 1605). Dieser versuchte, den Islam zu „ indisieren“, indem er ihn zur Basis einer Universalreligion machte, die für Hindus wie Muslime annehmbar sein sollte. Aber der Versuch misslang und Akbar wurde zum orthodoxen Muslim, ließ die hinduistischen

Monumente im Norden Indiens zerstören und förderte einen neuen, bildlosen, aber an vorislamischer Ornamentik ausgerichteten Dekorationsstil. Hindus, iranische und türkische, aber auch indische Muslime belegte er mit einer hohen Kopfsteuer, die er diesen erst erließ, als Türken und Perser meuterten und er die Inder an seiner Seite brauchte. Akbars Vorstellungen von einem indisch - islamischen Reich erfüllten sich nicht – gewissermaßen zwangsweise brach sich die für Indien seit alters typische geistige Toleranz gegen Akbars Bestrebungen Bahn. Er konnte nicht anders als alle seine Untertanen gleich behandeln, weil diese auf Ungleichbehandlung in einer viel zu solidarischen Weise reagierten. Mit den Nachfolgern Akbars verlassen wir das Mittelalter.
Welcher Art ist aber nun der Islam, der mit den Afghanen und Türken nach Indien kam? Zunächst einmal speiste er sich aus beiden großen Quellen. Durchgesetzt hat sich ein Islam, der einerseits der schiitischen Fraktion zuneigt, andererseits aber auch weitgehende Zugeständnisse an den Hinduismus gemacht hat. Die Muslime Indiens haben das indische Kastensystem für sich akzeptiert und eigene, muslimische, Kasten gebildet. Sie haben das Bilderverbot durchbrochen, indem sie eine lange Tradition der Miniaturmalerei begründeten. Sie haben ihre Moscheen mit hinduistischer Ornamentik geschmückt. Andererseits haben sie den Hindus einige ihrer Bräuche aufgeprägt, so die Abgeschlossenheit der Frau, wenn sie schon die Verschleierung nicht haben durchsetzen können. Sie haben andererseits den indischen Stirnfleck und den roten Scheitel für verheiratete Frauen übernommen. Sie haben persische Esskultur in die indische eingeführt und eine Sprache geschaffen, in der persische und indische Einflüsse miteinander harmonieren und die in persischen Buchstaben geschrieben wird. Sie haben eine eher laxe Tradition der religiösen Übung gepflegt, die bis heute andauert – indische Muslime sind selten fanatisch. Wenn sie es sind, so hat dies meist den Grund, dass sie politisch ausgenutzt werden. Andererseits dulden sie orgiastische Darbietungen der Mystiker. Man kann sagen, sie sind Inder, die den Islam da praktizieren, wo er ihrer Mentalität entgegen kommt, aber dort modifizieren, wo er sie hemmt.
In ähnlicher Weise wird der Islam auch in den übrigen Gebieten Asiens praktiziert – als eine vornehmlich an den kulturellen Gewohnheiten der jeweiligen Bevölkerung orientierte Religion. Purismus, Arabismus und Fundamentalismus kommen auch hier zwar vor, sind aber für das Erscheinungsbild des Islam in diesen Regionen in keiner Weise bezeichnend. Übrigens gilt das auch für Ost- und Westafrika sowie für die – muslimischen – zentralafrikanischen Staaten.

3.4. Der moderne Islam

3.4.1. Die bunte Welt die sich islamisch nennt

Der Islam war niemals der homogene Block, als der er sich der westlichen Welt gerne präsentiert. Er schloss schon seit seinen Anfängen viele Bestrebungen ein und diese Vielfalt ist konstitutiver Bestandteil des Islam, in dessen Glauben kein Zwang regieren soll.
Von den beiden Grundrichtungen, Sunniten und Schiiten, sprachen wir schon. Aber beide wurden zu Ausgangspunkten weiterer Entwicklungen, die sich selbst alle als islamisch begreifen und sich gegenseitig tolerieren, aber auch einander die Rechtgläubigkeit bestreiten – oft geschieht beides gleichzeitig.
Schon früh spalteten sich die Charidschiten von der „Partei Alis“ ab, da sie die Art, wie er zum Kalifat gekommen war, nicht akzeptierten. Sie waren dabei nämlich nicht gefragt worden. Ali ließ sich das nicht gefallen, und massakrierte die Charidschiten – wurde dann auch von einem Überlebenden dieses Massakers ermordet.
Die Charidschiten erreichten aber nie eine Einheit – sie stritten und stritten und da sie niemals auf den Punkt kamen, wer der Würdigste unter ihnen für den Posten eines Vorbeters sei, kommen sie heute ohne solche aus. Sie sind eine kleine Gruppe geblieben, die sich heute um Maskat (einer der Golfstaaten), auf Sansibar (die etwas gegen die Charidschiten von Maskat haben) profiliert haben, aber auch als Mozabiten in Algerien bis heute eine wesentliche Rolle im Spiel des dortigen Fundamentalismus spielen und auf Djerba in Tunesien wohl auch am Anschlag auf die Synagoge vor einigen Jahren nicht ganz unbeteiligt gewesen sind – jedenfalls passt eine solche Beteiligung gut in ihr religiöses Profil.

Die Schiiten haben sich in den Jahrhunderten ihres Bestehens immer wieder gespalten. Die größte Gruppe sind zweifellos und unstrittig die „Zwölferschiiten“ die den Begriff geprägt haben, den die westliche Welt heute von der Schia hat. Aber es gibt noch weitaus mehr schiitische Varianten. Auch die kaum noch zum Islam gerechneten Drusen gehören eigentlich zur Schia, aber auf jeden Fall zum Islam rechnen die Ismailiten, deren Islam die indische Westküste, Ostafrika und Syrien dominiert. Sie nennen sich nach dem 1502 von den Turkmenen als Schah eingesetzten Safawiden Ismail, der daraufhin den Militärorden der „Rotmützen“ oder „Qysylbaschen“ ins Leben rief. Er ließ sich von ihnen göttliche Ehren erweisen und betrachtete sich als Reinkarnation Alis. Aber je fester er im Sattel saß, umso mehr kehrte er zu den traditionellen Regeln des schiitischen Islam zurück und behielt von seiner alten Doktrin nur die von der Göttlichkeit der Imame. Diese ist nach wie vor für die Ismailiya kennzeichnend. Die Ismailiten machten den Mahdi – Glauben im großen Stil im schiitischen Islam heimisch. Existent war er bereits seit dem siebenten Jahrhundert. Heute gehört er auch zum religiösen Instrumentarium manch sunnitischer Gemeinden.

Aus der Ismailiya ging in neuester Zeit auch die nicht mehr als islamisch anzusprechende Ahmadiya hervor. Auch die Bahaï – Religion hat hier ihre Wurzeln.

Im Jemen leben die Zaiditen, sie sind ihrer Herkunft nach Schiiten, berufen sich auf Alis Urenkel Zaid als ihren Stifter, aber sind ihrer Glaubenspraxis nach eher zum charidschitischen Spektrum zu rechnen. Im Streit um das Amt des Imam haben sie die Lösung gefunden, dass jeder Nachkomme Alis per Geburt die Befähigung zu diesem Amte hat – das allein, die Betonung der Imamfunktion in der Gemeinde, weist sie noch als Schiiten aus.

Die Drusen in Palästina und Syrien sind eigentlich keine Muslime mehr. Sie interpretieren den Koran nur für die untersten Stufen ihrer Gläubigen im Wortsinn, für alle anderen zunehmend übertragen, eben „allegorisch“ nach einem Schlüssel, den nur ihre Priesterkaste besitzt. Priester aber sind etwas dem Islam per se Entgegenstehendes. Als ihren Stifter betrachten sie den (ägyptischen) Fatimidenkalifen Hakim, einen, würden wir heute sagen, Religionswahnsinnigen, der im elften Jahrhundert von seinen eigenen Ministern aus Gründen der Staatsraison „abgetan“ wurde. Den Umstand, dass dieses Attentat zum Wohle des Staates natürlich weder verfolgt noch geahndet wurde – alle waren froh, ihn los zu sein – ergriffen zwei persische religiöse Spekulanten, ließen ihn „auferstehen“ und machten, wie heute auch andernorts vielfach belegt, eine Religion daraus.

Durch diese und andere Entwicklungen bildet der Islam heute ein buntes Spektrum verschiedenster Interpretationen. Dabei dominieren im europäischen Bereich allerdings eher folkloristische Elemente wie sie sich seit dem islamischen Mittelalter erhalten haben, während in den Ländern Asiens und Afrikas ein pragmatischer, den aktuellen Erfordernissen entsprechender Islam praktiziert wird. Im Kernbereich des Islam, in den Regionen Vorderasiens, sehen die Dinge durchaus zwiespältig aus, dort stoßen sich liberale und ultrakonservative Praxis, Orthodoxie und ausgesprochene Heterodoxie (die Aleviten und die Kurden) auf engem Raum. Denn Muslim ist jeder, der vor Zeugen den Finger gehoben und die Schehada fünfmal aufgesagt hat. Muslim ist jeder, der in einer Familie geboren wurde, deren Oberhaupt Muslim ist. Auf welche Weise er das ist, darüber kann er weitgehend selbst befinden. Es gibt Muslime, die auf äußerliche Kennzeichnung Wert legen und solche, die sich dem allgemeinen Erscheinungsbild einer Kultur anpassen können ohne das als Bruch mit den Geboten des Islam zu betrachten. Es gibt in den USA Muslime, die sich herausputzen wie zum Karneval[181] und solche, die als Bürger unauffällig

[181] Und wohl auch ein Bedürfnis nach ein wenig Kostümball haben…

bleiben. Es gibt Muslime, die fünfmal am Tag vor Allah auf den Knien liegen und solche, die nicht einmal zum Freitagsgebet in der Moschee erscheinen. Es gibt muslimische Frauen, die ihr Haar wehen lassen und solche, die auch noch das Gesicht verhüllen, obgleich sie nicht in einem islamischen, sondern in einem säkularen Staat leben. Es gibt Muslime, die reißen vor einem Schnitzel samt Bier nicht aus und es gibt Muslime, die einen Ungläubigen nicht einmal auf drei Meter Abstand ansprechen mögen. Es gibt Muslime, die sich als Citoyen, und solche, die sich als Exoten profilieren. Kurzum, man kann, wie ich es getan habe, versuchen, sie zu systematisieren, aber die reiche Literatur über den Islam zeigt vor allem eines: er widersetzt sich im Grunde der Systematisierung, weil er eine lebendige und moderne Religion ist, die mitten in unser aller Leben steht. Wo immer wir uns auch aufhalten – wir kommen nicht um ihn herum so wenig wie um die Kirchtürme und um die Synagogen, der Islam ist, folkloristisch oder emanzipiert, eine Weltreligion. Demzufolge wäre es auch reichlich töricht, ihn zu fürchten. Aber – da ist noch etwas Anderes, von dem wir gleich sprechen müssen, denn sonst verstehen wir es nicht. Ob wir es billigen, wenn wir es verstehen – nun, ich billige es nicht, aber ich denke, ich habe es zumindest verstanden.

3.4.2. Europäischer Kolonialismus und islamischer Fundamentalismus

Seit im sechzehnten Jahrhundert die spanischen Schiffe gen Mexiko und weiter, um Kap Hoorn herum, nach Peru fuhren und von dort Lasten von Gold, Silber und edlen Steinen, aber auch Kakaobohnen, Tomatenpflanzen und Kartoffelknollen, sowie Tabakblätter mitbrachten, erfasste die Welt des westlichen Christentums ein ungeheurer Sturm. All ihre Schiffe trieb er aufs Meer und die deutschen Fugger und Welser rieben sich die Hände, denn sie finanzierten den Exodus der Handels- und Kriegsschiffe. Aber Fugger und Welser, die übrigens mit Geld so wenig umzugehen wussten wie später die Florentiner Banker und die Venezianer, gingen dahin und die Schiffe segelten resp. stampften immer noch über den Ozean, an ihre Seite traten Flugzeuge und die englischen Bankiers behaupteten sich am Markt, während die französischen und die niederländischen nach Überschreitung ihres Zenits abtraten, ihre Wiesen waren abgegrast. Dann endlich musste auch das britische Bankwesen die Segel streichen, die Kessel entleeren und die Flugzeuge in den Hangar fahren, aber es war nicht so edel, seine Finger ganz und gar aus der Truhe zu nehmen, es behielt wenigstens noch einen Schlüssel – so ganz in Familie wirft man die Oma doch nicht raus. Während die Spanier weiter die amerikanischen Heiden bekehrten, und die Nordamerikaner ihre Sklaven ausbeuteten und ihre Natives beiseite kehrten, stürzten die europäischen Kolonialmächte sich, bis zur Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts, auf die „Mohamme-

daner“. Sie stürzten sich nicht nur auf sie, ich weiß, aber in der Hauptsache auf sie, denn nur wenige Territorien, die europäische Kolonien wurden, waren wirklich „heidnisch“, die meisten waren islamisch, hinduistisch oder buddhistisch. Das bedeutet, es handelte sich um Nationen mit Hochkulturen.

Im Grunde war es immer das gleiche Spiel: da tauchten Handelsleute auf, die erstaunliche Waren feilboten: Glasperlen und Brandy, oder auch niegelnagelneue Gewehre in Krisengebieten, Tuche, die feiner waren als die heimischen und vor allem billiger, besseres Papier, komfortable Maschinen und dergleichen mehr. Sie machten den Mächtigen der Region mehr oder weniger gewaltsam klar, dass sie diese Dinge dringend brauchten und, waren die soweit, forderten sie einen Preis dafür, der jeden dazu veranlasst hätte, sich und das Begehrte wo er ging und stand zu Boden fallen zu lassen. Von diesem Preis ließen die Händler dann zwar einiges wieder ab – und machten den Mächtigen sowieso privatim Sonderangebote – aber dafür verlangten sie Grund und Boden um eine eigene Handelsniederlassung zu gründen – die sich mit den Jahren und Jahrzehnten und Jahrhunderten immer mehr vergrößerte um endlich das ganze Territorium zu bedecken und sich weiter ausdehnte, in das der Nachbarn hinein und so weiter und so fort. Diese überlassenen Territorien wurden nun nach allen Regeln der Kunst ausgeplündert, natürlich immer unter der Maßgabe, dass sie wahren Eigentümer von allem damit eh nicht zu wirtschaften verstünden, und die formal noch unabhängigen Mächtigen wurden durch Kredite versklavt, die ihnen großzügig gewährt wurden und deren Raten sie auf dem Rücken ihrer Untertanen eintrieben. Man ließ den so vereinnahmten Untertanen nicht einmal ihre angestammte Kultur – man trieb sie geradezu gewaltsam, das Christentum anzunehmen, weil man versprach, sie dann als Menschen zu behandeln – was man natürlich nicht zu erfüllen gedachte. Sie bekamen lediglich europäische Lumpen umgehängt und mussten aus einer Lehmhütte in eine Holzbaracke ziehen, ihr Essen im Sitzen zu sich nehmen und sonntags erwartete der Pfarrer oder auch der Pastor, je nachdem, sie in der Kirche, ob sie nun von seinen Sprüchen etwas verstanden oder nicht. Wer nicht erschien, riskierte Kürzung der Essensrationen, denn Acker und Vieh besaßen sie schon lange nicht mehr, die besaß (ihr könnt damit ja doch nicht umgehen) der weiße Bwana oder Sahib oder Massa oder hol ihn der Teufel.

Die betroffenen „einfachen Menschen“, und es waren sehr viele, zeigten sich von der Unverfrorenheit der christlichen Kolonisatoren zunächst wie paralysiert. Da ihre eigene Obrigkeit mit denen paktierte, wussten sie zunächst auch nicht, ob diese Angelegenheit nicht doch irgendwo Gutes für sie hätte und hielten still - nicht jederzeit und überall, aber im Ganzen. Es dauerte Jahrhunderte, ehe sie anfingen, die Schmarotzer abzukratzen und dabei ging zumeist ihre eigene Herrenschicht gleich mit ab, denn die hatten sich viel zu

tief mit den Kolonialherren solidarisiert – wie gesagt nicht ganz freiwillig, aber das spielte dann schon keine Rolle mehr, die Schmeißfliegen waren zu guten alten Bekannten geworden; Ingrimm verliert sich aus der Nähe. Dabei ging allerdings auch manches gutes Stück eigenes Muskelfleisch mit ab, denn die Schmarotzer wollten – wie auch - nicht freiwillig loslassen und ihre Saugfäden saßen tief im Fleisch der Völker.

Diese Völker, ich sagte es bereits, waren zu einem guten Teil islamisch. Die Nordafrikaner waren von den Franzosen unterjocht, die Stämme an der Ostküste erst von den Deutschen, dann von den Engländern, die Nordinder von den Engländern, die Indonesier von den Holländern, in die Reiche Westafrikas teilten sich Franzosen, Engländern, sogar die Amerikaner, denen ihre Verfassung es eigentlich verbot, Kolonien zu erobern, hatten einen Dreh gefunden, mitzutun, die Belgier, selbst ein ganz neuer europäischer Staat, gebildet aus dem alten Flandern und dem alten grenzfranzösischen Wallonien, waren beteiligt. Natürlich spielte auch die Mutter allen Kolonialismus, Spanien, mit, obgleich es eigentlich schon abgewirtschaftet hatte, und Portugal, ebenfalls eine neuerstarkte Macht, war mit von der Partie. Mehr oder weniger gab sich die gesamte „gute Gesellschaft“ Europas und von Übersee ein Stelldichein in den Kolonien Afrikas, Südamerikas und Asiens. Nur die „armen Kinder“ Griechenland, Polen, die Skandinavier und die vom Balkan waren natürlich nicht mitgenommen worden, aber partizipierten indirekt doch am Vorteil des Kolonialsystems, nämlich den billigen Importen – so zum Beispiel die Textilindustrie im polnischen Lodz. Griechenland profitierte von den Geschäften der Briten und der Deutschen mit dem - halbkolonialen - osmanischen Reich resp. dem, was davon noch übrig war. Russland machte eh seine eigene Politik. Es hatte nie etwas anderes gemacht. Es brauchte keine Bündnisse und keine Kolonien in Übersee, denn es besaß an seinen Grenzen genug davon. Übrigens waren auch islamische Länder dabei und die byzantinischen Christen unterdrückten die Muslime auf das Grausamste – eingedenk dessen, das es Muslime waren, die Byzanz zerstörten. Christen sind nicht weniger nachtragend als Muslime.

Nach dem zweiten Weltkrieg stellte sich dann die Lage folgendermaßen dar: England verlor sein Kolonialgebiet, behielt es aber auf Umwegen durch die Gründung des „Commonwealth“ eigentlich doch. Frankreich hielt seine Kolonien mit Krallen und Zähnen fest und gab sie erst her, als die halbe Welt sich über sein Gebaren aufregte und selbst die Freunde diesen Krampf nicht mehr verstanden, lebte es ich vom besiegten Deutschland und so weiter doch viel besser. Belgien folgte Frankreichs Vorbild und teilte Frankreichs Schicksal – es hat wie Frankreich den Verlust seiner Kolonien bis heute nicht wirklich verkraftet. Spanien war bereits seit den Befreiungskriegen in Südamerika im

achtzehnten Jahrhundert aus dem Spiel, Deutschland bereits seit dem Zusammenbruch seines Kaiserreiches im ersten Weltkrieg.

Sie hinterließen, diese letzten europäischen Kolonialmächte, eine Welt in Trümmern. Denn die „jungen Nationalstaaten“ die da entstanden und beinahe alle dieselben Flaggen und gleichklingende Hymnen hatten – sie wurden von einem Fließbandschreiber in Deutschland, der sich ein kurzes, aber gutes Geschäft daraus machte, im Baukastenverfahren nach zwei Grundmustern zusammengeschustert - waren bereits bei ihrer Gründung ausgeplündert, abgewirtschaftet, kurzum todkrank. Man rechnete allseits damit, dass sie um Wiederaufnahme des Kolonialverhältnisses betteln würden, aber: sie taten es nicht und Europa wunderte sich derhalb nicht schlecht.

Natürlich könnte man sagen, es gab ja auch die jungen sozialistischen Staaten, die ihre Chance ergriffen, Weltpolitik zu machen, indem sie diese Nationalstaaten unterstützten, aber die hatten, bis auf die UdSSR, kaum selbst genug zu fressen. Sie unterstützten zwar, aber zu behaupten, dass dies allein der Grund gewesen wäre, warum die Neuen durchhielten, ist nur die halbe Wahrheit. Sie solidarisierten sich auch mit- und untereinander und das einigende Band zwischen ihnen war der Islam. Sie begriffen ihn durchaus als ihre ureigene Staats- und Lebenslehre, als ihr ureigenes Identifikationsmodell. Nur, und das war die Schwierigkeit, sie kannten diesen Islam gar nicht richtig. Nicht einmal die Saudis, die Hüter der islamischen Heiligen Stätten, kannten ihn. Sie kamen nicht einmal auf die Idee, sie könnten ihn nicht kennen, denn sie waren mit dem Islam aufgewachsen, sie hatten ihn im Blut – dachten sie. Islam, dachten sie, ist das, was unsere Vorfahren getan und wie sie gedacht haben.
Ich will aber vorerst nicht darüber richten, ob es richtig war, den Islam so zu verstehen, denn dass sie ihn so verstanden, gab ihnen die Stärke und das Selbstbewusstsein, die Dinge auch mit knurrendem Magen anzupacken und siehe da – mit ein wenig Anschub von denen, die selber nichts hatten, packten sie es und entwickelten sich zwar nicht zu Senkrechtstartern aber doch zu lebensfähigen Gebilden.

Dann kam das Öl. Die Golfstaaten und Saudi – Arabien wurden reich. Sie verbreiteten das, was sie unter Islam verstanden, überallhin. Die Türkei sandte ihre Bürger nach Deutschland, um dort Geld zu verdienen, das daheim ausgegeben werden sollte. Es gingen Menschen dorthin, die sich vom laizistischen türkischen Staat der Moderne verraten fühlten. Sie nahmen ihren – ultrakonservativen – Islam mit und für Deutschland wurde dieser spätosmanische Islam zum Erscheinungsbild des Islam schlechthin. Nach Frankreich kamen – als Kolonialfranzosen unabweisbar – Algerier, Marokkaner und Tunesier, die ihren mystischen Islam des Maghreb mitbrachten, aber auch den strengen Is-

lam der Charidschiten aus dem M´zab. All diese Entwicklungen konnten durch jene Kräfte genutzt werden, die nun gestützt auf den Ölreichtum, auf politische Dominanz drängten und dabei mit jener Macht überkreuz gerieten, die sich für die wahre „Weltmacht“ [182] hielt: die USA.

Nachdem das Gegengewicht, der sozialistische Block, am Ende des zwanzigsten Jahrhunderts an seiner eigenen Innenpolitik zerbrach, waren die USA und die Ölstaaten die einzigen Mächte (China verzichtete vorderhand noch auf Weltpolitik) die miteinander um die Vorherrschaft konkurrierten. Damit trafen wiederum zwei Ideologien aufeinander: der kapitalistisch – kalvinistische und der islamische Fundamentalismus. Die islamischen Staaten solidarisierten sich mehr oder weniger (viele weniger) mit den Saudis, die westlichen Staaten großenteils geradezu sklavisch unterwürfig mit Amerika. Aber der islamische Fundamentalismus hatte längst geistige Kolonien in Europa, während der kalvinistische solche im Vorderen und Mittleren Orient nicht besaß.

Das änderte sich auch nur wenig, als die USA Afghanistan und den Irak besetzten. Aber nun hatte die westliche Wirtschaft einen gepanzerten Fuß im Kerngebiet des Islam, und der Kampf der Kulturen wurde härter. Denn beide wussten und wissen selbst nicht recht, was sie da eigentlich durchsetzen sollen, denn weder ist das Bild der Saudis vom Islam, noch das der Amerikaner vom Christentum korrekt. Aber vorrangig waren und sind ja auch nicht ideologische, sondern weltpolitische und weltwirtschaftliche Interessen. Globalisierung meint ja nicht das globale Miteinander aller Nationen dieser Welt, sondern die Unterordnung aller Nationen unter das amerikanische Wirtschaftskonzept, in dem und nach dem nur der begüterte Amerikaner als Mensch im Vollsinne dieses Wortes gilt. Das erscheint wie eine Kopie der - vorkalvinistischen – Vorstellung des Islam, dass nur der Muslim als Mensch im vollen Sinne des Begriffes zu bezeichnen sei. Es ist keineswegs zufällig, dass sich die Bilder so gleichen, denn: beide Auffassungen sind Resultate dessen, was der Mensch unserer Tage als Fundamentalismus bezeichnet, was aber viel älter ist und viel tiefer greift als die landläufige Erklärung des Fundamentalismus aus der amerikanischen biblizistischen Bewegung heraus.

Fundamentalismus hat etwas zu tun mit Identitätsverlust. Als der Islam sich vor dem Hintergrund und im Gegensatz zur arabischen Götterwelt entwickelte, da stellte er seine Bekenner vor das Problem, dass sie sich auf der gewohnten Basis nicht mehr selbst sozial identifizieren konnten. Sie brauchten eine neue Identifikationsbasis und sie fanden dieselbe im Islam, außerhalb dessen sie,

[182] Zu meiner Meinung über Weltmächte siehe Heinrich Mann und seine beiden Romane über Henri IV Bourbon von Frankreich.

der Not gehorchend, keine andere zuließen. Denn wäre der Ungläubige auch Mensch gewesen dann wären ja sie mit ihrer Überlegenheits *überzeugun* g nicht zweifelsfrei auch Überlegene *gewesen* und zudem wäre der Kampf gegen Ungläubige ja ein Verstoß gegen das Gebot gewesen, unschuldige Menschen grundlos zu töten. Das durfte natürlich ebenso wenig sein wie es sein durfte, dass ein vermögender Angloamerikaner, wenn er einen „Nigger" verletzte oder tötete, gegen das fünfte (reformatorisch das sechste) Gebot der Bibel verstieß, das eindeutig formuliert: du sollst nicht töten. Und man denke auch an all die Japaner, die in den USA demütigender Behandlung ausgesetzt wurden, weil ihr Herkunftsland gegen die USA Krieg zu führen wagte. Man vergesse auch nicht den Umgang der Angloamerikaner mit der amerikanischen Urbevölkerung. Der amerikanische Fundamentalismus entstand, um, angesichts offenbarer Ethikverletzungen, die Identität der Verletzer, der besitzenden Klasse, mit sich selbst wieder her zu stellen und zu bewahren. Man klammerte sich angesichts einer Welt, die viel zu viele gefährliche Fragen auf einmal stellte, als Christen an die scheinbar eindeutigen Formulierungen der Bibel. Was nicht eindeutig war, das las man wie man es gerade brauchte. Aber die Muslime hatten in ihrem Koran kaum solche Vieldeutigkeiten zur Verfügung, denn was hat eine Abhandlung über die Wasserrechte, oder die Behandlung von Frauen und der Ausgleichszahlungen bei Übergriffen schon Tröstliches zu bieten angesichts des Zusammenbruches einer ganzen Welt? Oder was kann der Lobpreis der Größe Gottes dabei ausrichten? Zum Vergleich: der Koran enthält kein „Buch Hiob". Das menschliche Elend ist ihm fremd. Anstelle des Ringens um Menschenwürde findet man im Koran nur abstrakte Appelle.

Die Zeit des Kolonialismus hatte der islamischen Welt einen enormen Identitätsverlust beschert. Es hatte sich anscheinend erwiesen, dass der Islam eben nicht die ideale Religion und Allah kein unüberwindlicher Schutz gegen innere wie äußere Feinde des Islam war. Die Ungläubigen waren über die Muslime gekommen und diese, überzeugt, ihnen per se überlegen zu sein, waren jämmerlich gescheitert. Nun waren sie wiederum ihres Glückes Schmied, aber sie hatten aus der Periode des Kolonialismus kaum mehr als die Haut gerettet. Nicht einmal aus eigener Kraft hatten sie sich befreien können, sondern die kapitalisierte Welt hatte erst selber in die Krise geraten müssen, ehe an eine Befreiung zu denken gewesen war. Aber nun erschien es einigen sehr frommen Theologen eben deshalb sonnenklar, dass Allah, obschon überrumpelt, sich zuletzt doch „gefangen" und die „Ungläubigen" mit einem Weltkrieg für ihren Übermut gestraft hatte. Nun hatten sie mit sich selbst zu tun und mussten die Kolonien aufgeben. Das stimmte zwar nicht, aber es rettete zumindest den Glauben. Die Wahrheit war, dass abhängige Nationalstaaten die westliche Welt erheblich weniger kosteten als sie zuvor die Kolonien gekostet hatten, aber ebenso viel wenn nicht mehr einbrachten. Kostenminimierung plus Gewinnma-

ximierung – wer greift da nicht gerne zu. Die Briten begriffen es als erste, die Anderen folgten. Oder glaubt jemand im Ernst, die Briten hätten zum Beispiel Indien aus der kolonialen Abhängigkeit entlassen, wenn Gandhis Konzept eines unabhängigen Indien das Entstehen einer neuen Industriemacht zum Ziel gehabt hätte?

Mit dem geretteten Glauben aber entstand das Selbstbewusstsein neu. Die Welt des Islam war noch nicht untergegangen. Aber dieses Selbstbewusstsein rieb sich an der nach wie vor fordernden Haltung der alten Kolonialherren. Es wollte ihr nicht willfahren und musste ihr doch willfahren – bis man in Saudi – Arabien das Öl fand. Auf dieses Öl hatte, anders als in Persien und im Irak, keine postkoloniale Macht einen Anspruch und die Saudis hüteten sich auch, Konzessionen zu vergeben. Denn sie waren wie durchschnittlich sie sonst auch waren, fromme Muslime, Wahhabiten, die es mit vielen Worten des Korans vermutlich ernster meinten als sie gar gemeint gewesen waren. Sie vergaßen keineswegs, den Gewinn für sich zu schätzen – aber sie gedachten auch, und das gründlich, ihrer Pflichten als Muslime. Sie finanzierten überall wo sie darum gebeten wurden, den Bau von Moscheen, sie sorgten überall für den Unterhalt des notwendigen Personals, sie finanzierten Publikationen, die den Islam in vielen Sprachen erklärten und vertieften. Freilich – dass sie dabei ihr eigenes Verständnis dessen, was Islam sei, als richtig voraussetzten, konnte ihnen niemand verdenken, hatte Allah durch die Ölfunde doch vor allem sie und ihre Version des Islam bestätigt. Zudem tätigten sie auch reine Zuschussgeschäfte: die Moscheen brachten immer weniger ein als ihre Unterhalt kostete und dasselbe galt für die Missionstraktate. Um die Zukunft des Islam auch nach dem Versiegen des Öls sicher zu stellen, kauften sie sich in viele europäische und amerikanische Industrien ein, beteiligten sich an Banken, an Warenhausketten, kurzum an allem, was ihnen in den Weg kam und einigermaßen lukrativ ausschaute. Sie waren dabei durchaus gewillt, ihren eigenen Gewinn zugunsten des Jihad wie sie ihn nun verstanden, einzusetzen. Dieser Jihad war nicht mehr vordergründig militärisch, sondern missionarisch akzentuiert. Die – erfolglosen – Ungläubigen sollten nicht militärisch, sondern geistig unterwandert und schließlich überwältigt werden.

Dem diente auch die Einwanderung vieler Muslime ins „christliche Abendland“. Sie hatten dieselbe zwar nicht initiiert, aber es war durchaus im Sinne der Saudis, wenn diese sich dort nicht integrierten. Sie sollten vielmehr ruhig eine Sondergesellschaft bilden, deshalb unterstützten die Saudis auch türkische Islamvereine, wenn deren Profil nur einigermaßen dem Islamverständnis der Wahhabiten entsprach. Sie unterstützten auch marokkanische Tarqias, wenn diese geeignet schienen, den Geist des Islam in Frankreich, Belgien und den Niederlanden zu verbreiten. Sie sorgten dafür, dass die wahabitische Interpre-

tation des Islam wie in Saudi – Arabien selbst, so auch in den neuen Zentren der Immigration, das öffentliche Erscheinungsbild des Islam wenigstens in größtmöglicher Annäherung ans Ideal bestimmte. Dabei erschien es unerheblich, ob die Betreffenden auch verstanden, was sie taten. Da die Hüter der Kaaba und Wohltäter aller Muslime in der Welt eine solche Lebensweise guthießen, konnte sie nicht gegen den Koran verstoßen. Zum Verständnis: wenn der Papst heiratet, so kann das für den gläubigen, aber der Konstitutionen unkundigen Katholiken nicht falsch getan sein.

Eines aber hat der saudische Fundamentalismus, der im Übrigen ein Beduinenislam sunnitischer Prägung ist, und sich um die Feinheiten des Koran nicht schert, niemals getan: er hat auch nicht eine einzige Bombe irgendwo in der Welt zünden lassen – er hat das gar nicht nötig. Aber ohne seine kräftige Unterstützung von Kreisen, die im gewaltsamen Übergriff auf die Feinde des Islam ein schriftgemäßes Vorgehen sehen, auch wenn sie selbst solche nicht wagen, wäre sicher niemand auf die Idee gekommen, den Jihad derart wortwörtlich zu nehmen. Allerdings: ohne das wenig sensible Vorgehen der anderen, der christlichen Fundamentalisten, die nach Cowboymanier (Gott hilft dem Tüchtigen) mitten ins Kerngebiet des Islam marschierten und dabei traditionelle amerikanische Glaubenssätze als Begründung benutzten, (Zivilisation bringen, Unrechtsregimes beseitigen und so weiter, Amerika als Hort von Freiheit und Demokratie, hat die Lizenz zum Töten des Bösen) wären wohl auch die Bomben nicht so leicht aus den Taschen der Jihad – Märtyrer gefallen. Wie gesagt: es ist, wenn Unruhe in der Welt entsteht, niemals nur einer schuld daran, sondern zumeist ist Gewalt das Produkt einer vorherigen Ver- gewaltigung. Die muss nicht immer militärischen Charakter getragen haben. Die kann von vielen und vielem ausgegangen sein.

Das stärkste terroristische Potenzial geht heute, man kann es nicht leugnen, vom Islam als Kulturmacht aus. Das ist aber nur die halbe Wahrheit. Denn ein noch stärkeres Potenzial der Bedrückung geht aus von einer Wirtschaft, die es darauf anlegt, auch politisch stärkste Kraft zu werden und die dafür und dabei buchstäblich über Leichen geht. Sie geht auch über die Leichen von Christen, Hindus, Buddhisten, Juden, Shintogläubigen und so weiter. Aber es stellt sich nur eine Religion ihr wirklich in den Weg – der Islam. Er tut es nicht aus uneigennützigen Gründen, nicht um die Menschheit vor diesem Krebs zu retten, sondern durchaus aus Eigeninteresse und keineswegs geht er dabei auch nur mit einem Minimum an Menschlichkeit vor. Aber darin kopiert er nur seinen Gegner, der es auch nicht gerade mit derselben hält. Gefährlich sind alle beide, der Staatsterrorismus der USA ebenso wie der Gesellschaftsterrorismus der Islamisten. Aber der Staatsterrorismus hat bessere Ressourcen und kann den islamistischen Gesellschaftsterrorismus eigentlich rasch aushungern. Er hungert

ihn aber nicht aus, weil dieser ihm die Vorwände liefert, sich immer stärker und öffentlicher zu präsentieren. Was wäre die amerikanische Geheimdienstelei, was wären alle GIs der hochberühmten US – Streitkräfte ohne die Möglichkeit, sich mit dem Terror für die eigene Existenz rechtfertigen zu können? Nichts oder ein waffenstarrender, lächerlicher Popanz. Der islamistische Fundamentalismus ist im Moment die willkommene Existenzberechtigung für die amerikanische Hochrüstung – die ja in gar nichts eingeschränkt wurde. Wenn die Islamisten zur Vernunft kommen sollten, hören sie auf, Bomben zu zünden, vielmehr lassen sie den Wirtschaftsmilitarismus der USA nackt, bekleckert und lächerlich vor aller Augen stehen.

Daher wird es verständlich, wenn die USA die Entwicklung des Islamismus zu einer terroristischen Kriegsmacht gar nicht so ungern sehen und mit dieser zeitweise recht eng paktieren. Es wird auch verständlich, warum die Außenpolitik der USA scheinbar immer denselben Fehler macht und nach dem Motto verfährt: die Feinde meiner Feinde sind meine Freunde. Jedenfalls solange sie mir als solche nützen. Die USA haben die afghanischen Taliban solange gegen die Russen unterstützt, bis dieselben die Russen aus dem Land getrieben hatten. Dann brachen sie alle Abmachungen und stellten sich gegen sie, deren Vorstellungen sie doch eben noch gebilligt hatten. Sie stützten Saddam Hussein, solange er ihnen beim Bau der Ölpipeline in die Türkei und durch Afghanistan, durch welche der Irak vom Öl abgeschnitten werden sollte, das er doch selbst förderte, nicht im Wege stand. Als er die Interessen des Irak wahrnehmen wollte, bliesen sie, die zuvor seinen Terror stillschweigend gebilligt hatten, zum großen Halali gegen ihn. Die beiden Terroristenführer G. Bush und Osama bin Laden waren die besten Freunde – vielleicht sind sie es heute noch, denn Attentate kommen stets zur rechten Zeit. Aber sie erreichen nicht immer das gewünschte Ziel: in Madrid erreichte ein Attentat, das Aznar stützen sollte, seinen Sturz. Das Attentat von London erreichte nicht was es sollte – die Briten in ihrer Kritik am amerikanischen Verfahren zu bremsen – statt dessen mussten die USA beim Klimaschutz zum ersten Mal verbal einlenken und beim versprochenen Schuldenerlass für Afrika erreichten sie auch nicht den weitgehenden Bonus, den sie sich als „Schützer der Unschuldigen“ ausgerechnet hatten. Das einzige Attentat, das bisher seinen Zweck erreicht und die amerikanische Bevölkerung an die Kandare gelegt hat, war das Gleiwitz von 2001. Aber hier war man im eigenen Land und konnte medial nachlegen. Es wäre nach dem allen ein sehr kluger Schritt, wenn die Islamisten sich nicht mehr von den USA vorschieben und missbrauchen ließen, aber dazu müssten sie erst einmal ihre korrupten Führer zum Teufel jagen.

Dann müssten sie sich unbedingt vom saudischen Geld emanzipieren. Auch das werden sie nicht tun. Aber fragt sich nicht einer, warum das mindestens

ebenso menschenverachtende saudische System von den USA derart diskret in Ruhe gelassen wird? Es wäre militärisch eine Kleinigkeit, die demoralisierten und von ihren korrupten Offizieren schlecht ausgebildeten Soldaten zu überrumpeln und all die armen, entrechteten Frauen und nichtmuslimischen Gastarbeiter zu befreien, die Freiwild für die Saudis sind. Aber dann zieht Saudi – Arabien sein Geld aus dem Wirtschaftsgefüge und dieses ist erledigt.

Man macht nicht ohne Grund einen Unterschied zwischen jener Identifikationsideologie, die heute als Islam bezeichnet wird, und deren politischem Instrument, den Islamisten. Der Islam hat den Muslimen geholfen, sich selbst wieder zu finden. Der Islamismus ist ein Konstrukt, das von den USA im Verein mit den Saudis geschaffen wurde, um durch politische und militärische Aktionen den Blick von den Realitäten der Politik abzulenken. Denn die angeblichen Gegner sind aufeinander angewiesen. Eine entsetzliche Gutgläubigkeit auf beiden Seiten hält sie am Ruder. Der Mensch kann nicht glauben, dass seinesgleichen derart abgründig und frei von allen ethischen Normen denken und handeln kann – dabei beweist ihm jeder kleine Ganove, dass und wie leicht das möglich ist. Aber er kann nicht begreifen, dass zwischen Worten und Taten ein derart großer Abgrund klaffen kann. Dabei beweist ihm jedes Kommunikationsmedium, jede Reklame, genau dies. Er möchte, der Mensch, seine Ideale behalten – und kann nicht begreifen, dass er seiner selbst so entsetzlich unbewusst sein kann. Der Mensch hält sich für einen Menschenkenner, weil er von sich selbst zumeist eine gute Meinung hat. Er kann von dieser Meinung, die er von sich selber hat, nicht abstrahieren, denn sonst bekommt er Identifikationsprobleme. So nehmen die Dinge ihren Lauf auf den Abgrund zu – erst wenn der Mensch über diesem Abgrund hängt und die Tiefe desselben seine Existenz bedroht, wird er wissen, dass er sich auch irren kann und dass es einen Unterschied zwischen dem Ideal und der Wirklichkeit gibt. Erst dann wird er es für wahr halten, dass menschliches Wesen auch ganz und gar ethikfrei sein kann, wenn er selbst zum Opfer dieser Verhaltensweise geworden ist. Dass der Islam in seiner Unduldsamkeit und Unfriedlichkeit diese Entwicklung in den Abgrund hinein unterstützt hat und unterstützt, muss er mit sich selbst abmachen. Dass christlicher Fundamentalismus fähig ist, die Menschheit besten Gewissens ins Unglück zu stürzen und dabei die Bergpredigt zu verkünden, muss er mit sich selbst abmachen. Uns kann hier kein Urteil zukommen, da wir diese Entwicklung auch niemals, weder wissentlich noch unwissentlich, unterstützt haben. Aber wir können unsere Meinung dazu sagen.

Es ist aber keineswegs so, dass Islam und Islamismus getrennte Rubriken wären. Ohne die ureigenen Impulse des Islam, die im Jihad zusammengefasst worden sind, gäbe es den Islamismus nicht. Um religiöse Radikalität auszuleben gibt es, wie wir noch sehen werden, auch andere Möglichkeiten als ge-

waltsame Erpressung Unschuldiger im Namen einer vermeintlich allem überlegenen Religion. Der Islamismus unserer Tage ist vielmehr eines der vielen Gesichter, die der Islam annehmen kann, weil sie in seiner Wurzel vorhanden sind und er ist durchaus möglich. Dass christlicher Fundamentalismus ein ähnliches Gesicht tragen kann, entschuldigt den Islam nicht. Wenn zwei denselben Unsinn machen, wird der eine durch den andern nicht gerechtfertigt. Aber in der christlichen Botschaft steht der Frieden der Welt ausdrücklich eingeschrieben und der Verzicht auf jedwede Gewalt. Das ist im Islam nun einmal nicht der Fall, er gestattet Gewalt als legitimes Mittel – eben nicht nur der Selbstverteidigung, sondern „auf dem Wege Allahs“, also als Mittel der Mission. Dadurch ist der Islam für die Methoden einer korrupten Weltpolitik benutzbar geworden – sehr viel mehr als das Christentum, das solchen Leidenschaften nur im Geheimen und gegen seine Religion frönen kann.

3.4.3. Die Moschee am Flughafen oder: wie der Prophet zum Berge kam

Nun wäre es freilich ganz verkehrt, hinter jedem Muslim den Schatten eines Gewalttäters zu vermuten. Muslime gibt es heute überall in der Welt, und zumeist sind es arbeitsame, freundliche und friedliche Menschen wie sie überall auf der Welt die Mehrheit der Menschheit bilden. Die Mehrheit der Muslime macht von der Erlaubnis, „auf dem Wege Allahs“ Gewalt anzuwenden keinen Gebrauch.

Aber sie sind auch zum großen Teil nicht besonders eifrig dabei, dem Islam die folkloristische Note zu nehmen, die er seit der ersten Begegnung mit dem christlichen Europa für die Europäer hat. Er integriert nicht den Islam in unsere Zeit und Kultur, sondern er integriert denjenigen, der den Islam annimmt, in die Zeit und Kultur der Epoche Mohammeds. Ich wüsste bis auf die Aleviten keine Richtung des Islam zu nennen, die sich bewusst und selbstbewusst an die Weltkultur der Gegenwart angepasst hätte und diese Aleviten werden von der Mehrheit der türkischen Muslime denn auch als „Häretiker“ bezeichnet und gemieden. Angleichung an das Niveau der Moderne scheint nicht das Ideal der Muslime zu sein.

Dem Touristen, der sich Berlin im Flugzeug nähert und aus irgendwelchen Gründen auf dem Flughafen Tempelhof landet, bietet sich ein weites Panorama, das in der Hauptsache vom „Fernsehturm“ in der City, dem Hochhaus der Charité, einigen weiteren hier und da verstreuten Hochhäusern, sowie diversen Kirch- und Rathaustürmen in der Nähe des Flughafens dominiert wird. Aber in unmittelbarer Nähe des Rollfeldes, in einem Wäldchen verborgen,

gewahrt er zwei spitze Türmchen, die den Blick zur Krone einer Kuppel hinleiten. Im Winter, wenn die Bäume den Blick freigeben, erblickt er Kuppel und Minarette der Seydlik – Moschee in ihrer ganzen Pracht. Jahre hat es gedauert, sie fertig zu stellen, um die Minarette entbrannte zuletzt noch ein erbitterter Streit mit dem Berliner Bezirk Neukölln, zu dem die Moschee gehört, aber nun ist sie fertig und wird von der muslimischen Gemeinde Berlins genutzt. Sie ist nicht die einzige, nur die jüngste Moschee Berlins – mehrere andere Moscheen sind derzeit geplant, im Bau oder auch bereits fertig gestellt. Wie in Berlin geht es auch in fast allen anderen deutschen Großstädten – der Islam ist eine feste Größe. Dagegen ist auch nicht das Geringste einzuwenden. Im Gegenteil - gerade die preußische Tradition ist in dieser Beziehung außerordentlich tolerant. Bereits Friedrich II von Preußen war gern bereit, einwandernden „Türken“ auch eigene Bethäuser – auf Staatskosten – zu errichten.

In diesem Kapitel soll es um Integration gehen. Diese hat in Deutschland eine lange Geschichte, denn Deutschland ist seit Jahrhunderten, wenn nicht länger, ein Einwanderungsland. Französische, böhmische, jüdische, italienische, spanische, griechische niederländische, polnische und russische, armenische Kulturen haben die Gesamtkultur dieses Staates geformt. Zumeist waren es die Kulturen von in ihrer Heimat verfolgten Völkern, die in Deutschland freundliche Aufnahme gefunden haben. Aber es kamen auch Menschen, die in ihrer Heimat kein Auskommen hatten und in Deutschland ein Auskommen fanden. Denn Deutschland brauchte mehr Arbeiter als es selbst hervorbringen konnte.
Die meisten dieser Einwanderer – die Juden natürlich nicht – waren aber Christen verschiedener Konfessionen. Nun kam in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts eine neue Welle von Einwanderern nicht nur nach Deutschland, sondern auch in andere europäische Länder: es kamen Muslime. Sie kamen, weil die deutsche Wirtschaft immer mehr Arbeitskräfte brauchte – sie lief heiß und brauchte immer mehr Wasser, um sie zu kühlen, also Menschen. Sie kamen und wollten eigentlich nicht bleiben, aber dann blieben sie doch, holten ihre Familien nach, gründeten selbst Familien in Deutschland und gelten heute zumeist als Deutsche türkischer Herkunft, zumal die dritte Generation dieser „Gastarbeiter“ das Deutsche mittlerweile akzentfrei spricht oder mit jenem süßen Akzent, der so gut zur Exotik ihres Auftretens passt. Daneben sprechen viele noch türkisch, während kaum ein Deutscher sich jemals die Mühe gemacht hat, türkisch zu lernen. Ihr Türkisch hat aber auch schon einen gewissen Akzent bekommen, der sie in ihrer Heimat als „Deutsche“ kennzeichnet.
Außer den türkischen Gastarbeitern, die längst keine Gäste mehr sind, kamen auch noch diverse andere Gäste aus dem Bereich der islamischen Welt zu uns und blieben: Levantiner, Palästinenser, Iraker, Perser, Afrikaner, Pakistani und Inder, denen man in ihrer Heimat das Leben schwer machte und die in

Deutschland Schutz vor Folter und Kerker, aber auch vor Armut, fanden. Denn Deutschland hatte, sensibilisiert durch das Unrecht, welches Deutschen, die vor dem Nationalsozialismus Zuflucht gesucht und nicht gefunden hatten, widerfahren war, das fortschrittlichste Asylrecht der Welt. Zudem gehörte es – und gehört – zu den zehn reichsten Industriestaaten der Erde.

Die Polen, Franzosen, aber auch die Italiener und Spanier, die Griechen und Armenier, die Juden und die Böhmen gingen spätestens in der dritten Generation im deutschen Volk auf. Die Perser, Libanesen, Palästinenser und Iraker nahmen weitestgehend die Lebensart der Deutschen an, auch wenn sie ihre eigenständige Kultur nicht verleugneten und die Deutschen hatten und haben dafür volles Verständnis. Sie bestehen ja zum Beispiel in den USA, wo viele Deutsche leben, auch auf ihren kulturellen Eigenarten, so sehr sie sich sonst auch in die Gesellschaft einfügen. Das schadet ja auch niemandem und bereichert im Gegenteil die Kultur des Gastgeber- resp. Gastlandes.

Mit den türkischen Einwanderern in Deutschland verhielt es sich allerdings anders. Sie integrierten sich nicht. Daran war nur zum Teil der Umstand schuld, dass die Deutschen auch relativ wenig Interesse an diesen Menschen zeigten, die ja nur gekommen waren, um ihnen die „Drecksarbeit“ zu machen. Ehe die Deutschen nämlich auch nur hätten feststellen können, dass sie hier wichtige Integrationsaufgaben versäumten, hatten die türkischen Einwanderer bereits eigene Strukturen entwickelt und eigene Kulturreservate aufgebaut. Die Einwanderer der zweiten Generation trafen bereits in diese bestehenden Subkulturen und wurden von ihnen, und nicht von der deutschen Gesellschaft, getragen. Die türkischen Kulturreservate aber sind selbst Produkte einer Entwicklung, die sich nach 1945 in der Türkei zutrug. Dort wurde der religiöse Staat um diese Zeit endgültig, wie es schien, zerschlagen. Die den türkischen Muslimen lieb gewordenen Sitten wurden, wie es schien, auf immer ausgerottet. Die Gleichberechtigung der Geschlechter wurde per Dekret eingeführt, der Schleier verboten, die Zivilehe und ein ziviles Personenstandswesen eingeführt, die Polygynie wurde untersagt, bestehende Mehrehen aufgelöst, das Scheidungsrecht liberalisiert und auch für Frauen geöffnet, ihnen wurde der Zugang zu Bildung und Lehre eröffnet, die Kunst wurde westlichen Vorbildern angeglichen, kurzum, es entstand eine Atmosphäre, in der ein in den bisherigen Traditionen der Osmanli herangewachsener türkischer Muslim (und nicht nur ein Mann) sich nicht mehr zurechtfand. Da kam die Frage der Deutschen nach Immigranten gerade recht, um das in Ketzerei verfallene Land zu verlassen und eher als dort zu leben unter den Ungläubigen, von denselben kaum beachtet, ein Leben nach den althergebrachten Traditionen zu führen.

So ist es gekommen, dass die meisten Türken in Deutschland heute einen Islam repräsentieren, der in der Türkei bereits seit Jahrzehnten als altmodisch, wenn auch heute nicht mehr als anstößig gilt. In den türkischen Großstädten dominiert das Kopftuch heute nicht die Erscheinung türkischer Frauen, wohingegen in europäischen Großstädten der Islam vorwiegend durch verschleierte Frauen und bärtige Männer mit Kappen und Gebetsketten öffentlich dargestellt wird. Auf dem Lande, wo in der Türkei besonders bei älteren Frauen das Kopftuch noch dominiert, sind in Deutschland so gut wie keine Türken ansässig. Die türkisch – islamische Kultur ist in Deutschland eine reine Stadt- respektive sogar nur eine Großstadtkultur und dazu eine archaische Sonderkultur, die mit der türkisch – islamischen Kultur in den Großstädten der Heimat oft nur noch die Sprache gemein hat. In der Türkei hat sich ein Mittelschnitt zwischen Traditionalismus und Weltoffenheit herausgebildet, der in den Kulturreservaten der deutschen Großstädte eine Minderheitenposition darstellt.

Eine ähnliche Entwicklung nahmen, wenn auch aus anderem Grunde, Frankreich, die Niederlande und Großbritannien. Hierhin strömten aus den ehemaligen Kolonien jene Bürger, die in engstem Kontakt mit der Kolonialmacht gelebt hatten und deshalb nun in ihren Heimatländern als Kollaborateure verfolgt wurden oder auch einfach nur dem Brotkorb folgten, der in ihrer Heimat nun allerdings sehr hoch hing. Da die genannten Staaten – Belgien verfuhr desgleichen, hatte damit aber weniger Probleme – den ehemaligen Kolonialbürgern das volle Bürgerrecht als Briten, Franzosen oder Niederländer zugesprochen hatten (in der Hoffnung, dieselben würden bald wieder um Aufnahme bitten), konnten sie die Massen der Einwanderer nicht zurückweisen. Aber sie hatten, wie die Deutschen, wenn auch einen ganz anderen Grund, sie nicht zu integrieren. Die Deutschen verschliefen die Integration einfach aus Hochmut. Die ehemaligen Kolonialmächte vergaßen die Integration aus Kalkül. Denn sie wollten nicht, dass sich die Einwanderer, die sie dummerweise hereinlassen mussten, bei ihnen wohl fühlten. Das Ergebnis war das gleiche: allein gelassen errichteten die Alleingelassenen ihre eigenen gesellschaftlichen Strukturen. Diese erwiesen sich als so stabil, dass die Einwanderer blieben und sich in Perspektive festsetzten. Sie besetzten Wirtschaftssektoren, so den Einzelhandel und die Spezialitätengastronomie, aus der sie zum Beispiel die Italiener fast vollständig verdrängten, sie gründeten eigene Banken und, aus der Not heraus, eigene Reiseunternehmen, aber auch Baubetriebe und Installationsunternehmen. Und sie gründeten Religionsvereine. Diese Religionsvereine mieteten geeignete Räumlichkeiten als Moscheen an und unterhielten sie von den Mitgliedsbeiträgen und Spenden. Sie gestalteten diese – behelfsmäßigen – Moscheen zu Begegnungszentren, noch ehe auch nur ein Deutscher oder Franzose auf die Idee gekommen wäre, das solche nötig und gut wären. Sie besoldeten

von den Gaben der Gläubigen Koranlehrer und eröffneten Koranschulen, in denen erst nur Jungen, dann auch Mädchen unterrichtet wurden. Und sie bekamen Kinder – viele Kinder. Denn anders als ihre christlichen Schwestern kannten die Musliminnen keine Leib- oder Sexualfeindlichkeit, der die Christinnen zuletzt dazu brachte, keine Kinder mehr zu wollen. Sie kannten auch keine überreizte Sexualität, die den Mann dazu brachte, seine Geschlechtlichkeit als etwas Gewaltsames und Unnatürliches zu erleben. Muslime, die im Geist des Koran erzogen waren – und das waren sie wenigstens in den Grundlagen doch – betrachteten Mann und Frau im Schlafzimmer als eine aufeinander angewiesene Gemeinschaft: deine Frau ist dir ein Acker und du bist ihr ein Acker. Also geht pfleglich miteinander um – was eine für den Europäer kaum vorstellbare Kultur des Aktes hervorrief. Nun ist sicher nicht jeder Orientale ein Sexkünstler – aber auch in Europa scheint gegenseitige Achtung andere Sexualpraktiken hervorzuzaubern als egomanisches Gehaben oder gar Verachtung des Anderen. Männer, die ihre Frauen respektieren, sind auch als Europäer die besseren Sexualpartner. Ich sage das alles nur, um klar zu machen, dass diese Kinder nicht aus Vergewaltigungen herstammen, wie manche Polemiker gegen den Islam das heute mehr oder weniger unverhüllt behaupten. Was nicht dagegen sprechen soll, dass die Gleichwertigkeit der Partner beim Akt von vielen Muslimen als „Recht des Mannes“ missverstanden wird, weil sie es aus ihrer patriarchalischen Tradition nicht anders gelernt haben.
Man kann aber auch nicht verschweigen oder beschönigen, dass ein Grund für den Kindersegen die Auffassung ist, dass Frauen vor allem Söhne zu gebären hätten und die Geburt von Töchtern etwas Minderwertiges sei. Frauen werden auf diese Art und aus diesem Verständnis heraus oft zu Gebärmaschinen degradiert, was zwar dem Geist des Koran widerspricht, der auch die Frau als Gläubige respektiert, aber der doch auch den Sohneskult einer patriarchalischen Gesellschaft nicht ausdrücklich ablehnt. Die Antwort darauf kann nur pragmatischen Charakter tragen: woher sollen denn die erhofften Söhne kommen, wenn nicht aus den minderwertigen Töchtern? Zudem trägt eine solche Denkweise nicht eben zur Respektierung der eigenen Partnerin – einer ja auch minderwertigen Tochter – bei. Jede geborene Tochter ist aber zumindest Hoffnung auf ein – männliches – Enkelkind. Dem kann man nun wieder entgegen halten, dass die islamische Gesellschaft so total patriarchalisch ist, dass Enkelkinder aus der weiblichen Linie zur Familie des Ehemannes gehören. Dem Vater der Braut sind sie damit verloren.

Fakt ist: wären heute in Deutschland und in Europa die muslimischen Familien nicht so kinderreich, es stände um den Bevölkerungszuwachs noch katastrophaler als es eben um ihn steht. In europäischen Großstädten machen Kinder aus islamischen Familien schon das Gros der Schulkinder aus. In

Kreuzberg, in Berlin, gibt es bereits eine Schule, in der kein einziges deutsches Kind mehr lernt, weil es im Einzugsbereich der Schule keine deutschen Kinder im entsprechenden Alter mehr gibt. Das bedeutet zwar nicht, dass alle diese nichtdeutschen Kinder auch muslimische Kinder wären – aber für einen bedeutenden Prozentsatz trifft eben dies zu. Weil das so ist, bekommt die Frage nach der Integration des Islam in die europäische Kultur ein enormes Gewicht. Denn es wäre nichts dagegen einzuwenden, wenn wie zuvor Franzosen und Böhmen, Juden und Polen sich in speziell die deutsche Gesellschaft integriert haben, das nun auch die zumeist türkischen Muslime tun. Der Islam als solcher wäre für eine Integration kein Hindernis, ist es doch auch die jüdische Religion nicht gewesen. (Den furchtbaren Ausrutscher des Dritten Reiches lassen wir einmal beiseite[183].)

Aber wir können nicht leugnen, dass es eine Integration nur unter den Vorzeichen einer europäischen Basiskultur geben kann. Diese anzunehmen tun sich nicht alle, aber viele nunmehr europäische Muslime schwer. Dabei denke ich nicht nur an die türkischen, sondern auch an die nordafrikanischen Muslime, die in Frankreich, aber auch an jene Muslime, die in Großbritannien eine neue Heimat gefunden haben. Ich denke dabei auch an die indonesischen Muslime in den Niederlanden. Indonesien hat zwar den Weg zu einem recht liberalen Islam gefunden - in Europa aber sind die indonesischen Muslime in den Sog des wahhabitischen Fundamentalismus geraten und gebärden sich um vieles radikaler. Dahinter steht natürlich auch die Angst, von einer christlichen Kultur vereinnahmt zu werden und ihre Wurzeln zu verlieren. Immerhin gibt es eine genuin europäische Kultur des Islam momentan nicht. Daher bleibt den hiesigen Muslimen heute nur die Hinwendung zu den orientalischen Traditionen, die in Europa fremdländisch – folkloristisch anmuten und zuweilen den Islam in den Augen der Europäer als archaische Lebensform deklassieren. Die Moschee am Flughafen beweist in ihrer Existenz, dass dem so ist – sie gehört einem in seiner Ausrichtung eher konformistischen Verein – aber ihre Formensprache ist so eindeutig orientalisch, dass sie in Kairo oder

---

[183] Ich weiß ja, dass einige Leute davon ausgehen, der Judenhass im Dritten Reich sei kein Ausrutscher, sondern ein fundamentaler Bestandteil der deutschen Wesensart, die hierin zum Ausdruck gekommen sei. Ich halte diesen Einwand für verständlich, aber deshalb weil er verständlich ist, nicht für richtiger. Es verhält sich mit dem deutschen Antisemitismus wie mit dem christlichen und islamischen Fundamentalismus: er resultiert aus Unwissenheit und Denkfaulheit. Er resultiert aus gewaltigen Minderwertigkeitskomplexen, die wie alle diese Neurosen einen objektiven Grund nicht haben. Es ist auch feststellbar, dass die Mehrzahl der Deutschen weder etwas von den Gräueln der Konzentrationslager gewusst hat, noch, sofern sie davon wusste, sie gebilligt hat. In einer Diktatur wie dem Dritten Reich war es allerdings nicht opportun, solche Meinungen öffentlich zu äußern.

Bagdad sicher ins Stadtbild passen würde, sich in Berlin Neukölln aber als ein weißer Rabe gebärdet – und das ist nicht gerade ein Weg in die Integration.

3.4.4. Europäischer Islam oder islamisches Europa?

Es gibt momentan reichlich Muslime in Europa, aber es gibt für diese Muslime keine Tradition eines europäischen Islam, an die sie anknüpfen könnten. Der spanische Islam wurde schon 1492 unwiederbringlich zerschlagen. Die Muslime Spaniens sind daher herkunftsmäßig nach Nordafrika hin orientiert oder nach Saudi – Arabien. In den letzten zwanzig Jahren wurde eine weitere Möglichkeit für einen europäischen Islam zerschlagen: ich meine den Ausrottungsfeldzug der balkanischen Serben gegen die bosnischen Muslime, die eine lange Tradition eines relativ aufgeklärten Islam mit starkem europäischen Bezug vertreten. Das hat dazu geführt, dass die überlebenden bosnischen Muslime sich von ihrer europäischen Tradition abgekoppelt haben und heute stärker am orientalischen Islam orientieren.
Andere praktische Traditionen des Islam gibt es in Europa nicht. Wohl gibt es seit dem neunzehnten Jahrhundert ein tieferes Interesse so genannter gebildeter Kreise an der islamischen Kunst und Kultur, aber dieses Interesse ist zumeist rein akademisch und theoretisch. Versuche, hieraus einen praktischen Islam zu konstruieren, haben sich in Europa nicht durchsetzen können. Vereinigungen deutscher Muslime, die es mittlerweile in engen Grenzen gibt, ordnen ihr Leben nach dem orientalischen Muster, da sie nur so die Akzeptanz ihrer nichtdeutschen Glaubensgeschwister erringen können. Die ist aber notwendig, wenn sie an der Förderung partizipieren wollen, die Saudi – Arabien den europäischen Muslimen insgesamt zukommen lässt.

Nun ist es nicht unbedingt ein einfaches Ansinnen, wenn man von Muslimen in Europa fordert, einen europäischen Islam zu entwickeln. Eher fällt es ihnen schon leichter, in einem nach orientalischem Muster islamischen Europa zu leben – aber dagegen haben die Europäer verständlicherweise etwas einzuwenden. Nicht nur, dass die christlich basierte Kultur Europas andere Prioritäten setzt – auch die säkulare Kultur Europas setzt, seit dem Aufkommen von Humanismus und Aufklärung, andere Akzente. Das Ideal würde meines Erachtens darin bestehen, wenn es gelänge, diese Tradition der Aufklärung und des Humanismus in den Islam einzubringen und ihn entsprechend zu „europäisieren“ ohne ihn auch nur im Mindesten zu „christianisieren“. Aber ist das überhaupt möglich?

Die erste Frage auf dem Wege muss lauten: ist der Islam, wie er heute von Orientalen in Europa gelebt wird, auch für Europäer und aus deren Kultur heraus annehmbar? Kann ein Deutscher als Deutscher Muslim sein, ohne sich im

Mindesten zu „orientalisieren“? Ich denke, das geht nicht. Die Theologie des Islam wäre zwar auch für einen Europäer annehmbar – die religiöse Praxis jedoch weist so immense Unterschiede zum europäischen Herkommen auf, dass ein europäischer Muslim ein zweifach Entwurzelter wäre: er hätte keinen originären Zugang zum orientalischen Islam, und er würde sich seiner eigenen Kultur nahezu ganz entfremden in einer Religion, in der das Tragen eines T – Shirts bereits Sünde sein kann, wenn es nämlich eine Frau in der Öffentlichkeit trägt. Dem europäischen Herkommen aber entspricht dies und kein europäischer Mann würde das jemals als Aufforderung zu unerlaubtem Sex verstehen. Das gleiche gilt für die Bedeckung des Haars – nicht im Mindesten erregt das offene Haar einer Frau einen europäischen Mann zu exzessivem sexuellem Drang, wie das in der orientalischen Sphäre der Fall zu sein scheint. Er ist es seit Jahrhunderten, seit das christliche Kopftuchgebot fiel (ja, wir hatten auch mal eines) gewohnt. Warum sollten sie sich einer Definition unterwerfen, die sie seit langem überwunden haben? Sie müssen es tun, weil der Islam als Ganzes diese Details auch von jenen verlangt, die solchen Hang zum religiösen Exhibitionismus lange überwunden haben. Es gibt nur ein islamisches Europa nach orientalischem Zuschnitt oder es gibt in Europa keinen Islam. So scheint es. Dass der Islam damit entscheidende Chancen aus der Hand gegeben hat, ist klar. Nämlich vor allem die Chance, unter die europäischen Religionen aufgenommen zu werden. Er bleibt in Europa ein Exot, abhängig von Exoten, die ihn praktizieren. Wenn diese Exoten sich assimilieren, was die dritte und vierte türkische Generation in Deutschland bereits tun, dann verschwindet auch der Islam – zunächst aus dem Straßenbild und dann aus den Köpfen. Denn er ist nicht mit der Weisheit der Theologie verbunden, sondern mit äußeren Gebräuchen, die sich unter dem Einfluss einer Majoritätskultur verlieren werden.

Daraus folgt, dass Europa keinerlei Bemühungen unternehmen muss, einen europäischen Islam zu konstituieren. Denn der Islam, den wir heute sehen, ist ein durch und durch an den Orient gekoppeltes Phänomen, das mit der Europäisierung der Orientalen verschwinden wird. Mehr noch – auch im Orient selbst wird sich diese archaische Lebensweise auf Dauer nicht halten können, sodass der Islam auch dort, sofern er nichts als die Bewahrung dieser Lebensweise darstellt, verschwinden wird. Das wäre zwar ein Verlust für das religiöse Spektrum, aber es scheint, dass dieser Verlust unabwendbar ist. Der Islam ist zu zeit- und kulturbedingt, um von Dauer zu sein – nur solange die Strukturen der vormittelalterlichen orientalischen Kultur funktionieren, funktioniert auch er. Aber er war nicht imstande, sich einer anderen Kultur zu assimilieren und dabei dennoch eine eigene Identität zu behalten, so wie es das Christentum und das Judentum gewesen sind, deren Archaismen heute zu Minderheitskulturen geworden sind. Keine christliche Frau bedeckt heute mehr ihr Haar, wenn sie öffentlich auftritt, kein jüdischer Rechtsanwalt trägt heute seine Ge-

betsriemen zur Schau, wie es ihm nach mosaischem Gesetz vorgeschrieben wäre. Dennoch sind sowohl der Jude als auch die Christin u. U. Menschen, die sehr bewusst in ihrer jeweiligen Religion leben. Ähnliches ist vom Islam zumindest bisher nicht zu erwarten. Selbst der schüchterne Anfang eines rein europäischen Islam orientiert sich in ihrer religiösen und kulturellen Praxis vorwiegend nach dem Orient.

3.4.5. Der Islam in den USA

Die USA sind heute die – selbsternannte – Vormacht der christlichen Welt gegen den Islam in einem langwierigen „Krieg der Kulturen“ der wie alle Konflikte unter Menschen nicht nur durch eine einzige Partei verursacht ist. Mindestens ebensoviel „Schuld“ am Entstehen dieses Konfliktes haben jene islamischen Strömungen, die ihrerseits die „Bekehrung der Ungläubigen“ auf ihre Fahnen geschrieben haben und in diesem Bestreben von jenen arabischen Magnaten missbraucht werden, die in Wahrheit es nur auf die Beherrschung der Welt abgesehen haben und ihrerseits den Islam für eine solche Weltherrschaftsideologie bestens gebrauchen können, denn genau das ist, was er will.

Aber auch die USA haben den Islam im eigenen Haus und zwar eine recht autochthone Interpretation desselben. Sie geht zurück auf die Zeiten der Black Panther, als der afroamerikanische Bevölkerungsanteil in den USA im Islam ein Mittel zur Selbstbesinnung auf ethnische Wurzeln zu finden meinte. Dieser Islam ist zwar oberflächlich ebenso arabisiert wie anderswo, aber seine Bekenner sind zumeist nicht Araber, sondern Amerikaner afrikanischer – nicht unbedingt immer islamischer – Herkunft. Nach anfänglich provokantem Gehaben ist das Erscheinungsbild dieses Islam eher bürgerlich nach den Vorstellungen der amerikanischen Mittelklasse, der auch die meisten dieser Muslime angehören. Sie begreifen des Islam weniger als exotische Selbstdarstellungsmöglichkeit, als vielmehr als einem Afrikaner angemessene Art eines religiösen Lebens, das sich im Übrigen an der Praxis des Christentums eher orientiert als an der des Islam, nur: Das Christentum lernten die meisten Afroamerikaner als Sklaven kennen, also betrachten viele es als ihrem heutigen Status nicht mehr angemessen. Auch die ehemals starken „schwarzen“ Kirchen führen heute ein zwar solides, aber doch recht unbeachtetes Dasein und haben ihre große Zeit als Vorkämpfer der ethnischen Gleichstellung von schwarzen und weißen Amerikanern längst hinter sich.

Der amerikanische Muslim hält, wenn er kann, den Freitag wie den christlichen Sonntag, betet selten oder nie, macht aus den islamischen Festen ame-

rikanische Parties, fastet im Ramadan, wenn es sich gerade ergibt, und fliegt nach Mekka wie er auch nach Tokio oder Seattle fliegt. Er gibt die Zakat wie er auch einer wohltätigen Organisation eine Spende machen würde, und fühlt sich in seiner Gemeinde ebenso wohl wie der Baptist nebenan in der seinigen. Irgendwelche Überlegenheitsgefühle kommen ihn nicht an und in allererster Linie ist er Amerikaner – weshalb Bush sich auch bemüßigt fühlte, seine Landsleute vor Übergriffen auf die einheimischen Muslime eingehend zu warnen. Kaum ein amerikanischer Muslim spricht arabisch oder hat auch nur ein tieferes Interesse an einem übersetzten Koran. Auch darin entspricht er völlig seinem christlichen Nachbarn, der zwar keine Gemeindeveranstaltung auslässt, aber vom Inhalt seiner Bibel herzlich wenig weiß, sich auch kaum dafür interessiert, was drin steht. Wichtig ist ihm, wie auch dem Christen, nicht die theoretische Grundlage dessen, was er glaubt, sondern die Gemeinschaft, in der er lebt.

Nach alledem ist es nicht verwunderlich, wenn der Islam des Orients die amerikanischen Glaubensbrüder nicht so ganz ernst nimmt – er sollte es aber tun, denn so könnte am Ende ein Islam aussehen, der in einer westlichen Kultursphäre Wurzeln gefasst hat: ohne Schleier, ohne Arabisch, ohne jeden „Zwang im Glauben“.

3.4.6. Die Ölprinzen von Mekka – die Wahhabiten

Insbesondere dürfte diese Variante des Islam den Wahhabiten, den Hütern von Mekka und Medina, den saudiarabischen Ölprinzen nicht gefallen. Ihre Variante des Islam ist einer der am meisten archaischen – archaischer als selbst der Islam der Ayatollahs. Kann ein iranisches Mädchen noch – freilich in Magneh und Tschador – an einer ganz normalen iranischen Universität studieren, und ist es ausreichend, auf der Straße Mantel und Kopftuch zu tragen, so hat ein arabisches Mädchen nur die Chance, an einer Frauenuniversität zu lernen und muss sich auf der Straße von Kopf bis Fuß in eine Kombination dicken schwarzen Tuches einhüllen. Findet ein iranischer Mann nichts dabei, sich in Hosen und Hemd oder Jacke auf der Straße zu zeigen, so ist das dem arabischen Mann einzig angemessene Gewand die Thobe, ein den ganzen Körper bedeckender weiter Sack aus weißer Baumwolle, und der geschnürte weiße Turban – es gibt also unter den Wahhabiten auch eine Kleiderordnung für Männer. Nur – seltsamerweise – im Ausland gelten diese Vorschriften nicht obligatorisch. So lassen arabische Frauen im Ausland den Schleier fallen und arabische Männer schlüpfen in Anzüge von westlichem Schnitt. Im Iran wird niemand gezwungen, beten zu gehen – in Saudiarabien achten die Mitglieder einer Gemeinde sehr genau darauf, wer wann und wie oft zum Beten in die Moschee kommt. Im Iran ist es auch Frauen erlaubt, die Moscheen zu betreten

und – getrennt von den Männern – zu beten oder die Predigt zu hören – in Saudiarabien ist Frauen der Besuch der Moscheen – bis auf die Pilgerorte – untersagt. In beiden Staaten leben außer Muslimen auch „Ungläubige“. Während aber im Iran andere Religionsgemeinschaften in ihren Bräuchen nicht gehindert werden, ist es in Saudiarabien nur unter großen Schwierigkeiten möglich – zum Beispiel in Botschaften – christlichen oder jüdischen Gottesdienst abzuhalten, von anderen Denominationen zu schweigen. In beiden Ländern allerdings gilt die jeweilige Kleiderordnung (Vollschleier oder Heǧab, also Tuch und Mantel) für alle dort Lebenden unabhängig von ihrer Volks- oder Religionszugehörigkeit. Der Vollständigkeit halber sei gesagt, dass innerhalb des muslimischen Hauses und der islamischen Familie – dazu zählen auch unsere langjährigen muslimischen Freunde – es keinerlei Kleiderordnung gibt. Daher sind auch saudische Frauen zum Beispiel durchaus an westlicher Mode interessiert – für das Leben im nach außen abgeschlossenen Heim.

Der wahhabitische Islam aber – die Beispiele ließen sich fortsetzen, in denen nicht nur das Leben der Frau außerhalb des Hauses, wenn nicht ganz verhindert, so doch erheblich erschwert wird – ist derzeit weltweit der Maßstab für die Rechtgläubigkeit von Muslimen. Dabei tritt die Maxime des Koran „es sei kein Zwang im Glauben“ sichtlich in den Hintergrund. Denn eben das meint dieser Grundsatz: nicht die Toleranz gegenüber anderen Religionen, sondern die Freiheit innerhalb der eigenen. Jeder Gläubige soll seinen eigenen Weg finden und behalten – nach dem Koran gibt es keinen anderen Maßstab für Gläubigkeit, als den: an Allah und seinen Gesandten zu glauben, sowie an die Engel und den Jüngsten Tag. Der Heǧab ist kein konstitutiver Maßstab der Rechtgläubigkeit. Er ist nicht einmal koranisch – und die Abgeschlossenheit vor der Welt galt nur für die Frauen des Propheten. Er ist also aus sich selbst heraus historisch bedingt. Aber der wahhabitische Islam macht ihn verbindlich. Es ist nicht verbindlich, im Ramadan zu fasten, es ist nicht einmal verbindlich, die Augen beim Gebet nach Mekka zu richten, es ist auch das Gebet in seiner Form nicht verbindlich – nur der Glaube ist es. Der Jihad ist nicht verbindlich, das Halten der Feste ist nicht normativ, auch zur Schari´a kann man verschiedener Meinung sein und ist es auch – aber der wahhabitische Islam macht das alles verbindlich.
Denn der wahhabitische Islam ist der reiche Islam dieser Tage. Als, ich berührte es schon, die Saudis Öl fanden, da wurden sie zu den Päpsten der islamischen Welt und Riad, nicht Mekka, wurde zum Vatikan. Hier wurden und werden die Haushalte der verschiedenen islamischen Gemeinden weltweit dirigiert und natürlich heißt es dann: wes Brot ich ess, des Lied ich sing.

Wer sind aber diese Wahhabiten, die sich anmaßen, die ganze islamische Religionsfamilie zu maßregeln und zu dirigieren? Seit der Mitte des achtzehnten

Jahrhunderts sammelten sich in Zentralarabien Stämme, die einen „Urislam“ errichten wollten – eine Oppositionsbewegung zur fortschreitenden Veränderung des Islam durch einmal die Rückwirkung seiner eigenen Eroberungen, aber auch durch das Eindringen europäischer Vorstellungen in den Islam. Im Jahre 1802 war die Bewegung auch politisch so gefestigt, dass sie gegen die seit je verhassten Schiiten zu ziehen beschlossen und den Iran bedrohten. Aber sie wandten sich auch gegen die – ihrer Meinung nach entfremdeten – Heiligen Stätten des Islam. In den Jahren 1802 – 1806 eroberten und plünderten sie Mekka und Medina (was kaum einer noch weiß) und wandten sich gegen, im Sinne ihres Verständnisse von Jihad, Syrien. Die Ägypter, die den Syrern zu Hilfe kamen, erwiesen sich als machtlos. Aber die Banu Raschid, ein syrischer Stamm, vermochten es mit Hilfe der Türken, die Wahhabiten zurück zu drängen und bis zum Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts verharrten sie in Stammesfehden und politischer Bedeutungslosigkeit. Erst 1902 machten sie wieder von sich reden, als ein Prinz aus der vordem vertriebenen Sippe der As Saud mit einer kleinen Beduinengruppe Riad im Handstreich nahm und einen neuen Beduinenstaat errichtete, der unter Führung der Familie As Saud stand. Nach 1918 okkupierten sie den Nedsched, blieben aber in der islamischen Welt ein Randphänomen. Erst als auf ihrem Territorium Öl gefunden wurde, das die Saudis im Gegensatz zu ihren Nachbarn auf eigene Rechnung förderten und entsprechend reich wurden, richtet sich die Aufmerksamkeit der islamischen Welt auf sie – und bis heute ist Saudiarabien die Vormacht des Islam in der Welt und hat ein gewichtiges Wort bei allem mitzureden, was in Sachen Islam global unternommen wird. Kein Wunder, wenn dieser Islam dann vor allem altorientalisch – archaisch akzentuiert wird. Dass diese Akzentuierung praktisch das Grab des Islam werden wird, da sich die Welt nicht wird „arabisieren“ lassen, auch nicht, wie derzeit versucht wird, durch energiepolitische Erpressungsmanöver, daran verschwenden Saudi – Arabiens Prinzen keinen Gedanken. Damit aber würde auch ein allein auf der orientalischen Mentalität beruhender Islam seinem Ende entgegen gehen. Dass der Islam indessen auch anders kann, als sich an die Lebenswelt des arabischen Nomadentums zu koppeln und dessen Ansichten auf das Atomzeitalter zu übertragen, steht weltweit durchaus in Frage. Seine Zukunftsaussichten sind daher nicht eben berauschend. Er hat noch eine ganze Reihe gefährlicher Klimmzüge zu machen, ehe er auch ideell das sein kann, was er zahlenmäßig bereits ist: eine Weltreligion.

4. Buddhismus

Dass das auch für die vierte der großen Offenbarungsreligionen, den Buddhismus, zutrifft, kann man hinwiederum nicht sagen, denn der Buddhismus ist vor allem ideell weltweit auf dem Vormarsch und zwar nicht in einer an seine Entstehungsumgebung fixierten Weise, sondern auch in der Gestalt durchaus international. Sehen wir uns einmal an, wie alles kam und wie es aussieht.

4.1. Der Ursprung

4.1.1. Land und Leute

4.1.1.1. Landes- und Kulturkunde des Mittleren Landes

Der Ursprung des Buddhismus liegt in jenem Vorland des Himalaya, welches dem europäischen Beobachter einen Begriff gewinnt durch die Städte Benares – Kashi, Allahabad und Patna. Zur Zeit des Begründers des Buddhismus war diese Gegend sowohl dicht bewaldet als auch landwirtschaftlich erschlossen. Das Klima ist das für Indien typische Monsunklima mit heißen, trockenen Sommern und anfangs schwülen, später kühlen, aber immer regnerischen Wintern, die hier Trocken- und Regenzeit heißen und den Gang der gesamten Wirtschaft bestimmen. Die Regenzeit beginnt – normalerweise – Mitte Juni und

hält bis in den März an. Von April bis Ende Mai/Mitte Juni dörrt dann das Land bei Temperaturen um 40 ° Celsius wieder aus.

Wir wissen über die Frühgeschichte dieser Gegend nur sehr wenig. Erst im sechsten Jahrhundert, im Zusammenhang mit dem Erscheinen des Siddharta Gautama Shakyamuni, später genannt der Buddha, erfahren wir mehr Details. So erfahren wir, dass sich das Leben in dieser Zeit in Städten konzentrierte, neben denen Dörfer bestanden, die möglicherweise auf die vedische Zeit, das „dunkle Zeitalter“ Indiens, zurückgehen.
Die Kultur, in der Siddharta aufwuchs, war bereits stark sozial differenziert. Es gab mehrere Herrschaftsbereiche, in deren Zentrum jeweils ein Maharaja stand, den ein Kreis von Rajas – Beauftragten – umgab. Diese bildeten gemeinsam eine Ratsversammlung, in der die Angelegenheiten des Territoriums geregelt und notwendige Maßnahmen beschlossen, sowie Prozesse geführt wurden. Zur Zeit des Siddharta existierten in seiner Heimatregion vier Königreiche, etliche oligarchische Republiken und eine Anzahl von Stammesterritorien.
Lebensader des Terrains war der Ganges, der heilige Strom Indiens. Nördlich des Ganges lag das Königreich Kosala mit der Hauptstadt Savatthi/Sravasi. Ebenfalls bekannt sind von den Städten Kosalas die ehemalige Hauptstadt des Reiches, Ahyodhja, und die Pilgerstadt Varanasi. Zum Reich von Kosala gehörten noch zwei Adelsrepubliken und drei Stammesterritorien.
Südwestlich von Kosala, im Winkel zwischen Ganges und Yamuna, lag das kleine Königreich Vaccha mit der Hauptstadt Kosambi und dem Wallfahrtsort Payaga (heute Allahabad).
Unterhalb von Vaccha und Kosala erstreckte sich südlich des Ganges das Reich der Avanti. Dorthin ist Siddharta niemals gekommen. Erst sein Schüler Mahacakkana kam dorthin.
Im Osten schließt an Avanti das Reich Magadha an und hier schlug auch das Herz der Region. Seine Hauptstadt Rajagaha (Königshausen) war weit mehr als nur ein lokaler Mittelpunkt eines Herrschaftsgebietes. Aus diesem Reich und seiner Königsfamilie sollte einst Ashoka hervorgehen, der fast ganz Indien beherrschte und für den Buddhismus gewann.

Die Republiken im so genannten Mittleren Land lagen alle östlich von Kosala und nördlich Magadhas. Sie wurden von einem aristokratischen Rat geleitet, an dessen Spitze quasi als Präsident ein auf Lebenszeit gewählter Raja stand. Wählbar waren nur die Angehörigen der Kriegerkaste (Kshatriya), die in jener Zeit die oberste der indischen Kasten bildeten. Die anderen Kasten – Brahmanen, Vaishyas und Shudras – konnten den öffentlich geführten Ratssitzungen aber zuhören und waren dem Rat als Organ der Justiz auch untergeordnet. Im einzelnen gab es folgende Republiken:

Die Republik der Licchavi mit der Hauptstadt Vesali
Die Republik Videha mit der Hauptstadt Mithila.
Beide Republiken bildeten eine Föderation, die Vaji, zu der noch einige Stämme gehörten. Ferner gab es:

Die Malla – Republik mit zwei Verwaltungszentren, Pava und Kushinara unter jeweils einem Raja. Die Malla – Republik umfasste ein ziemlich großes Territorium, war aber politisch nicht besonders bedeutend.

Die Republik der Shakya mit der Hauptstadt Kapilavasthu. Sie liegt heute auf der Grenze zwischen Indien und Nepal in beiden Staaten. Zur Zeit des Buddha lag sie östlich von Kosala und war von diesem abhängig. Aus dem Shakya – Adel stammte Siddharta aus der Familie der Gautama.

Wichtige Stämme in diesem Gebiet waren die Koliya, die auf vielfache Weise mit dem Clan der Shakya verwandtschaftlich verbunden waren. Sie siedelten südöstlich der Shakya – Republik jenseits des Flüsschens Rowai (damals Rohini genannt). Dann gab es noch die Moliya und die Kalama, die den nach Westen offenen Winkel von Ganges und Ghâghra besiedelten. Zwischen den verschiedenen Territorien gab es zu Siddhartas Zeit keine befestigten oder undurchlässigen Grenzen.

Wie sah es in der Stadt Kapilavasthu, seiner Heimatstadt, zur Zeit Siddhartas ungefähr aus? Es ist nicht unbedingt leicht, das heraus zu finden, denn das alte Kapilavasthu wurde noch zu Siddhartas Lebzeiten durch Vidhudhaba, den König von Kosala, dem Erdboden gleichgemacht. Die Überlebenden errichteten die Stadt an einem anderen Platz neu, weshalb über die originale Ortslage lange Verwirrung herrschte. Nördlich wurde die Stadt vom – fernen – Himalaya - Massiv überragt. Zwischen Kapilavasthu und den fernen Bergen lagen gefahrvolle Gebiete aus Sumpf und Urwald. Danach erhob sich das Gelände zum Hochwald, jenseits des ersten Gebirgszuges eröffnete sich ein zweiter, dessen einzelne Kuppen man von Kapilavasthu aus sehen konnte, die Mahabharata – Kette. Hinter dem Himalaya, sagte man, sei die Welt zu Ende.
Im Osten gab es zunächst vertrautes Gelände, durch das man leichthin reisen konnte – dann aber kam wieder tiefer Wald und in diesem Wald lebten bogenbewehrte dunkelhäutige Jäger, die eine Sprache redeten, die man nicht verstand. Nach Westen zu aber lag so weit das Auge reichte, Kulturland. Hier konnte man gefahrlos reisen, der König von Kosala schützte Weg und Steg mit seinen Soldaten. Aber in Kapilavasthu selbst gebot Raja Suddhodana aus der Familie der Gautama und aus dem Clan der Shakya über ein Gebiet von 2000 km^2 und zehn Städte – außer Kapilavasthu waren es noch Devadaha, Catuma,

Samagama, Khomadussa, Silavati, Medaralumpa, Ulumpa und Sakkara. Sie alle – ich nenne hier die Pali – Version ihrer Namen – sind uns aus der Geschichte des Buddha bekannt.

Wie sahen diese Städte aus? Sie lagen zumeist an Flüssen, die für die Wasserzufuhr sorgten, aber auch die Abfälle davontrugen. Indische Städte hatten zumeist einen quadratischen Grundriss, waren befestigt und von einem mitunter recht breiten Wassergraben umgeben. Im Idealfall war die Stadt durch ein rechtwinkliges Straßennetz gegliedert. Im Zentrum des Straßennetzes lag der Palast des Raja. Er konnte aus mehreren Einzelhäusern bestehen. Bis zu fünf solcher Einzelhäuser sind – wenn auch nicht in Kapilavasthu – ergraben worden. Sie hatten zwei Höfe, von denen einer als Wirtschaftshof diente, der andere, parkartig hergerichtet, als Aufenthalt der Familie. Der Palast, der die beiden Höfe hauptsächlich voneinander trennte, trug zumeist ein, zuweilen auch bis zu drei Stockwerke. Jedes dieser Stockwerke trat gegen das untere zurück, sodass sich Terrassen bildeten. An der Straße, dem Palast gegenüber erhob sich die nach allen Seiten offene Ratshalle, daneben befand sich das Haus des Bürgermeisters. An diese schlossen sich die Wohnungen des übrigen Adels an, die eine Straße, ja ein ausgesprochenes Adelsquartier bildeten. Zwischen Straßenfront und Palast lagen um den Wirtschaftshof die Quartiere der Dienerschaft sowie alle benötigten Nebengelasse, Küche, Ställe, Lagerräume. Vom Nachbarhaus war der Palast, eigentlich eher ein Gehöft, durch eine schmale Gasse getrennt.

Geschlossene Quartiere gab es auch für die übrigen Kasten – eingeschlossen den öffentlichen Kultplatz, eine offene Wiese an einem Teich, im Brahmanenviertel. Denn wenn sie auch nicht die oberste der Kasten bildeten, so waren sie doch die Sachverständigen in Fragen der Götterbehandlung. Die Wohngegend der Kaufleute und Handwerker befand sich in der Nähe des Marktes. Sie gliederte sich wiederum je nach Profession der dort Wohnenden in verschiedene Straßenzüge und diese Straßenzüge wurden von Gilden – Senis – in innerer wie äußerer Ordnung gehalten. Doyen (Mahasetthi) der Gildenvorsteher (Setthi) war der Vorsteher der Bankiersgilde. Am äußeren Rand der Stadt lebten in Bambus- und Lehmhütten die angehörigen des Dienerstandes soweit sie nicht bei den Behausungen ihrer Herren wohnten, und die Bauern, die ihre Felder vor der Stadt bestellten. Hinzu kamen die mit der Stadtreinigung, aber auch mit deren Bewachung Betrauten. Sie alle gehörten zur Kaste (Varna) der Shudras. Einen Stand der „Kastenlosen“ wie im hinduistischen Indien, gab es noch nicht. Es gab auch noch nicht die Differenzierung der Varnas in diverse Untergruppen, den Jatis.
Was es allerdings gab, waren viele Frauen, die sich aus verschiedensten Gründen – auch Armut war einer – der Prostitution ergaben. Unter ihnen, die

zumeist gesellschaftlich gerade noch geduldet wurden, gab es eine, die zu den Honoratioren der Stadt rechnete: die Ganika, die Stadtkurtisane. Sie war die „kulturelle Instanz“ der Stadt, dominierte in Modefragen und in Fragen der Etikette ebenso wie in Angelegenheiten des künstlerischen Geschmacks – was in ihrem Salon gefiel, gefiel der Stadt – und des gesellschaftlichen Benimms. Sie war nicht, wie die anderen Huren, auf einen möglichst großen Kunden- und Stammkundenkreis angewiesen. Sie war die Freundin eines einzigen Mannes, der für sie sorgte und ihren Lebensstil garantierte. Wer sich die Ganika leisten konnte, war reich. Aber auch die Ganika war einmal aus der Menge der Dirnen gekommen und hatte Glück gehabt – weshalb sie dessen zumeist eingedenk blieb und aufgeschlossen für Hilfeersuchen Anderer. Als gesellschaftlich ungemein respektierte Dame war es ihr überlassen, sich auch einen Ehepartner zu wählen – aber ich denke, die meisten der in Frage kommenden Männer werden einen Respekt vor ihr gehabt haben, der schon eher Angst zu nennen wäre. Als Freundin für gelegentliche Besuche wird sie recht gewesen sein – als ständig anwesende Ehepartnerin wohl eher eine Schreckensvorstellung für die an patriarchale Verhältnisse gewöhnten Hausväter und Haussöhne.

Suddhodana, Siddhartas Vater, war Vorsitzender eines Regierungsrates, der öffentlich tagte und seine Entscheidungen in Übereinkunft fällte – Abstimmung und der Mehrheitsgedanke waren im Indien jener Tage unbekannt. Ein beträchtlicher Teil des Gebietes dürfte Urwald und Dschungel und daher landwirtschaftlich nicht nutzbar gewesen sein. Auf dem restlichen Gebiet lebten schätzungsweise 90 Einwohner auf dem km^2. Das ergibt eine Zahl von etwa 180 000 Menschen, wovon ca. 8000 in der Hauptstadt lebten. Insgesamt dürften etwa 40 000 Menschen in einer Stadt, der Rest auf dem Lande gelebt haben. Sie alle hatten ihre Steuern an Suddhodana zu entrichten. Natürlich lief er nicht selbst durch die Gegend, dafür hatte er seine Beauftragten, aber er hatte dafür zu sorgen, dass die Region für alle anfallenden öffentlichen Aufgaben auch stets genug Mittel besaß. Der König, in Sravasti, war an diesen Steuern übrigens nur indirekt durch Übersendung von Geschenken beteiligt. Der Raja war der Organisator aller öffentlichen Arbeiten in seiner Republik. Dazu wurden Arbeiter zwangsverpflichtet – eine Bereitschaft zu freiwilliger Arbeitsleistung, wie in Ägypten, gab es in Indien nicht.
Aber es gab die Anfänge eines Banksystems, denn es gab, wiewohl es keine Prägestätten gab, wohl Geldeswert. Dieser berechnete sich, auch das ist bezeichnend, nach dem Gegenwert für eine Milchkuh. Denn Milchkühe waren der wichtigste Besitz eines Landwirtes. Es mussten 12 Kahapanas für eine Milchkuh erlegt werden – danach berechnete sich dann die Kaufkraft eines Kahapana. Es gab diese Währung in viereckigen Stücken aus Silber, Bronze oder Kupfer und diese Stücke hatten ein jeweils vorgeschriebenes unterschiedliches Gewicht und führte entsprechend andere Bezeichnungen. Entsprechend fanden

sich Kaufleute, die nur noch mit diesen Kahapanas handelten: frühe Bankiers. Sie verkauften die Währung, wie überall, gegen Zins.
Außerdem betreute der Raja die „kleine Diplomatie“ mit den unmittelbaren Anrainern. Die große Diplomatie war Sache des Königs in Sravasti. Auch das Kriegführen war nicht Sache des Raja, dafür gab es einen vom König eingesetzten „Verteidigungsminister“ und „Generalstabschef“. Denn der König bestimmte, wann es Krieg gab, nicht der Gouverneur der – abhängigen – Republik. Mit ihm Kontakt zu halten war die zweite diplomatische Pflicht des Raja.

Konnte aber dieser Kriegsbeauftragte des Königs (und auch eine Art Supervisor des Königs vor Ort) nicht putschen? In den Reichen jener Tage war der Putsch als Mittel des Machtwechsels gang und gäbe. Nein, konnte er nicht, denn der König hätte einen solchen Putschgeneral niemals als Raja anerkannt. Um die Republik vom König zu lösen, war sie indes politisch und militärisch viel zu schwach. Hätte solch ein Putschgeneral nicht den Konsens mit den anderen Republiken suchen können? Hätte er – aber dann hätte es auch unliebsame Fragen nach dem Verbleib des gewählten Raja gegeben und in der Folge dessen ein entschiedenes Nein Danke, denn was dieser Putscher mit seinem Raja angestellt, das konnte er gern auch mit andern anstellen und jedem von ihnen war das anvertraute Amt lieb und teuer. Aber die Shakya – Republik wurde von Vidudabha selbst angegriffen – Suddhodana oder seine Ratgeber müssen also irgendetwas getan haben, was den König erzürnte. Man sagt, dass Suddhodana, Siddhartas Vater, zu dieser Zeit bereits gestorben war.
Dass der Bereich der Rechtspflege auch zu den Aufgaben eines Raja gehörte, habe ich bereits erwähnt. Zu diesem Behuf hatte der Raja eine Polizeitruppe in Diensten, über deren Korruptheit wir allerdings Wunderdinge hören. Der Raja behandelte solche Rechtsdinge in letzter Instanz. Ausgenommen waren Todesurteile – sie durfte nur der König fällen.
Natürlich lebte ein Raja in angemessenen Umständen. Ein Teil des eingetriebenen Steueraufkommens diente seinem Unterhalt, daneben aber führte er als Gutsherr eine eigene Landwirtschaft, die ihn ernährte. Er wohnte in der Stadt in einem umfriedeten Bezirk, kleidete sich entsprechend kostbar und hatte wie in Indien üblich, Dienerschaft und Frauen. Von Suddhodana ist bekannt, dass er seine Dienerschaft besser als üblich hielt. Die Überlieferung sagt, er habe mehrere Wohnungen besessen – das wird so wohl nicht ganz der Wahrheit entsprechen – aber es werden regensichere Räume ebenso vorhanden gewesen sein, wie kältesichere und im Sommer schlief man, wie im Orient weithin üblich, auf dem flachen Dach.

Über Suddhodana Gautamas Familienverhältnisse sind wir gut unterrichtet. Er war Kshatriya, zählte also zu der im Osten Indiens führenden Kaste der Ade-

ligen. Er war mit zwei Schwestern verheiratet, Maya, die seine Hauptgattin war, und Prajapati, die als Zweitfrau später die Ziehmutter seines ältesten Sohnes Siddharta war, aber auch selbst einen Sohn, Nanda, von Suddhodana hatte. Auch die beiden Frauen gehörten zum Shakya – Stamm – waren, trotz aller Verbote, innerhalb der Familie zu heiraten, Suddhodanas Kusinen. Suddhodana hatte selbst auch einen Bruder, Amitodhana, sein Vater hieß Sihahanu und sein Großvater Jayasena. Sein Schwiegervater hieß Anjana, seine Schwiegermutter Yasodhara, auch sie war eine Tochter Jayasenas. Anjana und die Mutter Suddhodanas, Kaccana, waren Kinder von Jayasenas wohl ältestem Sohn Devadahasakka. Auch Maya hatte noch einen Bruder, den die spätere Geschichte Supabuddha nennt, dessen wirklicher Name aber dürfte anders gelautet haben. In dieser Familie wurde um das Jahr 563 dem Raja Suddhodana von seiner Hauptfrau Maya ein Sohn geboren, der den Namen Siddharta erhielt und als ältester Sohn zur – möglichen – Amtsnachfolge bestimmt war.

4.1.1.2. Der geistige Nährboden

Rückgrat der indischen Gesellschaft jener Tage war das Kastensystem. Es war noch nicht in der Weise gegliedert, wie es heute existiert, aber die Differenzierung war im Gange. So lebten keineswegs alle Handwerker in den Quartieren der Vaishyas, sondern nur die Hersteller von Dingen gehobenen Gebrauchswertes. Der Rest lebte mit den anderen Shudras zwischen Vaishyaviertel und Stadtmauer. Unberührbare in diesem Sinne gab es noch nicht – in einem anderen aber schon, denn jeder Mann konnte bei entsprechendem Fehlverhalten seine Kaste verlieren und stand damit außerhalb der Gesellschaft.
Alle politische Macht lag bei den Kshatriyas, alle geistliche Kompetenz bei den Brahmanen. Dabei konkurrierten die Brahmanen mit den Kshatriyas um die weltliche Macht. Im Westen Indiens war der Kampf bereits zugunsten der Brahmanen entschieden und hier, im Osten, wusste man davon und die Priester der Götter gebärdeten sich entsprechend aggressiv und fordernd. Die anderen Kasten respektierten zwar die religiöse Kompetenz der Brahmanen, aber insonderheit die Kshatriya waren nicht geneigt, sich ihnen deshalb unterzuordnen. Dabei wurden sie von diversen religiösen Individualisten unterstützt, die sich aus der Gruppe der „Hauslosen“ rekrutierten und zum Teil allein lebten, zum Teil aber auch als Leiter von Schulen fungierten. Diese Hauslosen kamen ihrerseits aus allen Kasten und führten ihre Existenz aufgrund persönlicher Berufung, die sie durch teilweise rigorose Askese, aber auch durch unvermittelte Visionen erhalten hatten.
Die Religion der Brahmanen hatte nichts mehr zu tun mit der vedischen Religion der arischen Einwanderer. Aber sie war auch noch kein Hinduismus. Es gab keine ragenden Tempel, sondern nur einen Kultplatz, an dem – unter freiem Himmel – allen Göttern nach Bedarf und Anlass geopfert wurde. Solch ein

Opfer hatte durchaus nicht nur den Zweck der Verehrung, sondern, mehr als dieses, den Zweck, den Gott zum Wohlverhalten zu zwingen, indem die richtigen Zeremonien, begleitet von den richtigen, unbedingt wirksamen, Beschwörungsformeln zelebriert wurden. Diese Zeremonien hatten einen Umfang erreicht, der ein intensives Studium und eine lebenslange Beschäftigung mit ihnen notwendig machte - was die Brahmanen sehr ernst nahmen, denn ein Brahmane, dessen Zauber nicht wirkte, konnte dabei unter Umständen das eigene Leben verlieren falls ihm nicht etwas einfiel, um sein Unvermögen zu rechtfertigen. Der Umgang mit den Göttern aber erhielt unter diesen Voraussetzungen etwas Mechanistisches. Wurde eine Zeremonie akkurat abgehalten, so war auch der Erfolg derselben garantiert. Die Götter lebten zwar in einer anderen Welt als die Sterblichen, aber die „Menschengötter“, die Brahmanen, hatten bei richtiger Zelebration des Rituals Anspruch auf ein „Gegenopfer“ in Gestalt der Wunscherfüllung das sie dann wiederum dem zuteil werden ließen, der das Opferritual bestellt und finanziert hatte. Sie waren also nicht nur „Kultfunktionäre“, sondern auch in Person Verteiler göttlicher Gaben und als solche beanspruchten sie nicht nur Verehrung für sich selbst, sondern zumindest ein erhebliches Mitspracherecht in allen Angelegenheiten des Gemeinwesens, wenn nicht gar ein Bestimmungsrecht. Dem widersetzten sich die Kshatriya, die zwar den Göttern die schuldige Ehrfurcht nicht verweigerten, dieselbe aber keinem Menschen zuwenden mochten, so unentbehrlich ihnen die Brahmanen auch geworden waren.

Eher schon wendeten sie den Asketen ihre Ehrfurcht zu und unterwarfen sich ihrer Meinung, wenn sie Anhaltspunkte dafür hatten, von ihnen gut beraten zu werden. Denn diese Asketen sprachen nicht von der Warte eines „Menschengottes“ aus mit ihnen, sondern als Menschen zu Menschen, als Ratgeber zu Ratsuchenden. Unerbetenen Rat gaben sie nicht. Allerdings pflegten sie auf Anforderung die Umstände und Vorzüge ihres Weges darzulegen, aber Mission auf Kosten Anderer betrieben sie nicht. Damit begann dann erst Siddharta und schuf sich unter den Asketen dadurch viele Gegner. Auch Suddhodana, der Vater Siddhartas, hatte einen solchen Ratgeber unter den Asketen, den Waldeinsiedler Asita. Diesen zitierte er nicht an seinen Wohnsitz, sondern ging, wenn es die Lage erforderte, zu ihm in den Wald. Das war in jenem Kulturkreis so üblich und besagte, dass der weltliche Regent die geistliche Sphäre als seiner Herrschaft nicht unterworfen ansah – auch wenn die sie repräsentierenden Personen rein rechtlich seine Untertanen waren. Hingegen sah er die Brahmanen in erster Linie als seine Untertanen an, eine Religiosenkaste, die in seinem Auftrag konkrete Aufgaben löste. Mit den menschlichen Befindlichkeiten des Regenten hatten diese Aufgaben nichts oder nur in Ausnahmefällen (Heirat, Geburt, Tod) zu tun. Ihre Aktivität betraf allein politische und wirtschaftliche Interessen.

Neben den Asketen und den Brahmanen gab es auch Glaubensrichtungen, die größere Menschengruppen um sich scharten. Die bedeutendste war die Richtung des Mahavira, die noch heute als Jainareligion in Indien existiert. Sie ähnelt in vieler Hinsicht der späteren Lehre des Buddha, unterscheidet sich aber auch charakteristisch von ihr, indem die Lehre des Siddharta jede Art von Zwanghaftigkeit verabscheut, die des Mahavira aber gerade der rigorosen oder zumindest strikten Askese einen hohen Wert einräumt. Es gab ferner die Philosophen, die auf Grundlage der Theologie eine spekulative Philosophie errichtet hatten, die auch vor noch selbst heute provokanten Fragestellungen nicht scheute. Dabei wurde das Lebensgefühl quasi unter der Hand abstrahiert – der Mensch war nicht mehr wie auch seine Götter Teil der Natur, sondern er war etwas von ihr Divergentes, ein Wesen, fähig, diesen Unterschied nicht nur zu erkennen, sondern auch, indem er die Täuschung der „Maya“ überwand, zu verifizieren. Die vedische Religion hatte ein Erlösungsbedürfnis der Menschen von ihrer Existenz nicht gekannt, vielmehr all ihre Existenzberechtigung daraus gewonnen, dass Menschen und Götter sich ein und dasselbe Dasein teilten und aufeinander angewiesen waren. Nun wurde das eine Dasein durch das andere entwertet und einzige Klammer blieb die in allem enthaltene Weltseele, das Brahman. Diese Weltseele war es, die auch den Menschen erfüllte und ihm eine unsterbliche Seele verlieh, die nach dem Tode aufgrund verschiedener nicht ganz klarer Kausalitäten wiedergeboren werden konnte. Der Gedanke der Reinkarnation ist kein Gedanke des Veda, sondern er entsteht erst mit der religiösen Spekulation der Upanishaden. Er war auch keineswegs als Hoffnung, sondern als Erklärung eines über dem Menschen waltenden Verhängnisses gemeint, das ihn von Geburt zu Geburt trieb und seine endliche Erlösung von der Welt behinderte. Die Reinkarnation hinderte den Menschen am Einswerden mit der Weltseele, die jede Reinkarnation zugleich bedingte und ausschloss. Sie hinderte ihn daran, der Täuschung Welt zu entkommen.

Ob diese Lehre antibrahmanisch war – eigentlich nicht, denn die Brahmanen galten als die Kaste, welche der Auflösung am nächsten gekommen war, also stützte die Lehre vom Brahman eigentlich die Selbstdefinition der Brahmanen als dem Göttlichen nahe Gruppe. Aber sie passte nicht zusammen mit dem von den Brahmanen praktizierten Opferritualismus, denn sie brauchte an und für sich gar keine Götter, wie die Brahmanen sie evozierten. Nur die Seele und das Brahman waren in dieser Lehre relevant. Man könnte sie also als einen Versuch ansehen, das mechanistische Religionsverständnis der Brahmanen zu reformieren – aber dieser Versuch schlug in zweifacher Weise fehl, denn die Brahmanen lebten viel zu gut von ihrer automatisierten Religionsausübung um ein Interesse an Reformen zu haben, die Nichtbrahmanen aber fassten die neue Lehre, die eher Philosophie als Religion war, als Kampfansage an die

Opferreligion eben der Brahmanen auf. Es gibt eine höchst amüsante Passage in den Upanishaden, in denen das Brahman ausgerechnet die Brahmanen und ihren Opferkult höchlichst verspottet indem es dieselben sich vergeblich abarbeiten lässt.

Aber auf der Upanishad und ihrer Brahman - Lehre fußte eine andere Philosophie, die zwischen 1000 und 600 vor unserer Zeitrechnung in Indien aufkam und Shankya – Lehre genannt wurde. Nach dieser war die Seele nicht ein Teil des Brahman, sondern eine gegen die anderen Seelen abgetrennte Monade, die aus unerklärlichen Gründen dann und wann eine Verbindung mit der Materie einging, aber keine substanzielle Berührung mit dieser hatte. Die Seele stand außerhalb allen Geschehens, so die Lehre, sie spiegelte es nur. Götter als dem Geschehen gebietende Mächte gab es nicht, da ihre Seelen ebenso dem Geschehen entrückt und ihm gegenüber einflusslos waren wie die der Menschen. Als einziger Weg blieb dem Menschen die Erlösung vom Dasein überhaupt, die Vernichtung der Seele. Vor der Vernichtung der Seele aber kam die Vernichtung des Körpers als ihres Kerkers. Denn die Taten des Menschen formten unerbittlich an seiner nächsten Existenz und so schien es besser wenn er gar nicht mehr tat. Wie das im Einzelnen zu geschehen hatte, darüber waren die Fachleute sich allerdings noch uneins. Aber aufgrund der neuen Lehre bekamen sie ja Erlösung von der Welt überhaupt noch anzubahnen.

Man darf sich das Spektrum nun aber nicht so vorstellen, dass diese Lehre die Menschen allgemein erfasst habe – neben den Bekennern des Shankya standen die Bekenner des Brahman mit ihrer eher relativierenden Sicht der Dinge, neben ihnen die Opfergläubigen alter Schule und viele Wander- und Waldasketen hatten ohnehin ihre eigenen spirituellen Erfahrungen und scherten sich um keine Lehre. Im Mittleren Land, der Region, in der Siddharta geboren wurde, waren alle diese Lehren bekannt und wurden diskutiert – diskutiert in eben den Gesellschaftskreisen, in die er hineingeboren wurde. Die Kshatriyas, Brahmanen und Vaishyas galten – und gelten noch heute – als „Zweimalgeborene“, die eine Kastenschnur tragen und die brahmanische Überlieferung studieren – demzufolge auch über sie nachdenken – durften und dürfen. Womit wir wieder dort waren, wo wir angefangen haben: beim Rückgrat der indischen Gesellschaft – bei den Kasten. Denn die Mehrheit der Bevölkerung hatte an dieser Auseinandersetzung gar keinen Anteil.

4.1.1. Buddha

Man sagt, er sei im Jahre 563 vor unserer Zeitrechnung geboren worden. Man sagt, er sei als Kshatriya geboren, als erster Sohn des Rajas der Shakya – Republik, Suddhodana. Der Name seiner Mutter, sagt man, sei Maya gewesen, der seiner Ziehmutter Prajapati. Maya wie Prajapati aber sind Namen mit symbolischem Gehalt. Maya ist die Täuschung der Welt - und tatsächlich stirbt Maya kurz nach der Geburt ihres Sohnes. Die Täuschung bringt, sagt die Ausdeutung der Symbolik, den Buddha zwar zur Welt, aber sobald er auf der Welt ist, muss sie sterben. Prajapati ist die vedische Gottheit des Lebens – das Leben ist es, das den Buddha erzieht, bis er zu seiner Bestimmung aufbricht, und als er dieselbe ergriffen hat, kommt das Leben zu ihm um seine Lehre zu ergreifen – Prajapati war es, die den Buddha zur Gründung des Nonnenordens veranlasste. Ich denke, dass so gut wie alle Namen der Familie des Buddha solchen symbolischen Charakter tragen und ihr im Nachhinein verliehen worden sind. Parallelen für ein solches Verfahren gibt es viele: so wurden dem ägyptischen Imhotep ein Vater namens Kamose und eine Gattin namens Ronpet Nofret postum verliehen. Wie sie wirklich hießen, ist in einem Falle nicht, im andern bekannt: seine Frau wurde ∂ntk'¿s geschrieben. Jesus schrieb man einen Zimmermann namens Joseph als Vater zu und eine Mutter namens Maria. Höchstwahrscheinlich war sein Vater kein Zimmermann und hieß auch seine Mutter anders, denn seine Geschichte wurde - wie die des Buddha – erst sehr viel später geschrieben. Aber auch die Namen der Eltern Mohammeds sind möglicherweise legendarisch, auf jeden Fall der seiner Mutter Amina. Denn die Kultur, der er entstammt, hält die Frau für der Erwähnung nicht wert und so verhält es sich auch mit der indischen Kultur, so auch, bis auf absolute Ausnahmen, mit der Kultur Israels. Vertrauen dürfen wir hingegen auf die Überlieferungen der ägyptischen Königslisten, auf die griechische Geschichtsschreibung, wenn sie die Hetäre des Perikles erwähnt und auf die Römer, die ihre Geschichte ja nicht ad maiorum deorum gloriam schrieben, sondern für die eigenen Archive und ein wissenshungriges Publikum. Indien ist anders – in einer Kultur, die keinen chronologischen Zeitbegriff kennt, sondern die Zeit nur als mathematische Größe akzeptiert, um damit Weltzeitalter abstrakt zu berechnen, kann man eine akkurate Geschichtsschreibung nicht erwarten.

Sei dem aber wie dem sei, an der Geschichtlichkeit des Siddharta Gautama gibt es wohl keinen Zweifel, denn seine Lehren, sofern sie uns überliefert wurden, lassen hinter aller Legende einen seiner Zeit gegenüber autarken, aber zugleich fest in ihren Vorstellungen verwurzelten Menschen erkennen. Das Leiden seiner Zeit ist auch Siddhartas Leid und diesem Leid setzt er seine Lehre von der Aufhebung des Leids durch die Aufhebung des Anhaftens an Absicht entgegen. Diese Aufhebung erfolgt nicht irgendwann in einem mehr oder weniger phantastischen Jenseits und durch die Hand irgendeiner Gottheit, sondern der Mensch selbst ist von allem Anfang an Schmied dieser Leidlosigkeit als seines

Glückes. Diese zu erlangen bedeutet nicht einmal, dass er erst einmal sterben müsse, sondern sie ist jederzeit verfügbar – wie zu jener Zeit in einer andern Kultur die Erkenntnis [184].

Siddharta begann seine spirituelle Karriere wahrscheinlich schon lange vor seiner „Ausfahrt“. In seiner Umgebung wurde mit Sicherheit über neue Lehren diskutiert, die im Mittleren Land im Schwange gingen, denn es waren Lehren für Gebildete und die Kshatriyas zählten sich dazu. So fern von aller Welt, wie es uns die Legende glauben macht, wurde er wohl nicht erzogen, denn seines Vaters Haus war keine „Burg“, sondern schon in der Anlage mit der Stadt und so mit der Welt verbunden. Immer stand die große Halle zur Straße hin offen.
Aber Siddharta wurde nicht zur Spiritualität erzogen, sondern sollte einmal ein guter Raja werden. So lernte er alles, was er dazu brauchte und saß wohl oft an der Seite seines Vaters in der Ratshalle. Auch dies ist nicht gerade ein Beleg für Weltabgeschlossenheit. Seine Mutter starb früh, aber seine Tante ließ es in der Erziehung des kleinen Prinzen an nichts fehlen. Auch der Vater sorgte für eine gute Erziehung und für eine gute Frau, denn mit sechzehn Jahren heiratete Siddharta seine gleichaltrige Kusine Yasodhara, mit der er in dreizehn Jahren Ehe etliche Töchter, aber erst nach dreizehn Jahren einen Sohn, Rahula, hatte. Sobald dieser Sohn geboren war, und es klar war, dass er am Leben bleiben werde, verließ Siddharta Kapilavasthu und ging in die Einsamkeit, wohin es ihn seit langem zog.
Zunächst tat er, was alle taten. Er konsultierte mehrere Lehrer und widmete sich der strengsten Askese, um zu eigenen Antworten auf das Warum des Leidens zu gelangen, denn die gegebenen befriedigten den scharfsinnigen Denker nicht. Aber auch durch die Überwindung des Denkens, ja der Menschlichkeit der Existenz, gelangte Siddharta zu keiner eigenständigen Antwort auf seine Frage: was ist das Leid, warum ist das Leid und wie wird es überwunden. Da tat er etwas in Wahrheit Revolutionäres: er gab den vorgezeichneten Weg auf – er gab die Askese auf und beschied sich mit dem ausgeglicheneren Leben eines wandernden Frommen, eines Samana. Alles, was er aus seiner Asketenzeit beibehielt, waren die Fertigkeiten der Versenkung, die er seiner Lebensweise anpasste. Denn der „mittlere Weg“, den er nun verfolgte, gestattete ihm regelmäßige Nahrungsaufnahme, die er allerdings erbetteln musste, ein einfaches, aber menschlich annehmbares Nachtlager, ausreichende körperliche Hygiene und einfache, aber unanstößige Kleidung. Da in der indischen Kultur das Almosengeben zu jenen Taten gehört, die gutes Karma erwerben, wird es ihm nur selten an Nahrung gemangelt haben und für die Nacht war er zumindest in den heißen Monaten auf keinen Fremden ange-

[184] Damit ist natürlich Ägypten gemeint, in dessen Tempeln sie zu dieser Zeit gerade wieder neue Impulse erfuhr.

wiesen – aber er musste auch keine Hilfe ablehnen. So in seinen körperlichen Grundbedürfnissen befriedigt, konnte er sich seinen geistigen zuwenden ohne dass sie sein Bemühen stets gestört oder gar seine Aufnahmefähigkeit beeinträchtigt hätten.

Er frequentierte mehrere Schulen, aber seine Neugier war bald gestillt, denn sie predigten und übten, was er selbst für sich längst abgelegt: die durch Askese oder gar Selbsttortur erlangte Trance, in der dem Individuum fiebrige Einsichten zuteil werden, die er nach der Rückkehr ins normale Leben sofort wieder wie Fieberträume verliert. Das suchte er nicht, er suchte etwas, das bleibt, das ein Leben dauerhaft verändert, etwas, das dem Verstand begreifbar gemacht werden kann – gab es das Leben, musste es auch ein Heilmittel vom Leben geben, sagte er sich, denn nichts ist ohne sein Gegenteil: gab es ein ewiges Leid, so musste es auch ein ewiges Nicht – Leid geben. Dieses Nicht – Leid, so dachte er, kann aber nicht durch Leid errungen werden – was auch immer es ist, es funktioniert nicht nach der Devise, dass im Auge des Wirbelsturms Ruhe sei – und zumindest war diese Ruhe alles andere als beständig, es sei denn, man ziehe stets mit dem Auge des Sturms weiter, was kein Mensch zuwege bringt. Am Leid und im Leid zu sterben, kann das Leid nicht beseitigen, dachte er, denn sonst gäbe es schon kein Leid mehr. Aber im anderen Extrem, dachte er, gibt es auch keine Lösung, denn die Glücksberauschtheit deckt das Leid des Lebens – Alter, Krankheit, Tod – nur zu, es beseitigt es nicht. Und war nicht noch viel mehr leidvoll als nur Alter, Krankheit und Tod? Begehrtes nicht erlangen - Unwillkommenes dulden – von Geliebtem fern sein – mit Ungeliebtem vereint sein – das war doch auch leidvoll. Das Leid erschien doch nicht nur an den Zentralpunkten des Lebens, es schwamm doch mitten im Alltag, jede Absicht erzeugte, auch die nicht ausgeführte, Leiden – und dem Rad der Wiedergeburt war es gleich, ob der Bewegung im Geiste auch eine der Hand folgte – es drehte sich beim leisesten Wind und war längst eine Speiche weiter, wenn der die Absicht Hegende von ihr abstand. Der karmische Effekt kam vor der Tat.[185] Also, schloss er, war die Absicht des Tuns das Entscheidende, nicht das Tun der Tat. Wenn die Menschen es fertig brächten, ihre negativen Absichten zu lassen, wären sie auch frei von negativem Karma und könnten dem Rad der Wiedergeburt und dem Leiden an der Welt und in der Welt entrinnen.

Es ist kein Wunder, dass die Welt nach Siddharta und auch er selber von dem, was folgte, als dem Augenblick der Erleuchtung und des Eintrittes in die Nicht – Welt, das Nirvana, redet. Denn die Existenzform, welche Siddharta entdeckte, machte ihn in der Tat zum „Buddha“ zum „Erleuchteten“, „Erwachten“. Er entdeckte die Wirklichkeit außerhalb der Materie, er drang bis zum Kern des

[185] Damit hat der Buddha einen Umstand beschrieben, der erst in unseren Tagen wieder entdeckt wurde. Nämlich die zur Tat notwendigen Hirnregionen sind aktiv lange ehe die Tat auch ausgeführt wird.

Existenten vor, in dem es zwar alles gibt, aber keine Bewegung, kein Entstehen noch Vergehen, ja nicht einmal ein individuelles Sein. Aller Bewegungsdrang, alle „Gier“ verlöschen in der Tat wie eine Kerzenflamme, wenn das Bewusstsein diese Region seines Selbst berührt, und ein unendlicher Friede erfüllt die Seele, wenn es sich mit diesem Kern alles Seins eins fühlt. Dieser Kern kann in all seiner Fülle – und so kennt ihn die Erkenntnislehre - nur negativ beschrieben werden, denn er ist in seiner antizipierenden Vollkommenheit das Fehlen von aller Dynamik, die zur Unvollkommenheit führt. Daher ist die Lehre des Siddharta Gautama, der sich von da an der „Tathagata“ nennen ließ, der „so Gekommene“, der Erkenntnislehre zutiefst verwandt. Die beiden großen Lehren sind Geschwister im Geist – jedenfalls soweit sie vom Buddha – so nannten ihn die Anderen – selbst gelehrt worden ist. Er sah, wie aus dieser Ursprünglichkeit und Vollkommenheit des Beginns die Optionen auf Wesenheiten entstehen, wie sie von der Dynamik des Seins – der tiefsten Täuschung der Wirklichkeit, wie ihm schien – erfasst und herumgewirbelt werden, wie aus dieser Dynamik irgendwann ein Bewusstsein entsteht, das sich selbst sucht und sich in der Materie zu finden glaubt – hingegeben einer noch größeren Täuschung über eine Konsistenz, die Orientierung erlaubt.
So gingen auf weite Strecken die Erkenntnislehre und der Buddhismus, einander nur durch recht inkompetente Vermittler bekannt, ähnliche Wege. Es ist aber ausgeschlossen, dass der Buddha die europäischen Versuche gekannt hat, denn zu seiner Zeit existierte die klassische Gnosis noch nicht, für die ägyptische Erkenntnislehre aber begann nach einer kurzen Epoche der Wiederbelebung eine Phase schwerer Agonie und erst mehr als hundert Jahre nach Gautamas Tode sollten sich in den Spuren Alexanders des Großen Griechen und Inder begegnen, um in den jeweils eigenen Existenzphilosophien Spuren des Anderen zu entdecken und zu verfolgen.

Der Buddha war zuerst entschlossen, seiner Erkenntnis folgend, sein Leben sofort zu beenden und so wie er war ins Entdeckte einzugehen. Aber er folgerte konsequent, dass solch ein gewaltsames Ende wiederum Leiden und also eine neue Wiedergeburt bewirken werde. Also beschied er sich mit dem, was ihm zuteil geworden und teilte es seinerseits an andere Menschen aus. Er ging selbst den Weg, den er den anderen als Weg aus dem Verhängnis vorschlug: absichtslos, dem Leben hingegeben ohne Gier, ohne „Durst“ nach den Wechselfällen des Lebens, wie ein Blatt trieb er fortan im Strom, nichts begehrend, aber auch nichts ablehnend, was reinen Herzens gegeben wurde. Aber er dankte nicht mehr. Zudem spürte seine eigene Reinheit, wann etwas nicht aus reinem Herzen kam. Es spürte, wann eine Absicht nur die Oberfläche des unendlichen Ozeans kräuselte, den wir das Leben nennen, und wann es tiefer, in die Urgründe dessen ging, was das Entstehen neuen Karmas fördert. Nicht alles, stellte er fest, dessen, was getan wird, wird auch wirklich getan, sondern

in Vielem folgt der Mensch nur dem Strom in dem er schwimmt. Der Mensch ist kein Ich, folgerte er daraus, sondern nur eine Zusammenballung von reaktiven Bewegungen ohne eigentliche Selbstidentifikation. Die Feststellung: das bin ich, das will ich – ist Täuschung. Zum Beispiel sind das Nahrung und Kleidung, Kommunikation mit seinesgleichen. Gautama predigte kein Asketentum, auch keine Verpflichtung zur Einsamkeit, sondern alles, was dem menschlichen Dasein widerstrebt, was es zwanghaft belastet, widerstrebte auch ihm. Aber er sah auch, dass nicht alle Menschen das ergreifen konnten, was er ergriffen hatte – und so beschränkte er sich darauf, die zu suchen oder besser, sich von denen finden zu lassen, die auf ihrem Wege an seinem angekommen waren und ihn kreuzten.

Binnen kurzem hatte er eine ansehnliche Schülerschaft versammelt, die zum Teil aus denen bestand, bei denen er zuvor gelernt. Aber dabei blieb es nicht – auch Weltleute erkannten das Neue an der Lehre und versuchten, ihr abzugewinnen, was sie als Weltleute ihr abgewinnen konnten. Da sie in Pflichten gebunden waren, konnte dies nach des Buddha Meinung zwar nicht das Wesentliche sein, aber doch ein Weg dorthin. Zur wesentlichen Beförderung dieses Weges rechnete der Buddha die Unterstützung Jener, welche ihre ganze Existenz dem „Nirvana“ gewidmet hatten: der Mönche oder Samanas. Damit kam er nicht nur, aber auch in seiner eigenen Kaste, gut an: Selbst Könige interessierten sich für die Lehre ihres Kastengenossen und deren ethischen Konsequenzen und förderten das Werk des Buddha, indem sie ihm Klosterplätze zur Verfügung stellten, seinem Orden ärztliche Versorgung zukommen ließen, ihn anerkannten und von Steuern und Abgaben freistellten. Allerdings musste der Buddha dafür auch die Regeln für die Aufnahme in seine Gemeinschaft bedeutend verschärfen – denn viele Menschen gedachten, den rechtsfreien Raum des Ordens als Freistatt zu nutzen. Auch Rivalitäten innerhalb des Ordens entging seine Lehre nicht – aber die Einheit des Strebens überwog gelegentlichen, wenn auch erbitterten Streit. Sogar eine Spaltung trat bereits zu Lebzeiten des „Tathagata“ ein und es gab Angriffe auf den Orden von seiten jener Zurückbleibenden, die durch den Beitritt ihres bisherigen Ernährers sozial in eine Krise gerieten. Aber um dergleichen kümmerte sich der Buddha nicht, denn das soziale Gefüge und seine Anforderungen waren ja ein Bestandteil des zur Wiedergeburt führenden Durstes und Leidens.

Als der Buddha vierzig Jahre nach seiner Erkenntnis wahrscheinlich an einer Lebensmittelvergiftung starb (er war damals in den Achtzigern), hinterließ er eine große mönchische Schülergemeinde und ein weit verzweigtes Netz von Laienanhängern. Aber er hinterließ auch die Ansätze zu weiterer Spaltung – und des Streites innerhalb einer Lehre, der er mit voller Absicht keinen Leiter als Nachfolger bestellte. Die Lehre allein sollte Leiter der Gemeinde sein und

ich denke, das ist auch die richtige Entscheidung gewesen. Aber kaum dass er die Augen geschlossen hatte, begann der große Streit um das Verständnis seiner Lehre. Dass dieser Streit wie heftig er auch ausgetragen wurde, niemals zum Flächenbrand wurde, beweist meines Erachtens wie zutreffend der Buddha die Gegebenheiten erkannt und, was noch mehr zählt, wie kompetent er seine Schüler darin unterwiesen hatte.

4.1.2. Die ersten Spaltungen

Die Lehre des Buddha ist eine Lehre für das Individuum und sein individuelles Heil. Die Gemeinschaft entsteht unter Buddhisten alter Schule nicht durch gemeinsame Unterordnung unter ein anerkanntes Dogma, sondern aus der Gemeinsamkeit des Suchens heraus, das nach bestimmten, von allen aus jeweils eigener Erfahrung anerkannten Grundsätzen verläuft. Dabei ist ein Wettstreit der Wege nicht auszuschließen. So entstanden die ersten Spaltungen – bis auf die des Devadatta, der bereits zu des Buddha Lebzeiten eine asketisch verschärfte Oboedienz [186] verlangte, und in seinem Wettstreit mit dem Buddha dabei auch auf unfaire Methoden zurückgriff [187], entstanden sie im diskursiven Bemühen um die beste Ausdeutung und das beste Verständnis der Lehre. So haben sich die verschiedenen Schulen des Buddhismus auch nie befehdet – sie haben einander eben so weit es anging, gemieden. Und sie haben immer wieder versucht, auf Konzilen zur einen Lehre zurück zu kehren.

Das erste Konzil diente hingegen der Sammlung der Lehre überhaupt, denn wie alle alten Philosophen hatte der Buddha Schriftliches nicht hinterlassen. Es war in Indien nicht üblich, umfangreichere Texte zu verfassen – selbst die Offenbarungsschriften der Brahmanen, die Veden, wurden mündlich tradiert und erst im neunzehnten Jahrhundert von den Engländern kodifiziert. Ein deutschstämmiger Brite brachte die erste Ausgabe des Veda heraus. Auch die großen Epen und Dichtungen des Hinduismus waren keine Schriftwerke, sondern Rezitationen, die von Rezitatoren gelernt und bewahrt wurden. Der Buddhismus verfuhr hierin aber anders, indem er seine Lehre sehr früh, jeweils nach Gruppen – Körben (p. Pittaka) – geteilt, schriftlich fixierte. Das hat nur zum Teil mit der Furcht zu tun, etwas zu vergessen – es hat auch etwas mit der demokratischen Grundstruktur der Lehre zu tun – es sollte kein Herrschaftswissen geben, keine Kaste von dadurch Privilegierten sollte sich herausbilden können, sondern jeder, der seine eigenen Sprache zu schreiben wusste, sollte Zugang zum Wissen und zur Lehre des Buddha finden können. Diese Fertigkeit aber wurde durch die Mönche gelehrt. Das bedingte wiederum, dass die Klöster eine große Rolle bei der Bildung breiter Schichten zu spielen begannen, eine

[186] Was die Lehre des Buddha nun aber vollständig verkennt…

[187] Immerhin gelang es ihm auf diese Weise, in die Geschichtsbücher zu kommen.

Entwicklung, die sicher nicht jedem gefiel, gegen die aber vorderhand niemand etwas ausrichten konnte, denn die Bewegung wurde von allerhöchster Stelle gefördert und geschützt. Die Bhikkus in ihren orangefarbenen Roben waren vor jedem gewaltsamen Zugriff Missgestimmter kraft Gesetz geschützt.

Nicht kraft Gesetz geschützt war die Lehre, und schon bald spaltete sich vom authentischen Buddhismus der „vier edlen Wahrheiten“ und des „achtfachen Pfades“ eine Meinungsvariante ab, die zwar auch das eigene Wohl der Seele, aber nicht mehr auf dem stillen Pfad der singulären Befreiung vom Dasein suchte, sondern das eigene Erleben anderen Menschen gewidmet sehen wollte. Der Buddha, so die Lesart, hatte für sich selbst das Heil – das Verlöschen der Individualität – gesucht und gefunden, damit die Menschen ein Vorbild hätten und eine Garantie, dass es wahr sei. Nun aber könne jeder, der es ihm gleich tue – und das waren schon zu seinen Lebzeiten Etliche –aus freiem Willen[188](!) auf das Verlöschen verzichten und vielmehr das, was ihm zugekommen wäre, allen Menschen zukommen lassen. Buddhismus in seiner ursprünglichen Intention ist das zwar nicht mehr und darum trennten sich auch die Bekenner der alten Lehre als „Theravada“ – Alter Weg von dieser Lehre, aber es war just diese Lehre, die als Buddhismus schlechthin auszog, die Welt zu erobern: die Lehre von den sich für das Wohl der Menschen aufopfernden Boddhisattvas. Übrigens: von einer Vergöttlichung des Buddha, wie sie dann im gesamten ostasiatischen Raum um sich griff, war zu dieser Zeit noch weithin nicht die Rede.

4.2. Die Mission

4.2.1. Indien und Sri Lanka

„Gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker“ dieses Bibelwort könnte auch über dem Auftrag des Buddha stehen, der seinen Schülern die Wanderpredigt zur Pflicht gemacht hatte. Nur die Regenzeit durften sie in Hütten oder bald in festen Klöstern verbringen. Diese Klöster kannten keine Tempel, denn im Buddhismus gab es keinen Gott. Im Gegenteil, er lehrte die Vergänglichkeit von allem, auch die der Götter. Daher waren sie keiner Verehrung würdig. Sie

[188] So etwas wie einen freien Willen kennt der Buddhismus eigentlich gar nicht, denn der Mensch ist nur einen Anhäufung von Dhammas die sich entsprechend einer bestimmten karmischen Struktur zusammenfinden und er folgt willenlos nur den Maßgaben dieser Dhammas – das zu erkennen bedeutet aber auch die Erlösung des Willens, der ebenfalls als Leid verursachende Täuschung erkannt wird.

waren, diese Klöster, reine Wohnanlagen für eine Gemeinschaft, deren Bedürfnis nach Komfort zwar nicht sehr ausgeprägt war, die aber dennoch ein anständiges Nachtlager, saubere Kleidung und einen sauberen Körper als notwendige Bestandteile einer geordneten Erscheinung betrachteten. Küchen besaßen diese Klöster ebenfalls nicht. Für ihre Nahrung mussten die Insassen selbst aufkommen, indem sie diese erbettelten oder auch erbaten. Als Belohnung für Dienstleistungen hingegen durfte Nahrung nicht angenommen werden. Die Mönche sollten möglichst keine Dienstleistungen erbringen, da dies wiederum Anhaftung bedeutete. Sie sollten wie Wasser durch das Leben der Menschen fließen, stets gegenwärtig, aber niemals irgend etwas begehrend oder verwehrend. Anderseits waren die Vorschriften darüber, was gegessen werden durfte, sehr weitherzig: es durfte nämlich alles gegessen werden, auch Fleisch, wenn sicher war, dass das Tier nicht um des Mönches willen getötet worden war. Es musste sogar alles gegessen werden, was der Mönch empfing, und zwar alles aus demselben Napf und alles vor Mittag. Selbst wenn die Mönche zum Essen eingeladen wurden – was öfter vorkam – hatten sie aus ihrem Almosentopf zu essen. Hunger aber sollten sie nicht leiden und so kam es dazu, dass die Almosen gesammelt und zu gleichen Teilen verteilt wurden. Immer öfter wurden auch regelmäßige Nahrungsmittellieferungen gespendet – was zur Folge hatte, dass sie zu Speisen verarbeitet werden mussten und nun quasi durch die Hintertür der Beruf des Kochs in die Gemeinschaft Einzug hielt, aber: das – nunmehr ordentliche - Essen war noch immer eigentlich ein Almosen, denn es kam nicht vom Ertrag der Arbeit. Die bestand nach wie vor allein aus dem Lehren – und das sollte auch bis in unsere Tage so bleiben. Einen buddhistischen Mönch, der wie ein Benediktiner seinen Acker baut, kann es nicht geben, ja auch kein Kloster mit Eigenwirtschaft. Denn alle Arbeit, alle Vorsorge, ist Anhaftung, Absicht, ist Leiden. Am Besten ist es, der Mönch baut auch sein Kloster nicht selber, sondern findet es bereits in einem brauchbaren Zustand vor. Aber er darf es sich bauen, um dem Leiden zu entgehen, welches ungünstige Witterungsumstände ihm ansonsten bereiten würden – eine gewissen Voraussicht auf ungünstige Entwicklungen ist also, sofern diese absehbar sind, gestattet.

Ist aber die Regenzeit vorüber, und der Winter verflogen, der dem Übernachten im Freien so ungünstig ist, kommt die Zeit des Umherziehens und Verkündigens. Dabei hat der Mönch das Leben zu nehmen wie es kommt – und sich nicht einzumischen. Ungebeten darf er nicht Rat erteilen, ungefragt keine Antwort geben – sein stilles Stehen, sein stummes Ausstrahlen allein soll Menschen anrühren. Der Mönch soll sich seinen Mitmenschen nicht als Person aufdrängen, schon gar nicht als Missionar, sondern die Lehre selbst soll, durch die – scheinbare – Person des Mönches strahlend wie ein Licht durch eine Lampe, die Menschen veranlassen, nach dem Ursprung dieses Lichts zu fragen. Der

Mönch darf diesem Wirken durch nichts nachzuhelfen suchen, denn das wäre wiederum eine Absicht, und zwar nicht unbedingt eine positive, geht sie doch auf die Profilierung eben jenes Selbst aus, das man durch ständige Hintanstellung vernichten will. Wer dieses Licht nicht ausstrahlt, der muss sich fragen, was an ihm das verhindert hat. Wird er aber gefragt, so soll er nach bestem Wissen und Gewissen Antwort geben und nicht danach trachten, dem Frager zu gefallen. Er soll ihn aber auch nicht gegen sich aufbringen, denn das würde beider Karma schaden. Was du nicht weißt, das versuche auch nicht, zu sagen, mahnt die Lehre, die stets auch Lebensweisheit ist. Ehe du irrst, schweige in Freundlichkeit und Mitgefühl. Auch das hilft bereits.

Diese und andere Regeln[189] bewirkten, dass aus den anfängliche gefürchteten „Witwenmachern“ und „Söhnedieben“ in gar nicht langer Zeit geachtete Mitglieder der Gesellschaft wurden, denen auch Brahmanen ihren Respekt, wenn auch zähneknirschend, nicht verweigerten. Der Bhikku gehörte fortan zum Erscheinungsbild indischer Siedlungen in den Königreichen und Republiken des Mittleren Landes im Nordosten des Subkontinents.

Neben der Mönchsgemeinde, den eigentlichen Buddhisten, erwuchs schon seit den Tagen des Buddha eine zahlenmäßig starke Laiengemeinde von Sympathisanten. Sie verbesserten ihr Karma indem sie die Mönche – und mittlerweile auch Nonnen – unterstützten. Diese gaben ihnen, sofern sie der neuen Richtung des Mahavada, des Großen Weges, angehörten, guten Rat in allen Dingen, denn sie waren nicht nur um das eigene Heil, sondern vor allem um das Heil der ihnen sich anvertrauenden Laien besorgt.

Für die Laien galten nur wenige Regeln: nicht zu verletzen, mäßig in allem zu sein, berauschende Mittel in jeder Form zu meiden[190] und mit allem Lebenden freundlich und achtsam umzugehen. Von rituellen Verrichtungen war zu dieser Zeit noch nichts bekannt. Aber die Mönche wandten sich auch nicht gegen die Praxis althergebrachter Riten, da sie gegen gar nichts zu Felde ziehen durften, und so widmeten die Laienanhänger das Gewohnte dem Neuen, es entstanden buddhistische Pujas und es wurden jene Götter wiederum einbezogen, deren Existenz der Buddha nicht geleugnet, deren Relevanz für die Erkenntnis und Erlösung er allerdings – folgerichtig – bestritten hatte. Die Mönche, die man zur Zelebration solcher Pujas bat, weigerten sich nicht, weil sie in denselben einen Weg erkannten, auch philosophisch ungebildeten Laien die

---

[189] Der Buddha verbot verkrachten Existenzen, desertierten Soldaten und chronisch Kranken den Eintritt in den Orden.

[190] Was in Indien mit seinem guten Vorrat an allerhand Latwergen gar nicht so leicht zu machen ist.

Lehren des Buddha nahe zu bringen. Sie lasen ihnen, statt aus den Veden und den Puranas, aus den Reden des Buddha, den Sutren, vor und zelebrierten dazu irgendein Ritual von dem sie annahmen, dass es den Sinn der Erlösung nicht geradezu in sein Gegenteil verkehren würde, weil es nicht der Wunscherfüllung, sondern allein der Einkehr und Besinnung diente. Die Laien sahen es, waren´s zufrieden und machten es nach, denn die Mönche hatten auf die Zelebration von Ritualen ja kein Monopol. Seit alters fiel dieses Recht vielmehr dem Hausvater zu. Die Zweimalgeborenen – Brahmanen, Kshatriya und Vaishya, zelebrierten ihre Pujas denn auch selbst, während die Shudra einen Brahmanen beauftragen und bezahlen mussten [191]. Da aber die alten Götter ihnen nicht passend erschienen, wandten die buddhistischen Laien ihre Verehrung dem Buddha zu und die Mönche, die in einer solchen Verehrung nichts Verderbliches erblicken konnten, stimmten ihnen zu und übernahmen Formen dieser Verehrung in ihr eigenes Leben. Für sie wurde der Buddha damit, anders als für die Laien, aber nicht zu einem gottähnlichen Wesen, sondern er blieb der verehrte menschliche Lehrer, dessen man gern gedenken, den man aber nicht um Hilfe bitten konnte, da es ihn als Wesen nicht mehr gab. Den Laien indes war dieser Unterschied nicht klar zu machen. Und so willfahrten die Mönche auch ihrem Ansinnen, den Buddha als Adressaten von Bitten und Opfern anzuerkennen – für die Laien, nicht für sich selber. In dieser Zeit kamen, etwa ein Jahrhundert nach Buddhas Tod, die ersten Bildnisse des großen Lehrers auf und erhielten die Stupas, einst reine Erinnerungsmale, mehr und mehr den Charakter von Heiligtümern. Sie wurden umzäunt und mit Darstellungen aus dem Leben des Buddha verziert, auch mit Darstellungen des Lehrers selbst in verschiedenen symbolischen Posituren. Zum Buddha gesellten sich nach und nach die Boddhisattvas, Avalokiteschwara, Tara, Maitreya und wie sie alle hießen. Sie wurden nicht als Götter gedacht, denn zu den indischen Göttern hatten buddhistische Laien ein durchaus gespaltenes Verhältnis, son-

[191] Die buddhistischen Mönche aber zelebrierten Pujas unentgeltlich. Das führte in der Folge zur erbitterten Feindschaft mit den Brahmanen, denen die Mönche ja das Haupteinkommen wegnahmen und diese Feindschaft führte dann wieder dazu, dass der Buddhismus von den Brahmanen in Indien bei erster sich bietender Gelegenheit regelrecht ausgerottet wurde. Heute gibt es in Indien so gut wie keine Buddhisten mehr, und die sich zu dieser Lehre bekennen, sind zumeist nicht Inder, sondern tibetische Immigranten und im Land lebende Europäer. In den Randstaaten Indiens ist das aber anders. In Sri Lanka stellen Buddhisten die Mehrheit der Bevölkerung, desgleichen in Bhutan, und die Nepalesen sind zu großen Teilen ebenfalls Buddhisten – allerdings Bekenner einer weit späteren Variante desselben.

dern als hilfreiche Wesen, die im Auftrag des verewigten, unnahbaren Buddha, die Menschen weiterhin betreuten.

Dieser neue Kult, der indes noch immer keine Priester kannte und in Indien auch nie welche haben sollte, denn die Mönche waren das nicht und wollten das nicht sein, genoss öffentliche Förderung von mehreren Königen des Mittleren Landes und auch bald über dasselbe hinaus.
In der letzten Hälfte des letzten Jahrtausends vor unserer Zeitrechnung war der Buddhismus die herrschende Ideologie Indiens[192]. Allerdings tendierte dieser Buddhismus des Ashoka bereits bedenklich in Richtung einer Religion, was zu seinem Untergang in Indien wesentlich beitragen sollte. Andererseits war es gerade das Religiöse, also eigentlich Sekundäre an ihm, das ihm den Weg durch ganz Asien freimachen sollte[193]. Denn die individuelle Annäherung des Menschen an das Numinose hatte in der Gestalt des Buddhismus etwas Befreiendes statt wie in der Gestalt des Brahmanismus etwas Bedrückendes.
Zu Beginn unserer Zeitrechnung wurde der Buddhismus unter Ashokas Nachfolgern, die sich zum Brahmanismus zurückwandten oder gar aus ihm stammten, völlig ausgerottet. Mahavada wie Theravada wurden unterschiedslos ausgelöscht. Erbe des Buddhismus war der Hinduismus, der seinerseits den Brahmanismus beerbte.

Auf Sri Lanka, das von den Verfolgern nicht erreicht werden konnte – der Brahmanismus und in seinem Gefolge der Hinduismus ächten die Seefahrt, was in diesem Falle ein Glück genannt werden kann – existierte der Buddhismus weiter und war Staatsideologie. Er existierte dort als Theravada weiter, sodass beinahe alle Dokumente des frühen Buddhismus, darunter alle wahrscheinlich authentisch auf Siddharta Gautama zurückgehenden durch die Mönche Sri Lankas bewahrt worden sind. Aber auch der Theravada Sri Lankas war nicht deckungsgleich mit der ursprünglichen Ideologie des Saṅgha, der Mönchsgemeinde. Auch er erkannte die Berechtigung von Verehrungsstätten und Zeremonien an, die auch den Zweck der Wunscherfüllung hatten, also das

---

[192] Das geschah vornehmlich im Gefolge der Eroberungen Ashokas – er unternahm diese allerdings zu einem Zeitpunkt, an dem er dem Buddhismus noch fremd gegenüberstand. Erst im Verlauf seiner Eroberungszüge wurde er irgendwann zum Buddhisten, stellte dieselben ein, wodurch die brahmanische Religion im Tscholareich erhalten blieb, und förderte in seinem Bereich den Buddhismus, sorgte auch für dessen missionarische Verbreitung über die Grenzen Indiens hinaus.

[193] Als Ideologie war er für die Brahmanen keine Konkurrenz – als Opferkult, was damals gleichbedeutend mit Religion war, aber sehr. Die buddhistische Religion war nämlich um vieles individueller als die brahmanische – immerhin war der Buddha einst Mensch gewesen und den Menschen daher so nahe wie Jesus den Christen.

ganze Gegenteil dessen waren, was die Lehre des Buddha beabsichtigte. Die Existenz der Boddhisattvas war in dieser Version des Theravada ebenso gegenwärtig wie im Mahavada oder auch Mahayana. Sie war nur nicht, wie im Mahayana, sozusagen „nach oben offen“, sondern beschränkte sich auf einige Symbolfiguren, die eher Allegorien als reale Wesen waren. Eigentlich verehrte man in den Boddhisattvas Eigenschaften des Buddha, die er den Menschen in seiner Barmherzigkeit gelassen hatte, als er selbst, frei von allen Eigenschaften, ins Nirvana einging. Denn der Mensch braucht nun einmal, so die Lesart des Theravada, etwas woran er sich halten kann, auch wenn ihn das dorthin führt, dass er sich von jedem Halt löst. Eigenständige Existenz kam den Boddhisattvas nicht zu, sie waren nur sozusagen das Vermächtnis des Buddha an die Menschen.

In dieser Form überlebte der Buddhismus die wechselnden Reiche Sri Lankas, überlebte die Abhängigkeit der Insel von den Briten, wurde zur konstituierenden Kraft in der Gesellschaft als die er sich heute allerorten präsentiert. Dabei entdeckt der - westliche – Beobachter auch Etliches, das ihm kritikwürdig scheint. So wird auf Sri Lanka für Tiere weitaus besser gesorgt als für die Menschen. Wenn man die Dinge aber von der Warte des Buddhismus aus betrachtet, wird klar, warum das so ist. Denn der Mensch kann sein Karma selbst verbessern und geht es ihm aufgrund seiner Tatabsichten schlecht, so ist er selbst dafür verantwortlich und kann es, so er die entsprechende Einsicht hat, auch ändern. Ein Tier aber ist auf Gedeih und Verderb von den Tatabsichten der Menschen abhängig und kann daran nichts ändern. Das im Tier existente Wesen kann vielmehr sein Karma nur dann verbessern, wenn ihm auch Gelegenheit dazu gegeben wird, wenn es also gut behandelt wird. so dass die Perspektive Mensch ihm erstrebenswert erscheint. Dem Menschen hilft der Buddha durch die Boddhisattvas, sein Karma zu verbessern – für das Tier ist der Mensch der Boddhisattva.

Das erklärt auch hinreichend, warum die Geschichte Sri Lankas, das übrigens auch im Hinduismus eine gewisse Rolle spielt, trotz der buddhistischen Verwurzelung keine friedliche Geschichte gewesen ist, sondern blutige Auseinandersetzungen kennt, aber solche auch bisher stets überwunden hat und eine andere Religion als der Buddhismus bis auf den heutigen Tag dort kaum hat Fuß fassen können. Der für sich selbst verantwortliche Mensch macht nun einmal Fehler – da er aber fähig ist, dieselben anhand der Lehren des Buddha als Fehler zu erkennen, ist er auch in der Lage, sie zu berichtigen, sollte das auch erst in der soundsovielten Reinkarnation geschehen. Die Lehre hat einen längeren Atem als das Menschenleben und nimmt den Menschen immer wieder in die Pflicht. Da sie ihm kein Paradies verheißt, sondern ihm die Erlösung aus seinem eigenen So-Sein heraus garantiert, gibt sie ihm auch stets einen realen

Ansporn, sich um diese eigene Person zu kümmern. Buddha hilft nicht, solange der Mensch sich selber helfen kann. Er verleiht nur, wie Jesus dem Christen, die Kraft und die Weisheit, dies zu erkennen. Buddha ebnet – nach der Lehre des Theravada – den Weg nicht, sondern er zeigt ihn dem, der inbrünstig danach verlangt. So ist der Buddha – bei aller Verehrung – im Theravada nie ein Gott geworden. Eher ist er ein Vorbild, ein Bild für die Fähigkeit des Menschen, Zeit und Raum in seinem eigenen Herzen zu besiegen – was ihn wiederum sehr in die Nähe der Erkenntnislehre rückt, aber wir wissen ja, dass diese beiden einander nicht kannten, sondern nur unabhängig voneinander etwas entdeckten, das für sich für beide als wahr erwies, das sie aber bei aller Ähnlichkeit doch unterschiedlich interpretierten.

4.2.2. Hinterindien und China

Fünfhundert Jahre nach dem Tode des Buddha war in Indien das „Rad der Lehre“ zum Stillstand gekommen. Stattdessen begann es sich nun jenseits des Himalaya zu drehen und sollte dort bis heutigen Tages nicht mehr zum Stillstand kommen. Die Mission indischer Mönche in China, Tibet und Hinterindien/ Malaiische Halbinsel – sollte zur Keimzelle dessen werden, was heute weithin als Buddhismus gilt.

Schon früh hatten chinesische Reisende das Land jenseits der Berge in Augenschein genommen, zumindest war bekannt, dass dort auch Leute wohnen. Nun aber kamen solche Leute zu ihnen – als Flüchtlinge, aber auch als bewusste Verkündiger einer Lehre, die den Chinesen nicht gar so fremd in den Ohren klang wie den indochinesischen Stämmen. Hatte nicht einer ihrer großen Lehrer, der Meister Lao ähnlich gelehrt? Sicher, die neuen Prediger lehrten keine neue Version dieser Lehre, kannten sie dieselbe doch gar nicht, aber was sie sagten, klang auf dem Hintergrund dieser Philosophie vom Tao eben gar nicht so fremd.

Selbstverständlich sind die Ziele von Tao und Buddhismus jeweils ganz andere: das Tao strebt nach Weltverständnis und Weltbeherrschung wobei Welt die gesamte Wirklichkeit des Lebens meint – der Buddhismus aber strebt nach dessen Überwindung und Beendigung, was dem Tao grundfremde Vorstellungen sind, denn seine Wirklichkeit ist in sichtbarer und unsichtbarer Weise, materiell wie spirituell, ewig und unendlich. Die chinesische Kultur insgesamt empfindet die Welt nicht als in erster Linie leidvoll, sondern alles Leid rührt aus mangelndem Verständnis dessen her, wie man sich in dieser Welt auf rechte Weise bewegt. Daher sind die Philosophien des alten China zum größten Teil Sitten- und Gesellschaftslehren. Über die kosmischen Verhältnisse zerbrachen die Chinesen sich nicht den Kopf, das war Sache der Astronomen und der aus dem Schamanismus stammenden Opferpriester.

Demzufolge war ihnen Einiges am Buddhismus ziemlich fremd – es begegnete ihnen allenfalls im Zusammenhang mit dem Tod, den sie als Tatsache des Lebens akzeptierten, den sie aber niemals in größeren Zusammenhängen betrachtet hatten. Der Mensch starb, weil er sterben musste, weil alles Lebende starb, und es kam darauf an, ob er in seinen gesellschaftlichen Bedingtheiten starb oder als – gottbehüte – von der Gesellschaft Ausgestoßener. Denn in diesem Falle wurde ihm die Ehre des Gedächtnisses, kraft deren allein seiner Seele eine Weiterexistenz als Ahne gewährleistet war, nicht zuteil und seine Seele verwehte im kosmischen Wind oder wurde gar als monströser Geist und Schrecken der Menschen.

Die buddhistischen Mönche versuchten gar nicht erst, gegen diese Ansichten zu kämpfen, obgleich sie ihnen mit Sicherheit zutiefst widerstrebten, sondern versuchten vielmehr, sich irgendwo in diese Vorstellungen einzuordnen. Das war nicht einfach: denn das chinesische Daseinsgefühl war nicht etwa lebenslustig, sondern auf´s Ganze gesehen eher frustriert. Der Mensch war nur insoweit von Belang, als er für das öffentliche Wohl Bedeutung besaß – der „kleine Mann“ besaß in den Augen der Gesellschaft gar keinen Wert. Allenfalls maß man ihm noch die Bedeutung einer Ameise zu, die in Gänze ja wohl doch notwendig ist, um den Waldboden gesund zu erhalten. Wenn es aber, um im Bilde zu bleiben, sich als nötig erwies, eine Straße durch den Wald zu legen, sorgte man sich nicht unbedingt um den Verbleib und das Wohlergehen solcher Ameisen [194].

Hier konnten die buddhistischen Mönche einhaken und hier hakten sie ein, erklärten den Menschen nicht ihren Eigenwert, sondern vielmehr, dass vor der Ewigkeit alle Menschen, Bedeutende und Bedeutungslose, gleich bedeutungslos waren. Sie lehrten, dass alles Dasein, wie stolz es auch prunkte und wie sehr es auch von anderen geehrt wurde, letztenendes dem gleichen Leid ausgeliefert war und dem gleichen Lauf der unentwegten Wiederkehr. Nun, das war etwas Neues, denn die chinesische Kultur kannte von sich aus keine Reinkarnation. Hier konnten die buddhistischen Mönche eine Erklärung für manche Unwägbarkeit anbieten, was ihre Popularität steigerte. Diese Erklärungen konnten einerseits Trost bieten, andererseits aber auch die Ungerechtigkeit der Welt zumindest schlüssig erklären. Dazu konnten sie Vorschläge für eine umfassende Ethik des Lebens machen, indem sie die Rolle der Boddhisattvas als Wohltäter nicht (wie man es bisher gewohnt) im Sinne der Staatswohlfahrt, sondern im Sinne der Wohlfahrt jedes Einzelnen betonten. Den gesellschaftlichen Sprengstoff, den solche Lehre enthalten konnte, entschärften sie durch strikten Verzicht auf Einmischung in weltliche Angelegenheiten, da diese das Karma eines Menschen schädigten. Auch der beste Mensch könne sich in welt-

[194] Zur Gesellschaftslehre der chinesischen Kultur ist ein Studium der Schriften des Konfuzius und seiner Schüler dringend angeraten.

lichen Angelegenheiten Unrechts nicht enthalten. Des Unrechts enthalten könne man sich nur in der Mönchs- oder auch der Nonnengemeinde. Aber als Laie könne man auf die Barmherzigkeit der Boddhisattvas vertrauen, die ja um der unerlösten Menschheit willen ihr eigenes Erlöschen hintangestellt und sich dem Heil Aller zugewandt hätten. Dass eine solche Ideologie einerseits natürlich nicht mehr Buddhismus im wahren Sinne, aber andererseits in einer eigentlich menschenverachtenden Kultur mehrheitsfähig ist, steht außer Frage.

So wurde der Buddhismus zur eigentlichen Volksreligion Chinas - neben der Staatsethik des Konfuzius und der egalisierenden Existenzphilosophie des Tao, die sich in Konkurrenz mit dem Buddhismus nun ihrerseits zu einer echten Religion mit Tempeln, Riten und Kultpersonal entwickelte[195]. Die „höheren Ränge“ der Gesellschaft gaben dem Buddhismus allenfalls in Fragen der Totenriten ein Mitspracherecht. Denn die Lehre vom erlösenden Karma erschien auch ihnen insofern lohnend, als sich damit ein Leben in Hochmut doch zuletzt – durch die Anrufung des Buddha – „karmisch aufpolieren“ ließ. Für ein genuines Verständnis der Lehre fehlte ihnen allerdings jeder Sinn – sie nahmen es pragmatisch, wie sie es von ihrer Staatsethik her gewohnt waren. Die Reinkarnationslehre wurde aber dennoch in China niemals recht heimisch – sie stand immer, und steht, in Konkurrenz zum sehr viel tiefer verwurzelten Ahnenkult. Auch die Botschaft des Buddhismus vom Aufhören allen Seins traf nicht den Nerv der chinesischen Kultur, die darin nichts Erstrebenswertes sehen konnte. Vielmehr sah sie ihre Perspektive im quasi unendlichen Existieren dieser Kultur kraft Existenz der Ahnen. Daher hat der Buddhismus, anders als zum Beispiel in Sri Lanka, aber auch in Tibet, Kambodja und Thailand, in China niemals tiefe Wurzeln getrieben. Vielmehr hat er sich in China zu jener Religion entwickelt, als die er dann in Japan aufgetreten ist.

In Korea, einem zuweilen selbständigen, aber auch dann stets von China abhängigen Königreich, hat der Buddhismus, der sich bereits in China schwer tat, kaum Erfolge errungen – der schamanistische Ahnenkult Koreas und seine am Alltag orientierte, letztenendes pragmatische Religionsausübung kamen aus einer letzthin positiven Weltsicht, die mit der Negativität des Buddhismus unvereinbar ist. Die fernöstliche Kultur ist eben eine von der südostasiatischen und südasiatischen grundverschiedene Angelegenheit. Zwar gilt auch in Korea der Einzelne für sich genommen nichts, dafür gilt er als Mitglied einer fest gefügten Gesellschaft alles und kann sich darauf verlassen, dass die Zelle der Gesellschaft, der er angehört, ihn so lange schützt und bewahrt, wie er selbst

[195] Dabei nahm der Taoismus viele Elemente aus dem bis dahin eher vernachlässigten altchinesischen Götterkult mit seinen schamanistischen Riten und Vorstellungen auf. Das führte dazu, dass der Taoist in der klassischen Literatur Chinas als der „Zauberpriester“ fungiert.

dieser Gesellschaft von Nutzen ist. Das kann auf sehr verschiedene Arten geschehen und bietet jedem Alter und jedem Geschlecht mindestens ein Betätigungsfeld. Wer absolut nicht mehr von Nutzen ist, nimmt von der Gesellschaft zeremoniös Abschied und wartet auf den Tod – wenn er diesem nicht nachhilft, so er noch kann, oder sich beim Sterben helfen lässt. Solche Sterbehilfe gilt in Korea nicht als Vergehen. Der Westeuropäer mag in dieser Kultur etwas Brutales sehen; aber er sollte sich vorsehen – auch in der westeuropäischen Kultur sind viele dieser Elemente keineswegs an der Wurzel vernichtet. Andernfalls ist die immer wieder aufflammende Diskussion um die Sterbehilfe, aber auch die arrogante Diskussion um das kommunale Gesundheitswesen und das Schicksal von Armen in der Gesellschaft nicht zu begreifen. Auch der Umstand, dass der Einzelne in dieser Gesellschaft zwar die volle Freiheit der Meinung hat, das aber in vollkommener Irrelevanz derselben für alle öffentlichen Angelegenheiten, spricht dafür, dass die westliche Welt einen dem fernöstlichen durchaus ähnlichen kulturellen Nährboden hat. Auch hier gilt der Einzelne als solcher nichts. Nur wagt man hier nicht mehr, das auch zu sagen – ein durchaus zwiespältiger Erfolg der Aufklärung, wenn er die Symptome verschleiert, die Sache selbst aber nicht beseitigen konnte. Der Buddhismus, der die Auflösung des individuellen Seins auf seine Fahnen schrieb, hat für die Wertschätzung des individuellen Seins dennoch unendlich mehr wirklich getan als das Christentum mit all seiner Erlösungssehnsucht, sowie Judentum und Islam mit aller ihrer Gesetzlichkeit. Er hat etwas ganz Einfaches getan: er hat den einzelnen Menschen in seiner Erscheinung ernst genommen und zwar so, wie er einmal ist.

Auch in China und Korea kam diese Wertschätzung des Individuums im Buddhismus trotz Aufgehens im kollektiven „Ameisenstaat“ nicht zu kurz. Denn nicht nur entwickelte sich auf der Grundlage des Mahayana ein ausgedehnter Laienbuddhismus, auch für den Mönchsbuddhismus fiel etwas ab. Denn es fiel den meisten chinesischen und koreanischen Neubuddhisten schwer, sich in kiloschwere und oft unverständliche Texte zu vertiefen, weshalb sie Übertragungen schufen, die Neufassungen glichen. Sie schufen darüber hinaus eine Schule, die auf ermüdendes Schriftenstudium weitestgehend verzichtete, und dafür ganz auf die Praxis des „Entwerdens“ setzte. Dieses sollte, gut buddhistisch, durch Zurücknahme des „Anhaftens“ gefördert werden. Die Zurücknahme aber sollte gefördert werden durch gerade die Annahme und Ernstnahme des Konkreten. Indem der Geist sich an konkreten Objekten nicht zerstreute, sondern vielmehr fokussierte, sollte er sich sozusagen in ihnen verlieren und von Anhaftung an dieselben frei werden. Indem der Mönch seine Aufmerksamkeit auf den eigenen Nabel richtete, richtete er ihn von der Welt ab und durch seinen Nabel hindurch auf das Nichtsein dieses Nabels und der gesamten Existenz des Betrachtenden. Denn die Natur der Meditation ist es,

das Greifbare aufzulösen in eine andere Konkretheit – die Konkretheit des Geistes, in der Dimensionen des Seins nur noch Hilfsmittel der Orientierung sind und in der das Ich bis zur Grenze eines selbstgewissen Ich Bin – Gefühls verschwindet. Der Meditierende tut, was der Geist stets tut: er gibt sich die Form, in der er erscheinen möchte, selber. Er gibt sie sich in Abstimmung zu dem, worin und wobei er erscheinen möchte – aber in Wahrheit gibt es keine Form und keine Erscheinung und der Meditierenden weiß das intuitiv. Diese Meditationspraxis, die das Ich von seiner Erscheinung befreite und ihr gegenüber emanzipierte, wird in China T´schan genannt, in Vietnam Thien und in Japan Zazen. Die Europäer kennen sie als Zen. Sie entstand in China, wurde von dort aus weiter verbreitet, erreichte dort ihre höchste Ausformung in den chinesischen Orden der Kriegermönche – wieder ein Beispiel des chinesischen Hanges zur praktischen Anwendung – und gelangte über Japan und Indochina in den westlichen Kulturkreis. Ehe die tibetische Version des Buddhismus Europa eroberte, war die Zen genannte Richtung in Europa die meist geübte. Daneben war und ist der Buddhismus aber auch als regelrechte Religion im Geiste des Mahayana in China heimisch geworden und wird dort bis heute geübt. Allerdings steht sie in Konkurrenz zu den dort autochthonen Religionen des Taoismus, des Konfuzianismus und der – rudimentären – Ahnenreligion ältester Provenienz.

Die Entwicklung in Indochina nahm, aus der größeren Nähe zu Indien, einen etwas anderen Verlauf. Dabei spielen die Staaten Kambodja und Thailand die wichtigste Rolle. Das vietnamesische Territorium, ursprünglich eher dem malaiischen Kulturkreis zugehörig, nahm unter dem wachsenden Einfluss Chinas eine andere Entwicklung und hat den Buddhismus auch niemals als konstitutiven Bestandteil seiner Kultur betrachtet. Ganz anders die malaiischen Staaten und Reiche – sie sind ohne ihren buddhistischen Hintergrund gar nicht denkbar. Dieser Buddhismus war und ist durchweg vom Geist des Mahayana geprägt. So errichtete die malaiische Kultur dem Buddha als erste regelrechte Tempel und verehrte ihn nicht nur durch Verlesen seiner Schriften, sondern es fasste diese Schriften als liturgische Texte auf – hierin wiederum die tibetische Entwicklung beeinflussend, mit dem die Halbinsel über die Himalayastaaten stets – wie durch den Golf von Bengalen mit Indien - zusammen hing. Auch auf dem indonesischen Archipel schlug der Buddhismus Wurzeln, ehe er von der islamischen Invasion zurückgedrängt wurde. Hier aber entwickelte sich eine eher dem Theravada zugeneigte Richtung, was darauf hindeutet, dass hier die Mission von Sri Lanka aus erfolgte, während sie Hinterindien auf dem Landweg erreichte – es waren Flüchtlinge, die den Buddhismus nach Indochina brachten, nicht Missionsprediger, und sie brachten das mit, was sie - zumeist Laien – davon verstanden. Eine geistig eigenständige Rolle hat Indochina daher in der Entwicklung des Buddhismus als religiöser Komplex auch nie gespielt.

Seine Bedeutung beruht vielmehr darauf, dass es den Buddhismus als Volksreligion durch die Jahrhunderte bewahrt hat und heute, auch durch schwere Krisen hindurch, unverändert bodenständig praktiziert.

4.2.3. Japan

Chinesen brachten den Buddhismus nach Japan, und damit ist eigentlich über dessen Gestalt schon fast alles gesagt. Nicht aber alles gesagt ist über die Entwicklung, die der Buddhismus in Japan nahm. Denn die Kultur der Japaner und die chinesische sind bei aller Beeinflussung und allen äußeren Berührungsmöglichkeiten eigentlich grundverschieden.
Die klassische japanische Kultur hat tiefe autarke Wurzeln und ein starkes Beharrungsvermögen. Zwar ist sie nicht die erste Kultur, die sich auf den Inseln entwickelte, aber die stabilste und ausdifferenzierteste – an dieser Ausdifferenzierung hat der Buddhismus in ganz eigener Weise seinen gemessenen Anteil genommen. Viele Traditionen, die uns heute urjapanisch anmuten, haben chinesisch – buddhistische Wurzeln, so die Teezeremonie, die Schrift, die Tradition des Kampfsports, die Malerei, die Skulptur und auch der Baustil selbst. Dabei kam es aber niemals zu einem bloßen Abkupfern, sondern das Übernommene wurde mit einem genuin japanischen Geist erfüllt – so auch der Buddhismus als Ideologie.

Der Japaner, auf einem stets schwankenden Grund lebend, seines Endes und dessen seiner Gesellschaft in jeder Sekunde gewärtig, ist eigentlich Pessimist, der seinen Pessimismus mit einer optimistischen Trotzhaltung kompensiert. Die Unbarmherzigkeit seiner Natur, aber auf der anderen Seite auch ihre Schönheit, haben ihn gelehrt, Tod und Leben gleichsam aus einer Hand hinzunehmen. Als diese Hand gelten ihm die Naturkräfte, denen er im Shinto seine Verehrung darbringt, und deren Verschonung oder sogar Unterstützung er in den Fährnissen des Lebens erbittet – der Japaner hat also eine sehr persönliche Beziehung zu seiner allgegenwärtigen Umgebung im weitesten Sinne. Er beobachtet sie genau und hat einen Lebensstil entwickelt, der sich seine Freiheiten von der Natur ebenso nimmt, wie er dieselbe als ein An Sich respektiert. Natur und Japaner kennen einander bestens. Irgendwann werden sie einander vernichten, aber dieser Endkampf des kleinen, aber emsigen Volkes mit seiner schönen, aber Verderben bringenden Mutter Erde steht noch bevor. Er wird nicht, wie unser „Jüngster Tag“ ad infinitum bevorstehen, das Versinken Japans in seinem Meeresgraben ist eine Frage der Zeit, aber noch steht er erst bevor und der Japaner wird auch dann seine Haut teuer verkaufen.
Im Wissen, dass seine Existenz in jeder Minute von der Gunst der Naturkräfte abhängig ist, hat der Japaner gelernt, sein individuelles Leben als Teil jener Gemeinschaft anzusehen, die ihm hilft, mit den Unwägbarkeiten dieses Lebens

fertig zu werden. Er sieht dieses Leben durchaus als dauerhaft an – aber nur, wenn und insofern es mit dem Leben aller anderen Japaner verbunden bleibt. Dies wird ursächlich dadurch garantiert, dass der Mensch zu Lebzeiten sich nach seinen ihm auferlegten Lebensaufgaben richtet und danach strebt, dieselben so vollkommen wie nur möglich wahr zu nehmen. Wenn er das tut, wird ihm der Respekt seiner Mitwelt zuteil, und dieser Respekt sorgt endlich dafür, dass er auch nach seinem Tode als Ahne ein respektiertes Glied der Gesellschaft bleibt. Dieser Zustand erscheint ihm nicht leidvoll, sondern im Gegenteil wünschenswert.

Eine Wiedergeburtslehre erübrigt sich auf dem Hintergrund solcher Vorstellungen ebenso wie in der chinesischen Kultur. Es fehlte also auch hier, wie im gesamten Fernen Osten, die eigentliche Grundlage für einen Buddhismus. Mehr noch – es kam hier ein sonst unbekanntes persönliches Moment hinzu. Denn im Shinto kann zwar der Priester Riten vollziehen, aber auch jeder Bekenner dieser Kami, der Shinto – Götter, kann mit diesen persönlich in Beziehung treten und seine Wünsche und Befürchtungen äußern. Diese Kommunikation kann überall erfolgen, ist von keinem Tempel und keinem anderen Ritus abhängig als von einem Händeklatschen als Rufsignal. Ein Opfer kann, muss aber nicht damit verbunden sein. Zudem – die Opfer des Shinto sind in der Regel unblutig - mit einer Ausnahme: wenn nämlich der Mensch selbst sich dem Kami zum Opfer darbringt. Er tut das freilich nur in extremen Momenten. Einer dieser Momente ist die Befreiung aus unzumutbaren individuellen Umständen, ein anderer ist die Sühne für eine begangene – wirkliche oder vermeintliche – Verletzung des gesellschaftlichen Übereinkommens. Dem haftet nach dem Glauben der Japaner keine Brutalität an, denn von den Naturkräften hat der Mensch sein Leben und er gibt es passender Weise den Naturkräften zurück, damit diese es für ihn bewahren mögen. Im chinesischen Lebensgefühl hat dieses Selbstopfer zwar auch innerhalb der Pflichtenlehre einen Platz, aber dieser Platz entspricht in seiner Bedeutung keineswegs dem Rang des Selbstopfers in der japanischen Kultur. Denn in der chinesischen Kultur zählt der Mensch unabhängig von seinem Rang, ausschließlich als Gemeinschaftswesen, während er in der japanischen durchaus auch als Individuum zählt, wenn er sich nämlich das Recht erstritten hat, für ein solches zu gelten. Und zwar im wahrsten Sinne dieses Wortes: der japanische Adel, der allein ein Recht auf Individualität hat, ist ein Kriegeradel.

Die Kami sind nun zwar für alle da, nicht nur für die Elite der Gesellschaft. Aber – von einem Angehörigen der gesellschaftlichen Elite wird das Selbstopfer als Teil seines Lebenskanons sozusagen erwartet, während es den Mitgliedern der anderen gesellschaftlichen Gruppen lediglich freisteht. Eine solche Regelung gibt es im chinesischen Lebenskodex der Eliten nicht.

Wie man sieht, hatte der Buddhismus hier schlechte Karten. Aber er hat dennoch in Japan Fuß gefasst und zwar dank seiner Fähigkeit, sich Gegeben-

heiten anzupassen. In Japan wurde der Buddha sozusagen zum Kami. Er wurde als Kami zuständig für alle Dinge zwischen Tod und Leben, er war es, der dem Gläubigen auf jeden Fall ein besseres Leben nach dem Tod verbürgte. Das Nirvana wurde zum Paradies und die Welt der Götter zum Vorhof des Paradieses. Daher verehrt der Japaner noch heute in seinem Leben die Kami – aber die Bestattung überlässt er den Buddhisten.

Das soll aber nun nicht heißen, dass der Buddhismus in Japan nur das „Bestattungsinstitut“ wäre. Ein anderes Element, das in Japan hohe Popularität genießt, ist die buddhistische Meditation. Sie wurde von den Japanern bald als wirksam und wohltuend erlebt und daher weiter ausgestaltet. Sie verleiht dem Menschen jenen Freiraum, den er in der eng gestaffelten japanischen Gesellschaft nicht findet, in der er praktisch nie „allein“ ist. Im praktischen Leben stört ihn das nicht weiter, aber die buddhistische Meditation sorgt dafür, dass er inmitten seiner Gemeinschaft das Empfinden für sich selber nicht verliert, verleiht ihm ein Gegengewicht gegen die Gewohnheit, sich nur über die Gruppe zu definieren und sich so in der Gruppe zu verlieren. Die Meditation sichert die Persönlichkeit, deshalb gehen viele Japaner von Zeit zu Zeit in ein buddhistisches Kloster, um sich dort der Einkehr, dem Alleinsein, zu widmen. Aber auch der Alltag kennt Meditationszonen, in denen der Mensch sich auf sich selbst zurückziehen darf: die Malerei, die Kalligraphie, die Gartenkunst und das Blumenstecken und, als Bindeglied zwischen Gemeinschaft und Individuum, die Teezeremonie. Diese Techniken stammen aus dem chinesischen T´schan, den man in Japan Zazen nennt. Auch in den Klöstern wird die Meditation und Einkehr auf der Grundlage des Zazen gehalten, in der es auf die Öffnung und zugleich die Stabilisierung der Persönlichkeit ankommt – wenn auch der Verlust derselben in der Leere das eigentliche Ziel der Meditation bleibt, aber dieses Ziel ist den „Meistern“ vorbehalten, die eine „geistliche Elite“ bilden.
Daneben gibt es eine Vielzahl von buddhistischen Ritualen, die zuweilen dem Pomp des jesuitischen Katholizismus in nichts nachstehen und es mit spirituellem Tiefgang nicht gerade in erster Linie zu tun haben. Da ist zum Beispiel der Amida – Buddhismus, der es für ausreichend ansieht, ein bestimmtes Mantra zu beten, um Erlösung zu finden – Erlösung wovon, fragt man sich? Von der Enge der Gesellschaft? Vom leidbefangenen Ich, wie es im Buddhismus korrekt wäre? Von Sünden? Nun, ich denke, von allem ein wenig und von keinem ganz und gar. Aber der Amida – Buddhismus ähnelt in seiner Natur auch der hinduistischen Bhakti – Bewegung, über die wir noch sprechen werden und ich bitte, wenn es soweit ist, sich dieser Facette zu erinnern. Dass er sich hat entwickeln können, zeigt, wie sehr der Buddhismus, auch unter ganz anderen kulturellen Umständen, seiner indischen Herkunft treu geblieben ist.

Vielleicht ist die Gegenüberstellung: Zen – Amida – Buddhismus das, was den japanischen Buddhismus am grundlegendsten charakterisiert. Während die Technik des Zazen denn auch nach ihrer Entdeckung durch die Europäer in deren Heimat begeistert aufgenommen wurde und das Fundament für viele psychotherapeutische Verfahren lieferte, blieb der Amida – Buddhismus auf Japan und seine Kultur beschränkt und wird außerhalb Japans wohl nur in japanischen Kolonien gepflegt. Das hinderte nicht, dass er sich heute in vielfachen Brechungen darstellt, die aber in ihrer Eigenart nur dem Japaner selbst recht verständlich sind und keineswegs, das ist hinzuzufügen, jedem Japaner.

Übrigens hat der japanische Buddhismus viel von der generellen Friedlichkeit des Buddhismus verloren. Es gibt ausgesprochen radikale und auch gewaltbereite buddhistische Sekten, wie wir an der Aum – Sekte[196] gesehen haben, deren eschatologischer Eifer vor Mord an den eigenen Landsleuten nicht zurückschreckte. Ich denke, es ist eine Sache, wenn ein Individuum angesichts religiöser Angeboten in religiösen Wahn verfällt – aber es ist eine andere Sache, wenn ein solches Individuum andere Individuen in diesen Wahn nachziehen kann. Das liegt dann nicht nur am Charisma des Führers, sondern auch an der Bereitschaft Anderer, sich in genau diese Richtung führen zu lassen. In Japan mit seiner engen gesellschaftlichen Verschachtelung ist diese Radikalisierung möglicherweise ein Art Ventilfunktion um unvermeidbare, aber nicht abbaubare Aggressionen ins religiöse Feld verpuffen zu lassen, aber, wie wir gesehen haben, verpuffen sie zuweilen in recht fragwürdigen Aktionen. Zur Ehrenrettung des Amida – Buddhismus ist aber zu sagen, dass diese radikalen Sekten nur eine Minderheit in dessen Spektrum bilden. Die Mehrheit der Amida – Buddhisten sind friedliche Leute, die es je nach Erfordernis auch einmal mit den Kami oder sogar mit dem importierten Jesus halten[197]. Ihrer Tradition verdanken sich so bedeutende Kulturstätten wie Nara, Kamakura und viele andere Pilgerstätten in Japan, die sowohl durch die Ästhetik der Baukunst wie die Ästhetik der Naturgestaltung beeindrucken. Der Buddhismus hat ferner in der japanischen Bildhauerkunst wie in der Malerei Bedeutendes geleistet, ja dieselbe wohl erst wirklich hervorgebracht. Wenn wir heute eine Vorstellung von Japan

---

[196] Eine Abspaltung des Amida – Buddhismus, die ein anderes Mantra, das indisch – vedische Aum, benutzen und sich wie alle anderen fundamentalistischen Sekten der Welt für die einzig wahre halten.

[197] Es gibt seit dem sechzehnten Jahrhundert Christen in Japan. Im siebzehnten Jahrhundert verboten, gelangte das Christentum im neunzehnten wieder zur Geltung und bildet seither eine religiöse Minderheit in verschiednen Bekenntnissen: römisch – katholisch, protestantisch mit den entsprechenden Denominationen und – auf Hokkaido vor allem in der Aïnu – Mission auch russisch – orthodox.

haben, dann ist die Hinterlassenschaft seiner buddhistischen Geschichte dabei nicht wegzudenken.

4.2.4. Tibet

4.2.4.1. Bön und Buddha

Noch weniger wegzudenken ist der Buddhismus aus der Geschichte Tibets. Heute ist der Buddhismus, wie er im Westen praktiziert wird, zumeist von Tibet inspiriert. Aber der Buddhismus kam erst im fünften Jahrhundert unserer Zeitrechnung nach Tibet. Und er traf dort nicht ins Nichts, sondern in eine alte und bereits ausgebaute geistige Kultur, nämlich die des Bön oder Bon.

Wie genau der Buddhismus nach Tibet kam, darüber schweigt des Sängers Höflichkeit, er erscheint dort ein wenig als „Geist aus der Flasche“. Es ist aber anzunehmen, dass der im Verfolg der mehrfachen Hunneneinbrüche kam, die den letzten Rest Buddhismus nun auch aus den entlegenen Regionen Indien hinausspülten. Die Hunnen waren (was immer man unter ihnen verstehen mag) Animisten. Sie hatten, will das sagen, eine primitive, schamanisch fundierte, Naturreligion ähnlich den japanischen Aïnu und - den Indianern, aber auch den Sibirjaken. Nur in die Hochlagen des Gebirges wagten die Krieger sich nicht, denn wohin ihre Pferde nicht gingen, dahin gingen sie auch nicht. Es wäre also kein Wunder wenn beispielsweise Nepalis, bei denen der Buddhismus in seiner Mahayana - Variante noch vital war, sich sozusagen eine Etage höher begeben hätten.

Das Zusammentreffen mit dem Bon erwies sich aber nicht als friedlich. Es dauerte drei Jahrhunderte, bis der Bon endgültig besiegt war, und „besiegt“ wird eine Volksreligion zumeist nicht mit den Mitteln der Aufklärung, sondern mit Waffen. Also ist auch von daher die Frage gerechtfertigt, welcher Buddhismus bei den Tibetern durchgesetzt wurde.

Dass es ein Buddhismus der Mahayana – Tradition war, ist anzunehmen, denn die Theravada – Tradition gab es in dieser Zeit, wenn überhaupt, nur noch auf Sri Lanka und an einigen Orten des indonesischen Archipels. Dass es ein nicht unter allen Umständen friedlicher Buddhismus war, ist ebenfalls anzunehmen, aber wo finden wir einen solchen zu dieser Zeit? Eigentlich nur in einer Unterart des Mahayana - Buddhismus, dem Vajrayana. Die Besonderheit des Vajrayana, des „diamantenen Weges“ ist es, mit genau jenen Kräften zu arbeiten, die einst der Buddha seinen Schülern zu benutzen verbot, die aber dem Buddhismus immer wieder das größte Interesse verschafft haben: den so genannten Siddhi – Kräften, die dem Buddhisten im Verfolg seines Erlösungsweges sozu-

sagen zwangsläufig zuwachsen. Denn je mehr er sich von der Materie löst, umso intensiver wird konsequenter Weise seine Verfügung *über* diese Materie. Sich allerdings dieser Fähigkeiten dann auch zu bedienen, bedeutet, an die Materie zurück zu fallen und sich wiederum in das Rad der Wiedergeburten zu verstricken, gleich ob in einem positiven oder negativen karmischen Zusammenhang. Das Vajrayana mit seiner Siddhi - Kultur demonstriert im Grunde also nur, wie weit sich diese Richtung von den Lehren Buddhas entfernt hat. Aber sie intendiert mit ihrem bewussten Demonstrieren von „“Herrschaftswissen“ durch eine mönchische Elite auch das ihr innewohnende aggressive Potenzial. Die tibetischen Mönche gelten weniger ihrer Gelehrsamkeit wegen als die eigentlichen Herren des Landes, sondern in der Hauptsache ihrer Fähigkeit wegen, wie es ein Freund einmal ausdrückte, anderen den Buddha zu „zeigen“ und zwar jeweils wie sie ihn verstehen.

Im Jahre 839 galt die Bon – Religion als besiegt. Sie hörte aber deshalb nicht auf zu existieren, sondern blieb sozusagen die letzte Waffe einer von einem aggressiven Siddhi - Buddhismus unterdrückten Mehrheit. Dieselben Leute, die den Bonzen Ehrerbietung erwiesen, gingen zu den schamanistischen Orakeln der Bon – Priester, und luden die Ärzte des Bon in ihre Häuser. Das war in allen Kulturen so, die der Buddhismus berührt hatte, aber in keiner andern als der tibetischen zeigte sich der Buddhismus dem gegenüber unduldsam, denn das erschütterte die Macht der sich auf Siddhi stützenden politischen Klasse.

4.2.4.2. Shenrab Nibo und der tibetische Buddhismus

Im elften Jahrhundert unserer Zeitrechnung erschien bei den Tibetern aber jene Integrationsfigur, die es ermöglichte, dass der Buddhismus seine Aversion gegen den Bon nicht nur begrub, sondern auch zahlreiche Elemente desselben in die eigenen Religion – denn von einer solchen müssen wir sprechen – integrierte. Woher er kam und was er genau trieb, wissen wir nicht, aber sowohl der Bon als auch der Vajrayana – Buddhismus beziehen sich auf ihn als auf die wichtigste Gestalt ihrer frühen Geschichte. Er studierte, im Bon erzogen und heimisch, die buddhistischen Schriften und fand in ihnen sowohl dem Bon Widersprechendes als auch mit diesem Vereinbares – eben jene Siddhi – Religion. Davon ausgehend verschmolz er die Traditionen miteinander und begründete ein eigenes Schrifttum des Bon, das bewusst mit dem des Buddhismus jener Prägung korrespondierte. Er trieb die Verschmelzung des Bon und des Vajrayana so weit, dass die Bonzen des Letzteren seine Kompilationen als Bestandteile ihrer eigenen Kultur anerkannten und in ihren Kanon, der aus

„Kanjur“ und „Tanjur“[198] besteht aufnahmen. [199] Seither besteht der Bon als Bon-po neben und im Buddhismus weiter.

4.2.4.3. Die Theokratie im Himalaya

Heute ist, wenn man von Tibet spricht die Vorstellung einer Theokratie beinahe zwangsläufig. Aber diese Theokratie gibt es erst seit dem sechzehnten Jahrhundert. Vordem war das tibetische Hochland das Revier verschiedener weltlicher und Ordensfürsten, die sich intensiv bekriegten. Aus dieser Zeit stammen die beiden großen tibetischen Orden, die Gelb- und die Rotmützen. Über die Differenzen ihrer Lehren zu sprechen würde den Rahmen einer Übersicht – auch einer ausführlichen - sprengen. Aber aus dem Orden der Gelbmützen, der Gelugpa[200], stammte der erste der Dalai Lamas. Er erhielt diesen Titel 1878 von dem mongolischen Herrscher Altan Khan. Dessen beide Vorgänger wurden postum zum ersten und zweiten Dalai Lama erklärt[201], weshalb die offizielle Chronologie der Dalai Lamas im fünfzehnten Jahrhundert beginnt. Von da bis zum Vorsteher einer Theokratie auf dem „Dach der Welt“ war es aber noch immer ein weiter Weg, da dieser Titel vorerst nur als Ehrentitel für einen Ratgeber und Seelsorger gedacht war. Der fünfte Dalai Lama erst machte im siebzehnten Jahrhundert Lhasa zu seiner Residenz und verfügte überhaupt über weltliche Macht. Die Mongolen brauchte das tibetische Volk zu dieser Zeit nicht mehr zu fürchten, sie hatten sich in ihre angestammten Gebiete zurückgezogen und führten dort ein eher ärmliches Leben. Zudem waren sie im Laufe der Zeit – wir erinnern uns noch an die Vertreibung der Buddhisten durch die ihnen stammverwandten Hunnen im vierten Jahr-

---

[198] Kanjur und Tanjur sind tibetische Übersetzungen von buddhistischer Sanskrit – Literatur des – frühen - Mahayana – Buddhismus, die mit den ersten buddhistischen Flüchtlingen ins Land gelangt sind und zum Teil noch Elemente aus Pali – Traditionen enthalten. Pali ist die ursprüngliche Sprache des Buddhismus und die Sprache der Abfassung des Tripitaka, des eigentlichen buddhistischen Kanons. Allein schon diese Tatsache, dass der tibetische Buddhismus auf Sanskrit – Texten beruht macht die Annahme, er stamme aus dem Theravada, fragwürdig. Daneben enthält der Kanon noch viele Elemente original tibetischen Ursprungs.

[199] Mir ist durchaus bekannt, dass einige Wissenschaftler den Buddhismus Tibets vom Theravada ableiten… ich halte das angesichts der tibetischen Praxis für ebenso bedenklich, wie die Herleitung des chinesischen Buddhismus von demselben.

[200] Der Gelugpa und andere Orden des tibetischen Buddhismus werden heute gerne als selbständige Formen des Vajrayana, des tibetischen Buddhismus gehandelt. Es handelt sich aber zumindest in Tibet um ordensinterne Verschiedenheiten ohne Einfluss auf das Leben der Laiengemeinde.

[201] Das findet seine Begründung in der Annahme, dass ein „Erster“ in einer spirituellen Rolle zu sein eigentlich, wenn überhaupt, nur dem Buddha selbst zukomme und dient der Vorbeugung gegen die Anhaftung einer möglichen Regung von Selbstüberhebung.

hundert – selbst zum größten Teil Buddhisten geworden, und zwar Buddhisten tibetischer Prägung. Er errichtete, der „große Fünfte“ auch den berühmten Palast der Dalai Lamas, den Potala. Seither verstehen sich die – nunmehr theokratischen – Dalai Lamas nicht mehr nur als Inkarnationen ihres jeweiligen Vorgängers, sondern auch als Inkarnationen des Boddhisattva Avalokiteschwara und damit als göttliche Herrscher, denn im Buddhismus Tibets sind Götter etwas Normales. Der Buddha selbst ist nur einer von mehreren solcher göttlichen Gestalten, welche die Welt unter sich geteilt haben.

Seit dem sechzehnten Jahrhundert ist der Orden der Gelbmützen die maßgebende geistliche, und bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts auch weltliche Macht in Tibet. Für den Westen maßgeblicher aber wurden die „Rotmützen“ die Kayügpa und ihre Mission. Sie waren es, die in der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts, nachdem Europäer zu ihnen gekommen waren, ihrerseits nach Europa und in die „Staaten“ gingen. Der Dalai Lama – ein Gelugpa - aber ist übrigens nur die weltliche Spitze der Theokratie. Die eigentliche geistliche Macht liegt in den Händen des Panchen – Lama, der seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts in chinesischer Gefangenschaft lebt und dessen Schicksal ungewiss ist. Daher ist die Erscheinung des vierzehnten Dalai Lama, die heute Inbegriff des tibetischen Buddhismus ist, ja für viele den Inbegriff des Buddhismus selbst darstellt, eigentlich ein Provisorium. Er, der im indischen Exil lebt, brachte zwar den Buddhismus nach Indien zurück, aber es ist ein fremder Buddhismus, angereichert mit Elementen einer Kultur, die mit der indischen nichts gemein hat. Seine Exilregierung hat zwar die geistliche, aber nicht die weltliche Macht über die heute unter chinesischer Verwaltung lebenden Tibeter. So übt der Dalai Lama die Befugnisse des Panchen Lama mit aus, ohne dass darüber öffentlich viel debattiert wird. Immerhin hat sich der tibetische Buddhismus unter seiner Ägide erfreulich energisch in Richtung Theravada weiterentwickelt und gereinigt, ohne Grundsteine des Mahayana, wie die Boddhisattvas und die Taras deswegen aufzugeben. Es scheint möglich zu sein, die religiöse und die philosophische Dimension des Buddhismus miteinander zu vereinen – übrigens ein Umstand, der auch in der Gnosis des antiken Rom möglich gewesen ist – möge er hier zu einem besseren Ende gelangen.

4.3. Der weltweite Buddhismus

4.3.1. Japans Einfluss auf den Buddhismus

Ich habe es schon mehrfach erwähnt: Japans Einfluss auf den Buddhismus erstreckt sich einerseits auf die Entwicklung des Zen und Zazen, andererseits hat es auf die Weiterentfaltung des Mahayana – Buddhismus ebenso Einfluss genommen (Amida – Buddhismus und dessen Sekten) wie auf die Entwicklung

diverser Mischformen zwischen Buddhismus und Shinto, aber auch auf die Entwicklung des Buddhismus in mehr philosophischer Form. In allen diesen Formen wirkte der Einfluss auf den Buddhismus insgesamt ein, aber durchaus in unterschiedlicher Weise. So blieben die Formen des Amida – Buddhismus eher lokal begrenzt, während der Zen - Buddhismus von Japan aus eine Weltkarriere begann.

Die wohl älteste japanische Richtung des Amida[202] – Buddhismus ist der Jodo – Shin – Shu. Sie wurde von dem japanischen Mönch Honen Shonin und seinem Schüler Shiran Shonin im zwölften/ dreizehnten Jahrhundert unserer Zeitrechnung entwickelt. Diese Lehre ist der christlichen insofern verwandt, als sie ebenfalls eine Lehre von der generellen Verderbtheit des Menschen kennt. Wie Jesus am Kreuz die Sünden der Welt auf sich genommen hat, so hat Amida den sündigen Menschen sein Herz gegeben, damit sie sich zu ihm bekennen und erlöst werden können. Wie Jesus dem gläubigen Sünder das Paradies eröffnet, so eröffnet Amida gläubigen Sündern das „Reine Land“ in dem er nach seinem irdischen Tod wiedergeboren wird. Dies Beispiel zeigt meines Erachtens anschaulich, wie ein solcher Mythos sich an einer historischen Person emporranken und zu einer eigenständigen Ideologie verfestigen kann ohne auf die historische Person noch im Mindesten Bezug zu nehmen. Dies denen ins Stammbuch, die immer noch behaupten, eine Religion wie das Christentum könne man nicht erfinden. Oh doch, man kann und man hat. Diese Version des Amida – Buddhismus ist wegen ihrer Verwandtschaft mit der christlichen Lehre denn auch in vielen Tempeln des Westens zuerst aufgenommen und entwickelt worden. Auf diese Weise wirkte er im neunzehnten und im frühen zwanzigsten Jahrhundert vor allem in Europa als Religion der „Gebildeten“, die sich von der Volkskirchentradition beider Konfessionen abzusetzen wünschten, denen aber die Alternativangebote der christlichen Sekten zu indoktriniert und „kindlich – phantastisch“ erschienen, aber andererseits auch ästhetisch unbefriedigend. Frömmigkeit, dogmatische Freiheit und ästhetischen Anspruch fanden sie indes in ihrer Version des Jodo verwirklicht. In der neueren Zeit ist diese „altbuddhistische“ Schule allerdings von anderen Entwicklungen weitgehend verdrängt worden.

4.3.2. Sri Lanka und die Westmission

Ehe die tibetische Welle über den Westen hinschwappte, war es dann insbesondere Sri Lanka, das, damals Ceylon geheißen, für die Verbreitung des Buddhismus im Westen verantwortlich zeichnete. Die indische Kultur wurde in

[202] Amida = Amitabha, Amitayus (von unermesslichem Glanz/Lebensdauer) – einer der transzendenten Buddhas des Mahayana.

Europa durch die Kolonialherren Indiens, die Briten, bekannt. Diese fokussierten sich verständlicherweise zunächst auf den Hinduismus und allenfalls noch auf den indischen Islam. Die ersten buddhistischen Texte erreichten gegen Mitte und Ende des neunzehnten Jahrhunderts den europäischen Kontinent und wurden als Dokumente einer geschlossenen Lehre identifiziert. Schopenhauer, dem man die Erfindung des europäischen Buddhismus zuschreibt, war aber, eher als dessen Erfinder, ein Geistesverwandter, der seine Affinität zum Buddhismus erst später entdeckte. Seine Philosophie wurzelt in der – hinduistischen – Philosophie des Upanishad, mit dem er bekannt wurde. Es sollte noch ein gutes Jahrhundert vergehen, ehe sich in Europa definitive buddhistische Gemeinden gründeten [203]. und deren Buddhismus kam definitiv aus Ceylon. Damit aber kam er aus dem Theravada mit seiner betont rationalistisch – philosophischen Tradition. Demgemäß zog er vorwiegend Intellektuelle und Künstler an und tut dies noch, während der tibetische Buddhismus sich mit seiner Betonung des Siddhi mehr an esoterisch Interessierte wendet.

4.3.3. Tibets Weg nach Westen

Aus dem Buddhismus als Philosophie war – auch im Theravada – ein weit verzweigtes philosophisch – theologisch – ritualistisches Gebilde geworden, das in sich ganz verschiedene Ansätze aus ganz verschiedenen Kulturen vereinigte. Aber wenn man im Europa der letzten Jahrzehnte von Buddhismus redet, so meint man in den meisten Fällen die Mission des tibetischen Buddhismus in der durch den vierzehnten Dalai Lama geprägten Form. In der Tradition des Vajrayana erzogen, wandte sich Tenzin Gyazo (so sein bürgerlicher Name) mehr und mehr einem gereinigten Mahayana zu, das wesentliche Punkte des Theravada einbezog. Sowohl mehr religiös als auch mehr philosophisch interessierte Kreise konnten sich von diesem Buddhismus angezogen fühlen und selbst für diejenigen, welche dem Buddhismus fremd gegenüber standen, hatten die ethischen Konsequenzen, die Gyazo verkündete, Gewicht. Gyazo war es auch, der den Kontakt mit anderen Religionen suchte – und insbesondere den mit der Christenheit fand. Aber auch mit esoterischen Gruppen bahnten sich Kontakte an, ja sogar mit solchen Politikern, die Gyazo einen hohen ethischen Anspruch zu verkörpern schienen, wie zum Beispiel Gorbatschow, den Gyazo mehrfach besuchte. Da man voraussetzen kann, dass Gyazo über mehr Möglichkeiten des Sehens und Erfahrens verfügt, als ein George W. Bush auch nur erträumt, stellt sich die Frage: wen oder was hat er gesucht? Immer wieder auch zieht es ihn in den deutschsprachigen Raum – wen will er finden? Allerdings scheint er dem – wohl verbreiteten – Irrtum aufgesessen zu

[203] die oben beschriebene Affinität europäischer Buddhisten zum Jodo lief dazu parallel und dauerte bis zum Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts.

sein, dass das, was es zu finden gäbe, mediales Interesse erregen und ihm so offenbar werden würde.

Aber Tibets Weg in den Westen begann nicht erst mit dem vierzehnten Dalai Lama. Die Briten bekundeten ein – mäßiges – Interesse an Tibet, dort gab es keine Bodenschätze und auch keinen nennenswerten Absatzmarkt, denn das Volk war arm. Allenfalls als Durchgangswege für den Chinaverkehr erschien Tibet notwendig, so hielt man es gewissermaßen am langen Arm. Wer Tibet wirklich entdeckte in dem Sinne, dass er es ernst nahm, waren die deutschen Nationalsozialisten. Nicht dass sie irgendwelche seriösen Antriebe für ihre Expeditionen hatten, aber dafür hatten sie umso heftigere – sie wollten im Himalaya das gelobte Land entdecken, von dem die esoterischen Geheimgesellschaften, denen Hitler entstammte, so viel Aufhebens machten, und woher die Arier gekommen sein sollten. Für diese ideologische Recherche brachten die Expeditionen wenig Anhaltspunkte, um nicht zu sagen gar keine, aber dafür brachten sie umso mehr Informationen über Geschichte und Kultur der Tibeter nach Deutschland. Nur über den tibetischen Buddhismus brachten sie wenig Brauchbares, übrigens auch kaum etwas Brauchbares über die Bon – Religion. Der Buddhismus wurde erst interessant, als der Dalai Lama vor den nahenden Chinesen aus Lhasa und aus Tibet flüchtete und in Indien mühsam ein neues Zentrum des tibetischen Buddhismus errichtete. Dies tat er noch mehr oder weniger isoliert von der übrigen Welt. Dann aber, weil das Geld fehlte, begann der Dalai Lama eine immer weiter ausgreifende Vortragstätigkeit. Er hielt zunächst einige Vorträge in der Nähe und finanzierte mit ihrem Ertrag weitere Reisen. Als immerhin Staatsoberhaupt stand es ihm frei, sich an andere Staatsoberhäupter als an Kollegen zu wenden und er hatte durch Heinrich Harrer, den deutschen Berater seiner Jugend, auch genügend Kenntnisse über die politische Struktur der Welt empfangen. Die Staatsoberhäupter, an die er schrieb, waren in Sachen Religion und Lebensweisheit zumeist völlig indifferent (Ist das was zum Essen?) und gestatteten dem Dalai Lama, für seinen Glauben, denn um einen solchen handelt es sich im Gelugpa, zu werben. Übrigens – an die islamischen Staaten hat sich der Dalai Lama meines Wissens bisher nicht gewandt oder dort keine Erfolge erzielt oder Absagen bekommen, jedenfalls wird die buddhistische Mission nur im westlichen Europa ausgeübt – und in den Staaten, weil dort alles ausgeübt wird, was nur ausgeübt werden kann.

Vor allem in den Staaten und Kanada hatte der Dalai Lama dann auch Erfolg – mit dem Ergebnis, dass dort der Buddhismus zunächst wesentlich als Gelugpa – Buddhismus begriffen wurde. Heute sind die Kayügpa dort stärker aktiv. Aber auch in Europa stieg die Zahl derer, die ihren Begriff von den Lehren des Buddha durch den vierzehnten Dalai Lama erhalten haben, ständig an. Hier wird die Rotmützen – Tradition wesentlich von dem Dänen (!) Nydahl vertre-

ten. Der Dalai Lama ist aber in der Position eines buddhistischen Papstes, ob er das für sich selbst annehmen will oder nicht. Alle andern Lehrer des Buddhismus in Europa sind demgegenüber nur Missionare.

4.3.4. Der europäische Buddhismus

Wer im Internet die Seite www.buddhismus.de aufschlägt, wird ein weites Spektrum buddhistischer Aktivitäten in allen Richtungen desselben vorfinden. Es gibt Zentren für Theravada, für die verschiedenen Arten des Mahayana, es gibt für jede der tibetischen Klosterlehren eine Reihe von Zentren, und die Altbuddhisten, die auf deutsche Gründungen aus dem vorigen und vorvorigen Jahrhundert zurückgehen, kommen auch nicht zu kurz. Betrachtet man diese Angebote, kann man sagen, dass der europäische Buddhismus in allen seinen Richtungen aktiv ist. Dabei spielen im europäischen Buddhismus – anders als im europäischen Islam – kulturelle Transfers weniger eine Rolle als ideelle. Diese aber werden ebenfalls in aller Freiheit gehandhabt, wie die Buddhismus – Light – Version des Dänen Ole Nydahl zeigt. Hier treffen wir auf einen ganz und gar europäisierten Buddhismus, den Bedürfnissen westlicher Interessenten nach kurzen und griffigen Formulierungen und nach „Spaß“ angepasst. Ob das noch Buddhismus im Sinne des Gautama ist, sei dahin gestellt – aber es ist etwas, dem sich viele gestresste Seelen anvertrauen und in dem sie finden, was sie in anderen Religionen vermissen. Es ist, auf das Begriffssystem des Christentums übertragen, die buddhistische Kolonialversion, in der die alten Götter, resp. die alten Sichtweisen (hier des Christentums) auf „buddhistisch“ übertragen, fröhliche Urständ feiern können.

Natürlich ist das nicht die einzige Version, auf die man in Europa buddhistisch sein kann. Denn „Buddhist“ ist zunächst jeder, der sich selbst so bezeichnet. Da gibt es die Altbuddhisten, die bereits seit dem Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts in Deutschland und in Europa heimisch sind und sich in den meisten Fällen vom japanischen Mahayana ableiten. Diese bilden eine regelrechte Religionsgemeinschaft im Sinne des japanischen Jodo. Ihnen entsprechen auf der anderen Seite die Neubuddhisten, die sich mehr am philosophischen Gehalt der Lehre orientieren – und diese entsprechend weniger ritualisieren, dafür mehr aktivieren. Sie führen sich zurück auf den Theravada Ceylons. Aber in ihrer Entstehungsgeschichte sind sie ungefähr gleichen Alters, nämlich knapp hundert Jahre. Ältere buddhistische Gemeinden gibt es in Europa nicht. Der Buddhismus hat, anders als der Islam und das Judentum im christlichen Europa keine alten Traditionen. Dafür gibt es, seit nunmehr etwas weniger als hundert Jahren, aber auch alle. Man kann in Europa auf die ursprünglichste aller möglichen Arten Buddhist sein, wie auch auf die der Lehre entfernteste. Man kann unter dem Mantel des Buddhismus ebenso Magie betreiben als auch Existenzphilosophie. Die Klientel der europäischen Buddhisten ist entsprechend: zumeist trifft man unter ihnen „alternative Existen-

zen“, die man ähnlich auch in der esoterischen „Szene“ antrifft: Akademiker, „Aussteiger“ jeglicher Herkunft, darunter viele, die niemals „Einsteiger“ waren, und vor allem viele Homosexuelle, denen der Buddhismus mit seiner aus Gleichmut geborenen Toleranz aller Lebensformen eine geistige Heimat zu geben vermag, obgleich gleichgeschlechtliche Liebe in der Mönchsgemeinde ebenso unter Verdikt fällt wie in allen zölibatären Gemeinschaften. Was hingegen Laien miteinander anstellen, interessiert den Buddhisten wenig.
Die buddhistischen Anklänge in der Lehre Schopenhauers finden im europäischen Buddhismus allerdings kaum mehr als historisches Interesse. Sie mögen für manchen jungen Menschen Anstoß gewesen sein, sich mit östlichen Philosophien zu befassen – Fundament einer eigenständigen Entwicklung sind sie nicht geworden.

4.3.5. Der amerikanische Buddhismus

Der amerikanische Buddhismus wurzelt in der Hauptsache, im Gegensatz zu Europa, das aus allen Quellen schöpft, im tibetischen Buddhismus des Mittelalters. Soweit dieser seinerseits aus originalen Quellen schöpft, ist auch dieser Buddhismus dem Original verpflichtet – aber nicht weiter. Er ist ein direktes Importprodukt der fünfziger bis siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Tibetische Mönche brachten ihn in die USA und gründeten vor allem im religiös aufgeschlosseneren Norden und Nordwesten der USA Missionsklöster. Dabei geht diese Mission in der Hauptsache auf die Kayügpa – Tradition Tibets zurück, die „Konkurrenz“ des Dalai Lama, der seine missionarische Hauptarbeit, so scheint es, im europäischen Raum leistet. Soviel man sehen kann, ist die soziale Klientel äußerst vielfältig, in der Hauptsache aber der europäischen vergleichbar. Im Unterschied zum europäischen Buddhismus wird der amerikanische aber in der Hauptsache von tibetischen Mönchen getragen. Von eigenständigen Entwicklungen ist jedenfalls nichts feststellbar, so dass wir es in den USA wohl mehr mit einer Religion im Spektrum der religiösen Exotik zu tun haben, statt mit einer, die sich, wie in Europa, einbürgert, indem sie eigene, europäische Traditionen begründet und damit zeigt, dass der Buddhismus sehr wohl geeignet ist, in allen Kulturen Interesse und damit verbunden auch Ergebnisse zu zeitigen.

5. Hinduismus

Vom Hinduismus kann man dies insofern auch sagen, als er in Europa zum Ausgangspunkt diverser Neureligionen geworden ist. Aber ehe wir uns über diese unterhalten können, müssen wir wohl darüber sprechen, was Hinduismus eigentlich ist und meint.

5.1. Geschichte

Der Hinduismus ist die letzte der noch aktiven großen polytheistischen Religionen, die einst das Gesicht der Menschheitskultur insgesamt bestimmten. Insofern reicht sie als Religion zurück bis in die Tage der Mesopotamier und Ägypter, der südamerikanischen vorkolumbianischen Hochkulturen, der – schon früh ausgestorbenen – chinesischen Urreligion, kurzum, in die frühe Kulturgeschichte der Menschheit. Dass sie indes in absehbarer Zeit ihnen nachsterben wird, ist nicht anzunehmen, denn rund eine Milliarde Menschen bekennen sich heute, da in Indien wohnhaft, zu dieser Religion. Mit dem kulturellen Schicksal des indischen Subkontinents ist der Hinduismus im Gegenteil unlösbar verflochten. Indien ohne Hindus ist nicht Indien und nicht denkbar. Der Hinduismus ist auch keine „archivarische“ sondern eine vitale, sich ständig verändernde und verjüngende Religion, die en Detail fast alle religiösen Bedürfnisse der Menschen abzudecken vermag. Durch die Kolonialgeschichte und durch die Entwicklungen des letzten Jahrhunderts ist der Hinduismus heute im Übrigen auch mit der europäischen und amerikanischen Kultur vielfach verbunden.

Die Inder nennen ihre Religion Sanatana Dharma, was „Ewiger Dharma“ bedeutet, oder auch Varnashrama Dharma, was mit ihrer Gesellschaftslehre der Varnas und Jatis zu tun hat. Ihre – europäische – Bezeichnung hat diese Religion vom Fluss Indus = pers. Hindu – und bezeichnet die am Fluss Indus = Sindhu (und zwar auf seinem östlichen Ufer) Wohnenden als Inder. Auf dem westlichen Ufer lebten die Perser selber, was auch wieder mit der Geschichte des Hinduismus zu tun hat, denn die früheste Version dieser Religion stammt aus den Tiefen der persischen Steppe.

5.1.1. Veda

Etwa um das Jahr 1750 vor unserer Zeitrechnung brachen iranische Nomadenstämme in die Indusebene, heute Pandjab genannt und zwischen Indien und Pakistan geteilt, ein. Sie kamen vorüber an gestorbenen Städten, die wegen der vielen Flussverlegungen aufgegeben worden waren. Die Bewohner derselben waren nach dem Süden gezogen, wo die klimatischen Verhältnisse berechenbarer waren, und hatten dort wieder Kulturen begründet, mit denen die „Arya“ es erst später zu tun bekommen würden.

Aber ganz leer war das Land auch wieder nicht, denn es war fruchtbar. Dörfer, die sich leichter verlegen ließen als Städte, versperrten den Nomaden den Weg, sie machten ihre Bewohner nieder und die Überlebenden zu ihren Sklaven und Konkubinen. Aber ihr Blutdurst hielt sich in Grenzen. Wo sie nicht kämpfen mussten, konnten sie auch in Frieden ihre Herden treiben – Rinderherden, bis

dahin in Indien unbekannt. Das Wort für das weibliche Rind kommt aus dem Persischen und heißt Kuh – bezeichnet auch das Produkt dieses Tieres, die Milch. In den nordindischen Idiomen wird die Kuh noch heute Go genannt. Rinder waren der ganze Reichtum dieser Stämme, die sich selber Arya nannten, Edle – was reine Übertreibung war, denn sie lebten auf einer relativ niedrigen Kulturstufe, aber kannten immerhin schon die Metallbearbeitung. Ihre leichten Häuser errichteten sie aus Stämmen und Grasmatten, sie kannten keine Tempel, sondern nur einen festgestampften Kultplatz inmitten des Dorfes und ihre Häuptlinge unterschieden sich nur darin von allen anderen, nur dass sie größere Rinderherden hatten.
Ihre Gesellschaft gliederte sich in mehrere Klassen: an der Spitze standen die Krieger, ihnen folgten die Priester, die von den Kriegern als sozusagen Zaubergehilfen „ausgehalten“ wurden, darunter standen die Schmiede, die Töpfer und Hausbauer, unter diesen die Menge der Knechte und Kriegsgefangenen, wobei beides zumeist gleichbedeutend war. Ackerbau kannten sie nicht, als sie ihn kennen lernten, rechneten sie die Bauern den Knechten zu.
Ihre Religion war ihrer Gesellschaft angemessen: Im Zentrum des Kultes stand nicht etwa der brave Dyauspitar, der höchste Gott oder Prajapati, der Schöpfer Himmels und der Erden, sondern Indra, der Gott des Unwetters und Varuna, der Gott des lebenspendenden Wassers. Großer Beliebtheit erfreute sich Soma, der Gott des Rauschtrankes, dem die Priester, aber auch dann und wann die Krieger in großem Stil zusprachen um eine „schamanistische Trance“ zu erreichen, in welcher die Götter selbst mit ihnen sprachen.
Diese Religion war nicht erst in Indien entstanden, sondern sie hatten dieselbe bereits aus den Steppen Mittelasiens mitgebracht und auch in ihrer iranischen Heimat verankert. Dort fanden dann die meisten dieser Götter einen Platz in der Religion des Zoroaster, nur für die Träger dieser Mythologie, die Arya, war im persischen Staat kein Platz mehr – das waren zu unruhige, unbeherrschte Geister.
Mit den Göttern der Arya war entsprechend leicht umzugehen – man opferte das Rechte auf die rechte Weise und war sich des Erfolges sicher – wenn nicht, hatte mit Sicherheit der Opfernde einen Fehler gemacht, denn die Götter machten keine – oder doch? Nicht selten fühlten die Menschen sich von ihren Göttern ungerecht behandelt, und machten daraus, wie alle alten Religionen, durchaus kein Hehl. Schlimmstenfalls wurde der mit dem Opfer beauftragte Priester getötet, weil er versagt hatte.

Das nun gefiel dieser Klasse ganz und gar nicht und sie sann auf Abhilfe. Etwas wurde gebraucht, was sie unverzichtbar machte, ein Herrschaftswissen, das sie anderen Klassen überlegen machte und vor dem Ärgsten schützte. Dieses Wissen trugen die Priester nun zusammen und vereinigten es in einem Fundus, den sie Veda nannten, schlicht „Wissen“. Dieses Wissen wurde, damit

es Herrschaftswissen blieb, nicht aufgeschrieben (daneben hatten sie wohl keine Schrift, erfanden sich auch keine), sondern von Mund zu Ohr weitergegeben und zwar nur an Priester. Die Herdenkönige fanden sich plötzlich ausgegrenzt, und waren darüber nicht erfreut – weshalb die Priester sich besannen und einige Passagen des „Wissens“ auch an Krieger weiter zu geben gestatteten. Im Westen Indiens geriet dieser Prozess der Beherrschung der Krieger durch die Priester rasch zur Vollendung, während im Osten, wir sprachen darüber als wir über das Umfeld des Buddhismus sprachen, die „Kaste“ der Krieger und Herdenbesitzer, die „weltliche Aristokratie“ ihren Rang als höchste Kaste länger behielt.

Die vedische Religion ist Opfer- und Naturreligion. Die Magier dieser Religion sind die Brahmanen. Die – ebenfalls Riten vollziehenden – Wächter dieser Religion sind die Krieger, die „Kshatriya“. Ihnen zum Schutz anvertraut sind die Vaishya und die Shudra, die Bürger und Bauern. Sie ist nicht ohne weiteres mit einem frühen Hinduismus gleich zu setzen. Aber sie enthält bereits Züge dessen, was einmal Hinduismus werden wird. Die meisten vedischen Götter spielen heute keine Rolle mehr, sie wurden im Zuge der weiteren Kultivierung der ehemaligen Hirtennomaden zu Angehörigen einer sesshaften Kultur durch besser entsprechende Bildungen abgelöst. Aber sie wurden in die Mythologie der heute noch verehrten Götter aufgenommen.[204] Züge des Opferrituals blieben aber im heutigen Hinduismus erhalten, desgleichen die Kastenordnung als Rückgrat der hinduistischen Gesellschaft. Verändert hat sich die Stellung der Frau, die in der vedischen Religion eine weitaus gleichberechtigtere Stellung einnimmt als im Hinduismus. Verändert hat sich der Bestattungsritus, der Veda kennt vornehmlich die Erdbestattung. Nicht verändert hat sich die zentrale Stellung, die der Sohn in der Gesellschaft einnimmt und auch die Abfolge der – ritualisierten – Lebensstadien ist noch im Hinduismus präsent. Ältestes Stück des heutigen Hinduismus sind möglicherweise die Grundzüge des Heiratsritus.

5.1.2. Brahmanismus

Brahmanismus erscheint als Zwischenstufe der Entwicklung von der vedischen zur hinduistischen Religion. Im Mittelpunkt des religiösen Geschehens steht Brahma und die ihn verehrenden Brahmanen, die allein befugt sind, mit ihm Umgang zu pflegen. Sie bezeichnen sich selbst als „Menschengötter“ und sehen alle anderen Schichten der Gesellschaft als tief unter ihnen liegend an. Der Brahmanismus aber nimmt die Tendenz einer Hochgottreligion an, wie sie auch im alten Griechenland und in Ägypten, ja in allen frühen Stadtkulturen

[204] . Diese Technik der mythologischen Verschmelzung ist übrigens allen polytheistischen Religionen eigen.

entstand.[205] Als Phänomen ist der Brahmanismus weder von der vedischen noch von der hinduistischen Religion sauber zu scheiden. Er besitzt noch Elemente dieser, und schon Elemente der andern Religion. So baut auch der Brahmanismus noch keine Tempel und kennt keine allgemeinen Feste, wie sie dann im Hinduismus gang und gäbe sind. Er kennt aber schon eine differenzierte Kastenordnung, es tauchen die ersten Jatis, Berufskasten, innerhalb der Varnas, der Ständekasten auf. Das Element der Kastenlosigkeit beginnt sich abzuzeichnen. Die Stellung des Brahmanen als „Menschengott“ ist unangefochten. Es entstehen die ersten philosophischen Systeme(Vedanta, Upanishaden, die ersten Epen). Indien wird zur Priesteroligarchie, die weltlichen Herren regieren in deren Auftrag und sind von deren Wohlwollen abhängig. Der Brahmanismus ist aber, wie auch Veda und Hinduismus das konstituierende Element der indischen Gesellschaft der späteren Frühzeit (von etwa 800 bis etwa 200 vor unserer Zeitrechnung).

Politisch durchlebt Indien in diesen Jahrhunderten eine bewegte Zeit, in der sich die meisten frühen Reiche konstituieren und die von gewaltigen Kriegszügen dieser rivalisierenden Reiche gegeneinander gekennzeichnet ist. Die – iranisch – zentralasiatisch geprägten – Reiche des Nordens erweitern ihren Herrschaftsbereich bis weit in den Süden des Subkontinents hinein und bringen erst den Buddhismus, dann den Brahmanismus und bald den Hinduismus bis in den letzten Zipfel der Halbinsel. Die frühen Großreiche haben keinen Bestand, aber durch sie wird die Kultur des Subkontinents sozusagen auf einen gemeinsamen Nenner gebracht, die Urreligion mehr und mehr zurückgedrängt, da auch die noch freien Reiche des Südens schließlich die Religion der Nordländer annehmen. Übrig bleiben Restposten, die von der Gesellschaft vergessen werden. Ihre Vorstellungen von der Welt gleichen sich, unter Wahrung ihrer Eigenheiten, den sie umgebenden in einem langen Prozess an. Die Begegnung des indischen Nordwestens mit der Kultur des Hellenismus ist ideologisch nicht weiter von Bedeutung – aber in der Kunst Indiens ist sie von geradezu initialer Wichtigkeit. Die aus persischen, indischen und hellenistischen Einflüssen gemischte Kunst des frühen Indien gewinnt ihren Impulsgeber gegenüber rasch ein emanzipiertes Verhältnis und es entsteht eine dezidiert indische, immer wieder als solche erkennbare Kunst, die sich vor allem in

[205] Im Grunde bildet die Hochgottreligion die Verhältnisse der städtischen Gesellschaft ab. An dem Punkt, ob dieser Hochgott männlichen oder weiblichen Geschlechts ist, kann man ablesen, ob es sich um eine patriarchal oder matriarchal dominierte Stadtkultur handelt: auf Kreta und im frühen Palästina, aber auch dem frühem Phönizien, war sie matriarchal dominiert, in anderen, wie der griechischen oder der etruskisch - latinischen Kultur, fanden Wandlungen statt, in den amerikanischen und afrikanischen Religionen haben wir das Phänomen entsprechend

der dekorativen Kunst und der Bildhauerei ausspricht. Eine Steinarchitektur, wie Griechen und Perser sie um diese Zeit längst kannten, kennt Indien in dieser Periode noch nicht. Man baut mit Ziegeln auf Steinfundamenten. Gebäudedekor ist, wenn er schon üblich war, was die Stelen von Sarnath vermuten lassen, noch weithin eher eine Sache der Malerei als der Skulptur[206]. Die Idee einer Steinarchitektur beginnt erst, als buddhistische Mönche die natürliche Höhlen als Versammlungsräume ihrer Klöster nutzen, deren Idealgestalt, den Holzbau, in den gewachsenen Felsen meißeln. Quasi als Konkurrenzunternehmen lassen nun auch brahmanische Fürsten die ersten Tempel aus gewachsenen Felsblöcken aushauen. Aber der Normalfall bleibt wohl noch der mit Verputz beworfene Ziegelbau. Indessen – die ersten entstehenden Tempel leiten über zum Verständnis der dritten und bis heute andauernden Periode des Hinduismus.

5.1.3. Hinduismus

Das wichtigste Merkmal des Hinduismus, worunter man die Gesamtheit der heute lebenden Inder polytheistischer Religion versteht, ist seine Fähigkeit, ganz unterschiedliche Strömungen miteinander zu koordinieren. Diese Fähigkeit ist allgemein eine, die sämtlichen polytheistischen Religionen der Menschheitsgeschichte eigen gewesen ist. Theologie heißt in einer polytheistischen Religion nicht Nachdenken über das Wesen Gottes – das besorgt die Philosophie – sondern die Technik, mythologische Systeme unterschiedlichster Herkunft und Qualität in ein bestehendes „Grobraster“ einzubinden. Dieses Muster ist wirklich sehr einfach, weil es im Grunde nur aus einer einzigen Größe besteht: der Existenz des Göttlichen als solchem. Die Arbeit des Theologen ist es nun, die Erscheinungsformen dieses Göttlichen zu erkennen und nach ihrer Wertigkeit zu ordnen. Der Verkehr mit ihnen ist Sache der Opferpriester. Ihre Sache ist es auch, die besten Methoden für diesen Verkehr auszuarbeiten. Das heißt, sie müssen experimentieren, ehe sie Erfolg haben können, der Theologe aber muss vor allem über eine wache und flexible Intuitionsgabe verfügen, um Merkmale der Götter zu unterscheiden und dem richtigen Spektrum zuzuordnen, denn sonst könnte die Manifestation des Göttlichen in dieser Form höchst ungnädig werden, da weder ihre Eigenart noch ihre Wünsche in Bezug auf den Verkehr mit den Menschen respektiert werden. Der Theologe als Fachmann für die Götter ist also der Dreh- und Angelpunkt einer solchen polytheistischen Religion. Er spürt die Göttlichkeitswesen auf und erstellt ihre Ordnungen. Erst nach der seinigen beginnt die Arbeit des Opferpriesters, die Auffindung der richtigen Kommunikationsweise mit dem gefundenen Göttlichkeitswesen, das man der Einfachheit halber als „Gott“ = Deva bezeichnet. In Wahrheit aber, und das ist das generelle Geheimnis des

[206] Gerade in Sarnath aber beginnt die Wandlung.

Polytheismus, verehrt der Priester in jedem Gott das eine unteilbare und überall mit sich selbst identische Abbild des Göttlichen an und für sich. Da sich dieses in aller Vollmacht entfalten kann, kann es sich auch durch alle Zeit neu und anders darstellen, ist an keine Zeit, keinen Ort und keine Umstände gebunden. Daher hat der Hinduismus auch bis in unsere Tage keinerlei Schwierigkeiten mit dem Auftauchen neuer Devas, wie immer sich dieses abspielt. Sie werden untersucht, abgeklopft und dann dem System zugeordnet, das fähig ist, sie aufzunehmen. So wird Jesus ohne weiteres dem Prinzip Erhaltung und Erlösung zugeordnet, das der Hinduismus im Bilde des Vishnu erkennt, während der christlich – jüdische Gott seinen Platz im Spektrum Shivas, der schöpferischen Veränderung, finden dürfte, Allah, der Unveränderliche und Unnahbare, aber im Bilde des entrückten Weltenherrn Brahma. Damit wären die Weltreligionen auch nur Bestandteile der hinduistischen Kosmologie und Theologie - Halleluja und dafür all die hekatombenweise Verschwendung theologischen Scharfsinns, damit ein Brahmane sagen kann: kennen wir alles schon. Ja, Leute, das ist Polytheismus: kennen wir alles schon. Im Grunde gehen alle polytheistischen Religionen nämlich nach der gleichen Formel, und beziehen dabei die monotheistischen mit ein, denn Monotheismus ist nur ausgekoppelter Polytheismus: ein Teil steht für das Ganze. So ist die ganze hinduistische Mythologie mit ihren unzähligen Götterwesen relativ zu sehen. In Wahrheit wird immer dieselbe Göttlichkeit verehrt, die sich dem Menschen so darstellt, wie er sie jeweils begreifen und umgreifen kann, wie sie seine konkrete gesellschaftliche Position bestätigt und aufwertet. Ich persönlich halte den Polytheismus für die ehrlichere Variante der Religion: kein Gott kann allen Menschen auf die gleiche Weise erscheinen, das liegt in ihrer eigenen Unterschiedlichkeit begründet. Da ist es besser, das Göttliche, das im Grunde weder Namen noch Gestalt hat, auf jeweils passende Weise zu spezifizieren. Das genau tut der Polytheismus und er tut es ohne jedwedes Konkurrenzdenken. Denn jeder Gott repräsentiert – nicht: ist – das eine Göttliche, das an und für sich genommen gar kein Gott ist, weil es kein Wesen ist. Daher sind Gedanken an einen Urmonotheismus verfehlt – am Grunde des Polytheismus gibt des das Göttliche, aber keinen Gott[207]. Dies Göttliche gibt es auch ohne den Menschen. Aber der Mensch ist die – uns bekannte – einzige Spezies, die diese umgreifende Existenz erkannt hat. In seiner Existenz entfaltet sie sich, durch ihn zum Wesen werdend, und er durch sie, in ihren unendlichen Variationen, das Leben mit sich entfaltend, denn es gibt hier keinerlei Kausalität, nur eine unendlich komplexe und differenzierte Durchmischung[208]. An ihr hat Menschli-

[207] Die Gnosis entspricht dem mit ihrer Emanationslehren.

[208] Wenn die alte Gnosis darin etwas Negatives gesehen hat, so ist das von ihrem historischen Kontext, der auf schroffe Trennungen aus war, zwar verständlich, aber nichtsdestoweniger irrt sie hierin.

ches und Numinoses gleichermaßen Anteil und so entsteht zwischen beiden Ebenen der Existenz Kommunikation. Der Mensch gehört – auch – der Götterwelt an und die Götterwesen – auch – der menschlichen Sphäre; daher ist für den Polytheismus der menschgewordene Gott keine Sensation. Daher aber resultieren auch die Opferhandlungen als eine Geste der Menschen, die Götter mit dem zu erfreuen, was sie selbst erfreut, um von ihnen wiederum erfreut zu werden. Dafür zu sorgen, dass dabei keine Missverständnisse entstehen, ist Aufgabe der Opferpriester und Ritualistiker. So abgesichert durch beiderseitige Respektierung und menschlich scharfsinnige Intuition, erfreuen sich Menschen und Götter des Glückes eines harmonischen und beiderseits vertrauensvollen Miteinanders.

Aber dieses Miteinander ist, wie alles Bewegliche, nicht frei von Störungen - unabsichtlichen wie absichtsvollen. Die betreffen sowohl die Kommunikation als auch die menschlichen wie göttlichen Wechselfälle des Lebens. Denn auch die Götter sind nicht unsterblich. Nicht nur, dass sie mitunter bei einigen Völkern ganz verschwinden, um in anderer Weise bei anderen zu überleben, sie haben auch unter denselben Misshelligkeiten zu leiden wie Menschen: sie werden krank, sie begehen irrtumsbehaftete Handlungen, sie leiden an unglücklicher Liebe und werden vom bösen Nachbarn nicht weniger gern attackiert als unsereiner. Die geistige Welt, der sie entstammen, ist nun einmal kein Paradies und wird auch von keinem polytheistischen Mythos je so beschrieben. Das Paradies ist vielmehr eine monotheistische Erfindung. Jeder Gott, will das sagen, kann sein eigenes Paradies haben, wie es auch jeder Mensch besitzen kann. [209]
Die mögliche Störung der kosmischen Harmonie – die nichts mit Sünde zu tun hat – ist aber der Grund, warum monotheistische Systeme im Ernstfall stets versagen. Denn es gibt keinen Gott, der von dieser Möglichkeit frei wäre, ebenso wie es auch keinen Menschen gibt. Jedem geschieht einmal ein Malheur und die wenigsten sind beabsichtigt. Ein Gott in einem polytheistischen Gefüge wird betroffen dreinschauen, die Achseln zucken, den Schaden so gut es geht begrenzen und wieder zur Tagesordnung übergehen. Ein monotheistischer Gott macht es ebenso – nur wird von ihm ungleich mehr erwartet, denn es gibt nichts, was den entstandenen Schaden kompensieren könnte. So ist er a priori zur Erfolglosigkeit verdammt, denn weder weiß er alles, noch kann er alles, noch interessiert ihn alles, was in seinem Umfeld geschieht, aber: von der Sicht des Menschen aus hat es ihn zu interessieren, hat er alles zu wissen und alles zu können. So steht er mit dem Menschen stets auf gespanntem Fuß, was von

[209] Dasselbe gilt von der Hölle, von der die polytheistischen Religionen so reichlichen Vorrat haben wie die monotheistischen den Menschen mit immer denselben Gräueln langweilen. Auch in einem monotheistischen Paradies möchte ich übrigens nicht gefangen sein.

diesem ein Höchstmaß an intuitiver Intelligenz verlangt, denn er muss wissen und ergründen, worum sein Gott sich keinen Gedanken macht. Ein Gott in einem monotheistischen System ist schnell überfordert – wohingegen ein polytheistisches System sich gegen Fehlleistungen wehren kann. Oft genügt es bereits, den Gott zu wechseln wie man einen Arzt wechselt, von dessen Inkompetenz man sich überzeugen musste. Aber es sind auch friedlichere Lösungen denkbar, ein Ritus, den Gott zu beruhigen oder ein intensives Gebet in dem man ihm die Lage erklärt und mit ihm beratschlagt, was zu tun sei. In solchen Situationen lernt dann auch das göttliche Wesen und ist dem Menschen für empfangene Belehrung dankbar. Das zeigt sich daran, dass er in einer anderen Situation wiederum für den Menschen da ist, ihm sogar mehr Beachtung schenkt, ein innigeres Verhältnis zu ihm aufbaut als da vordem war. Der Mensch hat aufgehört, eine „Nummer“ zu sein. Er hat sich bekannt gemacht und so gibt es in polytheistischen Systemen oft ein innigeres Verhältnis des Menschen zu „seinem“ Gott als das in einem monotheistischen System überhaupt nur denkbar ist. Der Gott ist ein „überirdischer“ Freund des Menschen, ihm so nahe und so familiär wie jeder andere menschliche Freund es ist. Mehr noch: in manchen polytheistischen Systemen ist sogar eine intime Bindung zwischen Mensch und Gott möglich, die sich in Form einer Hochzeit dokumentieren lässt. [210]

Natürlich steht außer Frage, dass ein polytheistisches System nicht nur die Gesellschaft, in der es entstanden ist, abbildet und transzendiert, sondern dieser Gesellschaft auch auf Erden Würde und Dauer verleiht. Die Gesellschaft ist das Abbild der göttlichen Hierarchie, in der vom unnahbaren Hochgott bis zum Baum im Wald alle Elemente des Geistigen denkbar und wählbar sind. Daher ist das Gesellschaftsmodell auch sakrosankt. In Indien haben niemals Revolutionen gegen das Kastensystem stattgefunden und auch der Buddhismus, der in seinen Klöstern die Kasten nicht anerkennt, stellt in der weltlichen Sphäre ihre Existenz nie in Frage. Der Gedanke, dass der Mensch von Geburt an das ist, wozu ihn seine Taten und Wünsche – auch die negativen - im vorigen Leben machen, kam bereits im Brahmanismus auf, reüssierte in den verschiedenen Gegenbewegungen (der Veda kennt diesen Gedanken nicht) und wurde aus dem Buddhismus bruchlos in den Hinduismus übernommen.

5.1.3.1. Was ist eigentlich Karma?

Karma ist die Summe aller Spuren, die ein gelebtes Leben oder die fortgeführte Existenz eines Wesens in dessen Dasein hinterlassen. Karma kann verglichen

---

[210] Außer im Hinduismus, wo diese Möglichkeit heute eher korrumpiert ist, im haitianischen Voodoo. Das christliche Nonnenwesen, aber auch das Mönchswesen ist ein Derivat dieser Gewohnheit, wobei das Christentum ja an sich eine Zwitterexistenz zwischen Mono- und Polytheismus führt.

werden mit den Gewichten auf einer Waage – auf der anderen Schale der Waage liegt das Leben des Betreffenden und auf dieser entspricht jeder Tat, jedem Gedanken, jedem Gefühl des Betreffenden das Hinzulegen beziehungsweise Wegnehmen eines solchen Gewichtes. Ähnliche Vorstellungen gibt es in der Seelenwaage der Ägypter, den Jenseitsvorstellungen der afrikanischen Religionen, und an vielen anderen Orten. Aber bis zur Perfektion hat nur der Hinduismus diese Vorstellungen entwickelt.
Die Vorstellung solcher Spuren ist es, die dann wieder die Vorstellung einer Wiedergeburt erzeugt. Oder geht es anders herum? Wir gebrauchen und dozieren heute mit Selbstverständlichkeit über Reinkarnation, was man darunter versteht und was dabei geschehen soll – aber warum es diesen Gedanken gibt, warum es ihn nicht nur in Indien gibt, warum er im Grunde weltweit existiert und selbst die monotheistischen Religionen nicht ausgelassen hat, darüber dozieren wir eigentlich nie.

Ich denke, Grundlage solcher Vorstellungen ist die Erkenntnis des Menschen, dass er auf dieser Welt stets nur in einem winzigen Ausschnitt von deren zeiträumlicher Existenz lebt. Er erlebt in dieser Spanne eigentlich nur, was ihn von der Vergangenheit unterscheidet und von der Zukunft trennt. Solange er lebt, vereinigt er die drei Formen der Zeitlichkeit in sich: er erinnert eine Vergangenheit, er lebt eine Gegenwart und aus beiden entsteht fortwährend Zukunft, die er erwartet. Er sieht seinesgleichen kommen und gehen unter einem quasi ehernen Himmel, der sich unbekümmert um sein persönliches Geschick weiter und weiter dreht. Damit ist er aufgrund seiner Beschaffenheit als erkennendes Wesen unzufrieden. Er möchte seine fragmentarische Existenz zum Abschluss bringen, einem Abschluss, der befriedigender ist als der Tod, der ihn irgendwann hinweg nimmt und ins Nichts verfrachtet. So gesehen ist der Gedanke der Reinkarnation eine einzige Rebellion des Menschen gegen das, was er unabänderlich geschehen sieht. Es gibt auch andere Arten, in denen diese Rebellion sich kundtut, andere „Jenseitsvorstellungen“. Es gibt die Vorstellung als Ahne im Gedächtnis der Menschen weiter zu leben, es gibt die Vorstellung von einem endlichen Gerichtstag, einer bewusstseinsgedämpften Totenwelt, einem Umhergeistern in einer nicht wahrnehmbaren Existenzweise, von einem Ort endlicher Seligkeit und einem ebensolchen Ort unsterblicher Qualen. Grund dessen ist immer dieselbe Rebellion gegen den Tod, den der Mensch für seine eigene Spezies nicht akzeptieren kann und den zu vermeiden ihm ebenso wenig möglich ist. Das ist sein existenzielles Dilemma und er müsste nicht sein, was er ist, wenn ihm dies nicht erhebliches Unbehagen verursachen würde.
Nun wird jeder Mensch unter ganz konkreten gesellschaftlichen und naturbedingten Umständen geboren. Einer erblickt das Licht der Welt in einem Iglu, ein anderer in einer „Klinik unter Palmen“, einem ist aufgrund der gesellschaftli-

chen Stellung seiner Eltern ein sorgloses Leben bestimmt, einem anderen schon in der Wiege eine Existenz in lebenslangem Elend. Einem ist bereits in der Wiege ein langes, erfolgreiches Leben sicher, von einem andern weiß man nur eines: er wird lebenslang um jeden Bissen zu kämpfen haben, und aller Wahrscheinlichkeit nach wird „lebenslang“ höchstens drei oder vier Jahrzehnte währen. Denn alle Menschen, wo immer sie leben und wie immer sie leben, zeugen und gebären Kinder. In armen Regionen gebären die Menschen sogar sehr viel mehr Kinder; nicht weil sie dumm wären, sondern weil sie die Kinder für ihre Versorgung im Alter – gesetzt sie erreichen ein Alter – brauchen werden. Je mehr Kinder, je mehr lebende Kinder, umso weniger wird jedes einzelne der überlebenden Kinder für die Altersversorgung der Eltern aufzuwenden haben. In den armen Regionen der Welt – und das sind die größten – ist zudem der hohen Kindersterblichkeit nur dadurch beizukommen, dass eben viele Kinder geboren werden, von denen am besten mehr als nur eines überlebt. Das wiederum bedingt, dass die Eltern in solcher Armut sich eher ausbrennen, früher alt werden und die Hilfe ihrer Kinder auch dann brauchen werden, wenn sie nicht mehr als dreißig bis fünfzig Jahre alt werden sollten. Aus diesem Grunde fangen sie auch so früh wie möglich an, Kinder zu haben. Je früher sie anfangen, umso risikoärmer leben sie – ein Kind, das von zwölfjährigen Eltern gezeugt ward, ist zwanzig und damit erwachsen, wenn seine Eltern die Dreißiger erreicht haben und sich der Schwelle des Alters nähern. Zudem haben sie mehr „Fehlwürfe“ frei, denn ihnen bleiben zehn Jahre, um eine Riege von überlebenden Versorgern herzustellen. Fünfundneunzig Prozent der Weltbevölkerung haben diese Probleme und sie hatten sie auch im alten Indien, haben sie dort heute noch. Übrigens ist das auch der Grund, warum in den meisten alten Gesellschaften Polygynie herrscht: je mehr Frauen gleichzeitig von einem Manne schwanger sind, umso besser ist es um das Fortkommen der Familie bestellt. Allerdings muss der Mann sicher stellen, dass auch alle Frauen und Kinder das für sie Lebensnotwendige haben, also Unterhalt und Unterkunft, wobei letztere klimaabhängig auch entbehrt werden kann.

Aber alle Menschen zeugen Kinder, nicht nur die Armen. Die Kinder der Armen wissen von den Kindern der Reichen und fragen sich irgendwann, warum ihre Eltern nicht reich werden konnten. Die Kinder der Reichen sehen irgendwann die Kinder der Armen und fragen, warum diese im Elend leben, sie selbst aber angenehm. Nun wäre es an den jeweiligen Eltern, ihren Kindern reinen Wein einzuschenken und ihnen etwas von angeeignetem Mehrwert oder rücksichtslosem Profitstreben, aber auch von dem Glück zu erzählen, dass der Mensch dann und wann eben hat. Gesetzt, die Eltern hätten den Durchblick, stünde doch dahin, ob sie sich selbst und den Kindern so viel Wahrheitsliebe auf der einen und Verständnis auf der andern Seite zutrauten. Zumeist wird ihre Auskunft wohl eher auf Kosten der Wahrheitsliebe gehen, in verschiedenem Umfang, und auch nicht immer absichtlich, aber am Ende doch. Die bequemste

und alles mit allem versöhnende Antwort aber wird lauten, dass diese ihr Schicksal hätten und wir das Unsrige. Das eben ist Karma.
Die nächste Kinderfrage wäre dann: warum es dieses Karma überhaupt gibt. Die Frage wird umso dringlicher und gefährlicher, je offensichtlicher ist, dass es sich um obgleich arme, doch durch und durch rechtschaffene Menschen handelt. Womit haben diese Menschen es verschuldet, in derart drückenden Umständen zu leben, während es uns, die wir ebenfalls unbescholtene Bürger sind, doch vergleichsweise gut geht? Irgendwann in der Geschichte unserer Familie, wäre die ehrliche Antwort, hat jemand dafür gesorgt, ob durch Glück oder durch Betrug oder auch durch niemanden verletzende Tüchtigkeit, dass es uns gut geht – das haben wir nach Kräften vermehrt und geschützt und deshalb geht es uns immer noch gut. Die Anderen hatten das Pech, uns unser Glück erarbeiten zu müssen. Aber diese Antwort wird einem Kind in Indien nicht gegeben, sondern: wir haben unseren Dharma erfüllt und diese Leute erfüllen ihren Dharma. Wenn sie diesen ordentlich erfüllen, werden sie eines Tages vielleicht eben dort sein, wo wir jetzt sind – werden in eine reiche Familie geboren werden.
Man sieht schon, Karma ist eine jeder sozialrevolutionären Haltung kontraindizierte Konstruktion. Es reduziert die Welt auf das Individuum, die gesellschaftlichen Prozesse auf eine persönliche Haltung. Man häuft gutes Karma an, indem man sich gesellschaftskonform verhält, schlechtes, indem man die Paradigmen der Gesellschaft missachtet. Zu diesen Paradigmen gehört auch der Gehorsam gegen Unterdrücker. Denn die haben aus ihrem Karma heraus das Recht, in ihrem Dharma als Unterdrücker und korrupte Halsabschneider zu fungieren. Wenn der Arme in seinem Dharma von den Unterdrückern Unbill erleidet, und ihn gehorsam hinnimmt, verbessert er zwar nicht seine soziale Lage, aber sein Karma. Das wiederum macht ihm Hoffnung, irgendwann auch solch ein Halsabschneider sein zu dürfen, vermiest aber dem aktuellen Halsabschneider den Spaß nicht im Geringsten, denn – nach dem Tod ist nach dem Leben. Es ist eine Rechnung, die er nicht mehr begleichen muss. Also wird er umso eifriger dabei sein, die Lehre vom Karma zu vertreten. Aus dem gleichen Grund haben Prediger und Propheten ihre Schäfchen auf das Letzte Gericht eingeschworen. Es geht immer um die Rechnungen, die ein Mensch in seinem Leben nicht mehr begleichen möchte und um derentwillen er recht froh ist, dass es mit spätestens hundertundzwanzig Jahren endet. Allerdings hat es in letzter Zeit eine etwas andere Entwicklung gegeben: da der Letzte Tag doch allzu fern liegt, und die Menschheit weniger denn je geneigt ist, gegen übermächtiges Unrecht tatkräftig aufzubegehren, hat sich in den korrupten oberen Klassen die Neigung breit gemacht, nunmehr ewig reich, jung und glücklich sein zu wollen und das Altern und den Tod den Armen zu überlassen. Diese Neigung hat eine ganze Industrie hervorgebracht, die ihre Produkte und Methoden zu sündhaften Preisen vermarktet, aber in der Tat Erfolge vorzuweisen

hat, dergestalt, dass heute Personen der „besseren Gesellschaft“ um die Sechzig in etwa so aussehen, wie ein unbehandelt flotter Dreißiger. Eine solche Mentalität erreicht man, wenn man dem Tod mit ungeeigneten Methoden Paroli bietet. Denn letztenendes werden auch die Schönen und Reichen sterben müssen und was noch schlimmer ist: sie werden ebenso wie die Armen nichts mitnehmen. Dies ahnend brüten sie noch Schlimmeres aus: sie wollen die ganze ihnen unterworfene Menschheit mitnehmen. Nicht in ein langes Leben, sondern in ihren unendlichen Tod. Das ist das Ergebnis von umfassender Schicksalsergebenheit, wie sie im Karmaglauben der Inder manifestiert ist. Es entsteht Manövriermasse.

Eben dieselbe sollte auch entstehen, als Manu, der Gesetzgeber der indischen Frühzeit, den entstehenden Stadtkulturen ihr Gesicht gab. Denn dieser Moses der Inder hatte nichts Geringeres im Sinne als ein leicht regierbares Gemeinwesen zu schaffen und welches Gemeinwesen ist leichter zu regieren, als eines, in dem jeder sein individuelles Geschick als Folge seiner eigenen Taten ansieht und, wenn es in diesem Leben keine Taten zu ahnden gibt, dann wurden sie eben in einem der vorigen begangen; kontrollierbar ist das sowieso nicht mehr. Die Brahmanen, deren einer er vielleicht sogar war, hatte Manu dabei hinter sich, auch die Krieger und selbst die entstehende Klasse der Bürger (Handwerksmeister und Kaufleute) konnte Manu für seine Vorstellungen gewinnen – der Rest wurde nicht mehr gefragt, sondern hatte sich diesen Vorstellungen zu fügen. Manu ging es darum, mit möglichst wenig administrativem Aufwand ein möglichst hohes Ergebnis staatlicher Effizienz zu erreichen und er hat seine Vorgaben, möchte ich sagen, mehr als erfüllt: noch heute ist Indien in seiner Masse dieser Injektion wegen gelähmt. Ähnlich wie Konfuzius, dessen Bruder im Geiste er ebenso ist wie geistesverwandt mit dem Griechen Plato, bestimmt für Manu die Gesellschaft alles, was das Maß eines Menschen ausmacht. Diese Gesellschaft ist notwendig in Beherrscher und Beherrschte unterteilt. Denn, so Manus Begründung, hielte der Beherrscher nicht die Beherrschten voneinander ab, so würden sie, übereinander herfallend, sich in kürzester Zeit ausrotten. Dass die Beherrscher zumeist eher über die Beherrschten herfallen als diese übereinander, verschweigt Manu füglich. Dass alles Recht immer und überall dazu dient, die Interessen der wenigen Starken vor denen der vielen Schwachen zu schützen, hat er wohl gerade vergessen. Gewusst hat er es indessen, denn sein ganzes Gesetzeswerk die Manushmriti, atmet genau den Geist des Beherrschenden, der verhindern möchte, dass ein Beherrschter ihm mit Gewalt das nimmt, was dieser ihm vorher mit oder ohne Gewalt gestohlen hat. Er verpackt es nur, wie heute unsere Neoliberalen, in lauter schöne Worte, die jeweils das euphemisch verschleiern, was das unschöne Wort passender und treffender zu sagen wüsste. Grundlage der ganzen Gesetzgebung aber ist das

Karma der Menschen, das, unabänderlich waltend, alle Ungleichheit schafft – der Rest ist Dharma und mit dem wollen wir uns nun befassen.

5.1.3.2. Der Dharma und die Kasten

Die Gesellschaft des alten und mittelalterlichen Indiens ist keine Sozialgemeinschaft, erst gar keine Solidargemeinschaft, sondern ein Ständestaat, in dem zwischen den Ständen auch noch Mauern und Wälle aus unausweichlichen Dogmen aufgerichtet sind. Man sagt, der Hinduismus habe keine Dogmen, nun: wenn die Kastenordnung kein Dogma ist, so frage ich mich, was in einer Gesellschaft dann ein Dogma sein soll. Jeder kann jeden Gott auf jede Weise verehren – aber in der Gesellschaft hat er darauf zu achten, seine Kastengesetze peinlich zu befolgen und Sanktionen gegen jeden auszusprechen und zu vollstrecken, der dieses Dogma verletzt. Indien hat 1945 das Kastensystem administrativ abgeschafft, mit dem Ergebnis, dass es heute, im Jahre 2005, unverändert wächst und gedeiht. Aber was ist eine Kaste?

Das Wort stammt aus dem Portugiesischen und bedeutet: rein. Es meint die Geborgenheit des Individuums im Schoß seiner – homogenen - sozialen Gruppierung. So weit so gut. Denn die soziale Gruppierung kümmert sich um alles, worum sich die Familie nicht kümmern kann: sie sorgt für Waisen, versorgt die Witwen, regelt Konflikte, regelt die Arbeitsbedingungen und den Arbeitslohn, wunderbar. Sie ist in einem Gewerkschaft, Schiedsbehörde, Sozialamt, ja sogar Schutzpolizei. Sie regelt aber auch, wen man heiraten darf und mit wem das Essen zu teilen erlaubt ist, wo man wohnen darf und wo das Wasser zu holen ist – schon weniger toll? Ja, schon weniger toll. Sie regelt auch was und wann man isst, wann man Sex haben darf, wann zu feiern und wann zu hungern ist. Sie regelt, wie man sich kleiden darf und welche Stoffe man benutzen kann. Sie regelt, wie der Schmuck und das Haus auszusehen haben und was man für Material verwenden darf respektive eben nicht darf. Sie regelt, für welche anderen Gruppen man arbeiten darf und dabei auch gleich, auf welche Weise das zu geschehen hat – Neuerungen ziehen den Hinauswurf aus der Kaste nach sich. Sie regelt selbstverständlich auch alle religiösen Angelegenheiten: wie zu opfern ist, wem zu opfern ist, wann zu opfern ist und wo zu opfern ist. Sie regelt, wie die Bestattung zu erfolgen hat, und was für Geschenke zur Hochzeit fällig sind. Und man denke ja nicht, dass sie das nur zu Manus Zeiten und höchstens bis 1945 geregelt hat – sie regelt das heute noch und zwar für alle Inder – nicht nur für Hindus. Auch die große Gegenbewegung, die Muslime,

haben Kasten gebildet, oder andere religiöse Gruppen wie Jains und Sikhs sind gar nur in ganz bestimmten Kasten überhaupt präsent.

Diese Gruppenbildung unterstützt jede nur mögliche Machtkonstruktion, solange diese die Torheit nicht begeht, die Auflösung des Kastensystems nicht nur dekretal zu verkünden, sondern wirklich zu betreiben. Im Krisenfalle können Kasten und Gruppen gegeneinander ausgespielt und so die eigene Macht bewahrt werden. Manu war, wie man sehen kann, ein genialer Gesellschaftskonstrukteur, ein Geistesverwandter des Niccolo Machiavelli. Der Unterschied zwischen beiden besteht nur darin, dass der Eine eine bereits vorhandene Gesellschaft aus einer gehörigen zynischen Distanz heraus analysierte, während der Andere eine in der Entwicklung befindliche Gesellschaft genial antizipierend formte.

Manu nahm nichts, was nicht zumindest im Ansatz bereits vorhanden gewesen wäre. Die Stände, Priester, Krieger, Kaufleute und Bauern, auch die außerhalb der Kasten stehenden „Stämme“ waren bereits bekannt. Ihre Stellung zueinander war indes in den verschiedenen Gebieten Indiens unterschiedlich, was mit der territorialen Struktur der Gebiete zusammen hing. Doch waren es nur Nuancen, die hier trennten – die Einteilung der Stände als solche war eine panindische Erscheinung und wurde nirgendwo bezweifelt. Manu, der Intellektuelle, stellte die Intellektuellen an die Spitze seiner gesellschaftlichen Vision. Dabei darf man aber nicht an Intellektuelle in unserem Sinne denken, sondern es handelte sich hier um die Fachleute im Verkehr mit der mächtigsten Kraft, welche die Gesellschaft kannte: den Göttern. In allem anderen waren sie nicht besser und nicht schlechter als die Angehörigen der andern Stände. Aber dieses ihr Fachwissen, mündlich von Generation zu Generation überliefert, stellte sie über alle andern. Aber warum wurden nur die Kinder von Brahmanen wiederum Brahmanen? Warum konnte kein Krieger und kein Kaufmann die vollständigen Veden auswendig lernen? Warum durften die Bauern und die Angehörigen der Stämme davon nicht einmal etwas wissen? Weil, so erklärte Manu, ihr Karma es ihnen verbiete. Sie hätten statt dessen den Weg ihres Berufsstandes wacker zu gehen um auf diesem Wege das Karma zu verbessern und in einem höheren Stand wiedergeboren zu werden. Gegen eine solche Argumentation ist, da sie nicht nachprüfbar ist, schwer anzureden. Aber es wurde, wie der Buddhismus zeigt, aber auch die Religion des Jina, dennoch dagegen angeredet. Nur, dass die anredeten, selbst in dem System des Manu gefangen blieben. Niemandem fiel ein, dass vielleicht die ganze Argumentation manipulativ sein könnte. Nun, sie war es. Die Kaste zementierte nur die geschichtlich gewordenen Strukturen der Macht ohne sie im Mindesten zu analysieren. Sie machte aus der Macht- eine Religionsfrage und entzog sie so der Nachprüfung indem sie religiöse Sanktionen an dieselbe knüpfte. Wer sich

auflehnte, verlor seine Kaste und damit den solidarischen Rückhalt der Gesellschaft. Er wurde zu einem Niemand und schlimmer noch, auch seine Nachkommen und Kindeskinder wurden zu einer Summe von Niemand.
Aber Indien zählt heute Tausende von Kasten und nicht nur vier plus Kastenlosen. Der Differenzierungsprozess ging weiter – und damit die Gruppendynamik. Um jeden Berufszweig scharten sich die Angehörigen desselben in Kastenstrukturen, die regelten, wie, wann und wo und für wen gearbeitet wurde, mit wem man Umgang pflegte und mit wem nicht, mit wem und was man zu essen hatte, wen man, dies am Wichtigsten, heiraten konnte und unter welchen Bedingungen. Im Grunde waren das solidarische Berufsbündnisse, auf die sich alle verlassen konnten, die innerhalb einer solchen Gruppe anerkannt waren. Und was alle Kasten vereinte, war der Dharma.

Der Begriff des Dharma ist kastenübergreifend. Nur nimmt er in jeder der Tausenden Kasten, der Jatis, eine eigene Gestalt an. Ihn zu erfüllen ist Ziel der gesamten Kastenordnung. Wer ihn nicht erfüllt, scheidet aus der Kaste aus und muss sich als Individuum behaupten. Da das praktisch unmöglich ist, bilden sich aus den Gruppen der Verstoßenen neue Kasten, die einen eigenen Dharma aus dem entwickeln, was ihnen zu tun noch bleibt. Aber der Begriff ist nicht statisch. Der Dharma einer Kaste kann sich ändern. Aus ursprünglich brahmanischen Jatis sind solche der Shudra geworden, während unreine Shudra, also beinahe schon Unberührbare, zu Kasten aufgestiegen sind, die heute kein Brahmane als Bräutigame oder Bräute für seine Kinder ablehnen würde. Warum sich solche Prozesse ereignet haben und ereignen, liegt in der gesellschaftsgestaltenden Entwicklung der Produktivkräfte begründet. Und insbesondere an der Grenze der Shudra – Gruppe zur Gruppe der Unberührbaren sind viele solcher Prozesse im Gange und waren immer im Gange seit es das Kastensystem und den Dharma gibt. Es bleibt aber bestehen, dass der Dharma das eigentliche Rückgrat des Hinduismus ist. Er legitimiert die Kastengesellschaft, er verändert sie, er gibt dem Individuum wie der Gruppe den notwendigen ideellen und sittlichen Hintergrund. Das Individuum zählt nur als den Dharma seiner Kaste befolgende Einheit – anders zählt es im Hinduismus nicht. Das gilt in allen Schichten – für alle und jeden. Einen Individualismus europäischer Machart, als totale geistige Autonomie des Einzelnen gegenüber der Gesellschaft gibt es im Hinduismus nicht. Auch ein Hindu kann Individualist sein – aber sein Individualismus wird an der Frage, wen seine Kinder heiraten sollen und mit wem er essen darf, seine Grenzen finden. Im eng verschachtelten Leben indischer Großstädte wird er ohne sich zu bedenken neben einem Kastenfremden im überfüllten Bus stecken – aber er wird denselben weder zu sich einladen, noch wollen, dass er von jenem eingeladen werde. Die Verkehrswege sind eine sozusagen neutrale Zone, auch der Arbeitsplatz ist es mitunter - aber das Zuhause ist Indien wie es immer war.

Man spricht heute so viel über die Förderung, die Indien seiner Scheduled Cast, seinen Unberührbaren, angedeihen lässt. Gäbe es das Phänomen nicht, es müsste eine solche Förderung in dieser Gestalt auch nicht geben. Dass es sie gibt, bedeutet: Unberührbarkeit ist existent und sie ist ein Problem. Nachgerade wird sie dadurch aber auch zu einem Problem der anderen Kasten, die sich durch diese – recht intensive – Förderung wiederum benachteiligt sehen. Darauf reagiert die Gesellschaft dann wieder mit Abwehr und grenzt die Geförderten aus. Für den so Lebenden ist das mitunter aber auch ein Problem, vor allem wenn er den Rückhalt seiner Kaste verloren hat, einen neuen aber nicht findet. Er ist dann Individualist in einer Gesellschaft, die mit Individualisten nicht umgehen kann und es bleibt ihm nichts als ein gnadenloser Wettbewerb mit allen andern – der manchmal Ministerpräsidenten schafft, aber auch Leichen im Ganges und Patienten auf den Intensivstationen.
Etwas anderes ist es mit den Veränderungsprozessen unter den Kasten, die sich einfach vollziehen; von ihnen hat niemand, der sie gehorsam als seinen Dharma mit vollzieht, einen Nachteil. Denn auch ein geänderter Dharma ist noch immer der Dharma der Kaste, in der er geboren wurde – oder sie. Dieser Dharma orientiert sich in den Grundzügen immer noch an dem durch Manu einst vorgegeben Raster. Die Manushmriti ist noch heute eines der grundlegenden Dokumente indischen Selbstverständnisses und tiefer im Volk verankert als die indische Verfassung. Auf dem Dorf gelten ihre Regeln bis heute beinahe ungebrochen, und das ist das Wesentliche für den Bestand des Hinduismus, denn Indiens Volk lebt zumeist auf dem Dorf. Wer also wirklich Hinduismus erleben und nacherleben möchte, muss ihn auf dem Dorf studieren oder in Literatur, die mitten aus dem Dorf entstanden ist – es gibt davon mittlerweile ein reiches und authentisches Angebot[211]. Denn das Selbstbewusstsein der Dorfleute hat sich in den Jahrzehnten der Unabhängigkeit nach und nach gesteigert. Sie haben ihre Rolle als Bevölkerungsmehrheit begriffen, der Zugang zu Medien und Bildung tat ein Übriges, die Arbeit in den Städten ebenfalls und so sind es heute nicht mehr die Hochkastigen, die voller Erbarmen und mit heimlichem Ekel über die Niedrigen schreiben, sondern diese Niedrigen schreiben selbst, machen Filme, machen Rundfunk, üben öffentlich Kritik und Selbstkritik. Leider ist indische Literatur der Gegenwart in Deutschland nur sporadisch erreichbar, aber sie lohnt sich. Sie lohnt sich ebenso wie indische Filme – nur „Bollywood“ lohnt sich weniger, aber selbst aus dem Hindifilm kann man ersehen, aus den Träumen, die er vorführt, wo das indische Ideal im Augenblick stehen sollte. Es waren ja einige davon neulich in den kommerziellen Programmen zu sehen – die Sujets waren zwar stark gewöhnungsbedürftig, wir sind über derartige „Revuefilme“ schon lange hinaus, aber auf eine sehr unterschwellige Weise sind sie in all ihrer Seichtheit und ge-

[211] Welches ich hier als authentischen Fundus dankbar genutzt habe.

rade ihretwegen doch informativ. Das ist nicht Indien, sicher – aber das ist einer der indischen Träume von Indien und auch in seinen Bezügen zum Westen aus indischem Material gemacht.

Indien ist und das auch heute noch vor allem der Dharma. Er regiert auch in den Büroetagen der Finanzkonzerne von Bombay. Er macht eine Gesellschaft funktionsfähig, die sonst an ihren Gegensätzen schon lange zerbrochen wäre. Indem jede Zelle dieser Gesellschaft sich in ihrem Dharma aufrecht hält, halten sich alle und der Koloss schwankt, aber er steht – erdbebensicher. Er ist wie die Binse, die sich im Sturme biegt und überlebt, während die Eiche entwurzelt wird und stirbt. Der Dharma gesteht das Notwendige stets zu – er ändert es auch, wenn Änderungen notwendig werden – er ändert nur niemals das Faktum seiner eigenen Existenz. Der Dharma gibt jeder gesellschaftlichen Gruppe ihr spezifisches Selbstbewusstsein, lehrt sie, dass ihre Existenz so wie sie ist, sinnvoll wäre, sie sei was immer sie sei. Jede Existenz, lehrt der Dharma, enthält nicht nur eine Vergeltung, sondern auch eine neue Chance und wer in seinem Dharma lebt, der nimmt genau diese Chance wahr. Einerseits, lehrt der Dharma, schaffen unsere Verhaltens- und Denkweisen unsere neue Existenz. Was wir säen, das ernten wir. [212] Andererseits ist das, was wir ernten auch immer geeignet, unsere Chancen auf eine bessere Ernte zu steigern. Denn der Weg einer jeden Entität führt irgendwann zur Befreiung vom Kreis der Wiedergeburten. Es kommt auf jeden selbst an, wie lange er darin gefangen bleibt. Daher kennt der Dharma auch kein Mitleid im europäischen Sinne. Jeder, so seine Lehre, ist für seine momentane Existenz verantwortlich, daher ziemt sich Bedauern nicht. Aber Hilfe ziemt sich und sollte geleistet werden, damit der Anreiz, eine höhere Wiedergeburt zu suchen, auch in diesem Leben besteht. Eine Kaste, die sich hochmütig abschließt, und den Niederen nur als eine Art Vieh betrachtet, wird keinen Anreiz schaffen als den der Rache – und dieser Anreiz bewirkt keine „Höherstufung“. Eine Kaste aber, die sich hilfreich dem Elend der Andern neigt, die sich der Bitte nicht versagt, wird einen Anreiz des Begehrens schaffen – und dieser Anreiz kann das Wesen höher ziehen. Die Brahmanenkasten schließlich, die sozusagen das Ende der Fahnenstange erreicht haben, sollen nach der Lehre des Dharma auch „mit ihrem Pfunde wuchern“ und „ihr Licht leuchten lassen“ statt sich in Furcht vor Verunreinigung von allen abzukehren. Sie sind nicht nur die Leuchttürme, sondern auch die Lehrer Indiens auf dem Weg des Dharma – wozu gehört, dass sie ihren eigenen vorbildlich befolgen. Ein Brahmane, der ein ethisch unsauberes Leben führt, schadet allen Kasten die nach ihm kommen und verdirbt zudem noch seinen eigenen Dharma. Der Abstieg ist ihm gewiss – weshalb aber auf der anderen

[212] Über die gesellschaftstechnischen Aspekte dieser Lehre schrieb ich oben, hier referiere ich, von innen heraus, deren psychologische Bedeutung.

Seite niemand die Hand gegen ihn erheben sollte, denn er richtet sich selber. Die gesellschaftlichen Stabilisierungsfaktoren dieser Lehre liegen, denke ich, auf der Hand: lasse das Unrecht geschehen, denn es wird auf jeden Fall den stigmatisieren, der es tut. Bleibe bei deinem Dharma und du wirst bei allem bleiben, was richtig und gut für dich ganz konkret ist. Man kann dazu auch anderer Meinung sein und ich bin es durchaus. Aber die Meinung des Hinduismus hat die Zustimmung von einer Milliarde Menschen. Das erfordert und zwingt zum Respekt auch den, der ein anderes Leben kennt.

Der Mensch erreicht seine Bestimmung, so die Lehre des Dharma, als Individuum, aber er erreicht sie nicht ohne die Hilfe einer konkreten Gruppe mit jeweils einer konkreten gesellschaftlichen Stellung, an welcher er bemessen kann, wo er auf der Leiter der Wiedergeburten steht. Zur Sicherheit wird er in diese Gruppe qua Geburt hinein gestellt respektive sein Karma stellt ihn unfehlbar dort hinein, wo es für ihn am besten ist. Diesem Karma ist er aber nicht hilflos ausgeliefert, denn der Dharma zeigt ihm, wie er dieses Karma, das ihn hierher gestellt, verbessern und damit seine nächste Lebenssituation qualitativ heben kann. Diese Skala funktioniert aber nur in Indien, obschon die Wiedergeburt entsprechend dem Karma auch für alle andern Menschen gilt. Nur der in Indien Geborene erhält eine Chance, sich zu retten. Die andern treiben, nicht mehr Tiere, aber auch noch keine rechten Menschen, im Ozean des Lebens einher, ohne Hilfe zu finden. Der in Indien Geborene hat sie gefunden – gleich in welcher Kaste er das Licht der Welt erblickt. Er wird, befolgt er seinen Dharma, auch in Indien bleiben und dort auf dem Weg der Läuterung voranschreiten um nach Äonen einer umhergewirbelten Existenz nunmehr den geraden Weg zum Verlöschen derselben und zur Befreiung zu finden. Im Grunde ist nach der Lehre des Dharma, eine Geburt als Unberührbarer in Indien ein Los, um das ihn Milliarden anderer Menschen in sehr viel besseren Positionen beneiden sollten statt ihn zu bedauern.

Von unserer Warte her ist zu sagen, dass sowohl die Idee des Karma als auch die der Wiedergeburt generell etwas für sich haben. Das Leben eines Menschen ist zu kurz, um den ganzen Weg zu seiner Bestimmung zurücklegen zu können, das zu berechnen ist wahrlich keine Kunst. Es ist auch keine gewundene Überlegung nötig um festzustellen, dass ein Mensch sich, aller Orientierung bar, mit Fehlhaltungen belasten muss und bei weitem nicht alle in einem Leben auch wieder Entlastung finden. Aber er wird auch Vorzüge erwerben, die in einem Leben nicht mehr zur Geltung kommen. Der Unterschied zu den hinduistischen Lehren liegt hier in der Wertung dieser Tatsachen. Die Erkenntnislehre macht nämlich keine. Hier wird nur das Faktum selbst anerkannt. Im Übrigen geht die Erkenntnislehre davon aus, dass jeder Mensch an jedem Ort der Welt seinem Stern folgt und dieser Stern unbeirrbar seine Bahn

zur Erkenntnis des Selbst und damit zur Beherrschung der Dinge zieht, die nicht er selbst sind. Seine Bestimmung ist nicht, so die Erkenntnislehre, irgendwo zu verlöschen, sondern im Gegenteil zur Fülle des Seins zu gelangen, aus der heraus er Ursache weiteren Seins wird, er wird also vom „Gestalteten“ zum „Gestalter“. Die Lehre vom Karma einer Gesellschaftsphilosophie zugrunde zu legen, die den Menschen entmündigt und ihn in seine Positionierung begrenzt, ist ein falsche Handhabung dieser Erkenntnis, deshalb lehnt die Erkenntnislehre jede Statik der individuellen Positionierung ab. Jederzeit hat der Mensch Recht und Pflicht, sich weiter zu entwickeln und dabei kann ihn keine von der Gesellschaft auferlegte Schranke hindern. Im Gegenteil, sie geht davon aus, dass gerade die verborgenste Existenz den wirklich „höchsten“ Wesenheiten am meisten ziemt und gerade ihr Gegensatz zu den Normativen der am Äußerlichen orientierten Welt sie als das kenntlich macht, was sie sind. Also – je weniger Welt, umso mehr Ewigkeit. In der Welt und ihren Maßstäben aufzugehen bedeutet hinwiederum ihr einsichtslos verhaftet zu sein und sich selber darüber zu vergessen. Insofern ist der „Apfel der Erkenntnis von Gut und Böse“ wirklich die Frucht, die den Menschen an seine irdische Existenz und ihr Verhängnis der Vergänglichkeit bindet. Indem er nämlich aus diesem „Apfel“ heraus die Welt erkennt, vergisst er deren Zweck, nämlich sich selber. Indem er sich andererseits, sagt die Karmalehre, in diese Welt widerspruchslos einordnet, kommt er irgendwann aus dieser Welt heraus. Denn ihre Mechanismen sind nicht in sich selbst begründet, sondern weisen insgesamt über sich hinaus.

Allerdings liegt es nicht im Sinne der Karmalehre, moralische Vorverurteilungen abzugeben, wie die Kastenlehre nahe legt. Indessen – die Kastenlehre ist so moralisierend gar nicht wie sie scheint. Sie ist vielmehr neutral, sie ordnet die Verhältnisse des Menschen da, wo er steht und sie ordnet sie so, dass der Betreffende wie schon gesagt, eine Chance erhält, seine Existenz voran zu bringen. Dabei ist es nicht hilfreich, aufgrund allein der Kastenzugehörigkeit den Menschen auszugrenzen. Vielmehr muss er ins Ganze der Gesellschaft wertfrei einbezogen werden – und dieser Umstand ist im Hinduismus aus dem Blick geraten. Die Gesellschaft verurteilt einen Kastenlosen für Sachverhalte, die diesem gar nicht bewusst sind und ihr auch nicht, denn auch sie kennt nicht den konkreten Grund, warum das Karma dieses Menschen sich so ausgewirkt hat, dass er in dieser Kaste geboren wurde. Also darf auch nicht verurteilt und geurteilt werden. Also ist die herablassende und entwürdigende Behandlung eines solchen Menschen ebenso ungerechtfertigt, wie es die Schmeichelei einem Höherstehende gegenüber wäre. Auch bei ihm wäre schließlich zu argumentieren, dass er, wäre er vollkommen, mit Sicherheit nicht existieren würde. Da er also existiert, ist noch etwas an ihm, das bereinigt werden muss. Man kann ihm zwar schon Verantwortung anvertrauen, aber er ist noch

keineswegs in allen Sätteln gerecht. Wäre er das, er wäre keinem Dharma mehr verpflichtet. Sondern alle sind so zu nehmen, wie sie als Individuen beschaffen sind und die Kaste, in der sie leben, ist nur ein Orientierungspunkt für jeden einzelnen – mehr nicht. Es gibt ja auch in der westlichen Sphäre solche kastenähnlichen Strukturen mit eigenen „Gewohnheiten“. Denken wir nur an die Unterschiede zwischen einem Leben in einer intellektuellen und dem in einer proletarischen Atmosphäre. Dabei spielt materieller Reichtum noch gar keine entscheidende Rolle, im Gegenteil. der Proletarier kann unter den heutigen Bedingungen materiell eindeutig besser gestellt sein als der Intellektuelle – aber es gibt zwischen ihnen praktisch kein Verstehen, und was Verständnis scheint, offenbart sich bei näherem Hinsehen schnell als beiderseitiges Missverständnis. Nur – im westlichen Kulturraster kann der Mensch die gesellschaftlichen Zuordnungen wechseln. Er kann in andere Gruppen finden und dort anerkannt sein. Das ist in Indien nicht oder nur unter großen Schwierigkeiten und Anstrengungen möglich. Denn ein solcher Aufsteiger ist im Grunde ein Gesetzesbrecher, anders könnte er nicht aufsteigen. In umgekehrter Richtung billigt die Gesellschaft solche Dynamiken, wenn nämlich jemand genötigt wird, abzusteigen – auch der ist ein Gesetzesbrecher, aber sein Abstieg ist zwingend vom Dharma vorgeschrieben, der Aufstieg hingegen strikt verboten. Nur der ganzen Kaste ist der Aufstieg möglich, übrigens auch der Abstieg. So sind die Thakurs Zentralindiens einst eine den Brahmanen zugeordnete Kaste gewesen, sie gelten heute als Shudra. Dieser Abstieg ist noch gar nicht lang her – eine berühmte bengalische Brahmanenfamilie führt noch den Namen Tagore - Thakur. Das heißt auf hinduistisch, sie waren einst Thakurs und stiegen in die hochnoble Kaste der Kulin – Brahmanen auf statt mit ihrer Kaste abzusteigen. Anything goes, soll das heißen und auch in der Kastengesellschaft wird nicht immer so heiß gegessen wie gekocht. Allerdings sind auch Gegenbewegungen und diese reichlicher dokumentiert. Es gibt aber doch, sollte das sagen, eine gesellschaftliche Dynamik unter dem Zeichen des Dharma. Sie funktioniert nur etwas anders. Denn der Dharma einer Kaste kann auch darin bestehen, den Ausstieg aus einer Kaste anzustreben oder die Verbesserung des Dharma der ganzen Kaste. So geschieht es immer wieder, dass ganze Kasten in der Hierarchie aufsteigen und andere absteigen müssen. Die Ghaistas und Chamars sind nur einige Beispiele dessen.

5.1.3.3. Bhakti

Man kann sagen, die indische Gesellschaft der Gegenwart basiert auf dem Dharma und der Kaste und das unbeschadet aller rechtlichen Zugeständnisse Indiens an die westliche Denkungsart. Diese Zugeständnisse haben sich praktisch nicht durchsetzen können. Auch wenn sich einige wenige Regeln gelockert haben, die Grundeinstellung hat sich nicht gelockert. Nun hat aber

durchaus auch der einzelne Gläubige die Möglichkeit, quasi ohne Berücksichtigung des Dharma mit seinem Gott persönlich zu verkehren. Er hat – oder sie – die Möglichkeit, mit ihm in ein intimes Verhältnis zu gelangen. Wie das zu geschehen hat, ist ähnlich wie überall: man opfert diesem Gott, man singt und betet, man meditiert über ihn und seine Eigenschaften. Man ergreift sozusagen als irdische Person das Unendliche in der Form eines bestimmten Gottes „am Schwanz“ und lässt sich von seiner Macht durchs Leben tragen – die Hindus nennen das den Affenweg. Der Mensch klammert sich wie ein Äffchen ans Fell der Mutter und lässt sich tragen. Dann gibt es noch den Katzenweg – hierbei wird der Gott bestimmt, den Gläubigen sozusagen ins Maul zu nehmen und durchs Leben zu tragen – getragen von der Liebe Gottes aber werden beide und Grundlage des Geschäftes ist die Liebe des Gläubigen zu seinem Gott. Diese Liebesreligion nennt man Bhakti. Dabei versteht der hinduistische Gläubige, gewohnt, das Leben zu nehmen wie es ist, diese Liebe keineswegs platonisch, sondern er erlebt sie mit der gleichen Kraft und Direktheit wie jede körperliche Liebe; er macht keinen Unterschied. Der Hinduismus kennt keine Verdammung des Fleisches.

Eine Unzahl geistlicher Volkslieder entstammt der Bhakti – Bewegung, die im sechzehnten Jahrhundert entstand und bis heute andauert. Desgleichen entstammt ihr eine Unzahl Volksbräuche: zum Beispiel die Herstellung von Krishnawiegen (der Krishnaglaube nimmt einen großen Raum in der Bhakti – Religion ein) und die erotische Gopini – Lyrik, in welcher der Gläubige sich mit den „Gopinis“ den Rinderhirtinnen, identifiziert, mit denen der heranwachsende Krishna, der menschgewordene Gott, seine ersten sexuellen Erlebnisse hat. Es geht, wie man sieht, sehr wohl zur Sache, und unerreichtes Ideal der Gottesbeziehung ist die Beziehung Radhas zu Krishna, als Sinnbild unerschütterlicher Liebe. Dabei ist Krishna keineswegs der treue Ehemann oder Geliebte, sondern ein Mann, der seine Lust sucht, wo er sie finden kann – nicht immer in Radhas Bett. Ein weiteres Sujet der Bhakti ist die Liebe von Rama und Sita als Paradigma ehelicher Zusammengehörigkeit, die allen Fährnissen des Schicksals trotzt. Ist es angesichts solcher Sujets verwunderlich, wenn die innigsten Zeugnisse der Bhakti von Frauen stammen?

Aber die Bhakti – Religion, gleich welchem Gott sie sich konkret widmet, setzt den Weg des Dharma nicht außer Kraft. Vielmehr ist sie eine innerhalb desselben wirkende Form der Gottesanbetung. Sie wendet sich nicht gegen die Kastenordnung, sondern will innerhalb derselben – und zwar in allen und für alle Kasten – Wege der personalen Kommunikation des Menschen mit dem Göttlichen aufzeigen. Dabei gerät die Bhakti - Religion allerdings mit einigen Geboten des Dharma, so dem, dass Unberührbare keine Religion haben, überquer. Nach ihrer Meinung steht das Göttliche allen offen. Nun, das Religions-

verbot für Unberührbare ist ohnehin eines der Gebote, die im Hinduismus am häufigsten und geläufigsten verletzt werden. Niemand nimmt, sofern Religion der Unberührbarkeit nicht in den Tempeln stattfindet, daran Anstoß. Tempel sind den Kastenlosen allerdings und das bis heute – bis auf wenige Ausnahmen, den einzigen Brahma – Tempel Indiens und den von Puri, verboten. Sie dürfen sich ihnen nur bis zum ersten Flaggenmast vor dem Eingang nähern. Was sie daheim veranstalten, geht indes niemanden etwas an – sie haben auch ihre eigenen Priester, die natürlich keine Kastenangehörigen, aber persönlich respektierte Leute sind – alles innerhalb der Vorschriften des Dharma, versteht sich. Zu dieser Akzeptanz hat die Idee der Bhakti auf jeden Fall beigetragen.

Man könnte sagen, dass die Bhakti die Mystik des Hinduismus wäre, aber das trifft nur bedingt zu. Wesentliche Momente der Mystik fehlen in der Bhakti – die Schau, die Meditation, der Rückzug von der Welt - sie ist mehr ein munteres Spiel mit den Attributen des Göttlichen, die in eine menschliche Welt integriert werden. Sie ist eben vor allem Liebesbeziehung und funktioniert daher nur im Rahmen des vishnuitischen Hinduismus wirklich gut, weniger gut im Shivaismus, dem zweiten großen Zweig hinduistischer Glaubensausprägung. Man könnte es etwas salopp so begründen: Vishnu ist gemütlicher und gemütvoller. Shiva ist zu majestätisch und zu hintergründig. Es gibt für ihn keine Puranas – hinduistische Offenbarungen – die eine Bhakti – Verehrung begründen könnten. Dafür ist Shiva Hauptgegenstand der mystischen Verehrung – die Mehrzahl aller Sadhus, der – auf positive Weise außerhalb der Kastenordnung stehenden – Wanderasketen sind Verehrer Shivas. Sie verehren und suchen ihn mit mitunter drastischen Methoden, aber auch, was im Vishnuismus so gut wie nicht vorkommt, im Gebrauch von Rauschmitteln. Ist Shiva doch selbst der ständig Berauschte, der in einer heroischen Selbstdepravation die Kraft der Zerstörung in sich aktiviert, um das Schlechte aus der Welt zu schaffen. Dabei unterstützen ihn die Shaktis – die barmherzige Uma, die liebevolle Parvati, aber auch die unberechenbare Durga und die stets unerschrocken Schrecken verbreitende Kali. Vishnu ist mit seiner Shakti Lakshmi dagegen ein eher biederer Hausvater, dessen Weib treu dafür sorgt, dass es den Angehörigen dieses Haushaltes wohl ergeht – sie wird als Göttin des wirtschaftlichen Glücks und des Reichtums verehrt. Vishnu ist auch der einzige Gott, der es sich hin und wieder einfallen lässt, die Sterblichen mit seiner unmittelbaren Gegenwart zu beehren: die Götter des vishnuitischen Spektrums sind sämtlich so genannte Avatare, Erscheinungen des einen Gottes. Die Linie reicht von mythischen Urgestalten bis zu Jesus Christus und kann beliebig erweitert werden.

5.1.3.4. Die Reformer

Die Reformer, die in den beiden vergangenen Jahrhunderten das Gesicht des Hinduismus zum Teil wesentlich geprägt haben, sind sämtlich aus der Brah-

manenkaste und ihren Jatis hervorgegangen. Aus welcher, muss man fragen, anderen Kaste hätten sie auch hervorgehen können, da diese doch durch den Dharma an ihre jeweiligen Aufgaben und Regeln gefesselt und dazu verpflichtet sind, über ihre Befindlichkeiten nicht weiter nachzudenken. Nur die Brahmanenkaste am Ende der Fahnenstange hat, bildlich gesprochen, den Kopf frei, während Hände und Füße sich noch an den Dharma klammern. Nur Impulse, die von ihr ausgehen, werden in der indischen klassischen Gesellschaft auch nur ernstlich bedacht. Alles Andere ist Sache der Kaste und nur dort relevant. Nur was von den Brahmanen ausgeht, hat Aussicht auf allgemeine Beachtung.
Aber was ist es, das von ihnen ausging? Es ist, um es gleich zu sagen, nichts, was in Wahrheit gesellschaftsrelevant gewesen wäre. Aber die Konfrontation der Brahmanen mit der sichtlichen Überlegenheit der britischen Kolonialpolitik schadete ihrem Selbstbewusstsein und da sie sich nicht schaden lassen wollten, suchten sie, wie in der Bibel steht, „der Stadt Bestes“ und kamen darauf, dass zwar diese Europäer sich keineswegs ihren Idealen gemäß verhielten, aber die Brahmanen eben auch nicht. Sie lebten, wie die Briten, das Äußere ihres Dharma, aber sie hatten die innere Fühlung mit ihm schon lange verloren. Dies, meinten sie, habe zu jener Schwäche geführt, die es den Briten erlaubte, in Indien Fuß zu fassen. „Unsere Religion“ spottete der Brahmanensohn Aurobindo, „ist der Kochtopf und unser Dogma ist: fass mich nicht an, ich bin heilig.“ Womit er absolut nicht unrecht hatte: in der Tat beschränkte sich brahmanisches Gesellschaftsethos darauf, die per Geburt erworbene Heiligkeit mit allen Mitteln der Abgrenzung zu bewahren. Man mied den Kontakt mit Personen aus anderen Kasten soweit es sich irgend bewerkstelligen ließ, vor allem verkehrte man um alles in der Welt nicht mit Angehörigen des Shudra – Standes, sondern nur mit „Zweimalgeborenen“ also Kshatriya und allenfalls noch Vaishya. Man hielt sich strikt an die Desi – Gebote, die rituellen Speisevorschriften, und an die Umgangsregeln, die auch bestimmten, mit wem und neben wem man diese Speisen einzunehmen hatte, selbst in welcher Verfassung. Die rituellen Bäder zur rechten Zeit zu nehmen war wichtiger, als seelsorgerischen Pflichten mit vollem Ernst zu genügen und die anderen Kasten über den Dharma zu belehren. Vollends wäre keinem Brahmanen jemals eingefallen, die „Lebensstufen“ des Dharma mit Leben zu erfüllen – kein Brahmane ging mehr in die „Hauslosigkeit“, hingegen war äußerste Unduldsamkeit in der Behandlung der Witwen und überhaupt der Frauen, die Regel. Eine derart veräußerlichte Religion musste Indien vom Herzen her schwächen und war daher für alles verantwortlich, was ihm seither Übles widerfahren war: die Islamisierung des Nordens, endlich der Verlust der Souveränität.

Das späte neunzehnte Jahrhundert und die erste Hälfte des zwanzigsten waren denn auch die hohe Zeit der brahmanischen Reformbewegungen. Im Süden Indiens sammelten sich Brahmanen um den schon genannten Reformer

Aurobindo, im Osten, in Bengalen, war es Keshab Sen, der mit seinem Arya Samaj oder dem unter Einfluss der Familie Tagore stehenden Brahmo Samaj entweder zum vedischen Urideal des Hinduismus zurück kehren oder europäische Anstöße vor allem christlicher Natur aufnehmen wollten. Sie bewirkten in der Tat Einiges: sie wandten sich gegen die Kinderheiraten, gegen die Diffamierung der Unberührbaren, gegen die allenthalben noch praktizierte Diskriminierung der Witwen, gegen die generelle Ablehnung jedweder kultureller Neuerungen und technischer Errungenschaften. Sie sorgten dafür, dass die hinduistische Gesellschaft ein Problembewusstsein zu diesen Punkten überhaupt erst entwickelte. Vordem und weil die Brahmanen es anscheinend guthießen, hatte man einfach den Status quo akzeptiert. Nun waren die Briten im Lande und in der Konfrontation mit einer Unterdrückung, die sich jedem fühlbar machte, begann das große Nachdenken, und dem folgte die große Gesellschaftsinventur. Allerdings wurde dieselbe mehrheitlich von den Varnas und Jatis der „Zweimalgeborenen“ getragen. Der Rest, die überwiegende Mehrheit, lebte und litt. Was heißt: lebte – sie vegetierte dahin, nur wenige Bauern und Handwerker konnten sich wenigstens einen bescheidenen Wohlstand erarbeiten. Massenweise strömten Unberührbare dem Christentum zu, um in der Nähe der Eroberer einen besseren sozialen Status zu genießen.

Das erwies sich als Trugschluss – ein christlicher Inder wurde von den Briten nicht besser behandelt als ein hinduistischer oder islamischer Inder, nur wurde er noch mehr gegängelt. Denn in Sachen Christentum waren die Briten der felsenfesten Überzeugung, die besten Christen der Welt zu sein und alle Völker lehren zu sollen. Ein christlicher Inder musste den Lebensstil der Europäer übernehmen, wer am Boden aß, wie das allgemein üblich war, beging schon eine Häresie und statt der Saris mussten die Frauen hinfort von britischen Christinnen abgelegte Lumpen tragen, auf Schmuck verzichten, auf Schminke, auf den Kumkum, den roten Scheitel, also wie Witwen umherlaufen. Dabei legte doch selbst die Frau aus der untersten Kaste Wert darauf, nicht schmucklos und ungeschminkt umher zu laufen… sofern und soweit der Dharma ihrer Kaste ihr das gestattete. Die christlich gewordenen Inder merkten den Irrtum zwar bald, aber selbst die untersten Kasten mochten diese Kollaborateure dann nicht mehr zurücknehmen. Sie blieben unter sich und bildeten nach alter Gewohnheit eine neue Kaste. Die befand sich natürlich auch im Gegensatz zu allen alt hergebrachten christlichen Kasten – immerhin gab es seit dem neunten Jahrhundert bereits orientalische – nestorianische – Christen in Indien, dazu kamen die Überreste der südindischen Jesuitenmission unter den dortigen Fischerkasten.

Die südindischen und bengalischen Brahmanen machten diese Entwicklung nicht mit. Sie ordneten sich den Briten geistig nicht unter, sondern bestanden darauf, neben ihnen eingeordnet zu sein. Das Gehaben der Kolonialherren bestärkte sie denn auch in ihrer Überzeugung, dass die Religion der Europäer, die

sie zumeist bewunderten, nichts zu tun habe mit der gesellschaftlichen Wirklichkeit des Christentums, dass Letztere eher im Verhältnis zu Ersterer ziemlich ärmlich daher komme. Hinwiederum amüsierte sie, die in einer Kultur von unzähligen Religionsformen lebten, die Vehemenz, in der die christlichen Denominationen einander bekämpften und bestritten, in der sie wechselseitig konkurrierend sich als Inhaber einer „alleinigen Wahrheit“ positionierten, die doch kein Mensch zu kennen würdig ist, wie die Brahmanen wohl wussten. Aber – diese Religion intendierte als solche sehr wohl Momente, die der Beachtung wert waren, auch wenn ihre Gläubigen sich mit ihr nicht recht auszukennen schienen. Die Ideale der Bergpredigt standen sogar in diametralem Gegensatz zur kolonialen Praxis, waren aber den Idealen der Bhakti und der Bhagavadgita in Vielem sehr nahe. Das bewog die brahmanischen Reformer, die christlichen Ideale quasi in Opposition zur Kolonialherrschaft, in das indische Konzept einer integralen Religion einzubeziehen.

Dies wiederum führte aber auch zu einer neuen Sicht auf die eigene Gesellschaft und dieser Sicht sind brahmanische Kreise Indiens bis heute, trotz aller materiellen und ideellen Korruption verpflichtet. Sie war es, diese Reformbewegung, die einen Gandhi überhaupt erst möglich machte und damit die Befreiung Indiens von der Kolonialmacht. Vordem hätten die Ansichten eines beliebigen Vaishya in der indischen Gesellschaft nichts ausgerichtet. Nun war dieser Gandhi von Jugend auf mit einem neuen Brahmanentum in Kontakt, das seine Intelligenz förderte und sein Engagement für die unteren Kasten unterstützte, das seine Erbitterung teilte, und sein Bemühen um Indien verstand. In der Tat zeigte sich Gandhis Kaste seinen Neuerungen und Ideen gegenüber skeptischer und ängstlicher als seine Brahmanenfreunde. Das begann schon mit der nur schwer zu erringenden Erlaubnis der Kaste, das Studium der Rechte in England selbst fortzusetzen und die Zulassung zu englischen Gerichten zu erlangen. Gandhi wurden eine Reihe von Auflagen gemacht, die sich als unhaltbar erwiesen, und bei seiner – ansonsten triumphalen – Rückkehr nach Indien (er ging bekanntlich erst einmal nach Südafrika) war seine Kaste die einzige Gruppe, die ihm als einem, der seine Kaste verloren hätte die kalte Schulter zeigte und sich erst zufrieden gab, als Gandhis Vater in Porbandar [213] eine opulente Festlichkeit für die ganze Kaste gab. Um diese war es dem Pantschajat [214] der Kaste wohl von vornherein gegangen. Die Brahmanen waren über derartige Kleinlichkeiten bereits weit erhaben – wären es aber ohne die Reformer niemals geworden.

---

[213] Gandhis Geburtsstadt, in der sein Vater ein hohes Amt in der Stadtregierung innehatte.

[214] Pantschajat – Rat der Fünf – ein in allen Kasten existierendes fünfköpfiges örtliches Leitungsgremium.

5.2. Gegenwart

5.2.1. Hinduismus in Indien

Der Hinduismus in Indien ist heute aber, den Reformern zum Trotz, immer noch derselbe, der er im zwölften und dreizehnten Jahrhundert, der Zeit seiner vollen Blüte, war. Respektive - er ist es wiederum, denn er gehört heute zu denjenigen Standards, nach denen sich die Identität der Mehrheit aller Inder bemisst. Die reformerischen Bewegungen sind entweder wie die bengalischen Gemeinden zugrunde gegangen oder fristen wie die Vivekananda – Mission oder die spirituelle Gemeinschaft Auroville, eine Randexistenz. Einige Impulse wie die Besserstellung der Unberührbaren, das Verbot der Kinderheirat und der Witwenverbrennung, sind zwar ins indische Gesetzeswerk eingegangen, werden aber auch heute noch zuweilen umgangen – bei der Kinderheirat sogar in Größenordnungen. Hingegen ist die Diskriminierung von Witwen zumindest in den Städten heute nicht mehr oder nur noch selten an der Tagesordnung, wohingegen sie in den Dörfern ungebrochen existiert. Gegen die Wiederverheiratung von Witwen hat man aber, besonders in den höheren Kasten, noch immer entschieden etwas einzuwenden. Dabei reflektiert kaum jemand, woher diese Regelungen eigentlich stammen. Reflektieren wir es also einmal:

Die Kinderheirat ist eine rein pragmatische Einrichtung, die sicherstellen sollte, dass auch bei einer geringen Lebenserwartung die Fortzeugung der Familie erfolgen kann. Sie besitzt keine religiösen Grundlagen. Solange diese geringe Lebenserwartung für den Durchschnitt der Inder noch die Regel ist, werden Kinderheiraten nach wie vor geschlossen, zumal es in Indien wohl die Zivilehe, aber keine Zivilstandspflicht gibt – eine Ehe gilt als geschlossen wenn sie nach dem Dharma der Kaste und vor Zeugen geschlossen wurde. Dass dabei dann auch jede Menge pädophiler Missbräuche vorkommen, ist ebenfalls eine in Indien allgemein bekannte und oft kritisierte Erscheinung, aber auf dem Hintergrund der Lage anscheinend nicht vermeidbar.
Hingegen beruht die Diskriminierung der Witwen auf einer bewussten Entstellung des vedischen Bestattungsrituals durch die Brahmanen. In diesem Ritual, das überliefert ist, wird nämlich die Wiederverheiratung der Witwe geradezu geboten: „bei einem Entseelten liegst du – komm“ - mit diesen Worten richtet der Zelebrant die Witwe auf und führt sie sozusagen wieder zum Leben empor. Damit ist sie aus den Pflichten ihrer Ehe gelöst und frei, über sich nach Gutdünken zu verfügen. Dieses Gutdünken schließt eine erneute Ehe ein – die nun nicht mehr arrangiert sein muss. Auch erbrechtlich war eine solche Witwe voll beteiligt, sie war als Hausherrin Erbin des gesamten immobilen und hauswirt-

schaftlichen Vermögens des Verstorbenen. Haus, Herden, Acker und aller Hausrat aller Vorrat gehörten ihr. Das missfiel den Herren der Schöpfung, daher brachten sie die Witwe in Verruf. Sie ließen es umgehen, dass Witwen aufgrund ihres Karmas den Tod über ihre Männer gebracht hätten und nun für diese Untat büßen müssten – wovon in den Veden nichts, sondern das ganze Gegenteil steht. Hier wird die Frau im Gegenteil von aller Schuld am Tode ihres Gatten frei gesprochen. Sie, die Herren, trieben es noch toller: da die Witwe eines Mannes, dachten sie, kraft ihrer Existenz vor allem in den höheren Kasten auch ein politisches Risiko und eine Konkurrentin der Männer sein konnte – zum immobilen Vermögen eines Raja gehört auch sein Territorium – brachten sie mit frommem Augenaufschlag die höchst unfromme Geschichte in Umlauf, nach welcher eine Frau, die ihrem Gatten in den Tod folgt, gleichsam dessen Sünden mit ihrem eigenen Leben sühnt und dem Manne den sofortigen Eintritt ins Paradies ihres Gottes ermöglicht – ihren natürlich inbegriffen. Der Brauch der Sati, der Witwenverbrennung, ist dann auch vorzugsweise in den höheren Kasten – Brahmanen und Kshatriya – geübt worden. Bereits in der dritten Kaste der Zweimalgeborenen war er nicht mehr üblich, wenn auch gestattet. Er hatte hier keine generelle Bedeutung mehr, da es in dieser Gruppe keine Territorien, sondern nur häusliche materielle Güter zu vererben und zu besitzen gab.

Nicht reflektiert wird auch oft der Ursprung der Unberührbarkeit. Tun wir es also: Die Unberührbarkeit war im indischen Denken nicht von Anbeginn ein Faktum[215]. Vielmehr wurde sie es durch die Differenzierungsprozesse innerhalb der Ständegesellschaft der Varnas. Nunmehr war es leichter, gegen den Dharma einer Jati, einer sozialen Gruppe, zu verstoßen. Es war umso leichter, je engeren Grenzen dieser Dharma der Kaste zog. Unvermeidbar kam es zu Kastenverlusten, die in einer solchen ständischen Ordnung gleichbedeutend waren mit dem Verlust der Existenzgrundlage. Das geschah aber nicht nur ihm, sondern es geschah in vielen Kasten, so dass nichts natürlicher und konsequenter war, als dass die so Betroffenen sich wiederum in Gruppen zusammen schlossen und eine Struktur außerhalb der Struktur schufen, die ihre Muster aus der regulären Kastenstruktur nahm und auf den Sonderfall projizierte. Verbrecher nach allgemeinen Regeln der Ethik mögen dabei gewesen sein, bildeten aber nicht die Mehrheit. Sie wurden vielmehr in der nun entstehenden Subkultur samt ihren Nachkommen in die unterste der zur Verfügung stehenden Berufsgruppen eingeteilt: als Fäkalienbeseitiger. Dort konnten sie mit einem zugeteilten Berufsprofil immerhin für ihren und den Unterhalt ihrer Familien sorgen. Andere wurden Straßenkehrer, beseitigten tote Tiere, arbeiteten als Handlanger in den Binnenhäfen, als Erdarbeiter, als Träger für Waren und Menschen, kurzum, was immer niemand gern tat, sie taten es. Kriterium

[215] Der Shudra war nicht unberührbar.

einer solchen Tätigkeit war nur, dass sie dabei nichts berührten, was hernach ein Kastenangehöriger hätte berühren können und dass sie selbst mit solchen nicht in Berührung kamen. Ihren Dharma gestalteten sie ihren Möglichkeiten und Wünschen entsprechend: sie nahmen sich Rechte, wie den Verzicht auf Vegetarismus, die Wiederverheiratung der Witwen, die Scheidbarkeit der Ehe, den Verzicht auf Abgeschlossenheit und die Teilhabe am Leben der Kaste für ihre Frauen, die Erlaubnis, durch Heirat in höhere Kasten aufzusteigen. Kurzum, sie machten sich das Leben so einfach, wie sie es brauchten – auch in bewusster Opposition zu jenen Kräften, die sie verstoßen hatten. Sie entwickelten ein eigenes Religionsprofil, das Tempel und die Dienste von Brahmanen nicht benötigte. Dabei fanden sie Unterstützung bei den von der Kastengesellschaft gleichfalls ausgestoßenen Stämmen der Ureinwohner Indiens, von denen sie religiöse Vorstellungen übernahmen und mit deren Nachkommen sie sich zum Teil vermischten. Ihre Zahl wuchs mit der Möglichkeit, Familien zu ernähren, bedeutend und sie profitierten auf ihre Weise vom Bestreben der Kasten, sich rituell rein zu halten. Das alles reflektiert ein moderner Hindu, der sich ehrlich gegen die Diskriminierung der Unberührbaren wendet, nicht. Aber es ist sicher gut zu wissen.

Was ist denn aber nun eigentlich ein moderner Hindu? Es ist ein Mensch, in irgend eine Kaste geboren, der in dieser Kaste leben, in dieser Kaste arbeiten, in ihr seine Familie gründen, seine Nachkommen verheiraten und in ihr sterben wird. Dass er dabei vielleicht mit dem Auto oder gar dem Learjet zur Arbeit kommen wird, eine Konventschule besuchen, gar eine Universität, dass er ein Amt in irgendeiner staatlichen Institution versehen wird, eine Rente beziehen und ein kleines oder auch großes Vermögen ansammeln wird, tut nichts zur Sache. Er wird sich auf bestimmte Weise waschen, bestimmte Speisen in bestimmter Weise zu sich nehmen, gar den Verkehr in bestimmter Weise ausüben, er wird seine bestimmten Feste feiern und seine religiösen Zeremonien in der Weise seiner Kaste abhalten. Es ist ein Mensch, der ebenso Arzt oder Manager wie Richter, Polizist oder Landarbeiter und Rikschafahrer sein kann, der ebenso in einer Märchenvilla wie auf dem Gehsteig wohnen kann. Er ist ein Mensch, der auf den ersten Blick den Eindruck eines Weltbürgers machen kann oder den Eindruck eines archaischen Wesens. In Wahrheit ist er keines von beiden, sondern ein modernes Wesen eigener Ordnung, nämlich Hindu. Dieser Hinduismus kann archaisch sein, er kann atheistisch sein, er kann pragmatisch sein oder philosophisch, abergläubisch oder fromm, oberflächlich oder tiefgründig, es ist immer der Nämliche. Der Manager kann regelmäßig in den Tempel gehen und der Lastträger hat noch sein Lebtag keinen von innen gesehen, wird auch nie dorthin wandern. Es kommt in diesem Hinduismus allein darauf an, ob er den Dharma seiner Kaste erfüllt und wie er sein eigenes – nicht nur, aber auch religiöses - Leben innerhalb dieses Dharma gestaltet.

Dabei hat, in Fragen die nicht den Dharma angehen, niemand ein Verfügungsrecht über sich selbst als er allein. Auch als Kastenloser ist er Hindu – denn jeder der in einer Familie in Indien, die nicht geradezu einer anderen Religionsgemeinschaft angehört, geboren wird, ist Hindu qua Geburt. Er muss diese Zugehörigkeit später dezidiert ablehnen um nicht mehr Hindu zu sein. Da aber die Zugehörigkeit zu dieser Religion dem Einzelnen so viel Gestaltungsspielraum lässt, hält kaum jemand das für nötig.
Das moderne Leben wird durch die Religion in keiner Weise behindert. Es gibt im Hinduismus keine Denkverbote. Es gibt keinen Satan, vor dem man sich fürchten müsste, denn es gibt keine „reine Lehre“ – jedenfalls keine als den Dharma und der ist unendlich vielfältig. Daher ist der Hinduismus auch eine äußerst lebendige Religion: an allen Ecken und Enden können neue Götter mit neuen Tempeln wachsen, den alten werden ebenfalls neue Tempel errichtet und zwar von den neuen Moguln Indiens, den Wirtschaftskapitänen des Landes, die ebenfalls Hindus sind. Diese Tempel sind, obgleich niemand zu ihrem Besuch verpflichtet ist, stets gut besucht und nicht nur von Touristen, sondern von der Einwohnerschaft einer Stadt oder eines Viertels oder eben einer Kaste. In ihnen wird für die Besucher vom Personal Puja gemacht – eine Zeremonie zur Verehrung und Opferung, die je nach Kastenzugehörigkeit des Stifters und nach dem Zweck derselben variiert. Eine Puja kann im Augenblick in dieser Weise erfunden werden oder sie kann auf Jahrhunderte der Tradition zurückblicken. Gemeinschaftliche Gottesdienstversammlungen gibt es nicht, Versammlungen aber wohl, wenn eine Kaste an einem Ort beispielsweise gemeinsam Puja macht oder ein großen Fest ansteht, zu dem sich viele im Tempel versammeln. Zuweilen teilen Tempel auch unentgeltlich Essen an Pilger und Bedürftige aus und bieten Obdachlosen eine Schlafstatt. Auch können politische Veranstaltungen in den Versammlungshallen der Tempel abgehalten werden. Man kann im heiligen Teich auch die Wäsche waschen oder sich selber – man kann dort das Vieh tränken und notfalls Wasser holen, was man aber besser am Brunnen tut[216], denn der ist nicht ganz so schmutzig. Aus alledem ersieht man aber: ein Tempel ist keine Kirche, sondern ein Funktionsbau, ein richtiger Palast der Götter, in dem auch allerhand Weltliches passiert. Es gibt sehr alte Paläste in Indien, aber auch ganz neue. Denn auch die Götter sind Inder, es sind keine Kosmopoliten. Kosmopoliten sind nur die Menschen.

5.2.2. Hinduismus in Europa

Als solche zogen sie in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts aus, die Welt zu bekehren. Aber ihre Bekehrungserfolge waren insgesamt nur mäßig. Zwar gelang es ihnen, einige ihrer Lehren in Europa heimisch zu machen, aber nicht den Hinduismus, wie er sich heute darstellt.

---

[216] So man es denn kann, denn die Brunnen sind zum Beispiel Kastenlosen verboten.

Nun ist aber zu beachten: viele dieser Hindumissionare hatten gerade in ihrer Heimat keinen leichten Stand und mussten sich sagen lassen, dass hier für ihre Botschaft wohl nicht der rechte Platz wäre. Ihr Botschaft war in den meisten Fällen zu flachbrüstig, um einem Hindu zu imponieren oder sie war ihm zu unbequem. Im Hinduismus ist nämlich nicht, wie in der Vorstellung des Westens von demselben, die Mystik, also der Yogi oder der Sadhu der Repräsentant der Religion, sondern nach wie vor der Pandit, der brahmanische Guru und Familien- oder Kastenpriester und ihm nach folgt der Astrologe, denn der Weg der Gestirne hat für den Hindu existenzielle Bedeutung in allen Lebenslagen. Obgleich religiösen Experimenten niemals grundsätzlich abgeneigt, neigt er doch dazu, dergleichen im Rahmen seiner weltlichen Existenz zu halten. Er bleibt lieber bodenständig. Yogis mögen noch ihr bürgerliches Auskommen haben, aber Sadhus stellen im Grunde eine exotische Form des Hinduismus dar – ebenso exotisch, wie ihnen der Westen vorkommen musste. Also war die logische Konsequenz, dass diese Leute in den Westen gehörten – und dahin kamen sie auch.

Indisches Denken als solches kam aber schon zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts nach Europa. Es kam sogar schon im sechzehnten dorthin und im dreizehnten, denn im dreizehnten Jahrhundert erzählte Marco Polo den Italienern Wunderdinge, im sechzehnten kam Franz Xaver nach Indien und im siebzehnten der Italiener Nobili. Sie alle sahen Indien mit ganz verschiedenen Augen: Polo sah es als Handelsmann, Franz Xaver sah nur die Heiden und ihre grotesken Sitten, Nobili versuchte wenigstens in die indische Gedankenwelt einzudringen, und es gelang ihm weitaus besser als es seinen Missionsschülern gelang, die westliche zu erfassen; sie blieben Inder und damit war das Urteil über Nobilis Mission in Südindien eigentlich schon zu seinen Lebzeiten gesprochen. Im neunzehnten Jahrhundert aber kam endlich gründlichere Kunde – ein Teil der Upanishaden erschien übersetzt in Europa und kam Schopenhauer vor Augen, der darin seine eigene Philosophie – die damals schon lange ausformuliert war – wieder erkannte. Dann kam die erste Übertragung des Rigveda in zunächst lateinische Schrift und dann die Übersetzung der gesamten Veden. Die besorgte ein deutschstämmiger Brite namens Max Müller.

Religiöse Konsequenzen hatte das erst einmal nicht, die europäische „feingeistige Welt“ interessierte sich mehr für den Buddhismus. Zudem gab es gegen Ende des neunzehnten und am Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts jede Menge religiöser und spiritueller Eigenentwicklungen in Europa. Über manche werden wir noch zu sprechen haben.

Die Konsequenzen kamen, als nach der Unabhängigkeit Indiens und noch mehrerer anderer Kolonien – die Briten verloren damals fast das gesamte Empire – der Commonwealth entstand. Es handelte sich dabei um einen, alle ehemaligen Kolonien umfassenden Bund politisch souveräner Staaten, die aber allesamt die englische Krone weiterhin als ihre oberste ideelle Macht ansahen und dafür von den Briten weiterhin gewisse Vergünstigungen erhielten. So besaßen sie alle mit der Mitgliedschaft im Commonwealth das Recht, in Großbritannien Zuflucht zu suchen, dort zu leben und zu arbeiten. Man rechnete, dies der Hintergrund der Vereinbarung, damit, dass die ehemaligen Kolonien sich weder wirtschaftlich noch politisch lange würden halten können und wollte bei der Wiedereinrichtung des Empire möglich wenig administrativen Aufwand treiben müssen. Die Rechnung geht allerdings nicht auf – die ehemaligen Kolonien, wiewohl es ihnen aufgrund der langen Kolonialherrschaft und der intensiven Profitausbeutung durch die USA elend geht, denken nicht daran, ins Empire zurück zu kehren.

Damals, nach 1947, gingen all jene Inder aus Indien fort, die es sich erstens leisten konnten, und zweitens dem Empire in einer Weise verbunden waren, dass ihre Bleibens in Indien nicht mehr war. Sie wurden in Großbritannien zähneknirschend aufgenommen wie auch alle anderen ehemaligen Bürger des Empire. Sie brachten ihre jeweiligen Kulturen mit und da zumindest etliche der Einwanderer recht wohlhabend waren, Englisch sprachen und qualifizierte Berufe ausübten [217], bauten sie in England rasch ihre eigenen Gotteshäuser. Zunächst und vor allem waren das Hindutempel und Moscheen. So kam es, dass Großbritannien heute die stärkste indische Einwohnerschaft nach Indien selbst beherbergt – Inder die ganz selbstbewusst ihren eigenen Lebensstil pflegen, sei der nun Hindu oder islamisch geprägt. Auch Inder aus Afrika fanden hierher ins „Mutterland“ die in Afrika als Kollaborateure der Kolonialmacht, aber auch als Handelsmonopolisten und Geldverleiher ihre Reputation mit der Deckung durch die Kolonialmacht verloren hatten.
Mit diesen indischen Bevölkerungsteilen wurden die Europäer natürlich bekannt, aber sie interessierten nicht weiter, da sie ihr Leben lebten und sich ihrerseits auch nicht mehr als unbedingt nötig um die Europäer bekümmerten. Aber es kam in den sechziger Jahren eine Generation junger Briten auf, die mit ihrer Opposition zum quasi eingefrorenen britischen Lebensstil auf heitere Weise Ernst machen wollte – nämlich in der Musik. Nachdem sie sich in ver-

[217] Sie gehörten zur Schichte der Kollaborateure, hatten in der ehemaligen Kolonialverwaltung gearbeitet, oder in englischen Haushalten, einige waren auch der festen Meinung, dass Indien ohne das Empire untergehen würde, und wollten nicht mit in den Abgrund stürzen. Dabei waren ebenso viele Hindus als auch Moslems. Eine ähnliche Entwicklung vollzog sich auch in Frankreich.

schiedenen Stilen und Lebensweisen erprobt hatten , entdeckte einer von ihnen[218] die britisch – indische Welt gleich um die Ecke und war fasziniert. Er sang seine Faszination heraus und dieselbe interessierte seine Hörer. Er wollte es genauer wissen und zog nach Indien – Millionen junger Leute folgten ihm wie hypnotisiert und entdeckten Indien als „heiliges Land“ anstelle von Palästina, das im traditionellen britischen Denken übrigens eine sehr viel elementarere Rolle spielte als beispielsweise im deutschen. Harrisons Begeisterung legte sich irgendwann wieder – das Interesse am Hinduismus blieb bei den jungen Leuten, die gemach älter wurden, bestehen und ergriff auch die USA, griff auf den Kontinent über, wo ebenfalls diverse aus dem indischen Kulturraum stammende und sich auf ihn berufende Sekten und Gruppen entstanden – die meisten führen heute nur noch eine Randexistenz, aber damals waren Begriffe wie die ISKCON oder Transzendentale Meditation oder Ananda Marga und viele andere in aller Munde.

Von diesen allen repräsentiert nach allgemeiner und auch nach meiner Ansicht die Hare – Krishna – Bewegung oder korrekt ISKCON, internationale Gesellschaft für Krishna – Bewusstsein zu nennen, ihren hinduistischen Ursprung am reinsten. Sie ist sozusagen in europäische Verhältnisse übertragener Hinduismus – ohne Kasten, aber mit Desi, mit Dharmaregeln, mit Bhakti – Ritualen aus der Vielfalt der indischen Zeremonialmuster. Alles, was in einem Tempel der ISKCON getrieben wird, wird auch in indischen Tempeln veranstaltet – der Unterschied ist nur, und hierin zeigt sich die europäische Machart, dass in den Tempeln der ISKCON diese Zeremonien als gottesdienstliche Versammlung vor sich gehen. Man kann in dieser Religionsgemeinschaft, die ihrerseits direkt auf die indische Bhakti zurückgeht, als Priester, als Ordensangehöriger, aber auch als Laienanhänger fungieren. Der Lebensstil des Priesters entspricht hier dem des – brahmanischen – Guru, der des Ordensangehörigen dem des Sadhu, der auch in Indien sowohl allein als auch in Gemeinschaft mit anderen in einem Ashram leben kann. Der Laie entspricht dem hinduistischen „Durchschnittsbürger“ einer bestimmten Kaste – hier ist es die – ideelle – Kaste der Krishnagläubigen.

Eine andere noch sichtlich im Hinduismus verwurzelte Bewegung ist die des Shri Raineesh Bhagwan, auch genannt Osho. Sie stammt allerdings nicht aus dem Geist der Bhakti, sondern aus der zwischen Hinduismus und (tibetischem) Buddhismus beheimateten Geisteswelt des Tantra. Mit aus ihrem Fundus entliehenen, westlichem Denken etwas angepassten Methoden versuchte der Gründer der Bewegung, eine Methode der seelischen Befreiung und Befriedung zu finden, die er in seinem ersten Ashram in Poona ausprobierte – sehr zur

[218] George Harrison von den Beatles, der in den Bannkreis der bis dahin eher vor sich hin dümpelnden ISKCON des Swami Bhaktivedanta geriet. Die ISKCON ist auch als Hare – Krishna – Bewegung bekannt.

Verärgerung der dortigen Bevölkerung, die ihn endlich samt seinen Getreuen dazu bewog, nach Oregon in den USA umzuziehen. So gehörte diese Bewegung wohl eher zu den Einflüssen, die der Hinduismus auf die USA ausgeübt hat? Ja und Nein, denn die so genannte Bhagwan – Bewegung fand auch in Europa Zuspruch, sie kroch sogar hinter den „eisernen Vorhang“. Ich selbst lernte noch zu Zeiten der DDR eine solche Bhagwan – Gemeinde kennen, die von einem leibhaftig von Bhagwan geweihten „Sannyasi“ geleitet wurde. Bhagwan ging in seinen Übungen mit allen Termini des Tantra um: er veranstaltete sexuelle Orgien, aber auch Orgien der - verbalen wie handgreiflichen - Gewaltsamkeit gegen sich selbst und gegen andere, er setzte den Anstrengungen dann aber auch Lehrveranstaltungen entgegen, die den Eleven den Sinn dessen, was sie taten, nahe bringen sollten. Dabei nahm er auch an einem extremen Personenkult keinen Anstoß, scheute sich nicht vor immenser Bereicherung auf Kosten seiner Anhänger, die er alle möglichen Arbeiten verrichten ließ und dabei äußerst karg hielt. Auch die intensive Erfahrung von Ausbeutung gehört zum Tantra. Er zeigte seinen Reichtum offen, um zu demonstrieren, dass dieser ihm eigentlich gleichgültig sei, wobei die Frage sich erhebt, warum er ihn dann überhaupt ansammelte. Im Ganzen demonstriert die Bhagwan – Bewegung meines Erachtens nur die grenzenlose Verachtung, die ein Mensch für andere Menschen empfinden kann, die sich ihm auf Gedeih und Verderb ausliefern. Wer dennoch etwas von diesem Weg „hatte“ – und das waren nicht wenige – der „hatte“ es sozusagen gegen den Gründer der Bewegung errungen, was diesem auch, denke ich, durchaus bewusst und von ihm angestrebt war – denn im Grunde ist Bhagwan eine der genialsten Gestalten der modernen Religionsgeschichte. Konsequent ging er den Weg von der Religion zur Existenzialität reiner Geistigkeit, als er die Bewegung als solche dekretal auflöste. Den Geist der Bewegung hat er damit keineswegs aufgelöst – er besteht in – kleiner gewordenen – Zirkeln in den USA wie in Europa weiter. Auch die Zentrale der Bewegung in Oregon hat den Tod des „Meisters“ überstanden.

Exkurs: Tantra

Über Tantra wurde gerade im Zusammenhang mit der sexuellen Revolution der sechziger und auch noch eines Teils der siebziger Jahre des zwanzigsten Jahrhundert viel gesprochen, resp. er wurde zumindest viel erwähnt. Was aber Tantra ist, das wurde nur sehr unvollkommen reflektiert, indem man es als eine bestimmte Methode des Sexualakts propagierte. Bhagwan hat Tantra viel umfassender und damit weitaus richtiger verstanden, auch wenn er es nicht im vorgegebenen Sinne gebraucht hat.
Tantra ist, vom Buddhismus aus gesehen, die totale „Hinduisierung“ des Buddhismus. Die tantristische Lehre kennt den Buddha, aber sie kennt auch Göt-

ter, die dem hinduistischen Pantheon entstammen, sie kennt blutige Opfer, ein Unding im Buddhismus, und sie geht, dies ein Relikt der prähinduistischen, aber auch im Hinduismus praktizierten Religion, davon aus, dass die Weltabgewandtheit des Menschen am leichtesten dadurch zu erreichen wäre, wenn er sich mit den Ungelegenheiten dieser Welt existenziell konfrontiert. Tantra fördert somit alles, was den Ekel eines Menschen an der Welt ganz handgreiflich erregen kann: die Erfahrung von Gewalt, von Sexualität mit unattraktiven Partnern, das Zusichnehmen von Speisen, die dem Gaumen nicht behagen, das Erleben von Zurückweisung und unausweichlichem Konflikt – was alles auch in der Lehre des Osho begegnet. Allerdings sind diese Praktiken kein Selbstzweck und das sind sie auch bei Osho nicht. Den vielfachen Ungelegenheiten solcher Welterfahrung steht nämlich die befreiende Erfahrung gegenüber, dass der Weg hindurch immer der Weg hinaus ist. Wer den Weg des Tantra beschritten hat, der ist über all das in der Weise erhaben, dass er alles ausüben kann, aber nichts davon an ihm haften bleibt – weder äußerlich noch innerlich. Alle mystisch – asketischen Lehren kennen solche Umkehrungen, in Europa begegnet sie in der libertinistischen Gnosis – keineswegs ein nur historisches, sondern in vielen gnostischen Konventikeln sehr vitales Phänomen.
Tantra ist für den westlichen wie den östlichen Menschen gleichermaßen ein existenzielles Risiko. In der Tat gibt es viele Menschen, die mit Tantra äußerst negative Erfahrungen gemacht haben, die durch Tantra bis über den Rand der geistigen Gesundheit beansprucht wurden und heute, genesen, diese Methode verfluchen. Der Tantra – Lehrer wird also, dies wissend, den Kandidaten nach allen Regeln der Kunst auf Eignung prüfen – wenn er nicht selber von der Sache zu wenig weiß, um ihre Implikationen zu erwägen, was insbesondere im westlichen Raum beinahe die Regel ist. Wie gesagt: Tantra ist keineswegs eine Methode, besonders intensiven Sex zu haben, sondern eine Methode, sich alle Annehmlichkeiten des Lebens durch äußerst unangenehme Prozeduren abzugewöhnen um sie allesamt hinter sich zu lassen.

Die übrigen Bewegungen, die aus dem Interesse vor allem der Jugend an Alternativen zur hergebrachten Religiosität des Abendlandes hervorgegangen sind, orientieren sich mehr an der Praxis des meditativen Hinduismus, des Yoga, als an dessen rituellen und theologischen Modellen. Ihnen entsprechen abendländische, freilich nicht im Mindesten so effiziente Methoden der seelischen und körperlichen Entspannung. Als Religionen kann man diese Bewegungen (TM und dergleichen) allerdings nur unter großen Schwierigkeiten ansprechen. Sie werden daher unter dem Begriff der Psychogruppen geführt, der uns hier nicht beschäftigt.

5.2.3. Hinduismus in der Welt

Zu einem Teil gehört auch das vorige Kapitel in dieses mit hinein – aber ich meine mit dem Hinduismus in der Welt eigentlich etwas Anderes. Denn nicht an allen Orten der Erde hat der Hinduismus ein dem indischen entsprechendes Gesicht. In Nepal beispielsweise und auf Bali hat er wesentlich andere Züge, auch wenn in Nepal der indische Hinduismus noch kenntlich ist. In Bali ist er es zum Beispiel beinahe gar nicht mehr. Hier sind die Grundzüge des Dharma ins Individuelle gezogen statt das Leben der Kasten zu regulieren, die Kasten selbst grenzen sich kaum voneinander ab und begegnen sich als Kasten eigentlich nur zu Festivitäten, deren es auf der Insel reichlich gibt. Der balinesische Hinduismus ist genau genommen ein Relikt aus jener Zeit, in der man den Hindus noch nicht verboten hatte, zur See zu fahren. Er hat dann typisch indonesische Elemente aufgenommen, und vor allem Elemente der malaiischen Kultur. Auch diese war, ehe sie sich dem Mahayana – Buddhismus zuwandte, zum Hinduismus hin orientiert gewesen.
Sonst ist Hinduismus eher dort zuhause, wo indische Emigranten leben – und diese leben auf dem ganzen Globus und bauen überall wo es sich machen lässt und wo man sie machen lässt ihre Tempel und finden sich in alten und neuen Kasten zusammen. Von der Umgebung werden sie nicht aufgesogen und lassen sich nicht aufsaugen, denn sie bewahren unter dem Mantel einer äußerlichen Angepasstheit ihre spezifischen Merkmale umso strikter, je weiter sie von ihrer Heimat entfernt leben. Es entsteht eine – auch aus anderen Religionen bekannte – Diaspora – Situation, die sich nach innen oft archaischer gebärdet als die religiöse Kultur im Heimatland – wir erfuhren das bereits bei der Betrachtung des Islam in der westlichen Welt. Andererseits aber kann das Leben in einer so ganz anderen Kultur auch innerlich nicht spurlos am Hinduismus in der Welt vorübergehen und so wird es hier wohl noch zu Vermischungs- und Integrationserscheinungen kommen, die tiefer greifen als die Präsentation der indischen Küche. Wobei nicht vergessen werden sollte, dass diese Küche bereits praktizierte Religion ist... und damit in ihren Anpassungen auch die Religion schon wieder ein wenig anpasst und – wer hat nicht schon einmal den Unterschied zwischen einem originalen Gericht und dessen europäischer Variante gekostet?

5.3. Perspektiven

Hat eine so ethnisch bezogene und fixierte Religion wie der Hinduismus überhaupt Perspektiven? Zumindest suche man sie nicht in ihrem zeitweiligen Missionsdrang, denn Hindu kann nun einmal nur sein, wer als Hindu geboren wurde – ob in einer Emigrantenfamilie oder in Indien oder in Bali, Nepal oder

sonst einem Land, in dem es Hinduismus gibt. Die hinduistisch orientierten Missionen sind konzeptionell falsch. Zwar deckt der Hinduismus auch solche Spielarten, aber sie können sich nicht durchsetzen, hängen ihm vielmehr irgendwie an. Eine Großreligion mag der Hinduismus sein – eine Weltreligion wird er nie sein können.

Die Perspektive des Hinduismus liegt meines Erachtens vielmehr darin, dass der Hinduismus die einzige noch existierende relevante polytheistische Religionsstruktur auf dieser Erde ist und hier das Phänomen des Polytheismus und sein Einfluss auf die Gesellschaftsstruktur uns erhalten bleiben und in situ studiert werden kann. Aber es gibt doch mehr polytheistische Religionen? Ja, aber sie existieren als Rezidivformen und oft nur innerhalb eng umschriebener sozialer und ethnischer Gruppen – quasi Staatsreligion wie in Indien, und das für rund eine Milliarde Menschen, ist keine. Keine ist auch in diesem Maße ungebrochen kulturelle Basis einer Massengesellschaft. Keine kann in diesem Maße modern und archaisch zugleich sein, Atomkraft und den Holzpflug gleichermaßen als gesellschaftliche Normative integrieren.

So aber haben auch die polytheistischen Gesellschaften in der Geschichte der Menschheit funktioniert – nicht alle mit einem Dharma, aber alle mit einem Kodex des gesellschaftlich tolerablen und unannehmbaren Verhaltens ohne Berufung auf angebliche göttliche Vorschriften, wie das die monotheistischen Religionen tun. Der Hindu tut nicht Gottes Willen, sondern er tut in allererster Linie seinen eigenen und fragt dann nach, wie dieser sich zum Willen des Ewigen verhält. Wenn die Auspizien nicht günstig sind, dann hilft er ihnen mit den bekannten magischen Mitteln nach. Er tut nicht den Willen seines Gottes, sondern setzt seinen Willen so lange als Maß der Dinge an, bis er den Gott davon überzeugt hat, es sei so richtig – und wenn er ihn dreist bestechen müsste. So haben es auch die alten Gesellschaften gehalten und die indische Gesellschaft ist die letzte dieser alten Gesellschaften die sich bis heute als Großstruktur erhalten hat.

Wenn also das monotheistische Modell ausgelitten haben wird – und das wird eines Tages der Fall sein – können wir an diesem vitalen Modell unsere eigentlichen Standards wiederum ablesen – wir werden sie aus unserer nun einmal anderen Geschichte heraus niemals eins zu eins übernehmen können, aber wir können ein Gefühl des Lebens von dort übernehmen, das hier einst ähnlich war, und wir können von da aus weitermachen. Denn der Polytheismus ist auf alle Fälle, wenn es denn eine Religion wird geben müssen – und ich denke, mit diesem Phänomen sind wir noch keineswegs ganz fertig – das bessere, weil elastischere Modell. Es trägt den Bedürfnissen des Menschen (man kann es auch ganz anders gestalten als den Hinduismus) besser Rechnung, als mit Vorschriften, Versprechungen, Geboten und Denkverboten, Verdammungen und Inaussichtstellungen voll geschriebene Bibliotheken. Die Philosophie muss deshalb, wie die indische zeigt, keineswegs zu kurz kommen, nicht ein-

mal die Theologie und die Ritualistik findet sogar, wie auch die Magie, ein eher größeres Betätigungsfeld. Was kein Betätigungsfeld mehr findet, sind allerdings jene Erscheinungen, von denen ich nun berichten möchte.

B: Die wichtigen kleinen Religionen

Sie haben bei weitem nicht den kulturellen Einfluss, den ihre großen Geschwister haben aber sie sind da und sie sind von Dauer. Sie werden sogar immer mehr und sind zum Beispiel im Sektor Esoterik gar nicht mehr recht auseinander zu halten. Wir wollen es dennoch ein wenig versuchen, denn auch dort tummeln sich nicht nur Exoten. Zunächst aber wollen wir uns einige der „etablierten“ kleinen Religionen betrachten.

1. Parsen

Ihr Ursprung reicht bis ins sechste Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung und heute mutet es an als sollten sie in graue Vergangenheit zurück fallen. Denn sie haben ihre territoriale Basis, den Iran und das von Persien infiltrierte zentralasiatische Gebiet verloren. Dort herrscht heute der – schiitische - Islam. In Indien leben noch einige Tausend, aber auch dort schwinden sie, und die Parsen im westlichen Exil haben nicht einmal vermocht, Gemeinden zu gründen. Aber sie sind noch da und werden auch im Iran als „Schriftbesitzer“ geduldet.

Die Parsen sind Nachfahren einer Reformbewegung aus der altiranischen Religion, welche – die Religion des alten Iran - die indische Religion stark beeinflusst hat. Diese Religion ist untergegangen. Ihre Nachkommen sind die Zoroastrier, aber dieser Begriff ist irreführend. Zarathustra hat die Begriffe mit denen er umgeht nicht erfunden, er hat sie nur verändert. Er sammelte, ordnete und akzentuierte sie neu. Wie hat er sie geordnet? Ganz einfach: wie es in allem das Dunkle und Helle gibt, jedem Tag die Nacht folgt und umgekehrt, so sind Dunkel und Licht, wechselseitig voneinander abhängig, die Pole zwischen denen sich alles Geschehen ereignet. Wohlgemerkt – die Religion der Parsen

hat von Anbeginn eine kosmische Ausrichtung, ihre Ethik entspringt allgemeinen kosmischen Überlegungen, nicht der Verkündung eines göttlichen Willens. Der Zend – Avesta, die Bezugsschrift der Parsen, ist keine göttliche Offenbarungsschrift, sondern sie enthält menschliche Überlegung. Der Zoroastrismus hat den Zend – Avesta nicht deklassiert, sondern in sein System einer umfassenden magischen Welterklärung eingebaut. Die Götter des altiranischen Himmels spielen als Spenthas und Daevas, als Genien des kosmischen (hellen wie dunklen) Geschehens, weiter ihre Rollen. Sie wurden durch Zarathustra auf die kosmischen Gegensätze zwischen dem Licht – Ahura Mazda – und der Finsternis – Ahriman[219] – verteilt, die einander bekriegen, ohne einander jemals besiegen zu können, denn sie sind aneinander gebunden durch die Existenz des Kosmos. Der Mensch kann sich entscheiden, welchem Gesetz er folgen möchte – es führen beide in die endliche Vollkommenheit des Seins.

Die Welt ist dem Parsen heilig[220] – sie besteht aus den Elementen und aus dem, was die Elemente in ihrer Mischung und Entmischung hervorbringen. Die Natur ist ihm heilig, und er begeht entsprechend das Fest des Frühlings als das Fest des Neuen Jahres. Sie wird aber unheilig, wenn sie monströs wird – die Welt der Dämonen, aber auch der absonderlichen Naturerscheinungen ist nicht heilig, wobei unter heilig „rein“ verstanden wird – die Reinheit von Einflüssen der Finsternis. Die Finsternis besitzt in sich selbst eine eigene Heiligkeit, die unheildrohend ist, aber ebenfalls Respekt gebietet. Der Mensch steht zwischen diesen Welten und ist sowohl von der einen wie von der anderen abhängig. Er hat als einziges Wesen die Macht, die Elemente zu verunreinigen und bedarf, damit er es nicht tut, der Leitung. Er besitzt diese Macht qua Existenz – seine Verwesung allein, sein Tod allein und sonst kein Tod kann die Welt aus dem Gleichgewicht bringen, daher darf der Parse nach dem Tod keinen Kontakt mehr mit den Elementen haben – man wirft ihn der Simurgh[221] zum Fraß vor, die sich in Gestalt von Geiern und Raben über ihn hermacht. Die Simurgh aber ist ein Geschöpf Ahura Mazdas, ersonnen zu dem Zweck, die Erde rein zu erhalten, damit nicht das Böse, das vom Menschen ausgehen kann, sie in Mitleidenschaft zieht.

Der Mensch vereint das Gute und Böse – Licht und Finsternis werden ganz selbstverständlich moralisiert – in sich und trägt mit seinem Dasein zum

---

[219] Korrekt: Anǧra Mainyu.

[220] Der Manichäismus soll aus dem Parsismus mit abgeleitet sein – warum hat er dessen Weltbejahung nicht übernommen? Weil er eben nicht aus demselben abgeleitet ist, sondern aus der späten „gesunkenen“ Gnosis.

[221] Simurgh – dreißig Vögel – ein Vogeldämon

Kampf der Mächte das Seine hinzu. Er kann diesen Kampf beeinflussen indem er jeweils seinem Stern folgt. Aber er ist nicht verpflichtet, diesem Stern zu folgen, sondern er kann wählen. Er hat die Kraft, statt des Bösen Gutes zu tun und umgekehrt. Dabei hilft ihm das Wissen um die Existenz der Kräfte und die Ermahnung der – priesterlichen – Führer. Diese Ermahnung wird ihm in gottesdienstlichen Versammlungen zuteil, welche die Parsenreligion kennt. Darüber hinaus kennt sie die Verehrung des Lichts in den Feuertempeln, die von einer Priesterkaste in Permanenz zelebriert wird. Zentrum des modernen Parsismus ist heute Yazd im Iran. Dort existiert der einzige noch aktive Feuertempel des Parsismus. Vordem war der Parsismus mit seinen Feuertempeln im ganzen vorderasiatischen Raum verbreitet – die Kaaba ist, wie gesagt, von ihrer Konstruktion her denselben zuzurechnen[222], wurde aber wohl schon zu Mohammeds Zeiten nicht mehr als solcher benutzt. Die Priesterkaste hält in den Tempeln auch interne Versammlungen ab, in denen sie die Trance und aus ihr heraus den direkten Verkehr mit den Genien, den Spenthas, sucht. Ahura Mazda und auch Ahriman stehen allerdings als universale kosmische Kräfte über diesen Gottwesen. Die rituellen Trance – Sitzungen sind aus der altiranischen Religion in die parsische überkommen. Zarathustra hatte sie nicht gut geheißen.

Über die aktuelle Situation der Parsen wurde schon gesprochen. Sie gehen dahin, unrettbar, ersetzt durch die moderneren monotheistischen Modelle.

2. Bahaï

Die Bahaï entstammen an ihrer Wurzel dem schiitischen Islam und dessen Mahdi – Glauben. Es hat in der Geschichte des schiitischen Islam an derartigen Messias - Vorstellungen nie gefehlt. Dass ein schiitischer Muslim, wenn er die Möglichkeit eines Mahdi akzeptiert, eigentlich Shirk begeht, war mit ein Grund, warum der sunnitische Islam auf Distanz ging. Aber auch in ihn sind mit der Zeit messianische Vorstellungen eingedrungen. Während der schiitische Islam den Mahdi aber als eine rein ideelle Konstruktion ansieht[223], haben die verschiedenen „Dissenters“ diesen immer wieder in konkreten Personen verkörpert gesehen.

Die Bahaï – Religion geht zurück auf Seyyid Ali Mohammed, der sich selbst 1844 als das „Tor“, arabisch Bab, zum entrückten Imam bezeichnete. Er folgte damit der Lehre der Zwölferschiiten, es gäbe auf Erden stets einen Menschen, durch den der entrückte Imam rede. Er wandte sich in seinen Predigten gegen die Korruption in den Oberschichten, gegen die dort um sich greifenden westlichen Einflüsse und die nach seiner und vieler Anderer Meinung ungerechte

[222] Arabien unterstand zu Mohammeds Zeiten wenigstens formal der persischen Macht.

[223] Der verborgene, aber stets gegenwärtige entrückte Imam

Herrschaft der Schahinschahs. Er forderte bürgerlich – demokratische Verhältnisse und stieß mit seinen Ideen auf ein weites Echo. In den Jahren 1848 – 1852 führten die Babis, seine Anhänger, einen verzweifelten Kampf gegen die Übermacht des Staates und wurden massenhaft zu Märtyrern ihrer Überzeugung. Während eine Fraktion der Unterlegenen – Seyyid Ali wurde am 9. Juli 1850 öffentlich hingerichtet – als Azalis die revolutionären Traditionen des Bab wach hielten, richtete die andere Fraktion, die Bahaï, die Gläubigen auf mehr religiöse Ideen aus.

In dieser mehr auf das Religiöse bedachten Tradition steht Mirza Husein Ali (1817 – 1892). Er stammte aus einer Teheraner Adelsfamilie und schloss sich 1844 als einer der Ersten der Bewegung Seyyid Ali Mohammeds an. Im Streit um die Nachfolge des Bab setzte Mirza Husein sich gegen den jüngeren Bruder des Bab durch. Kurz darauf wurde er gefangen genommen und eingekerkert. Ein mystisches Erlebnis im Teheraner Kerker führte zu der Überzeugung, der vom Bab nur angekündigte Mahdi selbst zu sein. Nach seiner Entlassung aus dem Kerker begann für Mirza Hussein, der sich nun Baha u – llah nannte, ein Leben der Verfolgung, des Exils und wiederholter Gefangenschaften. im April 1863, ehe er Bagdad verlassen musste, erklärte er sich öffentlich als der vom Bab Vorhergesagte. Von da an wirkte er unablässig für die Vergrößerung und den ideellen Bestand seiner Gemeinde. Er verfasste mehrere mystische Schriften, die heute von den Bahaï als ihre Offenbarungsschriften angesehen werden. Die Erinnerung an die Selbstoffenbarung Mirza Husseins als der verborgene Imam wird von den Bahaï an ihrem wichtigsten Fest, dem Ridwan, begangen. An diesem Fest wählen sie ihre Leitungsgremien.

Ins Exil gezwungen sah Mirza Hussein dies als Fingerzeig, seine Religion zu einer Weltreligion zu machen. Er sandte von Akka (Akkon) bei Haifa aus Botschaften an die Regenten seiner Zeit, Alexander II von Russland, Napoleon III, Kaiser Wilhelm I, Königin Viktoria von Britannien, Kaiser Franz Joseph von Österreich, den Osmanensultan und den Schah, sowie an den amerikanischen Präsidenten. Er wandte sich auch an Papst Pius IX. Diese Botschaften, in denen er zu Einheit und Frieden in der Welt mahnte, wurden entweder nicht beachtet oder zurückgewiesen. Statt dessen wurden seine Familie und einige Anhänger nun über zwei Jahre in Akka gefangen gehalten. Später erlaubte man ihnen, sich in Akka frei zu bewegen, noch später erlaubte man ihm, Wohnung in einem Landhaus vor der Stadt zu nehmen. Dort lebte er bis zu seinem Tode im Jahre 1892. Ihm folgte sein Sohn Abbas Effendi (1844 – 1921), genannt Abdul Baha, als Leiter der Gemeinde. Er galt auch als bevollmächtigter Ausleger der Glaubenslehren des Baha – u- llah, und seine Schriften gehören mit zum Glaubensbestand der Bahaï. Ihm folgte dessen Sohn Shogi Effendi (1897 – 1957). Dieser befestigte die schon von Mirza Husein festgelegte Verwaltungsordnung

der Gemeinde. Shogi Effendi bestimmte keinen weiteren „Hüter“ des Glaubens. Seit 1963 liegt die Leitung der inzwischen weltweit präsenten Bahaï – Gemeinde in den Händen des neunköpfigen „universalen Hauses der Gerechtigkeit“ in Haifa.

In der Geschichte der Bahaï haben an die 20 000 Gläubige ihr Leben für ihren Glauben gelassen. Von den Muslimen werden die Bahaï, obgleich aus dem islamischen Sufismus hervorgegangen, als Abtrünnige betrachtet, da sie Shirk praktizieren, die Beigesellung eines Gotteswesens – des Baha - ullah – zum einzigen Gott. Entsprechend werden sie in der gesamten islamischen Welt verfolgt. Dabei richtet sich ihre Lehre an den - als orthodox geltenden – Vorstellungen der Zwölferschia aus, die heute im Iran richtungweisende Religionsform ist. Ein weiterer, ernst zu nehmenderer Grund für die Ablehnung ist die Tatsache, das die Bahaï über den Koran hinaus gehende heilige Schriften besitzen und Mohammed als „Siegel der Propheten“ nicht anerkennen, obgleich sie dessen Bedeutung für den Monotheismus und die arabische Welt nicht bestreiten. Aus diesem Grunde werden die etwa 300 000 Bahaï, die immer noch im Iran leben, heftig unterdrückt. Sie dürfen ihre Gottesdienste nicht offiziell abhalten, ihre Eheschließungen werden nicht anerkannt (es gibt im Iran keine Zivilehe), ihre Kinder gelten daher als unehelich. Jungen Bahaï ist höhere Bildung per Gesetz verboten.

Von seiner dogmatischen Anlage her ist Bahaï explizit als Weltreligion konzipiert. Die Lehre geht davon aus, dass die Offenbarung Gottes an die Menschen in Zyklen erfolgt. Diese Universalzyklen sind wiederum in Weltzeitalter gegliedert. An ihren jeweiligen Anfängen stehen die großen Religionsstifter. Ihre Botschaften gelten den Bahaï als, seit es die Bahaï gibt, nicht mehr zeitgerecht. An ihre Stelle sind die Offenbarungen der Bahaï getreten.
Die Gottesvorstellung der Bahaï ist letztlich apersonal, aber nicht entrückt. Gott ist das Unbegreifliche, personal nicht Fassbare, das aber dem Menschen liebevoll zugeneigt bleibt. Der ethische Anspruch der Bahaï an sich selbst ist hoch. Die Gleichberechtigung der Geschlechter im weltlichen Leben gilt als selbstverständlich – der Anteil der Frauen an der Leitung der Gemeinschaft geht allerdings gegen Null. Der Anspruch an ihre Glaubenspraxis ist den Anforderungen des modernen Lebens angemessen. Norm ist das tägliche – einmalige – Gebet und der Besuch der Veranstaltung zum „Neunzehn Tage – Fest“ am Beginn eines jeden Bahaï – Monats, der neunzehn Tage zählt. Bei diesen Veranstaltungen wird eine Andacht gehalten, werden die Angelegenheiten der Gemeinde besprochen und dem allen folgt ein geselliges Beisammensein. Ein weiterer Ritus ist ein dreiwöchiges Fasten im März. Die Bahaï kennen keine Priester und keine Kirchen, keine Sakramente, keine Liturgie, keine besonderen Eintrittsformalitäten. Ein Bahaï sagte in Bezug auf die Initiation als Ba-

haï: „man weiß, wann man Bahaï ist“. Es existiert allerdings, wie gesagt, ein Ritus der Eheschließung, der wohl in einem öffentlich gegebenen gegenseitigen Treueversprechen besteht. Die Versammlungshäuser der Bahaï sind keine „Kirchen“. Sie besitzen, daher überall kenntlich, einen uniformen Baustil als Kuppelbauten mit neun Eingängen. Natürlich ist die Gestaltung von Details freigestellt. Es ist für die Abhaltung einer Bahaï – Versammlung auch kein „Haus der Andacht“ notwendig. Sie kann überall erfolgen. In den Häusern der Andacht, die es auf jedem Kontinent der Erde gibt, wird hingegen kontinuierlich aus allen heiligen Schriften der Weltreligionen gelesen und somit spirituell das Gedächtnis der Menschheit in Bewegung gehalten.

Leben und Spiritualität der Bahaï sind je nach kulturellem Umfeld unterschiedlich. Besondere Verhaltensregeln gibt es nicht. Der einzelne Bahaï, so die Lehre, kann sich aus den heiligen Schriften selbst darüber unterrichten, was gut für gerade ihn konkret sei und sich danach richten. Er muss keine allgemeinen Verordnungen über sich ergehen lassen - wohl aber ist der Rat seiner Geistigen Räte, die es in allen Gemeinden gibt, für ihn verbindlich, sofern er diesen verlangt hat. Diese Geistigen Räte werden in jedem Jahr neu gewählt, wobei davon auszugehen ist, dass viele von ihnen über mehrere Perioden in ihren Funktionen bleiben. Es gibt sie auf lokaler, regionaler, nationaler und kontinentaler Ebene. Aus ihnen rekrutiert sich auch das Neunergremium beim „Haus der Gerechtigkeit“.
Die konsequent konstruktive Ethik der Bahaï hat es mit sich gebracht, dass sie im Ganzen den Status einer „beratenden Körperschaft“ bei der UNO besitzen. Sie sind in deren Einzelwerken (UNICEF, Sozialrat, Kinderhilfswerk) beratend beteiligt und gehören zur Weltkonferenz der Religionen für den Frieden. Durch ihre pazifistische und humanistische Ideologie haben sie weltweite Verbreitung gefunden – sie zählen mehrere Millionen Gläubige.

Ihre islamischen Wurzeln haben die Bahaï heute weltweit hinter sich gelassen. Dennoch ist es mit ihrer Toleranz, wie ich selbst erleben durfte, in praxi nicht allzu weit her, denn der Bahaï begreift sich als anderen Menschen ethisch und ideologisch überlegen. Er duldet den Anderen neben sich – aber er wird ihn niemals als vollwertig anerkennen. Er hört ihn an – aber er wird über das kaum nachdenken, was er hört, denn er weiß es eh immer besser. ER will bedacht *werden*, nicht selbst bedenken. Zudem – auch mit der inneren Toleranz ist es nicht immer so paradiesisch bestellt, wie die Glanzbroschüren der Bahaï - Mission verkünden. Homosexuellen wird das Ausscheiden aus der Gemeinschaft nahe gelegt, Frauen werden von gemeindlichen und übergemeindlichen Funktionen fern gehalten. Man verbietet ihnen dieselben nicht ausdrücklich, sondern grenzt ihre Wirksamkeit in subtiler Weise auf das Dasein als „Her-

rinnen des Hauses“ ein. Sexuelle Erfahrungen dürfen nur innerhalb der Ehe gemacht werden.
Bei alledem werden die Bahaï als Individuen mit ihren Erfahrungen und Ansichten recht allein gelassen, was nur bedingt als geistige Freiheit interpretierbar ist. Denn im Grunde wird von ihnen erwartet, mit den Lehren ihrer heiligen Schriften rückhaltlos überein zu stimmen – wer das nicht kann, erweist sich als jemand, der kein Bahaï sein kann und wird daher von der Gemeinschaft – eingeschlossen die Familie – ausgegrenzt. Es ist wahr, dass sie hilfsbereit und aktiv sind – aber sie sind es in der Hauptsache aus missionarischen Gründen, weniger um der Sache selbst willen: sie wollen vielmehr gefragt sein, warum sie sich so einsetzen um für ihren Glauben Zeugnis abzulegen. Positiv zu bewerten ist allerdings ihre Freiheit Wissenschaften und Kultur gegenüber, an der sie aktiv teilnehmen und die sie nach Kräften und Neigung fördern. Ein Bilderverbot wie im Islam kennen sie nicht. Positiv fällt auch ihr unbedingter Pazifismus ins Gewicht – den sie allerdings erst im Laufe ihrer Geschichte erworben haben; die ersten Bahaï waren – dabei allerdings oft nur der Not gehorchend - durchaus gewaltbereit. Für einen Menschen, der weder homosexuell ist noch in Konflikt mit den Ansichten der Gemeinschaft zur Frauenemanzipation gerät und in den Gedanken des Baha u-llah seine eigene Befriedigung findet, kann ein Leben als Bahaï sehr befriedigend sein. Engstirnig oder folkloristisch - fundamental ist Bahaï, trotz einiger hässlicher konzeptioneller Fehler, jedenfalls nicht und der glaubensbedingte Stress hält sich in vorhersehbaren, aber relativ weit gesteckten Grenzen. Wir werden sehen, dass es sich keineswegs in all den kleinen Gemeinschaften so verhält.

3. Ahmadiya

Zunächst aber haben wir eine ebenfalls recht kommode Einrichtung vor uns. Die Ahmadiya genannte Religion wurzelt ebenfalls im Islam und betrachtet sich selbst als diesem zugehörig – was die Bahaï, die andere große islamische Häresie, schon lange nicht mehr tun. Sie richtet sich in allen äußeren Dingen nach den Regeln des Islam – treibt sogar eifrig Mission für eine Religion, welche sie (definitiv seit dem 10.5. 1974) von sich gestoßen hat. Aus ihrer eigenen Sicht des Islam ist die Ahmadiya nur ein Mahtab, eine der vielen Varietäten islamischen Glaubenslebens. Aus der Sicht des islamischen Weltrates ist die Ahmadiya eine Ketzerei, weil sie Shirk begangen hat und zudem gegen Aussagen des Koran opponiert.

Begründet wurde die Ahmadiya von Hasrat Mirza Ghulam Ahmad, einem indischen Muslim aus Quadian im Pandschab. Er lebte von 1835 bis 1908. Zunächst attackierte der in der britischen Kolonialverwaltung tätige Ahmad Christentum und Hinduismus mit polemischen Schriften. Seit 1889 aber berief

er sich immer stärker auf ihm zuteil gewordene Offenbarungen. Im Jahre 1891 trat er dann offen mit dem Anspruch hervor, Mahdi und Masah – Messias und als solcher ein wiedergeborener Christus zu sein. Er behauptete, Wunder tun zu können. Später hielt Ahmad sich auch noch für den herabgestiegenen Krishna der Vaishnavas und den Mesio Dahrbami der Zoroastrier/ Parsen. Auch für das „Ebenbild Mohammeds“ wollte er gelten. Im Jahre 1901 ließ er seine Gemeinde, die „Ahmadiya“ amtlich als eigenständige Religionsgemeinschaft registrieren.

Nach Ahmads Tod spaltete sich, wie nicht anders zu erwarten, die Gemeinschaft. Eine, die Lahore – Gruppe, wollte Ahmad nicht als universalen Messias, sondern nur als Mudjahid = Erneuerer, Reformer (des Islam) anerkennen. Die Mehrheit, die Quadian – Gruppe erkannte ihn hingegen als eben diesen universalen Messias an. Beide Gruppen existieren noch heute, wobei die Lahore – Gruppe größere Behauptungsschwierigkeiten hat, weil sie vom Islam, als dessen Reformer sie gelten möchte, nicht angenommen wird, aber auch keine messianische Figur anzubieten hat, mit der eine neue Religion außerhalb des Islam begründbar wäre. Die Quadian – Gruppe, die heute das Bild der Ahmadiya bestimmt, ist hingegen auf bestem Wege, vor allem in Europa, das Gesicht eines autochthonen europäischen Islam zu formen.

Dabei kommt ihr zu Hilfe, dass sie zu Jesus eine zum Islam unterschiedliche Meinung vertritt. Allerdings ist diese Meinung auch für einen Christen, der die Grundlagen seines eigenen Glaubens kennt, unannehmbar, steht und fällt sein Glaube doch mit der Kreuzigung und leiblichen Auferstehung Jesu von den Toten als jener Tat, die das Mysterium Christentum begründet. Alles andere kommt nur hinzu. Die Ahmadiya nun leugnet nicht die Kreuzigung, die der Islam bestreitet, aber sie leugnet die Auferstehung von den Toten. Jesus habe die Kreuzigung überlebt und sei nach Indien gepilgert, habe in Kaschmir gelebt und gelehrt und sei in hohem Alter in Srinagar gestorben – das es damals noch gar nicht gab.

Die Ahmadiya betreibt planmäßig und auftragsmäßig Mission für den Islam. Sie ist die einzige Religionsgemeinschaft im Umfeld des Islam, die Übersetzungen des Koran in die jeweilige Landessprache anbietet. Außer in den Ländern der islamischen Welt betreibt die Ahmadiya Mission auch in Europa, Westafrika und den USA. Wo es notwendig ist, engagiert sie sich auch sozial. In ihrem äußeren Gebaren ist sie betont muslimisch, kennt Heǧab und akzeptiert das Bilderverbot. In Deutschland ist die Ahmadiya mit etwa 250 Gemeinden und ca. 80 000 Mitgliedern vertreten. Insgesamt soll sie an die 15 Millionen Mitglieder zählen, was allerdings von unparteiischen Beobachtern bestritten

wird. Die Mehrheit dieser Mitglieder gehört der Quadian – Gruppe an, die Lahore – Gruppe fällt hingegen nicht ins Gewicht.

Die Botschaft der Ahmadiya vom Überleben Jesu hat insbesondere in christlich - esoterischen Kreisen einige Unruhe gestiftet. Ansonsten ist die Ahmadiya heute nur eine von vielen Möglichkeiten für den Europäer, den Islam kennen zu lernen, da sich auch andere, orthodoxe muslimische Vereinigungen inzwischen um Mission bemühen. Sie ist, da sie ihren Gründer Ahmad über die Maßen achtet, nicht einmal die beste Möglichkeit, sich dem Islam zu nähern. Seine recht subjektive Ansicht vom Islam färbt die Theologie der Ahmadiya allzu sehr. Ihrer Koranübersetzung ist nicht unbedingt zu trauen, da Glättungen an einigen Stellen offensichtlich sind, aber in der Verständnisrichtung zumeist nicht den Kern der Aussage treffen. Andererseits ist sie moderner und in Glaubensdingen weniger skrupulös als andere Varianten des Islam und hat sich daher in der westlichen Welt leichter einfügen können. Dass solche Einfügung nicht das Wohlwollen islamistisch – fundamentaler Kreise genießt, ist gut vorstellbar. Denn „islamistisch“ ist die Ahmadiya nun einmal nicht und ist sie auch nicht zu machen. Aber auch das Wohlwollen christlicher Kreise ist ihr aufgrund ihrer seltsamen „Christologie“ und vor allem der Selbstcharakteristik Ahmads wegen kaum sicherer.
Ernsthaft gewertet können dessen Behauptungen wohl nur von Psychologen werden – für den Forscher in Sachen Jesus sind sie wertlos, für den Christen ohnehin. Aber die Ahmadiya weist hin auf zeitbedingte Schwächen des Koran, sie unterzieht ihn - anders als der reguläre Islam – einer wissenschaftlichen Exegese, und das hat er bitter nötig. Sie wagt, was keine islamische Richtung sonst wagen würde. Aber sie wagt es, und das wäre ein Kritikpunkt, sozusagen im Abseits der islamischen Hauptströmungen, obgleich sie nach Mitgliederzahl und Existenzdauer sehr wohl zu ihnen gehören würde. Ein wenig erinnert sie mich an das Schicksal der protestantischen Bewegungen im sechzehnten Jahrhundert. Sie spielten offiziell zuerst nicht mit – aber sie spielten de facto sehr wohl mit und endlich dann auch de jure. Das Kapitel Ahmadiya ist von allen Seiten her noch nicht zu Ende geschrieben. Und hat nicht auch einst Luther zu seiner Zeit in etlichen Dingen etwas übers Ziel hinaus gelangt? Ahmad ist Orientale gewesen, das kommt dem Renaissance – Menschen, zumindest was seine Neigung zu Pathos und Übersteigerung des Gewollten anbelangt, ziemlich nahe. Man wird erst noch sehen, was endlich daraus werden wird.

4. Mormonen

Ähnliches wäre auch zu sagen von der „Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage“ wie der offizielle Titel der Mormonenkirche – wenigstens bis heutigentags – lautet. So lautete er nicht immer: das „der Letzten Tage“ kam

erst nach etlichen Auseinandersetzungen dazu. Denn die Zeitgenossen der ersten Mormonen fanden die Bezeichnung „Kirche Jesu Christi von den Heiligen“ recht anmaßend. Diese Leute, deren oft recht lockeres Leben sie kannten, erschienen ihnen nicht als Heilige des christlichen Glaubens. Nun, heute leben die Mormonen nicht mehr so locker daher – aber ihre bewusste Verbindung mit weltlichen Freuden und Angelegenheiten ist geblieben.

Die Mormonenkirche geht zurück, wie allbekannt, auf einen Farmerssohn namens Joseph Smith, dessen Familie am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung an der Ostküste der USA eine kleine Farm mit Tatkraft und Glück einigermaßen über die Runden schob und davon lebte – eine von Tausenden. Die Familie Smith war weder wohlhabend noch armselig, sondern gehörte sozial zum stabilen Mittelstand. Joe, einer ihrer Söhne, war weder besonders fromm noch besonders grüblerisch, sondern ein aufgewecktes Kind, das die Umständen unter denen es lebte, rasch und gut durchschaut und ihre Schwachstellen gefunden hatte. Es wollte ein anderes Leben – eine Leben ohne Sorgen, ohne die ständige Mahnung, mit allem sparsam umzugehen, was man besaß. Mit der Farm war ein solches Leben nicht zu schaffen, die Lotterie war zu riskant, wenn man nie zuviel Geld hatte, also war es wohl das Beste, wenn Gott half – irgendwie. Joe verlegte sich auf´s Beten, vergaß aber darüber das Leben keineswegs. Kurzum, er war ein Kind wie viele seinesgleichen, als es zu dem bei den Mormonen bekannten Vorfall im farmeigenen Walde kam. Sie nennen, die Mormonen, diesen Vorfall die „erste Vision“ was bedeuten soll, dass es nicht die einzige Vision war, von der Smith heimgesucht wurde. Die Angaben darüber, wann der Vorfall stattgefunden haben sollte, gehen auseinander – amtlich wurde der Termin auf den 21. September 1823 gelegt. Wir wollen ihn hier unbesehen übernehmen, denn auf den Termin kommt es eigentlich nicht an und wer von uns weiß schon noch den Tag oder die Nacht, in der er „erwacht“ ist? Wäre dieses Erwachen ein einmaliges Ereignis, behielten wir das Datum eher in Erinnerung – aber es gibt eben keine alarmierenden Umstürze, sondern ruhig und stetig nur unser Leben. Aus dessen Perspektive wird aus der Einmaligkeit ein „da hat es mal etwas gegeben, das dauert fort“ und es wird unwichtig, da es fortdauert. So war es auch bei Smith und als die Fakten festgelegt wurden, war vielleicht auch seine Erinnerung an Tag und Stunde nicht mehr ganz zuverlässig – nicht einmal mehr die Erinnerung an alle Details – aber auf jeden Fall und zuverlässig die an das Ereignis selbst. Wir kennen das alle. Wie viele Wesen oder in welcher Positur sie da waren – das wissen wir Jahre später ebenso wenig noch wie die Frage, in welcher Wäschegarnitur wir schliefen. Aber wir wissen, was mit uns geschah. Wir wissen es etwas später sogar noch etwas besser.

Das will also sagen, dass ich, allen Kritikern der Mormonenkirche entgegen, aber auch meiner sonstigen Kritik an derselben, am Statthaben dieser ersten Vision als solcher nicht zweifle. Es stimmt zu Vieles: die Furcht, das Licht, wie es beschrieben wird, die Energie, die da verspürt wird und die von den Wesen ausging, zuletzt die Beschreibung der beiden Wesen selbst als Vater und Sohn. Denn sehr wohl hatte, wie es aussieht, der Vater, der hier gemeint ist, einen Sohn. Er hatte ihn in Israel zur Zeit des Königs Herodes und dieser Sohn war es, der, bereits bei hohen Jahren, ans Kreuz genagelt ward. Weil es diesem Sohn gleichen musste, zeigt das Turiner Tuch, ansonsten eine Fälschung aus der Ära Konstantins, ein vom Leben gezeichnetes Gesicht. Die Leute damals wussten das noch, während wir unter dem vom Jugendwahn gekennzeichneten Antlitz Jesu alle zeitliche Orientierung verloren haben.

Was Joe wirklich sah, werden wir allerdings nie erfahren, denn er sah mit den Augen eines Christen. Da er mit den Augen eines Christen sah, hat er die ganze Sache denn auch von Anfang an, wie man sagt, versemmelt. Er hat die Aufforderung, sich keiner Religion anzuschließen, dahingehend verstanden, dass er eine eigene gründen sollte und damit war's im Grunde auch schon vorbei mit dem Mormonentum, ehe es recht begann. Daher krankt die ganze Sache bis heute an dem, was damals schief gelaufen ist: Joe war der falsche Mann an der richtigen Stelle.

Er sollte den Menschen an der Schwelle des technischen Zeitalters die Erfahrungen einer fremden Kultur mit demselben vermitteln, aber er machte eine neue Bibel daraus. Das war nie beabsichtigt. Daher wurde auch die mormonische Kirche eben eine Kirche und sonst nichts und das ist sie bis heute geblieben.

Diese Kirche aber ist definitiv keine christliche Kirche auch wenn sie das selbst behauptet und gern sein möchte. Vater Sohn und Geist sind hier drei regelrechte Personen, die mit anderen Personen zusammen, Göttern, die Welten geschaffen haben und regieren – diese Welt ist nur eine von sehr vielen. Gott ist der Gott dieser Welt – was immer es sonst noch für Götter geben mag, ist nicht interessant. Alle Menschen, auch das ist nicht christlich, werden auferstehen – nicht nur die Christen, die darauf hoffen. Alle sind, auch das ist nicht christlich, durch Jesu Kreuzigung gerettet, keiner ist durch Erbsünde gebunden, sondern jeder nur für sich selbst verantwortlich, das ist auch nicht christlich. Sie haben Tempel und eigene Zeremonien für diese Tempel das ist gleichfalls nicht christlich. Sie halten dafür, dass irdische Bande zwischen den Menschen auch in der geistigen Welt Bestand haben, das ist geradezu widerchristlich. Dabei kann die Sache mit der berühmten Totentaufe beinah noch hingehen, denn die entsprechende Passage in den Apostelbriefen scheint mir von ihnen besser und direkter verstanden zu sein als die gewundenen Theologenerklärungen, nach denen es etwas ganz anderes bedeuten sollte. Von der frühchristlichen Eschatologie der Naherwartung her ist eine Totentaufe jedenfalls

plausibler als ein verwaschener Gräberkult. „Wenn wir“, so heißt es, „der Auferstehung nicht sicher wären, warum halten wir dann die Taufe für die Toten?“ und dich meine, das ist eindeutig. Auch das wenigstens formal kollektive Leitungssystem der Kirche auf allen Ebenen ist mit dem frühchristlichen Charisma vereinbar. De facto hat allerdings der erste Präsident und Prophet der Gemeinschaft ziemlich unbeschränkt und als „Vicarius Christi“ das Sagen. Hier wären wir schon im Status der Papstkirche. Nur dass der Prophet nicht Nachfolger des Petrus ist, sondern des Joseph Smith, der seinerseits in die Nähe zu Christus gerückt wird.

Joseph Smith wurde im Jahre 1844 im Gefängnis der von ihm gegründeten Mormonenstadt Nauvoo von einem Unbekannten aus einer empörten Volksmenge heraus durch das Fenster erschossen. Grund für die Empörung waren einige nicht gerade schmeichelhafte Enthüllungen der lokalen Zeitung über seine und seiner Freunde Umtriebe – Smith hatte sich nicht eben heiligmäßig aufgeführt und auch sonst war er keineswegs ein vorbildlicher Charakter, sondern eher ein Durchschnittsmensch von unterdurchschnittlicher Bildung, aber überdurchschnittlicher Intelligenz, also zwar eine geborene Führernatur, aber kein ethisch hoch stehendes Wesen.
Damals aber war das „Buch Mormon“, sein Hauptwerk, bereits vierzehn Jahre unter den Leuten. Um dieses Buch Mormon gibt es auch viele Gerüchte: ich kann nur wiederholen, was schon Mark Twain dazu sagte: es ist gedrucktes Opium. Daher werden die Kirchenführer auch nicht müde, es wie sauer Bier anzupreisen – selbst die Gemeindeglieder lesen es wohl zumeist nur in der Sonntagsschule. Es sollte der Bericht über jene Zivilisation werden, die Äonen vor uns in unserer Nähe lebte und die heute sozusagen entrückt existiert. Es wurde ein langweiliges, gestelztes Bibelplagiat. Man ziehe das Original vor. Luthers Sprache und die Unmittelbarkeit guter Erzähler machen auch dort, wo es eigentlich mühsam zu lesen ist, eine faszinierende Lektüre daraus. Joseph Smiths ewiges: und es begab sich – tötet zuletzt auch den willigsten Geist ebenso wie sein verkrampftes Bemühen, die Diktion der King – James - Bibel zu kopieren. Diese selbst ist schon ein sechster Aufguss dessen, was die Reformation an Bibelübersetzungen geleistet hat. Interessanter sind die verschiedenen „Offenbarungen“ die wie auch im Koran Geschichte und Werden der Gemeinschaft anschaulich machen. Wie im Koran so wird auch hier der Wille des Stifters unbefangen als der Wille Gottes propagiert. Aber wir erfahren durch die „Offenbarungen“ auch von den Konflikten innerhalb der Gemeinschaft. Interessant, weil ein wenig in die richtige Richtung weisend, sind auch die von Joseph Smith angeblich aus dem Ägyptischen übersetzten „Bücher“ der „Köstlichen Perle“. Natürlich haben die Kritiker recht, sie sind weder ägyptisch noch sonst irgend etwas aus dieser Welt – es sind Geschichten aus einer anderen Realität, die Joseph, sich selbst erhöhend, so verkaufte. Sie sind auch nicht un-

verfälscht – aber sie lassen von dem, was einst werden sollte, mehr ahnen als das Buch Mormon. Sie zeigen, dass er sich des Schwindels, den er begangen, irgendwo doch bewusst gewesen ist, aber andererseits aus der Atmosphäre dieses Schwindels auch nicht mehr hinaus gelangen konnte – er war seinem eigenen Entwurf erlegen. Völlig daneben ist allerdings sein Unternehmen gegangen, die Bibel neu zu übersetzen – man erspare sich dies Ungemach.
Ob seine Lebensgeschichte ehrlich ist? Wenigstens zeigt sie Joseph Smith wie er sich selbst gesehen haben wollte und insofern mag sie aufschlussreich sein – gefärbt ist sie sicher. Denn Joe will der große Mann sein, der er in Wahrheit nie gewesen ist – er blieb in Wahrheit stets höchst mittelmäßig und anfragbar. Das zeigen zwei Punkte der Gemeinschaftsentwicklung. Der erste: weil Joe Smith es mit der ehelichen Treue nicht so recht verstand, auf gut Deutsch, er rannte jedem Rock nach – propagierte er die Vielweiberei. Er richtete also die Gemeinschaft nach seinen eigenen „Erfordernissen“ aus. Weil unter den ethisch meist nicht besonders erprobten Gefährten die – auch sonst verbreitete – Trunksucht überhand nahm, verbot er der Gemeinde den Alkohol und auch gleich noch, weil sie teuer waren, Tee und Kaffee. Er selbst hat sich übrigens wie auch seine engeren Gefährten an dieses „Wort der Weisheit“ nicht gehalten.

Was aber hat die Mormonenkirche geformt? Vor allem war es der Wille der eindrucksvollen Führerpersönlichkeit Brigham Young, ihres Moses, der die Mormonen, die in den Staaten überall als Dissidenten verfolgt wurden, nach Utah führt und ihnen dort ihren eigenen Staat entwickelte. 1849 war dieser Staat fertig und überall aus den USA machten sich missionierte Anhänger auf, dort, im „gelobten Land“ als im „neuen Israel“ zu wohnen. Die Wüste wurde urbar gemacht, die natürlichen Ressourcen genutzt und verbessert, eine eigene Armee wurde aufgestellt, die mehr einer Miliz glich und sehr unschöne Ereignisse auf ihrem Kerbholz hat.
Zum anderen aber wurde die Kirche auch durch die Ablehnung zusammen gehalten, die sie in den ersten Jahrzehnten ihres Bestehens überall erfuhr. Ungerechtfertigt war diese Ablehnung sicher nicht in jedem Falle – in vielen aber schon, denn die Anhänger der neuen Lehre waren zumeist einfache, rechtschaffene Leute, die in der neuen Religion nur eine Perspektive und Alternative zu den abgenutzten und vielfach ausgehöhlten Konzepten des amerikanischen Protestantismus sahen wie er in den Grenzregionen allenfalls noch lebendig gehalten wurde. Man ging Sonntags zur Kirche und las dann und wann in der Bibel, aber das war auch schon alles, was Christsein bedeutete. Die Mormonen aber, obschon verfolgt, halfen einander, sie pflegten nicht nur Sonntags, sondern auch bei fröhlichen Festen und bei der Arbeit enge Gemeinschaft, sie hielten auf ihre Familien große Stücke und versuchten, auch Andersgläubigen gegenüber so redlich zu sein, wie es angehen wollte. Die Menschen fanden dort einen Weg aus ihrer sonst hoffnungslosen Verlassenheit. Da aber einige Nor-

men ihres Zusammenlebens Anderen nicht genügten, wurden sie in einer Art Ketzerkreuzzug verfolgt und überall vertrieben. Man sieht hieraus, dass die Kreuzzugsmentalität keine katholische Spezialität ist.

Obschon die mormonische Kirche sich gern als umfassend einig darstellt, ist dem doch nicht so. Es gab schon von allem Anfang an Spaltungen unter ihnen und heute gibt es eine ganze Anzahl von Kirchen, die sich auf Joseph Smith und seine Mission berufen. An erster Stelle steht die Gemeinde Christi, die aus den ehemaligen Reorganisierten Mormonen entstand – diese entstanden aus einem sektenüblichen Streit der Mormonen nach Smiths Tod. Emma Hale, die Witwe Smiths, schloss sich dieser Reorganisierten Kirche an und verschaffte ihr dadurch Bedeutung. Aber auch die Zurücknahme des Polygamiegebotes spaltete die Kirche, denn nicht alle waren damit einverstanden – auch Frauen nicht, die nun um ihre Reputation fürchten mussten. Sie waren Ehefrauen gewesen, nun würden sie Huren sein – und das waren sie nun einmal nicht. Die Kirche löste das Problem dann dadurch, dass sie den Mitgliedern die Möglichkeit eröffnete, eine Tempelehe[224] mit mehreren Frauen nacheinander schließen zu können – wodurch Polygamie im Jenseits sozusagen die Norm blieb und nur im Diesseits aufgehoben wurde. Was für ein Wirrwarr daraus entstehen mochte, wenn mormonische Witwen und mormonische Witwer neue Tempelehen schlossen, ist vorstellbar. Aber wie gesagt – einige Gruppen blieben polygam – zwar nicht offiziell, aber de facto.
Diesen oft fanatischen Gruppen gegenüber stellt die „Gemeinde Christi“ sozusagen den Protestantismus der Mormonenkirche dar: ihr Tempel – sie hat nur einen – ist allen Menschen zugänglich, Frauen haben das Priesteramt und sind in allen Gremien vertreten, das Neue Testament hat normativen Rang vor dem Buch Mormon.

Was aber ist überhaupt ein Mormonentempel? Er ist nicht zu verwechseln mit einer Kirche – obgleich er auch als Kirche dienen kann. Kirche ist im allgemeinen das Gemeindezentrum mit der Kapelle. Diese Gemeindezentren sind zweckentsprechend, aber ohne Aufwand erstellt. Der Tempel betreibt Aufwand in jeder Beziehung: er ist innen und außen mit architektonischem Anspruch gestaltet, kennt Bilderschmuck und komfortable Ausstattung. Denn das Gemeindezentrum ist Haus der Gemeinde: dort gibt es zwar auch Gottesdienst, aber zugleich Sport und Spiel, Kinderbetreuung, Zirkelarbeit, dort tagen und feiern die Gruppen und Räte der Gemeinde, man isst und tanzt zusammen und miteinander – all das gibt es im Tempel nicht. Alles Weltliche, also auch das Kinderlachen, ist aus diesen Mauern verbannt. Es geht gedämpft zu und ge-

[224] Die spezifische mormonische Ehe „für Zeit und Ewigkeit“, die auch nach dem irdischen Tod fortdauert und durch eine zivile Ehescheidung natürlich auch nicht aufgelöst werden kann.

mächlich. Gut trainiertes Personal lenkt die verschiedenen Ströme der Wallfahrer zu ihren jeweiligen Aufgaben: zu den Totentaufen, den „Begabungen“, den verschiedenen „Siegelungen“(all das für Lebende, aber auch für verstorbene Familienmitglieder), den „Gebetskreisen“ und „Tempelmessen“. Die Tempel sind so angelegt, dass die verschiedenen Wallfahrerströme sich nur im Eingangsbereich und im Zentrum des Tempels, dem „celestialen Raum“ begegnen können – sofern dieser im Verlauf der Zeremonien überhaupt vorgesehen ist. Da sich der Wallfahrer für die Zeremonien seiner Alltagskleidung entledigen und eine besondere Tempelkleidung tragen muss, sind Umkleidekabinen oder –räume vorhanden. Da mit Wasser gearbeitet wird, gibt es auch einen Wasseranschluss im Haus. Daneben existieren Verwaltungsräume und eine – einfach ausgestattete – Pilgerherberge. Im Allgemeinen werden Pilger bei ortsansässigen mormonischen Familien einquartiert oder müssen mit einem – oft teuren – Hotel vorlieb nehmen; deshalb wird darauf gesehen, dass Pilgerfahrten zum Tempel Tagesfahrten sein können. Um dies zu ermöglichen, haben die Mormonen in den letzten Jahren ein System von Tempelbauten entwickelt, die ohne viel Aufwand an Zeit und Material überall dort aufgestellt werden können, wo genug Mormonen in einem Zeitraum von 24 Stunden ankommen, ihre Pflichten wahrnehmen und wieder abreisen können.

Einfach „nur so“ fährt kein Mormone in den Tempel. Auch nicht um eine individuelle Andacht zu verrichten, es sei denn, er wohne am Ort eines Tempels und könne denselben problemlos erreichen. Zumeist fährt man in Gruppen, chartert Busse oder bildet Fahrgemeinschaften. Auch Hochzeitsgesellschaften können sich zusammentun und tun sich zusammen.

Was im Tempel geschieht, darüber wird in den Gemeinden nicht gesprochen. In den letzten Jahren sind aber die „Tempelgeheimnisse“ durch Mormonen, die ihrer Kirche den Rücken kehrten, im Detail bekannt geworden. Es handelt sich um den Freimaurern abgeschaute Initiationsriten (die Freimaurer haben daraufhin ihre Initiationsriten übrigens schleunigst geändert), die der Gläubige für sich selbst, aber auch für Verwandte (nur für solche) vollzieht. Wer also keinen Mormonen in der Verwandtschaft hat, muss nicht befürchten, irgendwann den Namen eines im evangelischen oder katholischen Glauben verstorbenen Lieben im Mitgliedschaftsregister der Kirche zu lesen. Und so einfach, wie einstmals, als genau dies geschehen konnte, ist es auch nicht mehr – denn während früher die Verstorbenen rücksichtslos in die Listen der Kirche eingetragen wurden, geht man heute davon aus, dass sie zwar in ihren „Himmeln“ verbleiben, aber die Chance bekämen, in den höchsten Himmel der Mormonen aufzusteigen (im Falle sie die postume „Begabung“ erhalten haben). Man gemeindet sie nicht mehr ein wie zum Anfang, an dem man mit derartigen Praktiken zwar die eigenen Mitgliederzahlen bedeutend verbessert, aber auch einmal mehr den Unmut der Nachbarn und Mitbürger sich zugezogen hat.. denn anfangs waren es wohl nicht nur Verwandte, für die man sich taufen, begaben

oder mit denen man sich siegeln ließ. Man sprang mit den Mitbürgern um wie der Geizhals mit der Goldkiste: hierhin – dahin – dorthin. Heute sind es nur noch Verwandte und diese Verwandtschaft muss zweifelsfrei nachgewiesen werden. Daher besitzen die Mormonen das größte genealogische Archiv der Welt. Sie haben zu diesem Zweck einen Berg ausgehöhlt – denn die Akten müssen bleiben und ginge schier die Welt unter.

A propos Weltuntergang: wie alle endzeitlichen Gemeinschaften rechnen auch die Mormonen mit dem absehbaren Weltende. In Salt Lake City, der Hauptstadt des „Mormonenstaates“ Utah, steht der Tempel, in dessen Versammlungshalle Jesus das Jüngste Gericht halten wird – entsprechend plüschig ist sie eingerichtet, Jesus und seine Engel sollen es auf jeden Fall bequem haben und zudem ist „plüschig“ in Amerika gleichbedeutend mit bedeutend und hochherrschaftlich. Daher hat die „Assembly – Hall“ etwas von einem Premierenkino oder einem Operettentheater. Aber der Tempel von Salt Lake City ist weder der erste noch der größte oder gar der modernste Tempel – er ist nur der Tempel der Mormonenhauptstadt. Der erste Tempel war der Tempel von Kirtland (Ohio), ein einfacher Bau, einer Kirche ähnlich, in gotisierenden klassizistischen Formen. Heute dient er der ortsansässigen baptistischen Gemeinde als Gotteshaus. Sie hat den Innenausbau, wie ihn die Mormonen einst machten, größtenteils bestehen lassen, so dass die Kanzeln der „Sprecher“ der ersten Zeit noch immer besichtigt werden können. Der zweite Tempel, den die Mormonen bauten, war der von Nauvoo. Er erscheint als einfacher, von einem neobarocken Turm gekrönter Saalbau in klassizistischen Formen mit vorgelagertem Portikus. Um den „celestialen Saal“ gruppieren sich die weiteren Räumlichkeiten. Nachdem die Mormonen Nauvoo verlassen hatten um nach dem Westen zu ziehen, brannte der Tempel – aus ungeklärter Ursache – bis auf die Grundmauern ab. Man ließ die Stätte, auf dem Hochufer des Missouri, wüst liegen – heute noch sind die Spuren des ungeheuren Brandes – es war ein großer, massiver Tempel – sichtbar. Es gibt alte Daguerrotypien, auf denen der brennende Tempel zu sehen ist. Über einen Wiederaufbau wird nachgedacht. Der Tempel von Nauvoo wurde Vorbild für die Tempel von St. George und Manti, beide in Utah.
Der Tempel von Salt Lake City war demgegenüber vom Vorbild der Kathedralen her gedacht – seine zwei Turmgruppen sind in der mormonischen Sakralarchitektur niemals nachgeahmt worden. Statt dessen hat sich, nach einigen turmlosen Versuchen in den Dreißiger und Vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts (Arizona Tempel, Albertatempel u.a.) eine Variante durchgesetzt in der ein mehr oder weniger imposanter Bau – und es gibt sehr imposante Bauten – mit einem stilisierten Turm oder auch mehreren und Nebengebäuden zu einem Komplex verbunden wird. An moderner Sakralarchitektur haben die Mormonen dabei Erhebliches geleistet. Daneben existiert der Typ

eines „Mini- und Gebrauchstempels“, der die Elemente des Tempels oft nur noch andeutungsweise übernimmt und auch in den baulichen Ausmaßen eher bescheiden bleibt. So werden Türme zu Bögen und Nadeln, das Haus zu einer Assoziation eines Zeltes – Erinnerung an die Pionierzeit ebenso wie an das Urbild des Jerusalemer Tempels, die Stiftshütte von Silo. Daneben wieder existiert ein Bautyp, der sich an kulturellen Standards des jeweiligen Landes orientiert, in dem der Tempel steht – denn das Mormonentum ist mittlerweile eine weltweite Angelegenheit.

Die Gemeindezentren sind hingegen zumeist schlichte Bauten, die sich der übrigen Architektur der Umgebung einfügen, aber durch ihren beleuchteten Turm neben dem Gemeindehaus als Mormonenkirchen unmissverständlich kenntlich sind. Früher trugen diese Türme eine Abbildung des Posaune blasenden Engels Moroni - heute sind diese Engel den Tempeln vorbehalten. Sie enthalten eine Kapelle, die auch als Versammlungsraum der Gemeinde fungieren kann, manche können durch Schiebewände in einen sakralen und einen profanen Teil zerlegt werden, der Boden ist oft für Sportveranstaltungen eingelegt. Die Saalräume besitzen eine Tribüne an der Frontseite und eine, zumeist elektrische, Orgel. Die Ausstattung besteht weiterhin aus einer einfachen Bestuhlung und einem Tisch mit einer Kniebank, der zur Bereitung des Abendmahles notwendig ist. Dieses wird in Tabletts ausgeteilt, und besteht aus einfachem Weißbrot und Portionsbechern mit Wasser, die an die Reihen der Teilnehmer gebracht und dort durchgereicht werden. Die Teilnehmer kommunizieren im Sitzen. Das Abendmahl ist offen und nicht an den Empfang der Taufe gebunden. Nur wer ausdrücklich ausgeschlossen wurde, hat den Empfang abzulehnen, das geschieht durch eine abwehrende Gebärde.

Einen Gemeinschaftsentzug wie bei den Zeugen Jehovas gibt es in der Mormonenkirche nicht – aber es gibt die Exkommunikation, und es versteht sich von selber, dass Mormonen, die aus ihrer Kirche ausgeschlossen wurden (einen Austritt gibt es formell nicht) von den ehemaligen Gemeindegliedern nicht mehr kontaktiert werden. Zu allen anderen Gemeindegliedern, ob „aktiv“ oder nicht, hält man Kontakt. Aufdringlich ist dieser Kontakt nicht – wird er nicht gewünscht oder geduldet, findet er auch nicht statt. Aber der „Inaktive“ bleibt Mitglied der Kirche und kann sich jederzeit wieder ins „aktive“ Leben eingliedern.
Das hat aber nun einige Haken, denn das aktive Gemeindeleben ist sehr freizeitintensiv. Für die Privatsphäre bleibt kaum Zeit. Allenfalls kann es ein Ersatz sein, wenn die ganze Familie sich am Gemeindeleben beteiligt und so wenigstens innerhalb der Gemeinde begegnet. Ein vollwertiger Ersatz für Familienleben ist das aber natürlich nicht, und so wird die Gemeindearbeit oft zum Stolperstein für den häuslichen Frieden. Die Familien, die gefördert

werden sollen (die Mormonen betreiben prinzipiell keine Familienplanung) werden so von der Kirche, die sie zu erhalten predigt, in Wahrheit zerrieben. Der Mann in der Bischofschaft und als Lehrer, die Frau in der FHV, ebenfalls als Lehrerin, und die Kinder in den PV respektive den JD und den Priesterversammlungen unterwegs – da sieht kaum mal einer den anderen. In mormonischen Familien herrscht daher auch stets eine hektische Atmosphäre, die es verständlich macht, wenn die oberste Leitung immer wieder zu weniger Stress mahnt. Aber solange sie die Berufungen nicht auf ein Mindestmaß des unbedingt Notwendigen beschränkt, sobald es um Familienväter und –mütter geht, ist dieses Predigen eigentlich pure Heuchelei.

Zudem – die Predigten der Mormonenführer kommen mit erstaunlich wenigen Themen aus: lies die Schriften (das passiert also zu wenig), zahl den Zehnten (da kommt auch zu wenig rein), geh in den Tempel (nur etwa 30 % der Mormonen haben die Zulassung zum Tempel), verzichte auf Sex vor der Ehe (also muss es anders stehen) und halte das Wort der Weisheit (das ist also inzwischen auch ins Gerede gekommen). Dann sind da noch ein wenig Jesus und Joe und – Halleluja. Aus diesen Themen, die Jahr um Jahr Inhalt langatmiger Ansprachen auf den halbjährlichen „Generalkonferenzen“ sind, kann man den inneren Zustand der Kirche besser ablesen als an allen Polemiken der Gegner. Er ist, allem Prunken mit Zahlen entgegen, eigentlich erbärmlich. Das macht, es wird buchstäblich „auf Teufel komm raus“ getauft was immer hinein geht, denn zwei Jahre ihres Lebens opfern fast alle jungen Männer und inzwischen auch viele junge Frauen der Mission in fremdem Land oder doch zumindest in einer fremden Stadt. In dieser Zeit haben sie kein Privatleben, sondern stehen bis auf wenige Stunden der Erholung quasi als Mönche und Nonnen im Dienst ihres Gottes. Sie helfen in den Gemeinden, denen sie zugeteilt werden, aber ihre Hauptaufgabe ist es, ihre Mitmenschen davon zu überzeugen, dass es das Beste für sie wäre, sich taufen zu lassen. Sie erreichen dieses Ziel, um es gleich zu sagen im Verhältnis zum operativen Aufwand recht selten. Wenn sie es aber erreichen, so erreichen sie damit selten einen für die Gemeinde wirklich lohnenden Zuwachs. Entweder gibt es kein Geld oder es gibt, nachdem der Novize die Innenseite der Gemeinde und Kirche sattsam kennen gelernt hat, auch keine Aktivität mehr. Denn der geistige Provinzialismus dieser Gemeinden muss erst einmal überboten werden. Sicher – es gibt überall einige Stecknadeln in diesen Heuhaufen, aber nicht als Mormonen, sondern in ihren Berufen und im menschlichen Miteinander erweisen sie sich als die, die sie sind.

Dabei ist das spirituelle Potenzial des Mormonismus nicht klein. Mormonen besitzen ein feines Gespür für atmosphärische Gegebenheiten, sie pflegen ihre intuitiven Talente, sie halten schlicht alles für möglich dass es dem Menschen widerfahre, aber sie verbergen ihre Talente, die ihnen von Kind her anerzogen

wurden, bemerkenswert gut unter einem Mantel religiöser Plattitüden, die auch von einem evangelikalen Christen oder Zeugen Jehovas kommen könnten… man muss sie schon genauer kennen um zu erfahren, wie geistig rege und wie selbständig viele mit ihrer ganz persönlichen Geistigkeit umgehen. Dann allerdings erfährt man Erstaunliches – leider aber nicht immer Befriedigendes, denn gerade dieser Geist ist es, der von den „Generalautoritäten“ in SLC immer fester eingekerkert wird, hinter Geboten und Verboten verschlossen und von Anweisung zu Anweisung gejagt. So brechen sich erstaunliche Talente immer wieder an dem „ich darf nicht“, das dann alsbald ein „ich kann nicht“ wird. In den letzten Jahren ist der Schwenk der Mormonenkirche zum evangelikalen Christentum immer deutlicher geworden, immer mehr typisch mormonische Glaubensinhalte wurden zugunsten christlicher aufgegeben. Das mögen die Christen hinnehmen, die Mormonen müssen´s ohnehin, aber den, der die Geschichte und Sendung dieser Religion kennt, kann das nicht befriedigen. Wenn sie so weiter machen, ist der ganze Mormonismus früher oder später ein spirituelles Massengrab – andererseits – was sollte er von seiner Wurzel Joe her auch anderes werden… es ist schon erstaunlich, dass die wenigen Stücke Wahrheit so lange vorhielten. Aber halten sie die christliche Kirche nicht schon seit zweitausend Jahren? An diesem Zeitraum gemessen, können es nicht viele Stücken und auch keine großen gewesen sein und in der Tat – sagte ich nicht anfangs, Joe habe die Sache bereits in allem Anfang vergeigt?

5. Woodoo

Man sagt, es gäbe in New York heute mehr Woodoo – Priester als in ganz Bahia oder in Porte au Prince und überhaupt auf Haiti. Seit einigen Jahren gibt es Woodoo auch in Europa und – es wird dort von Weißen betrieben. Diese Tatsache ist alarmierend, allerdings hat das nichts mit dem schlechten Ruf zu tun, welchen diese Religion weltweit genießt, sondern damit, dass wenn sich die Weißen dieser Sache bemächtigen, ihr Sinn notwendig ins Wanken gerät, denn der Woodoo ist von der Wurzel auf afrikanisch und eigentlich kann ihn auch nur ein Afrikaner wirklich begreifen und umgreifen.

Dennoch ist wahr, dass Woodoo wie wir ihn heute kennen – es gibt noch einige andere Namen dafür in der lateinamerikanischen Welt –ohne die Weißen so nicht entstanden wäre. Er entstand unter den als Sklaven verschleppten Afrikanern vornehmlich der Westküste. Die Sklavenschiffe entluden ihre Fracht zunächst und vor allem – die USA stiegen erst späterhin mit ein – in den Häfen der Karibik. Dort lagen die großen Märkte, von denen aus die „schwarze Ware“ weiter nach dem Landesinneren gebracht wurde. Jeder Sklave – es waren keine muslimischen Sklaven darunter, Muslime waren vielmehr die erste Instanz im System des Sklavenhandels – brachte seine jäh gebrochenen traditionellen Vorstellungen mit in die Knechtschaft und stellte oft erst dort fest, dass seine

Schicksalsgenossen ganz ähnliche Ansichten hatten. So schmolzen die verschiedenen afrikanischen Religionen in der Not in eins zusammen und gaben den Gequälten jenen Halt, den sie nirgendwo sonst zu finden vermochten. Durchgesetzt hat sich allem Anschein nach die guineische Version, die sich heute noch unter dem Namen des Vodun ansatzweise an der Westküste Afrikas findet. Aber der Woodoo ist seinem Wesen nach eine panafrikanische Angelegenheit und jeder wird seine Besonderheiten dort finden. Für den Europäer bleibt nur die Camouflage, denn die Gottheiten Afrikas nahmen unter den wachsamen Blicken der Inquisition ein katholisches Gepräge an.

Woodoo spielte eine wichtige Rolle bei der Befreiung der karibischen Sklaven. Es waren die Woodoo – Priester, die den Verzweifelten Hoffnung brachten, die für die Ratlosen Rat und für die Hilflosen Hilfe hatten. Ihrer Magie vertrauend stürzten sie sich mit bloßen Händen und unbedeckter Brust in die Kanonen und – siegten. Der Funke zündete weiter und führte letzthin zur Aufhebung der Sklaverei in Amerika. Der Islam behielt sie allerdings bei, hier wurden die letzten Sklaven erst gegen Mitte des vorigen Jahrhunderts freigelassen. In der Karibik hatte der Spuk an die zweihundert Jahre gedauert – eine kurze Periode für die Zeit, eine lange für Menschen, die einmal frei gewesen waren.

Nun nehmen sich die Weißen des Woodoo an und machen daraus eine verfasste Religion – die Rasse der Sklaventreiber sollte sich eigentlich schämen, diese Angelegenheit auch nur in Augenschein zu nehmen. Aber vielleicht ist auch so etwas wie eine Wiedergutmachung dabei, denn vom Standpunkt der „Herrenrasse“ scheint diese Aneignung nicht zu geschehen. Anscheinend will da wirklich jemand hinzulernen, aber warum – wirklich nur aus schlechtem Gewissen oder gibt es da noch etwas anderes? Ich denke, es gibt etwas anderes: die Entdeckung der Magie durch das Business.

Man kann einen Konkurrenten durch die bessere Leistung bezwingen. Das geht solange gut, wie der die eigene Leistung nicht überbietet, also nur eine Weile, gesetzt, er ist dazu in der Lage. Man kann ihn auch durch andere ökonomische Methoden plattmachen, durch Aktienkäufe, durch Aktienverkäufe, durch Kreditsperren, durch Übernahmen, durch Gerüchte und dergleichen. Das hält meist besser, aber die Konkurrenten wachsen nach. Wer alles nach seinem eigenen Willen lenken und alle Fährnisse von vornherein ausschalten möchte, wende sich an „des Schicksals Mächte“ und flechte mit denselben „ewige Bünde“. In dieser Beziehung hat unter allen magischen Religionen der Woodoo mit seinen Ablegern die besten Referenzen. Also lernen Manager zaubern. Keineswegs zaubern alle, aber es ist doch bezeichnend, dass die meisten „ausländischen“ Magier nicht in New Orleans oder sonst in einer traditionellen südlichen Umgebung leben, sondern in den Geschäftszentren der USA. Zaube-

rei hat Konjunktur, umso mehr, je begieriger in einer desorientierten Epoche der Mensch nach einem ultimativen Halt verlangt, der jederzeit verfügbar und gehorsam ist.

Nun ist der Woodoo das aber ausgerechnet nicht. Zwar funktionieren seine Hexereien in staunenswerter Größenordnung auch dann, wenn der Gemeinte nicht daran glaubt, dass sie funktionieren würden, aber die Sache hat einen Haken – die Präsenz der afrikanischen Götter nämlich, die absolute Realpräsenz ist. Die Götter – bis auf ganz wenige – manifestieren sich in den Menschen, die in ihren Blick geraten, persönlich. Sie nehmen selbst Einblick in die Umstände der Menschen, auch wenn sie darauf in der Begegnung selbst keine Rücksicht nehmen. Der Woodoo sagt, der Mensch wird durch den Gott „geritten“ und das ist genau das rechte Bild. Aber ein guter Reiter wird sein Pferd auch achten und es nicht zuschanden reiten.

Da dieses Bestreben den Göttern aber erst anerzogen werden muss, ist es für den, der erstmalig von einem Gott „geritten“ wurde, notwendig, einen Gewöhnungsprozess zu absolvieren, der ihm die Möglichkeit gibt, seinerseits in ein kommunikatives Verhältnis zu dem Gott zu treten, der ihn ausgesucht hat. Diesen Prozess überwacht der „Klerus“ des Woodoo im Interesse des Novizen – wobei sich dieser das durchaus was kosten lassen muss, Woodoo ist keine Religion der Armen. Arme werden durch sie aber vielfältig unterstützt – sofern sie dem Woodoo angehören. Zu jeder Gemeinde gehört auch ein Kreis armer Anhänger, die von den reichen oder auch nur wohlhabenderen unterstützt werden – mit Taten, aber auch mit Rat und notwendiger Fürsprache.

Der sakramentale Kern jeder Woodoo – Gemeinde sind die Zeremonien, in deren Verlauf die Götter ihre „Pferde“ besteigen. Dabei spielen die „initiierten“ Mitglieder der Gemeinde die Hauptrolle. Sie werden durch einen noch kleineren Kreis „beamteter“ Mitglieder koordiniert, die auch sämtliche Zeremonien vollziehen und beaufsichtigen. Treffpunkt ist der Tempel, aber es können auch Ereignisse außerhalb derselben vorfallen – sympathische und sehr unsympathische. Die Götter Afrikas sind zumeist recht ungestüme Wesen, auch wenn sie es dabei ebenfalls zumeist nicht „böse“ meinen. Sie haben auch handfeste Wünsche: gutes Essen und gutes Trinken, schöne Kleider und Schmuck, viel Wasser, viel Sex. Jeder hat auch noch seine Lieblingsvarianten. Das alles herauszufinden, ist wie in jeder polytheistischen Religion Sache des Priesters. Daneben ist es seine Sache, seine Schäfchen vor dem Allzu Viel an göttlicher Zuwendung zu bewahren, ihre Seelen zu hüten, dafür zu sorgen, dass sie nach dem Tode richtig im Totenreich ankommen und dafür, dass sie zu gegebener Zeit selbst zu göttlichen Wesen werden können. Um all dieser Obliegenheiten willen, wird der Priester auch gründlich in Magie unterwiesen.

Der Woodoo besitzt ein reiches Repertoire magischer Techniken und, was wichtiger ist, durch die direkte Verbindung des Magiers mit der entsprechenden geistigen Ebene „funktionieren“ diese Techniken auch.

Das nun ist es, was die Manager am Woodoo anzieht. Der mythologische Grundbau der Religion ist ihnen gleichgültig. Sie bestellen den Hexer zu sich, zahlen im sein Geld und lassen ihn machen. Der Hexer ist ein Priester, der sich mit solchen Dienstleistungen ein einträgliches Zubrot schafft, und da es sich zumeist um Weiße handelt, die ihre Querelen auf diese Art regeln, hat er auch die Rache seiner Götter nicht zu fürchten, denn denen sind die Weißen gleichgültig. An sich ist die Rolle des Hexers nämlich ziemlich riskant – auch der mit Magie Belegte kann schließlich Götter haben, die sich für ihn einsetzen und dem Hexer in genau derselben Münze zurück zahlen. Das will kein Hexer provozieren – aber gegenüber Weißen hat er mildernde Umstände. Denn die haben keine Götterfreunde, die Götter Afrikas halten es mit dem Hexer. Sofern jedenfalls derselbe schwarz ist, sind sie seine Partei. Was aber nun, wenn die Weißen die Sache selber in die Hand nehmen wollen? Nun, auch in der weißen Götterwelt gibt es mächtige Wesen. Aber die werden zumeist von den Neuheiden mit Beschlag belegt. Daher kaprizieren sich auch die weißen Woodoohexer auf die afrikanischen Götter – mit durchaus wechselndem Erfolg, wobei die „dunklen“ Mächte, da mehr diesseitig denkend, ab und an nichts dabei finden, mit einem Weißen zu arbeiten, wenn sie dabei gut verdienen.

Aber Woodoo ist eigentlich anders: er ist eine tief spirituelle Angelegenheit, die den Menschen eigentlich nicht beherrscht, sondern ihm seine Einbindung in die geistige Realität – wenigstens ausschnittweise – bewusst macht. In dieser Bewusstmachung ist er sehr gründlich. Kein Initiierter des Woodoo wird es nachdem fertig bringen, an der Existenz der Götter zu zweifeln – zu handgreiflich haben sie sich ihm gezeigt. Kein Zuschauer einer solchen Zeremonie, bei der die Götter ihre in Trance bewusstlosen Medien „reiten“ wird hernach noch kluge Spekulationen über den Ursprung der Religion anstellen mögen. Er hat diesen Ursprung vor sich gesehen. Er hat mit Gedé oder auch genannt Maitre Samedi gesoffen, er hat mit Erzulie oder einer ihrer anderen Entsprechungen geflirtet, er hat „Madame Christine“ getroffen und sie hat ihn beinahe zu Tode erschreckt, er hat die Menschenpferde in das Wasserbecken streben sehen, wenn sie von der Schlange besessen wurden und Vieles mehr. Ihm kann keiner mehr mit Grübeleien über Sein oder Nichtsein der Götter imponieren. Er weiß sich bei den Göttern geborgen, aber er weiß auch, dass diese Geborgenheit ihren Preis hat und dass Götter zwar nicht böse sind, aber auch keinen Moralkodex kennen. Sie wahren nur ihre Rechte und dazu gehört auch, dass ihre Pferde gesund und unbeeinträchtigt sind. Dafür sorgen sie – alles andere geht sie nichts an.

Von unserem Standpunkt aus könnte man sagen, der Woodoo hat eine ganz bestimmte Ebene, einen ganz bestimmten Sektor der unendlichen geistigen Welt für sich erobert und nutzt diese Eroberung in beiderseitigem Interesse – dem der dort befindlichen Wesen und der Menschen, die sie gefunden haben. Dabei nutzt er sie nicht nur, wie es ein Weißer tun würde und tut, sondern er pflegt sie auch, er hält sie bei Laune und zuweilen liebt er sie sogar. Für den Woodoo ist die Ebene, auf der er sich bewegt, die Welt schlechthin und da jede Ebene die Welt schlechthin abbildet und repliziert, hat er damit in gewisser Weise sogar recht. Daher kommt es, dass seine Mythologie manchmal geradezu kongruent zur gnostischen zu liegen kommt. In Manchem, so der Lehre von den Urzwillingen, ist er dieser sogar voraus – wohl weil sich solche Gegebenheiten in kleinerem Maßstab auch deutlicher erkennen lassen. Auch deren ambivalente Charakteristik ist beispiellos gut gelungen. Der „Unbekannte“ und „Ferne“ der Gnosis findet sich ebenso wie die in vielen Erscheinungen schillernde Gestalt der „Sophia“. Dennoch trennen den Woodoo – Kult natürlich Welten von der Erkenntnislehre. Schon die Tatsache, dass es sich um einen Kult handelt, ist eine unüberwindliche Barriere. Aber er spiegelt in seiner Mythologie eben jene Kräfte, mit denen wir es auch dann und wann zu tun bekommen und zeigt damit, dass es sich bei der Erkenntnislehre nicht um die Ausgeburt einiger spekulationsfreudiger Mystiker, sondern um Erscheinungen handelt, die in allen anderen spirituellen Bewegungen mehr oder weniger stark bemerkt und behandelt worden sind. Da sie real sind, werden sie auch immer wieder nach ihrem Recht verlangen, wahr genommen zu werden – *für* wahr genommen zu werden.

6. AIC (Apostolic International Conference)

Wechseln wir, wie die alten Römer, von einem Bad ins andere und springen wir, wie die Saunabesucher, aus dem heißen Schwitzkasten in den Schnee, denn genau das steht uns jetzt bevor. Aber wir müssen wohl etwas ausholen, um zu begreifen, warum es uns bevorsteht.

Jeder in Deutschland kennt die weißen Gebäude an deren Front das Kreuz über der Strahlensonne prangt – die Andachtsstätten der neuapostolischen Kirche. Wer neugieriger ist war wohl auch schon mal drin, denn die „Apostolischen“ sind keineswegs fremdenscheu. Man kann ihre Gottesdienste gern besuchen und auch sonst an ihrem Gemeindeleben teilnehmen – so man nämlich nicht zufällig gerade eine Frau ist, welche sich auf den Umkreis ihres Heims beschränken und in der Gemeinde schweigen sollte. Ja, meine Damen, das steht nun mal im Neuen Testament und das können wir nicht ändern. Also gibt es in der neuapostolischen Kirche keine Ämter für Frauen und – reden tun sowieso nur die Ämter. Der Rest hat zu schlucken und zu verdauen und, verdaut

oder nicht, die Ämter zu lobpreisen, denn er lebt in der einzig wahren und richtigen Kirche der Christenheit. Na ja, es soll noch mindestens ein Dutzend weiterer einzig richtiger und wahrer Kirchen geben, aber das stört diese meist nicht im Mindesten und so auch die „Apostolen“ nicht. Zu einer ökumenischen Zusammenarbeit mit ihnen sehen sie jedenfalls keinen Anlass.

Sonntags halten die Neuapostolischen zwei Gottesdienste, früher hielten sie auch noch einen am Mittwochabend. In jedem Gottesdienst wird das Abendmahl in Form einer Hostie mit drei eingebackenen Weintropfen verabreicht - also in beiderlei Gestalt wie in der protestantischen, und in communione sub una wie in der katholischen Tradition die Regel. In der Abendmahlsfrage ist das die praktizierte Ökumene, aber der Brauch stammt nicht aus solchen Überlegungen sondern aus dem Ersten Weltkrieg, in dem apostolischen Soldaten die Kommunion auf diese Weise ins Feld geschickt wurde. Die Abendmahlsbegehung selber ist denkbar einfach wie ähnlich auch bei den Mormonen. Allerdings haben die Neuapostolischen ein geschlossenes Abendmahl, nicht Apostolische sind nicht zugelassen. Nicht, weil sie dieselben nicht dabei haben möchten – sie können alles beobachten – sondern weil sie dieselben nicht in Versuchung führen wollen, denn ein nicht apostolisch Getaufter „isst und trinkt sich selber zum Gericht“ und das wollen sie nicht verantworten, was ich persönlich gut verstehe. Alle Vierteljahre halten sie einen Gottesdienst speziell für die Toten ihrer Gemeinde – dabei gehen die Lebenden in Vertretung für ihre Toten zum Abendmahl und auch die Ämter sprechen in Vertretung für verstorbene Inhaber derselben. Hoppla, sprach der in Erkenntnislehre Gewitzte, da ist aber doch ein Verständnis für die geistige Welt vorhanden. Habe ich nicht bestritten, vielmehr noch gar nicht darüber gesprochen. Zu erwähnen wäre noch, dass die Gottesdienste der Neuapostolischen zwar recht nüchtern aber doch auch sehr würdig gestaltet werden – ein wenig erinnert das an die Gottesdienste der evangelischen Union zu meiner Kinderzeit – sehr würdig und ein wenig einschüchternd, obgleich im Gebaren eher nüchtern.

Das war nicht immer so. Denn an der Wurzel der apostolischen Bewegung steht der Wunsch einiger – hochkirchlicher – Theologen nach mehr und prächtigerem Ritus, mehr und prächtigerer Kirche als die anglikanische Hochkirche mit ihrem am Katholizismus orientierten Ritus bieten konnte. Man wollte zwar einerseits keine katholische Kirche, weil man den Papst in Rom nicht wollte (wenn, dann einen eigenen Papst), aber man wollte – ja was eigentlich? Etwas, das in Richtung byzantinischer Ritus ging, aber dabei gemeindenäher blieb als die russische Kirche, etwas Prachtvolles, Überwältigendes, Komplexes wollte man in der Meinung, so sei die alte Kirche (die vorschismatische) gewesen. Zu diesem Zwecke musste man bis zu den Wurzeln der Kirche, also den „Aposteln“ zurückgehen und man belebte dieses „Amt“ wiederum, zwölf

Männer wurden benannt, die ihren Versuch so gelungen fanden, dass sie davon überzeugt waren, diese wahre Kirche werde die letzte sein und sie selbst in den Himmel verfrachtet werden, ehe ihre Lebenszeit sich endigte. Sie haben sich geirrt. Wie auch anders. Heute richten die noch bestehenden „katholisch - apostolischen“ Gemeinden sich darauf ein, in den Schoß der protestantischen Landeskirchen zurück zu kehren. Abendmahl gibt es bei ihnen schon lange nicht mehr, da es keine Priester mehr gibt. Predigten werden verlesen, da es keine Prediger mehr gibt. Taufen gibt es auch keine mehr, da nur die Priester taufen konnten und von Salbungen und Segnungen reden wir gar nicht erst, das waren die Vorrechte der Apostel. Netterweise erweist die evangelische Kirche den Altapostolischen diese Dienste, aber nicht alle nehmen sie auch an – viele verharren in der unsakramentalen Geistigkeit ihrer Kirche, in der vom ganzen Ritus allein der Opfergang noch funktioniert, weil es vereinzelt noch „Türhüter“ gibt, und die Kirchenmusik, denn für die waren Laien zuständig.

Die Chormusik ist übrigens, auch wenn sie ihren romantischen Ursprung nicht leugnet, schöner als die der Neuapostolischen, die zuweilen etwas zu sehr an die baptistische „Erweckungsmusik“ erinnert. Zwar nicht in der Gestaltung, die mit Orgel und Chor recht konservativ bleibt, aber in der Führung der (oft banalen) melodischen Phrasen unbedingt. Ausgesprochen schön und zur Nachahmung empfohlen ist die Sitte, zwischen den einzelnen Strophen von Kirchenliedern kurze Orgelsoli einzuflechten, die zu den jeweils nächsten Strophen überleiten. Dadurch wird das oft nervende „Absingen“ eines Chorals vermieden und statt dessen erscheint ein „durchkomponierter“ Bestandteil eines Gesamtritus. Mit liturgieerfahrenen Gemeindegliedern ließe sich ein solcher Brauch schon peu a peu einführen und unsere protestantischen Choräle geben entweder (vor allem die des fünfzehnten bis siebzehnten Jahrhunderts) überreichlich Improvisationsmaterial her oder reagieren dankbar (für die Lieder aus dem achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert) auf ein musikalisches „Aufpeppen“ zuweilen recht dröger melodischer Substanz [225].

Wie muss ein Sonntagsgottesdienst der Altapostolischen doch prächtig gewesen sein – kein Wunder, dass vor allem künstlerisch interessierte Menschen mit einem erheblichen ästhetischen Bedürfnis davon angezogen wurden, aber auch Theologen gerieten in den Bann dieses vom Ritual sozusagen bekrönten Christentums. Die Basis desselben bildete aber wie in allen Kirchen die Alltagsgemeinde und in dieser wirkten des Geistes Gaben bis über den Rand des Zerwürfnisses. Es wurde prophezeit und glossolaliert [226] dass es seine Art hatte

[225] Schon recht, hier spricht der ehemalige evangelische Organist…

[226] Glossolalie – Zungenreden. Eine in Trance hervorgestoßene Lautfolge, die an und für sich nur eine emotionale Entladung ist, und keine linguale Bedeutung besitzt. Man maß diesen Er-

und jede vernünftige oder unvernünftige Anweisung konnte durch eine einfache „Eingebung“ von XYZ torpediert werden. Das führte von Anfang an zu Auseinandersetzungen. Sie erreichten allerdings ihren Höhepunkt, als das Sterben unter den Aposteln einsetzte, diese sich aber weigerten, weitere Apostel als Nachfolger zu benennen. Mit zunehmendem Alter starrsinniger und sendungsbewusst von je, erwarteten sie weiter den – ausbleibenden – jüngsten Tag. Sie starben darüber weg und die Übriggebliebenen konnten sich entscheiden, der neuen – schismatischen – Kirche beizutreten oder eben in der sichtlich dem Aussterben entgegen gehenden zu bleiben. Denn eine neue Kirche mit neuen Aposteln gab es – nur hatten diese natürlich keine „Sukzession“, denn keiner der alten Apostel hat jemals einen Nachfolger ordiniert. Ihre Ämter fußten auf „Eingebung“ einfacher Gemeindeglieder, die die Kirche der Apostel auch gegen deren Willen retten wollten.

Die Rettung ist gelungen. Zudem kehrten die neuen Apostel zum Weg der volkstümlicheren Low Church zurück und feierten ihre Zusammenkünfte hinfort mit weniger Aufwand. Die Messgewänder und die Altäre verschwanden, der Ritus wurde bedeutend vereinfacht, besteht heute wesentlich nur aus Gebet, Ansprachen, Musikstücken und dem Abendmahl samt Eingangs- und Ausgangsegen. Die Ansprachen sind nicht wie ehedem spontan, sondern werden vor dem Gottesdienst wenigstens inhaltlich koordiniert – formell freilich besteht das Recht der jederzeitigen Einrede weiterhin. An die Stelle des Messgewandes trat der Sonntagsanzug. Nicht verändert wurde die Hierarchie der Ämter – sie folgt weiterhin dem in den Apostelbriefen vorgegebenen Schema. Nicht verändert wurde die Notwendigkeit der Versiegelung der Gläubigen, der wir auch schon in der katholischen Kirche als „Firmung“ begegnen[227]. Verändert aber wurde die Stellung der Apostel – fortan unterstanden sie, selbst auf Lebenszeit ernannt, einem auf Lebenszeit amtierenden „Stammapostel“ in der Nachfolge des Petrusamtes, also einem Papst der Apostolischen. Jeder Apostel war fortan verpflichtet, zu Lebzeiten seinen Nachfolger heran zu bilden und zu berufen, allerdings hatte der Stammapostel das Recht der Bestätigung.

---

eignissen aber in der frühen Kirche große Bedeutung bei und arbeitete daran, sie zu übersetzen, was de facto nur auf eine Fälschung hinauslaufen konnte. Ihren Grund hat die Glossolalie im Gebrauch des „Eternal“ durch die Adepten der Erkenntnislehre – die aber diese „Sprache“ niemals übersetzt hätten und auch nie in Trance gebrauchten, sondern im „magischen“ Verkehr mit Phänomenen, bei denen eine rein emotionale Kommunikation ihren Zweck nicht erfüllte. Die „Glossolalie“ war also in den gnostischen Zirkeln keine Offenbarungsrede, sondern nur ein Notbehelf.

[227] Man soll also nicht so tun, als sei die „Versiegelung“ ein apostolisches Eigengut. Beide indes kommen her aus der Ordinationspraxis der Erkenntnislehre.

Um die Berufung der Apostel gab es in der weiteren Entwicklung immer wieder Streit und dieser Streit führte immer wieder zur Spaltung. Heute zählt die Apostolische Union etliche zumeist kleinere und kleinste Gliedkirchen, die zwar ihren eigenen Aposteln (schon lange ward die Zwölfzahl aufgegeben) folgen, in den Grundzügen der Lehre aber der apostolischen Tradition entsprechen wollen. Für diese ist das Normativ die Bibel – die Verlautbarungen der Apostel besitzen nur ausdeutende Funktion. Allerdings wird die Bibel in der konkreten Verkündigung mancher apostolischer Gemeinden eher „unter die Bank“ gelegt und eher der Auslegung des entsprechenden Apostels gefolgt, die mitunter recht exotisch sein kann, wie ich beim Apostelamt Juda selbst eruieren konnte und wie auch jeder andere das kann, der momentan nichts Besseres zu tun hat. Denn die – und auch alle anderen – geben großzügig Auskunft, alle wollen verstanden und gebilligt werden. Geheimlehren wie bei den Mormonen gibt es in der apostolischen Kirchenfamilie nicht.

Dabei steht die Mission bei den Neuapostolischen und ihren Gliedkirchen nicht unbedingt an erster Stelle – sie kann, muss aber nicht erfolgen. Die neuapostolischen Kirchen rekrutieren sich zuallererst aus dem natürlichen Zuwachs durch Geburten – selbstverständlich vermaledeien sie jede Form der Familienplanung, denn diese schmälert ja die Zuwachsrate. Die einzelnen Mitglieder werden in das Gesamtreglement der Kirche eingegliedert – der Besuch „weltlicher“ Veranstaltungen ist nicht geradezu verboten, wird aber nicht gern gesehen. Denn wenn der Jüngste Tag kommt, geht die Rede, wird Jesus die in der Kirche Versammelten zu sich nehmen und wer dann nicht da ist, der wird auch nicht in den Himmel kommen. Da alle apostolischen Christen – und das sind sie auf eine Weise eben doch – bei der Versiegelung unter die apokalyptischen 144.000 Erwählten aufgenommen wurden, würde bei diesen ein peinliches Defizit entstehen, das die anderen dann womöglich auszubaden haben könnten. Dem will man vorbeugen, indem man den Haufen zusammen hält. Ansonsten haben die Apostolischen aber in ihrem Privatleben Gestaltungsfreiheit – Alkohol und Nikotin sind nicht ver-, vegetarische Ernährung ist nicht geboten. Desgleichen existieren außer in der Kirche, wo Rock und Anzug Pflicht sind, keine Kleiderordnungen. Im zivilen Leben sind auch die Frauen durchaus „stimmberechtigt“. Denn die Ordnung der Welt, sagt die Kirche, ist die Ordnung der Welt, und der apostolische Christ, der kein Teil der Welt ist, lebt doch in dieser Welt und soll sich nicht „anstellen“, damit er nicht zuletzt mehr Ärgernis als Zeugnis gebe. Nur wenn es um seinen Glauben geht, soll er keine Kompromisse machen. Und, was soll ich sagen: die meisten Apostolischen machen auch keine Kompromisse. Für sie steht felsenfest, sie sind die wiedergekommene Kirche der Urzeit, mit allen Pflichten, aber auch mit allen Gaben und Versprechen. Es sollen sich mitunter Dinge in dieser Kirche ereignen, die sehr

glaubensstärkend sind, denn „weil du gesehen hast, glaubst du“ – dieses Zugeständnis muss die Religion hin und wieder dem Glauben einfach machen.

7. Scientology

Reichlich zu sehen gibt es bei Scientology. Schon wenn man eine Mission betritt, wird man, ja schon ehe man sie betritt, von dem, was man zu sehen bekommen wird, geradezu verfolgt. Im Straßenbild fallen die Scientologen hingegen möglichst nicht auf, denn in Deutschland sind sie nicht beliebt. Aber sie sind da und gehören zu den reichsten Religionen der Welt – inzwischen dürften sie reicher sein als der Vatikan, denn ihre Hofhaltung verschlingt im Gegensatz zu diesem nur einen Bruchteil ihrer Einnahmen. Sie fallen also nicht auf – aber sie sind sehr aktiv, vor allem auf dem Wirtschaftssektor und in der Pädagogik haben sie überall die Pfoten drin, wie man so sagt. Besonderen Einfluss auf die Pädagogik haben sie in Skandinavien erlangt, von wo einige Ideen unlängst nach Deutschland importiert wurden – so macht man das, meine Herrschaften. Nun, nicht alles, was Scientology will und ist, muss an und für sich falsch sein – es ist nur das Vorzeichen, das manches ins Zwielicht rückt und das Vorzeichen heißt bei Scientology eben „mach Geld, mach mehr Geld, sorg dafür, dass andere Geld machen“. Das Geld ist der eigentliche Gott dieser Religion. An und für sich ist sie ein Sammelsurium aus allerhand Bruchstücken: die Christen gaben ihr den Kirchenbegriff, das New Age gab ihnen die psychotherapeutischen (was immer das sein soll) Techniken, die Erkenntnislehre hat unabsichtlich auch beigesteuert und ihnen Elemente der Ordination verschafft, die Psychologie eines Reich gab ihnen den Anreiz zur Materialisation von Seele, die amerikanische Psychiatrie der Vierziger Jahre aber gab ihr die Legitimation. Denn ihr Gründer, Hubbard, geriet in deren therapeutische Netze. Das Ergebnis war die Lehre von Dianetik. Sie war und ist eine einzige Opposition gegen die Behandlung, die ihm da zuteil wurde. Die Psychotherapie der Vierziger Jahre ist heute auch unter amerikanischen Psychiatern durchaus anfragbar und Hubbards Opposition als solche heute allgemeiner akzeptiert als zu seiner Zeit. Aber Opposition allein schafft noch nicht die richtige Alternative, wenn und dieweil sie etwas Anderes schafft.

Hubbard, Gründer der Gemeinschaft und deren erster Organisator, war ein hoch neurotisierter verkrachter Poet und ein Phantast ist er zeitlebens geblieben. Aber er war ein Phantast mit einem guten Sinn fürs Profitable und am profitabelsten ist die menschliche Dummheit, ist die menschliche Leichgläubigkeit. In Amerika, als dem „Land der Leichtgläubigen“, ist es üblich, dass verkrachte Existenzen zwecks Selbstverwirklichung und materieller Existenzsicherung Kirchen gründen, denn man braucht erstens nur sechs Leute dazu und zweitens ist Kirchenvermögen grundsätzlich steuerfrei gestellt. Daher ist

in den USA die menschliche Dummheit ein weitaus profitableres Objekt als in old Europe. Seine Ideen entnahm Hubbard den vielfachen religiösen und spirituellen Elementen der Weltreligionen, die Methode eruierte er aus dem Korb der psychoanalytischen Methoden und der Erkenntnis dessen, was ein Lügendetektor ist und wie er wirkt. Ins Zentrum seiner Religion aber stellte er das Geld, weil das Geld nun einmal die bewegende Größe in dieser Welt ist. Darum kommt man nicht herum und Hubbard machte Ernst indem er dem Geld zum einen alle Verbrämungen nahm und es zweitens so nackt wie es war auf den Altar hob. Alles andere wurde vor dem Geld, das man für die Leistungen der Scientology - Kirche zu löhnen hatte, zweitrangig. Das Geld aber wiederum machte etwas an sich Zweitrangiges zu einer Kostbarkeit. Was teuer ist, ist gut – dieser Grundsatz ist bis heute ungeschlagen. Dann muss also folgerichtig das Teuerste das Beste sein, egal, was es sonst noch ist. Nach dieser Methode funktioniert der Hubbard'sche Einweihungsweg.

Man sollte den Ernst des Religiösen dabei aber nicht unterschätzen, denn der Amerikaner hat eine grundsätzlich andere Beziehung zum Geld als der Europäer – sie ist in gewisser Weise schon an und für sich religiös. Wer die prunkenden Paläste der Business – Kirchen gesehen hat, und das geldig verpackte Equipment selbst der etablierten amerikanischen Kirchen kennt, wird das nicht bestreiten. Amerikas Glauben an Gott spricht sich wesentlich über den Glauben an den eigenen Reichtum aus. Dem folgt auch Scientology und ist damit ein echtes Kinde amerikanischer Geistesgeschichte. Zu dieser Geistesgeschichte gehört das „Management" wie das Kind zur Mutter. Nichtsdestoweniger ist also Geistesgeschichte, was sich hier ereignet.
Diese Geistesgeschichte hat ihre Wurzeln im englischen Puritanismus. Der Puritanismus hat seine Wurzeln seinerseits im schweizerisch – französischen Kalvinismus, jener protestantischen Strömung, die aus dem Geist der Reformation erstand, aber sich wesentlich anders als die „lutherische" Fraktion derselben entwickelt hat. Der Kalvinismus predigt die so genannte Gnadenwahl. Gott, so dieses Konzept, „erwählt" die Geborenen schon ab Geburt zu einem Leben in Gottgefälligkeit oder in Gottesferne. Sichtbar wird diese „Gnadenwahl" an den äußeren Lebensumständen eines Menschen. Wer Erfolg hat oder in eine reiche Umgebung hinein geboren wird, der kann sich des guten Verhältnisses zu Gott schon einmal sicher sein. Wer das nicht ist, der muss sich dieses Verhältnis erst schaffen.. denn von Gott her hat er es erst einmal nicht. Aus diesem Geist heraus ist zu verstehen, warum die amerikanische (christlich fundamentale) Politik unserer Tage den „Armen" nicht allzu viel Aufmerksamkeit schenkt und in Katastrophen nicht unbedingt sehr aktions- und hilfsbereit ist, muss sie doch in solchen Ereignissen eine „verdiente

Züchtigung“ seitens ihres Gottes sehen. [228] Der Puritanismus verschärfte diese Haltung bis in die zivile Unduldsamkeit hinein und wurde deshalb aus dem Kernbereich des britischen Lebens in dessen Randgebiete verbannt, nachdem andere Zügelungsmaßnahmen nichts fruchteten, sondern der Bewegung vielmehr noch Märtyrer gaben. Er hat aber über die Tradition der „Dissenters“ die als „Pilgerväter“ sozusagen die nordamerikanische Aristokratie gebildet haben, die Mentalität des weißen Amerika maßgeblich geprägt [229].
Scientology ist nun an ihren Wurzeln ein echtes Kind dieser Mentalität. Denn sie opponiert gegen diesen Gedanken, aber zugleich hängt sie in ihrem Wesen von ihm ab. Im Gegenzug zur puritanischen Gnadenwahl propagiert sie die Freiheit des Menschen zu allem, was er aus sich zu machen beliebt. Sie propagiert, dass der Mensch fähig sei, jede gesellschaftliche Stellung zu erreichen, wenn er nur reichlich genug opfert und sich im Übrigen den Methoden von Scientology widerstandslos unterwirft. Beides, Opfergedanke und Unterwerfung sind Erbteile des Puritanismus, gegen dessen Prädestinationslehrer Scientology gleichzeitig aufsteht. Aus dieser Mentalität heraus ist auch Hubbards Angriff auf die amerikanische Psychologie und Psychiatrie seiner Zeit zu verstehen. Aus diesem Angriff aber entstand Scientology.

Psychologie und Psychiatrie besaßen in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts (und besitzen teilweise heute noch) in den USA den Status einer „weltlichen Religion“. Kaum jemand, der es sich leisten konnte, verzichtete auf den Beistand eines solchen „Seelsorgers“, weil die Kirchen sich oft genug nur um das eigene Wohl und wenig um das ihrer Gläubigen kümmerten. Aufgabe der Kirchen war die Verkündigung des Wortes an jene, welche von Gott bereits zum Guten oder zum Bösen vorbestimmt waren: die Einen zu bestätigen und die Andern zu mahnen – darin sahen sie ihre Aufgabe. Um die seelischen Belange von Individuen kümmerten sie sich nicht. Das diesbezügliche Mittel, die Beichte, auch in der kalvinistischen Religion ansonsten bekannt, war in den USA so gut wie nicht vorhanden. Mit sich selber musste jeder so gut es ging aus eigener Kraft klarkommen. Ein durch seine Lebensumstände als „erwählt“ bereits Gekennzeichneter durfte gar überhaupt nicht in seelische Schwierigkei-

---

[228] Die gegenwärtig in den USA an der Macht befindliche „Energie – Connection“ ist in dieser Beziehung dem ultrapuritanistischen Flügel zuzurechnen. Die Motive dessen sind einsichtig: es sind allesamt auch „ultrareiche = ultrabegnadete“ Individuen mitsamt denen, die sich in ihren Strahlen „sonnen“ wollen oder es tatsächlich tun.

[229] Der Anteil der Freimaurerei am Zustandekommen der Eigenstaatlichkeit der USA soll nicht verschwiegen, aber er sollte auch nicht überbewertet werden. Denn die hohen Werte der Unabhängigkeitserklärung sind vom amerikanischen Volk nur recht oberflächlich und zum Teil erst sehr spät umgesetzt worden. Die puritanische Mentalität behielt stets die Oberhand, wenn es um die Definition dessen ging was „amerikanisch“ zu sein habe…

ten geraten, denn damit hätte sich die „Gnadenwahl“ als Irrtum erwiesen. Das durfte sie aber nicht sein, denn sie war „Ratschluss Gottes“ und damit unfehlbar wie dieser selber. So wäre, selbst wenn es eine Beichte gegeben hätte, ein materiell einigermaßen gut gestellter Mensch zwar regelmäßig in die Kirche[230], aber nie zur Beichte gegangen, um das Dogma nicht zu gefährden. Einem nicht gut Gestellten hingegen hätte die Beichte, das Sich Aussprechen, gar nichts gebracht, denn seine „Verworfenheit“ war ebenso Dogma.

In diese „Lücke“ nun stieß eine aus Europa herübergekommene neue Heilslehre, genannt Psychologie, Lehre von der Seele. Zum „Psychiater“ konnte man gehen, ohne das Dogma zu gefährden. Denn dieses bezog sich ja nur auf die Beziehung Individuum – Kirche. Alles andere – war alles andere. Die Riesenarbeit, die da auf die neue Heilslehre zukam, konnte von derselben aber gar nicht adäquat bewältigt werden, weil diese noch selbst in den Kinderschuhen steckte. So „wurstelte“ man sich mit diversen Ideen irgendwie „durch“ und dabei entstand auch jede Menge Abfall. Wir wissen, mit welchen teilweise rabiaten Methoden gearbeitet wurde, Elektroschocks, Insulinschocks, die operative Durchtrennung der Verbindung der Hirnhälften, sind nur die Spitzen eines „Eisberges“ von „Kunstfehlern“, die eigentlich Experimente waren. Aber sie wurden massenhaft angewandt. Ferner wurde zu dieser Zeit mit den wenigen Psychopharmaka, die man besaß, geradezu verschwenderisch nach dem Grundsatz umgegangen: viel hilft viel. Man versuchte ferner, jede Varianz des menschlichen Lebens zu „pathologisieren“ und fand auf diese Weise jede Menge neuer „Krankheiten“. Die an diesen neuen „Krankheiten“ Leidenden aber litten auf jeden Fall mehr als an ihren „Krankheiten“ an den Therapien gegen dieselben, für welche sie die „Versuchstiere“ abgaben. Nur ein schmaler Streifen absolut angepasster „puritanischer“ Lebensorientierung blieb als unverdächtig bestehen[231] – und konnte vor der subtilen Realität zunächst oft nicht bestehen, weshalb der kritische Geist jener Zeit, vertreten durch vor allem ihre Literaten, sich in ständigem Kampf für die Realität an diesem Streifen wund rieb. Wir verdanken dieser Reibung einige der wichtigsten Werke der amerikanischen Lyrik, Epik und Dramatik. Und wir verdanken ihr Scientology als perfekte Syn-

---

[230] Und zwar um seine Erwähltheit vorzuführen und vor sich selbst zu bestätigen. Das erklärt mithin, warum Sklavenhalter, die ihre Sklaven auf das Grausamste ausgebeutet haben, in der Kirche mit bestem Gewissen Abendmahl gehalten haben – sie haben, da es so geschah, dieses Geschehen als einen Bestandteil der bereits geschehenen Erwählung ihrer Person zur Gnade angesehen und nicht als moralischen Makel. Im Gegenteil, Humanität wäre ihnen als Zweifel an der Gnadenwahl erschienen – übrigens denken auch die Kreise der amerikanischen Globalisten zumeist in diese Richtung.

[231] Und schuf zuletzt jenes sozialpsychologische Konstrukt, welches wir heute als High – School – Teenager und deren Familien kennen. Der „Streifen“ ist somit ebenfalls eine Realität.

these von Opposition und Anpassung. Heute geht die Psychologie und geht die Psychiatrie auch in den USA behutsamere Wege und schöpft aus den Erfahrungen der Vergangenheit auch durchaus in dem Sinne, dass sie sich mahnen lässt. Seither sind bessere Psychopharmaka gerade aus den USA gekommen, wie die so genannten Atypika, die auch in Europa dankbar angenommen wurden – nebst etlichen in USA entwickelten psychotherapeutischen Methoden. Man hat die Ärmel also kräftig hochgekrempelt und Einiges zuwege gebracht, das die amerikanische Sitte rechtfertigt, sich, so man kann, einen „Psychiater“ zu „halten“ wie eine Putzfrau. Die Kirchen aber kümmern sich – bis auf die katholische – immer noch nicht um die Seelen der „Erwählten“. Sie mussten es nie, durften es auch nie und haben es heute ganz vergessen. Die einzige amerikanische Religion, die es nicht vergessen hat, ist Scientology[232].

Aber was machen die damit? Bekommt man für sein gutes Geld nur schlechten Rat? Eigentlich nicht. Scientology bedient sich vielmehr einer gut verifizierbaren Methode: man versetzt jemanden in Halbtrance, wofür ein guter Suggestor noch nicht einmal pharmazeutische Substitute brauchen sollte, und befragt sie. Gerät man bei dieser Befragung an irgendwelche Widerstände, wiederholt man die Frage so lange, bis der Widerstand bricht. Man „bohrt“ die „Blockade“ sozusagen an. Da es sich aber als sehr schwierig erwiesen hat, auf diese Weise grundsätzliche Blockaden anzubohren[233] hat man sich – es müssen ja Erfolge vorgewiesen werden – darauf verlegt, während der Befragung den Hautwiderstand zu messen und ihn zum Kriterium dessen zu nehmen, an welcher Stelle „gebohrt“ werden muss. Die echten Blockaden aber nennt man „locks“ und beachtet sie nicht weiter.
Damit gerät die ganze Sache in eine Schieflage. Denn weil die echten Blockaden nie gelöst werden, bilden sie immer neue „aberrations“ und machen den Scientologen zum Dauerpatienten seines „auditors“ Scientology aber macht aus der Not eine Tugend[234] und aus dem therapeutischen Fehler eine einträgliche Geldquelle. Denn jeder Zyklus von „auditing“ hat seinen Preis und die damit einhergehenden „Reinigungs- – rundowns“ sind in der Preisgestaltung auch nicht von Pappe. Zudem sind sie gesundheitlich keineswegs unbedenklich, weil sie es mit der „Gesunderhaltung“ entschieden übertreiben. Hier spukt noch das „viel hilft viel“ der vierziger Jahre des zwanzigsten Jahrhunderts. Über-

---

[232] Ich habe jetzt mit voller Absicht die „native religions“ unterschlagen,. die ebenfalls eine recht spezialisierte psychologische Betreuung machen… es geht um das „weiße Amerika“.

[233] Was auf diese Weise in der Tat beinahe unmöglich ist, weshalb auch die Psychoanalyse hier das Mittel der Tieftrance benutzt, was Scientology nicht tut.

[234] Ich würde nicht so weit gehen und sagen, Scientology habe diesen Fehler sozusagen als „Sollbruchstelle“ bewusst einbezogen um sich die weitere Gefolgschaft der Gläubigen zu sichern – aber sie verstand, statt aufzugeben, aus dem Schaden Nutzen zu ziehen.

haupt aber scheint zudem das Bild der Scientologen von Psychologie und Psychiatrie an diesem Datum festgefroren zu sein.

Ganz anders verhält es sich mit den übrigen „Programmen“ der Scientology. Im Management halten die Scientologen insbesondere was die „Imagepflege“ angeht, durchaus Schritt mit den Strategien anderer „Unternehmungen“ religiöser wie weltlicher Art und zwingen so auch eher konservativ ausgerichtete Institutionen zu einer Antwort und damit zu einem Weiterkommen. Denn Scientology ist keineswegs nur ein Verein, der eine bestimmte Methode im Spektrum der „Psychokulte“ praktiziert, sondern ein weltumspannendes Unternehmen, das seine Programme wie jedes andere Unternehmen als Produkte vermarktet. In den USA, wo eine Grenze zwischen Religion und materiellem Erfolg nie bestand, ist das nicht anrüchig. Der „Psychokult“ ist in dieser Produktenpalette nur ein Angebot von vielen. Scientology vertreibt Management – Kurse, handelt mit Immobilien, kauft Firmen auf, beteiligt sich an den Unternehmungen Anderer, und alles in globalem Maßstab – sie war bereits ein global player als noch niemand an Globalismus dachte.

Um den Kern dieser Methode genannt dianetics, hat sich mit der Zeit aber eine veritable Religion mit eigener Mythologie, eigenem Kult- und Ritualwesen, eigener Hierarchie entwickelt. Zum Teil trug Hubbard diese Religion noch selbst zusammen, einige Topoi wie die Aufnahme von Reinkarnationen ins „auditing“ wurden erst nach seinem Tode eingeführt. Hubbards Veröffentlichungen gelten heute als „heilige Schriften“, sind aber bei weitem nicht mehr die allein maßgebenden, so wie auch im Christentum das Neue Testament zwar als Basistext gilt, aber von ausdeutendem Schrifttum weitgehend überlagert wird. Ihren Gottesbegriff hält Scientology weitgehend diffus, leugnet aber die Existenz eines „höchsten Wesens“ nicht. Das auditing gilt als Sakrament dieser Kirche, das Kreuz als ihr Symbol. Dieses Kreuz wird aber nicht im christlichen Sinne verstanden, sondern als Diagramm der Kräfte wie es auch in den indianischen Religionen der Fall ist. Heilsauftrag der Kirche ist es, ihre Gläubigen von „engrams“ zu reinigen, die sich in Momenten der Unbewusstheit (Bewusstlosigkeit) fälschlich in ihre Wesensmuster eingeschlichen haben. Gereinigte Gläubige, so genannte „clear“ könne dann die weiteren Stufen der Erkenntnis ersteigen und sich in der höchsten Stufe als „operating thetan“ als von Raum und Zeit unabhängig agierendes Wesen offenbaren. Unter „thetan“ wird der Wesenskern eines Menschen verstanden, der von anhaftenden parasitären Wesenheiten und Einflüssen zu befreien wäre. Scientology besitzt auch eine Kosmologie, demzufolge die Menschheit durch einen alienischen Diktator auf diese Welt verbannt worden wären. Sie zu befreien und wieder in ihre Heimat zu bringen und das mit allen sich bietenden Mitteln, ist Aufgabe von Scientology. Aus diesem Grund bringt sie sich in alle Lebensbereiche ein und versucht,

sie im Sinne ihres Vorhabens zu benutzen und am besten ganz an sich zu ziehen. Man baut also sozusagen an einem „Raumschiff“ um eines Tages eine von ihren Selbsteinschätzungsfehlern gereinigte Menschheit wieder in ihre Heimat zu bringen und den Diktator zu stürzen. In gewisser Weise hat dieses Konzept etwas von den Vorstellungen der späten (manichäischen) Gnosis, aber selbstredend teilt es nicht deren Asketismus. Sondern gerade in der „Herrschaft über die Welt“ sieht Scientology die Erlösung, deren auch ihre Gläubigen bedürftig sind. Diesem selbst gestellten Auftrag dienen all ihre Programme und dass sie daraufhin mit etlichen bereits bestehenden Institutionen und Vorstellungen über Kreuz geriet, ist nachvollziehbar.

Die besonders in Europa ausgetragene Kontroverse um Scientology hat in dieser Konkurrenz ihre tiefste Ursache. Aber auch das mythologische Gerüst der Kirche und ihre Programme sind im Einzelnen anfragbar und zweifelhaft, ich sprach schon über den gravierenden Fehler in dianetics. Solche Fehler werden auch in zahlreichen anderen Programmen gemacht. Tatsache ist aber auch, dass Scientology nicht eine globale Institution sein könnte, wenn es ihr nicht auch gelänge, ein gewisses Wohlbefinden herzustellen: wer gibt denn viel Geld für eine Sache aus, die ihm nur Kummer bereitet?

Ich habe an anderer Stelle das Geld den „Gott“ von Scientology genannt. Das ist bewusst pointiert formuliert, aber dahinter steht die richtige Erkenntnis, dass in dieser Welt nicht Ethos oder Moral die Dinge vorantreiben, sondern das Geld und sein Umlauf. Wer diese Welt beherrschen will, muss sie vom Geld her beherrschen. Daher steht das Geld im Mittelpunkt allen Bemühens der Scientology. Es wird nicht „verehrt“, sondern angehäuft und genutzt – freilich nicht unbedingt und immer zum Zwecke der Erlösung sondern zu einem guten Teil zum Zwecke der Bereicherung höherer Chargen, die sich entsprechend ihrem Reichtum dann auch wohl fühlen und für Scientology Reklame machen. Die „einfachen Gläubigen“ werden zuweilen gnadenlos „abgezockt“, indem ihnen von Kurs zu Kurs Versprechungen gemacht werden, die regelmäßig und reglementmäßig nicht eingelöst, sondern auf den nächsten, noch teureren, Kurs verschoben werden. Der Gläubige, in der Hoffnung, dass sich seine Investition endlich doch rentieren werde, schießt nach – und ist damit der Glaubenssucht ebenso rettungslos verfallen, wie er an der Börse, wo es genauso zugeht, der Spekulationssucht verfallen wäre.

Wie alle Glaubensrichtungen (und eine solche ist Scientology zweifelsohne) so hat auch diese sich in recht kurzer Zeit in einen Mainstream und einige Sondergruppen gespalten. Grund hierfür waren aber weniger lehrmäßige Fragen als solche der „Personalpolitik“. Die literarische Produktion der Kirche ist heute vielfältig und umfasst keineswegs nur Werbeprospekte. Scientology besitzt

vielmehr ein in alle Richtungen ausgebautes ideologisches System und, was mehr ist, ein in alle Richtungen ausgebautes gesellschaftliches Netzwerk, dessen Träger nicht auf den ersten Blick als Scientologen erkennbar sind, das auch nicht sein müssen, denn die Kirche, der sie angehören, verlangt kein Märtyrertum, auch kein Bekennerwesen, vielmehr gestattet sie, sich zu verbergen. Sie verlangt von ihren Gläubigen nur, im Sinne ihre Konzeptes zu handeln. Auf welchen Feldern das jeweils geschieht, bleibt dem Ingenium des Einzelnen überlassen, nur: Erfolg muss er haben, ansonsten erweist er sich – gut kalvinistisch – als ein Verworfener und wird konsequent verworfen. Erfolg aber heißt: mach Geld, mach mehr Geld, sieh zu, dass andere Leute Geld machen.

8. Anthroposophen

Am Ende des neunzehnten Jahrhunderts gelangte der Ingenieur und begeisterte (Hobby) Goethe – Forscher, der bekennende Katholik aus Österreich, Rudolf Steiner, zu der Ansicht, dass das vorfindliche – katholische – Christentum nur eine Seite des Christentums verifiziert habe. Er begab sich auf die Suche nach diesem – esoterischen – Gehalt der christlichen Botschaft und gelangte zu verschiedenen mehr oder weniger okkulten Vereinigungen wie der „Theosophischen Gesellschaft“ der Helena Blavatsky und zum Ordo Templi Orientis der auf eine Anregung des Aleister Crowley zurück geht. Aber diese Begegnungen befriedigten ihn nicht, mit der Theosophischen Gesellschaft überwarf er sich geradezu. Daher gründete er seine eigenen Gesellschaft, der er den Namen „anthroposophische Gesellschaft“ gab. Als solche besteht die Gemeinschaft und wächst, wenn auch bescheiden, stetig weiter.

Steiner selbst betrachtete seine Entdeckung nicht als Religion und sich selbst nicht als Propheten, sondern als Seher von Ereignissen, dessen Entdeckungen durchaus den Charakter der Vorläufigkeit tragen. Seine Schüler sehen das allerdings anders, für sie ist Steiner und sind seine Verlautbarungen die ultimative Instanz schlechthin. Da Steiner zu seinen Lebzeiten sein System so „idiotensicher“ wie möglich und in allen Einzelheiten aufeinander bezogen und als geschlossener Kreis darstellen wollte, füllen seine Werke und die Mitschriften seiner Vorträge ganze Bibliotheken. Es gibt schlechthin keinen damals bekannten Lebensbereich, zu dem Steiner nicht etwas zu sagen gehabt hätte. Heute sind diese Worte für einen Anthroposophen Dogma. Mehr noch: sie werden in Betrieben, die der anthroposophischen Lehre folgen, kontinuierlich verifiziert. Die anthroposophische Pharmazie, Kosmetikindustrie, Medizin und Pädagogik sind zumindest in Deutschland ebenso anerkannt wie die anthroposophische Landwirtschaft, die als Vorläufer der heutigen Bio – Landwirtschaft betrachtet werden kann.

Der Ansatz von Scientology und Anthroposophie sind nicht miteinander vergleichbar. Dennoch stellen beide moderne Konzepte für globale Ideologien dar und sind darin doch gegeneinander messbar. Beide sind „ganzheitlich“ orientiert, und nicht auf einen bestimmten Glauben hin ausgerichtet, sondern der Glaube ergibt sich aus dem „Erfolg“ mit der Praxis der Sache. Beide beschränken sich nicht auf den konventionellen Rahmen des Religiösen, sondern betrachten die Ideologie lediglich als Lebensbasis, aber nicht selbst als Kultobjekt. Die Anthroposophie hat – mit Ausnahme eines gewissen Personenkults um Steiner, der aber nirgendwo ritualisiert wurde – kein rituellen oder kultischen Objekte anzubieten, sondern nur eine – freilich ideologiegesteuerte – Lebensweise. Die Anthroposophie kennt nicht einmal Sakramente, oder geistliche Hierarchien[235], sondern betrachtet sich selber konsequent als – empirische - Wissenschaft.

Diese Wissenschaft hat nun aber ihre Tücken, die zum größten Teil in der freiwilligen, aber strikten Beschränkung auf den geistigen Horizont des Rudolf Steiner liegen. Wie er es sagt, so ist es recht, er war der Meister und selbst die kundigsten und potenziell am meisten gedanklich autonomen Anthroposophen bemühen sich, nicht etwa aus seinen „Schuhen“ heraus zu wachsen. Sie beschneiden sich, wie Aschenputtels Schwestern, dann lieber selbst die Zehen. Wie sind nun diese Schuhe beschaffen? Nun, quantitativ ist das Material reichlich – qualitativ lässt es vor allem jene geistige Freiheit vermissen, die für eine dynamische Weiterentwicklung der - Torso gebliebenen – Vision Steiners notwendig wäre, der selbst wünschte, dass sein Anfang über ihn hinaus wachsen möge. Das ist weitestgehend unterblieben.

Seine Vision bestand kurz gefasst darin, dass Steiner das, was er „Christusereignis“ nannte, im Zentrum der menschlichen und kosmischen Entwicklung entdeckte. Mit Christusereignis meinte er die Kreuzigung Christi, die er als kosmischen Umkehrpunkt eines auf Verflachung des Denkens ausgerichteten „Systems“ dieser Welt wahrnahm. Bis zu diesem Ereignis hin, so Steiner, „verkleinert“ sich der Mensch und durchschreitet seinen Mikrokosmos – nach diesem Ereignis kann er wieder zu wachsen beginnen, denn der Tod Christi hat die Vorstellungen von den Perspektiven des „ahrimanischen“ oder auch „luziferischen“ Systems widerlegt. Der Mensch muss nicht mehr durch die „Versuchungen“ der Welt gehen, um zu Christus zu gelangen und damit zu seinem eigenen Ursprung, sondern durch das Verständnis des „Christusereignisses“ auf Golgatha kann er sich sozusagen „direkt dorthin“ begeben und seine eigentlich kosmische Wesensart verwirklichen. Golgatha ist das Nein zur end-

[235] Sie kennt aber Verwaltungshierarchien, und diese nehmen zur Zeit immer mehr den Rang ideologischer Hierarchien ein.

losen Erkenntnisqual des Luziferischen, es ist der „Schleichweg“ den die „Eingeweihten“ wie ein „ spirituelles Wurmloch“ nehmen können.

Dazu bedarf es keiner rituellen Verrichtungen, sondern es bedarf dazu der Lebensausrichtung nach anthroposophischem Muster. Das bedeutet eine möglichst abstinente Lebensführung, den Gebrauch, so vorhanden, vornehmlich anthroposophisch erzeugter Konsumgüter, die Ausbildung in anthroposophischen Einrichtungen und die medizinische – und psychiatrische – Betreuung nach den Maßgaben anthroposophischer Medizin und Psychiatrie. Gegen die Nutzung von Erfindungen der modernen Technik hat die Anthroposophie im Allgemeinen aber keinerlei Einwände. Sie stellt auch moderne Apparaturen in den Dienst ihrer eigenen Betriebe und Krankenhäuser. Ihre Psychiatrie gilt zudem als vorbildlich. Über die Wirksamkeit ihrer Pharmazie hingegen bestehen – teilweise begründete – Zweifel. Hier regiert zuweilen der Placebo – Effekt[236]. Unbestreitbar ist die Qualität ihrer kosmetischen Produkte, auch wenn sie nicht immer das „Wunderbare“ halten, das Anthroposophen ihnen zuschreiben. Sie empfehlen sich aber durch ihre natürlichen Bestandteile und Zusammensetzungen auch jenseits aller „spirituellen“ Spekulationen.

Anthroposophie als solche ist also weniger eine Religion als eine umfassend konzipierte Lebensweise, die, bei aller Anfragbarkeit im Einzelnen, auch Manches für sich hat. Man kann, insbesondere in Deutschland, aber nicht über die Anthroposophie sprechen, ohne deren rituellen „Auswuchs“, die „Christengemeinschaft“ zu erwähnen. Sie wurde Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts – nicht von ihm, aber mit Billigung, unter Aufsicht und Ägide Steiners - bewusst als rituelle Institution gegründet. In Deutschland tritt die Anthroposophie sogar wesentlich durch die Christengemeinschaft und deren Aktivitäten in Erscheinung, obgleich Anthroposophie und Christengemeinschaft nicht deckungsgleich genannt werden können.
In der Christengemeinschaft wird das „Christusereignis“ religiös gefasst, ritualisiert und im Bezug auf alles Bisherige des Christentums vorgestellt und mitvollzogen. Dieses – vom katholischen Verständnis geprägte – Christentum soll in der Christengemeinschaft eine Möglichkeit sehen, sich der Anthroposophie von seinen eigenen Traditionen her zu nähern. Dass ein katholisches Verständnis gewählt wurde, hat seinen Grund meines Erachtens nicht nur darin, dass Steiner katholisch war – sondern das katholische Verständnis ist nach Steiners und auch des – evangelischen – Rittelmeyer Ansicht das grundlegende

[236] Womit über dessen Effizienz nicht der Stab gebrochen werden soll, sondern nur zu verdeutlichen ist, dass es eben nicht unbedingt und immer die anthroposophischen Pharmaka sind, welche Heilung bringen.

Traditionsverständnis des Christlichen, der evangelische Impuls nur eine – wenn auch legitime und konsequente – Weiterentwicklung dessen.
Die Christengemeinschaft treibt prononcierte Theologie eines esoterisch - spiritualistischen Christentums, in dem die Allegorie, das zu deutende Zeichen die zentrale Rolle spielt. Man trennt die christlichen Inhalte konsequent in einen inneren und äußeren Sinn, wobei man den äußeren keineswegs abwertet, sondern als Ritus sogar erheblich ausgestaltet. Eine „Menschenweihehandlung“ (der Gottesdienst der Christengemeinschaft) wird nach dem Muster der – vorreformatorischen - Messe gestaltet. Wochentags feiert der Priester diese Handlung allein für sich (in der Tradition der Privatmessen), Sonntags und an Feiertagen ist die Gemeinde als passiver Zuschauer zugelassen. In Stellvertretung für sie fungiert ein Ministrant (in der Tradition des levitierten Hochamts). Die Beteiligung der Gemeinde beschränkt sich auf das Absingen zweier Lieder, und das andächtige Bezeichnen mit den „Kreisen“ , die anstelle des Kreuzzeichens getreten sind, sowie auf die Kommunion (in evangelischer Tradition unter beiderlei Gestalt, aber ohne Wein). Das Formular der „Menschenweihehandlung“ ist feststehend und wird anhand eines „Generalformulars“ das nicht der Außenwelt überliefert werden darf (Tradition des Messbuches) auswendig gelernt. Nur der Inhalt der sonntäglichen Predigt und die Auswahl der beiden Lieder ist frei. Der Zelebrant trägt an die katholische Übung gemahnende Messkleidung, deren Farbe und Symbolik nach den Zeiten des Kirchenjahres und nach Anlass wechselt (Paramentenfarben) Auch der Altar verändert sein Gesicht nach den zu begehenden Anlässen, also nicht nur nach den Kirchenjahreszeiten. Wie das jeweils zu geschehen hat, ist vorgeschrieben. (Tradition der „Wandelaltäre“) Es wird Weihrauch verwendet, und zu Musikbegleitung gesungen. Die Einteilung des liturgischen Jahres folgt dem allgemeinen Kalender der – evangelischen – Kirchentradition.

Im Gegensatz zur streng reglementierten Ritualistik (sieben Sakramente, darunter das der Priesterweihe und der letzten Ölung) ist die theologische Ausgestaltung in der Christengemeinschaft weitgehend frei von Reglementierungen und neuen Aspekten gegenüber, sofern diese Steiner nicht widersprechen, jederzeit offen. Widerspruch zu Steiners Maximen und Ansichten wird nicht geduldet und auch in der Diskussion ignoriert. Widerspruch zu Lesarten des biblischen Textes ist hingegen fallweise gestattet. „Gruppenzwang“ im Sinne einer gegenseitigen Kontrolle wird nicht ausgeübt. Ein Ausschluss, der theoretisch möglich ist, kommt aber nur bei schwerwiegenden ethischen Verstößen in Betracht. Von der Meinung der Priester/innen und anderer Autoritäten abweichende Ansichten sind im Sinne der Gemeindezucht nicht strafbar. Selbst in Fragen der Lebensführung beweist die Christengemeinschaft im Gegensatz zu anderen christlichen Denominationen sehr weitgehende Toleranz. So stellt sich für sie die Frage eines Ausschlusses von Ho-

mosexuellen nicht, da sie Homosexualität als eine legitime Form menschlichen Daseins betrachtet. Ebenso wenig stellt sich die Frage nach der innerkirchlichen Emanzipation der Frau – seit den Anfängen werden Männer und Frauen gleichberechtigt zum Priesteramt und damit zu allen anderen Ämtern in der Gemeinschaft zugelassen. Die innere Hierarchie ist denkbar sparsam ausgestaltet – regionalen „Lenkern“ (allerdings wird dieses Amt recht autoritär verstanden) unterstehen territorialen Lenkungsgremien, die ihrerseits dem „Erzoberlenker“ gegenüber verantwortlich sind, der Richtlinienkompetenz besitzt. Allerdings hat er in theologische Streitigkeiten nicht administrativ einzugreifen, sondern er regelt weitgehend nur das „zivile“ Leben der Gemeinschaften. In theologischen Fragen hat er nur beratende Kompetenz. Der Tenor solcher Auseinandersetzungen liegt auf der Erreichung von Konsens statt Entscheidung.

Im Wesentlichen rekrutieren sich Anthroposophie und Christengemeinschaft heute aus dem Geburtenaufkommen. Mission betreiben sie eher zurückhaltend nach dem „Auswahlprinzip“ , sind aber keineswegs kontaktscheu. Zu anderen Religionsgemeinschaften verhalten sie sich im Allgemeinen tolerant, wenn sie auch an der eigenen Überlegenheit keinen Zweifel aufkommen lassen. Sie stellen ihre Dienstleistungen jedermann zur Verfügung, unabhängig von dessen Bereitschaft, sich auf die Lehren Steiners einzulassen. Sie veräußern ihre Produkte auf dem allgemeinen Markt und respektieren die geltenden Gesetze eines Staates ohne Ausnahme – inbegriffen den Militärdienst. Ins politische und sonst bürgerliche Leben sind sie voll integriert und kennen und begreifen sich nicht als gesellschaftlich isolierte Gruppe. Im Gegenteil arbeiten sie daran, anthroposophische Spiritualität in alle Bereich dieses Lebens zu tragen, „Sauerteig im Brot“ zu sein und so die Menschheit quasi von innen her zu „weihen“.

9. Zeugen Jehovas und Evangelikale

Ganz anders gebärden sich die – allen wohl bekannten – Zeugen Jehovas oder, wie sie bis 1935 hießen, die „ernsten Bibelforscher“. Sie leben ganz bewusst, in einer „Ghettoexistenz“ und haben mit der „Welt“ nur die allernotwendigsten Berührungspunkte und auch die nur notgedrungen. Denn sie sehen sich selbst nicht als „Teil dieser Welt“ an, sondern als „Bürger von Jehovas Königreich“, dessen „Stellvertreter auf Erden“ die Watchtower – Society in Brooklyn – New York ist. Die Mitglieder der „leitenden Bruderschaft“ genossen bis vor kurzem einen geradezu göttlichen Status. Dieser leitete sich daraus ab, dass die Mitglieder dieses Leitungsgremiums zu den 144.000 „Gesalbten“ gehörten, deren Zahl man 1935 für erfüllt angesehen hatte. Nun, da die „Gesalbten“ allmählich

aussterben, und in der „leitenden Bruderschaft“ immer mehr „einfache Schafe“ fungieren, begegnet man einander mehr auf „gleicher Augenhöhe“.

Als Charles Taze Russell diese Gemeinschaft am Ende des neunzehnten Jahrhunderts begründete, da tat er es in der Überzeugung, dass „das Himmelreich nahe herbeigekommen“ sei. Er rief einen „Strukturvertrieb“ für biblische und erbauliche Traktate ins Leben, die größtenteils von ihm selber stammten. Sein eigenes „Predigtwerk“ umfasst mehrere Bände und gilt in der Gemeinschaft als Standardwerk, das mit der Bibel völlig harmonisiert. Aus den „Vertretern“ dieser religiösen Literatur entstanden die ersten Gemeinden, die „Versammlungen“ genannt werden und maximal hundert Mitglieder umfassen dürfen. Wird diese Zahl überschritten, ist eine neue „Versammlung“ zu gründen. Die Versammlungen werden nach neutestamentlichem Vorbild von „Ältesten“ (Presbytern) geleitet. Eine Region untersteht einem „Aufseher“ (Episkopos). In neue Missionsgebiete werden „Pioniere“ entsandt, die den Boden für neue Versammlungen bereiten, während der laufende „Kontrollbetrieb“ durch „reisende Aufseher“ erledigt wird. Frauen sind von all diesen Aufgaben ausgeschlossen, sind aber berechtigt, einen missionarischen „Predigtdienst“ für den sie entsprechend geschult werden, gleichberechtigt mit den Männern durchzuführen. Auch müssen sie keineswegs „in der Gemeinde schweigen“, sondern ihre Mitarbeit ist in den Versammlungsstunden und auch darum herum durchaus erwünscht. Daran, dass Frauen von „Amtsträgern“ ihre Ehegatten im Fall des Falles beraten, nimmt niemand Anstoß. Nur dürfen sie diese Aufgaben eben nicht selbst wahrnehmen, weil das nicht in der Bibel steht.

Für einen Zeugen Jehovas ist die Bibel alten wie neuen Testamentes (im alten der Masora, nicht der LXX folgend) die unfehlbare Instanz in allen Lebenslagen. Die übrigen Schriften stehen dem nur insofern gleich, als sie sich auf diese Bibel beziehen und auf sie rückbeziehbar sind. Daher müssen bei solchen Verlautbarungen die bezogenen Bibelstellen auch benannt werden. Die Interpretation dieser Bibelstellen war in dem knappen Jahrhundert des Bestehens der Zeugen schon recht unterschiedlich und diese Unterschiedlichkeit wird nicht geleugnet, sondern mit dem Hinweis auf „zunehmend neues Licht“ begründet. Es wird auch nicht geleugnet, dass verschiedene Hinweise auf eine „Apokalypse“ fehl gegangen sind – heute werden solche Prophezeiungen nicht mehr gemacht, denn man hat sich (endlich) der Bibelstelle erinnert: denn ihr wisset weder Tag noch Stunde, an welcher des Menschen Sohn kommen wird“. Daher lebt die Gemeinschaft in ständiger Erwartung des Endes (nach dem Beispiel der zehn klugen Jungfrauen). was nicht eben zur seelischen Stabilität mancher Mitglieder beiträgt. Ich war selbst Zeuge, mit welcher Eindringlichkeit und Sicherheit vom Bevorstehen dieses „Tages von Harmagedon“ im „Königreichssaal“ gepredigt wird. Aber ich war auch Zeuge, wie Menschen anhand der

eindringlichen Predigt ihre eigenen Unzulänglichkeiten erkannten, weinend bekannten und dessen, mit welcher ehrlichen Liebe sie von der ganzen Versammlung aufgenommen und getröstet wurden. Ich war Zeuge der ehrlichen und freudigen Verbundenheit, welche in der Tat zwischen allen „Zeugen“ herrscht und die wirklich nichts von Lug und Trug, nichts von Manipulation an sich hat. Ich kann verstehen, wenn Menschen sich in dieser Gemeinschaft trotz der engen Grenzen die ihnen gezogen werden, wohl fühlen. Ein Stadion voller Zeugen Jehovas ist in der Tat und in der Wahrheit eine „Familie“ – ob man einander nun kennt oder nicht. Das prinzipielle Du, das unter ihnen herrscht, ist nicht aufgesetzt, sondern kommt von Herzen. Sie sind zuverlässig, redlich, freundlich – nicht um eines Gebotes willen, sondern aus Überzeugung. Sie werden so erzogen, entweder durch ihre Familien oder durch die Gemeinschaft. Wer sich nicht selbst isolieren will, kann gar nicht anders, als in diesem Strom zu schwimmen.

Allerdings leugnet kein Zeuge Jehovas, dass seine Gemeinschaft keine ideale Gemeinschaft ist. Jeder steht zu den Konflikten, die sich in einer solchen Gemeinschaft naturgemäß ergeben. Niemand behauptet, kraft Zugehörigkeit fehlerlos zu sein, sondern generelle Maxime ist: ihr tragt das kostbare Geschenk (den Glauben) in zerbrechlichen Gefäßen. Und so wird immer einmal jemandem hier und da „die Gemeinschaft entzogen“. Für den Betroffenen ergibt sich daraus nicht selten eine persönliche Katastrophe. Denn er hat sein ganzes Leben auf diese Gemeinschaft abgestellt, wurde darin von ihr bestärkt, hat keine Verbindungen mehr zum „weltlichen“ Leben. Daher beeilen sich die meisten, denen das geschieht, schnell wieder in die Gemeinschaft reintegriert zu werden, bekennen ihre Reue und werden dann - wiederum in der Tat – so vollständig reintegriert, dass man sich des Vorfalles nicht einmal mehr erinnert. Wer allerdings „unbußfertig“ bleibt, tritt lieber gleich aus der Gemeinschaft aus (was von dieser dann als Ausschluss inszeniert wird, da es einen Austritt nicht gibt). Denn auf diese Weise gewinnt er die unter Umständen lebensrettende Chance, ein neues „weltliches“ Leben zu beginnen; ich weiß allerdings von Vielen, denen das nicht gelang, und nur wenige konnten sich als „Gegner“ eine Ersatzakzeptanz begründen. Viele gehen daran seelisch und zuweilen auch körperlich zugrunde. Denn „Gemeinschaftsentzug“ meint auch den Bruch mit der Familie, mit den Freunden, den Verwandten, nicht nur mit dem Gemeindeleben. Dieser Bruch bedeutet die völlige Kontaktunterbrechung – zwischen Eltern, Eheleuten, Geschwistern also auf engstem Raum. Ich kenne nur ganz wenige Zeugen, die sich über dieses Diktat – erfolgreich – hinweggesetzt haben.

Aber es gibt sie immerhin, wie es auch sonst nicht angeht, die Zeugen Jehovas als eine homogene Masse anzusehen. Sie sind, diese Menschen, so bunt ver-

schieden wie überall auf Erden, und nur in einem total „gleichgeschaltet“: in ihrem Umgang mit ihren Glaubenslehren. Aber auch bei ihnen besteht das Leben nicht nur aus dem „Königreichssaal“ wie viel Zeit auch immer sei dort verbringen. Es besteht aus dem Beruf, aus dem sehr lebendigen freundschaftlichen Kontakt miteinander, aus gemeinsamem Arbeiten und gemeinsamem Feiern. Feiern? Die Zeugen kennen doch keine Feiertage? Richtig, sie kennen keine Geburtstage, keinen Sonntag noch Sabbat, keine christlichen noch staatlichen Feste. Hoch gehalten wird aber der Hochzeitstag, sowie die jährliche „Mahlfeier“[237] am 14. Nissan des jüdischen Kalenders und dazwischen findet man sich, so oft es geht, auch ohne gewichtigen Anlass gesellig zusammen. Selten nur endet eine „Predigtrunde“ ohne ein anschließendes Treffen, bei dem man Eindrücke und gemachte Erfahrungen austauschen, sich wieder entspannen und den Gegensatz zwischen der Welt und dem „Königreich“ rundum genießen kann.

Denn das Leben der Zeugen ist von „geistlichen“ Terminen allenthalben dominiert. Zu den sonntäglichen zweistündigen Versammlungen kommen die der „Predigtdienstschule“ und „Hauskreise“ „Bibelstudien mit Aufnahmekandidaten“ , es kommt hinzu der eigentliche Predigtdienst und die Sorge für den „Saal“, das „Wachtturm – Stehen“ an belebten Punkten, und das Führen einer peniblen Statistik über alle geistlichen Unternehmungen und Verhältnisse. Es kommen hinzu die Vorbereitung, Durchführung und Teilnahme an den verschiedenen Kongressen (örtlichen, regionalen und überregionalen bis internationalen), Kauf und Verteilung des „Wachtturms“ und des „Erwachet“ – Magazins… kurzum, Langeweile kennt man nicht in diesen Kreisen. Eher kennt man Zeitnot. Denn auch Beruf und Familie sollen nicht zu kurz kommen. Daher werden bereits die Kinder in diese Strukturen integriert – dann haben sie wenigstens Gemeinschaft mit ihren Eltern, wenn auch kein Familienleben. Zudem erfahren sie sich von klein auf eher als Kinder der Gemeinschaft als ihrer Eltern und saugen das Lebensgefühl eines Zeugen Jehovas quasi mit der Muttermilch ein.

A propos Familie: es versteht sich von selbst, dass Familie nur in einer ehelichen Gemeinschaft möglich ist. Alle anderen Verbindungen gelten als „Unzucht“. Homosexualität zu leben ist untersagt. Ehescheidung wird ungern gesehen, außerehelich geborene Kinder werden aber nicht für die Verfehlung ihrer Eltern abgestraft. Und a propos Gesundheit: die Zeugen sind nicht auf eigene Ärzte angewiesen, es ist ihnen aber verboten, mit Blut umzugehen, sie

[237] Einer Abendmahlsfeier, bei der die „Elemente“ Brot und Wein nur durch die Reihen gegeben und nicht verzehrt werden. Zum Verzehr der Elemente sind nur „Gesalbte“ berechtigt, die es kaum noch gibt.

dürfen nur „geschächtetes“ Fleisch essen und ernähren sich daher zumeist „pareve“ oder „milchig“. Auch Bluttransfusionen dürfen sie nicht annehmen, woraus schon viel entsetzliche Todesfälle erwuchsen. Neuerdings gestattet man – unter Vorbehalt – den Gebrauch einiger isolierter Blutbestandteile zum Beispiel für Bluter.

In den Publikationen der Zeugen Jehovas ist so oft vom „Geist“ die Rede, dass man den Verdacht hat, er spiele eine Rolle im Leben dieser Leute. Aber ihre Erfahrung mit jeder Art von Spiritualität tendiert gegen Null – einzig die Gebetserfahrung ist ihnen bekannt. Weitergehende Schritte wie die Meditation, rangieren unter der Rubrik „Götzendienst“ von andrem zu schweigen. Sie lesen die ganze Bibel als „stroherne Epistel“ und suchen lediglich in jeder Lage nach einem passenden Vers, den sie zitieren können. Dabei gerät der Sinnzusammenhang desselben mitunter völlig aus dem Blick, doch gibt es von dieser „steinbruchartigen Ausbeutung“ auch rühmliche Ausnahmen. Eine Art von Spiritualität mag aber auch in den „Losungen“ stecken, die jeder Zeuge für jeden Tag des Jahres nebst einigen anderen Anweisungen verordnet bekommt. Sie soll er ganz persönlich bedenken. Und…

… an Harmagedon soll er denken, Tag und Nacht davor sich fürchten und hoffen, denn auch die Taufe ist keine Garantie für Rettung an diesem Tag der Schrecken. Viele meinen, die Zeugen Jehovas begrüßten jeden Krieg als möglichen Beginn von Harmagedon – das ist eindeutig falsch, denn sie erwarten diesen Tag nicht aus menschlicher Hand oder in Folge eines durch Menschen begonnenen Konfliktes. Sie erwarten ihn strikt nach der Bibel als einen „Dieb in der Nacht“. Aber die „Ungläubigen“ werden nicht strikt vernichtet, sondern „lediglich“ für tausend Jahre „mattgesetzt“. Danach dürfen sie auferstehen und sich entscheiden, ob sie mit Jehovas Zeugen gehen wollen oder nicht und sich Jehova unterwerfen.

Wenn sie sich nicht Jehova unterwerfen, dann unterwerfen sie sich dem Teufel, denn das Glaubenssystem der Zeugen Jehovas ist streng dualistisch und duldet keine Grauzonen. Der Mensch ist entweder Gottes oder des Teufels. Die „Welt“ – hier ein spätgnostisches Einsprengsel – ist des Teufels, er ist Herr der Welt, der Mensch aus seinem Geist in Sünden geboren. Daneben steht der gute Gott reichlich hilflos da, und um sein Dasein zu rechtfertigen „konstruiert“ er in Jesus einen komplett perfekten Menschen, den er (Perfektes kann nicht leben) folgerichtig ans Kreuz schlagen lässt. Damit ist bewiesen: der Mensch kann nicht nur mit dem Teufel, er kann auch mit Gott leben und keineswegs nur dann, wenn es ihm gut geht und alles „läuft“. Damit ist Gottes Existenz für den Menschen als notwendig und richtig erwiesen. Falsch, die ganze Theodizee ist falsch. Denn Gut und Böse entstehen in des Menschen Herzen und was

immer er tut, das kann er tun ohne auf Gut oder Böse zu schauen, denn er wird die Dinge eben aus seinem Blickwinkel heraus ohnehin gut oder böse tun. Weder ein Teufel noch ein Gott sind dafür verantwortlich zu machen, wenn wir einander Leid zufügen. Weder ein Gott noch ein Teufel sind dafür verantwortlich, wenn die Erde ihre Beschaffenheit offenbart. Niemand „schickt“ etwas, weder Gutes noch Böses, denn alles, was geschieht, geschieht aus der Funktionalität des Seins heraus. Niemand „prüft“ den Menschen, denn er selbst „prüft“ alles und behält das für ihn jeweils Beste. Das dauert mitunter seine Zeit und ist auch nicht ohne schwere Risiken zu haben, aber es ist der einzig gangbare Weg, um mit den Gegebenheiten dieser Welt umzugehen. Die Theodizee, die Lehre von der „Rechtfertigung der Existenz Gottes“ aber ist der Kern der Theologie bei den Zeugen Jehovas.

Jesus spielt in dieser Theologie die Rolle eines gottgesandten Menschen, wie sie vor mehr als einem Jahrtausend schon die Arianer vertraten. Darin hinein verwoben sind die – eindeutigen – Aussagen des Neuen Testamentes von seiner unmittelbaren „Gottessohnschaft“. Die Zeugen Jehovas lösen das zwiespältige Problem eigentlich nie, sie verweisen nur auf die in verschiedene Richtungen deutenden Aussagen der Bibel. Es ist für sie auch nicht interessant, denn eine eigentliche Christologie besitzen sie nicht. Nur im Rahmen der Apokalyptik spielt Jesus als „König der kommenden Welt“ für sie eine Rolle. Gebete zu Jesus sind nicht gestattet, nur zu Jehova und „durch“ Jesus sozusagen als Briefboten. Die christlichen Vorstellungen der Dreieinigkeit lehnen die Zeugen Jehovas entschieden als „unbiblisch“ ab. In der Tat sind diese Definitionen auch nicht im Neuen Testament selbst verankert, aber sie sind dort bereits vielfach vorgeprägt und die Kirche fasste die dort vorhandenen Denkbilder nur zu einer Formel zusammen. Die Zeugen Jehovas kommen an der „Dreigeteiltheit“ der göttlichen Macht auch nicht vorbei, sie fanden nur eine andere Formel dafür. Für sie ist Gott „alles in allem“, Jesus die „Figura“, die Gott dem Menschen vorstellt samt deren Perspektiven, und der Heilige Geist ist die wirksame Kraft Gottes, seinen „Vorsatz“ bei den Menschen und an den Menschen zu verwirklichen. All das geht aus Gott hervor, ist aber nicht wesensgleich mit ihm, denn ihm kann nichts wesensgleich sein.

Für die – aus der Alten Welt mitgebrachten – Formen der Devotion (Messe, Gottesdienst, Andacht und so weiter) haben sie ebenso wenig Verständnis wie für jedwede auf die Gottesverehrung bezogene Symbolik. Sie lehnen das Kreuz als Symbol ab, weil Jesus ihrer Meinung nach nicht an einem solchen, sondern an einem schlichten Pfahl gekreuzigt wurde, was zwar jeder Bekanntschaft mit römischer Exekutionstechnik widerspricht, aber eben ihren Glauben stützt. Aber auch der Pfahl wird nicht zum Symbol, denn gut spätgnostisch vermeiden sie es, Materie in den Bereich sakraler Elemente einzubeziehen. Sie

sind aber keine Bilderfeinde wie die Muslime und die orthodoxe Judenheit, denn ihre Publikationen strotzen von bildlichen Kommentaren zur „biblischen Wahrheit“. Das ist aus ihrem Ursprung heraus zu verstehen – die „presbyterianischen“ Kirchen Amerikas verzichten seit jeher auf der Devotion dienende religiöse Symbolik. Ihre Geistlichen tragen keine Kultkleidung, ihre Kirchen sind rein funktional eingerichtete Säle, religiöse Bilder sind nicht verboten, aber Privatsache und zum Zweck des spirituellen „Brückenbaus“ dürfen sie nicht dienen, da man Gott nur „im Geist und in der Wahrheit“ anbeten darf. Wundert es da, wenn die Zeugen Jehovas sich selbst als „in der Wahrheit“ befindlich glauben und davon auch ableiten, dass Gebete, die von anderen gesprochen werden, nicht „in der Wahrheit“ sein können? Was aus solche einem Blickwinkel heraus dann zum Thema Ökumene und gegenseitige christliche Akzeptanz (viele Wohnungen in des Vaters Haus) zu sagen ist, kann nur dies sein: die einzigen Christen auf der Welt sind die Zeugen Jehovas, alle anderen bilden insgesamt eine amorphe Masse einer „Namenschristenheit“ und es lohnt sich nicht, sich mit ihren Vorstellungen zu befassen.

Wenn das Verhältnis zur Ökumene ein solches ist, dann kann das Verhältnis zu anderen Religionen nur katastrophal sein. Und richtig, die Zeugen Jehovas wissen oft kaum etwas über den geistigen Hintergrund derselben. Was sie wissen, ist stets propagandistisch eingefärbt und läuft darauf hinaus, dass alle diese Religionen sich zwar (bestenfalls) um die „Wahrheit“ mühen, aber Lichtjahre von derselben entfernt sind, denn die kann man nur bei den Zeugen Jehovas erfahren. Insgesamt aber ist all das Irrtum und Aberglauben. Punktum.

10. Evangelikale

Dieselbe Meinung vertreten auch die „evangelikalen“ Gemeinschaften. In Vielem sieht ihr religiöses Konzept dem der Zeugen Jehovas sehr ähnlich – aber es gibt doch entscheidende Unterschiede. So leben sie zumeist doch weniger isoliert, sind mehr und bewusster „Teil der Welt“, die sie nicht ablehnen, aber moralisch stets in Frage stellen, wobei ihre Vorstellung von „Moral“ axiomatisch das eigene Konzept zum Vorbild nimmt. Das heißt, „Moral“ kann auch gut und gerne etwas mit der vorgenannten „Gnadenwahl“ zu tun haben. So ist es zu erklären, wenn G. W. Bush seine aggressive Politik als „Kreuzzug der Moral“ propagieren kann – er meint seine eigene, die in der „Gnadenwahl“ feste Wurzeln hat. Bush ist, wie wir wissen, Mitglied einer evangelikalen Gemeinde, der so genannten „Wiedergeborenen Christen“. Diese gehen davon aus, dass die Taufe (die sie als Erwachsene empfangen) den „alten Adam“ also den „natürlichen Menschen“ tötet um ihn als einen „neuen Menschen“ wieder zu gebären. Dieser neue Mensch ist der Gemeinschaft mit Gott

unbedingt versichert, er tut in allem was er tut sei es, was es sei, dessen Willen und kann daher nicht mehr fehlgehen. Er kann sich wie ein Roboter auf diese Konstellation verlassen und wie ein solcher durch die Welt gehen. Was immer er tut, er wird es richtig machen. Wünscht sich nicht jeder von uns eine solche Sicherheit? Hat nicht jeder von uns die Erfahrung gemacht, dass das nicht der Fall ist? Nun, wir sind ja auch keine „wiedergeborenen Christen“. Wenn zwei dasselbe tun, ist es eben nicht das Gleiche. Der eine erschreckt sich vor Leichen am Wege, der Andere kann sie als „Gottes Werk“ betrachten und drüber hinweg gehen: ach was, Kollateralschäden. Übrigens: die Bibel Alten Testamentes gibt ihm darin recht.

Nun besteht aber das Spektrum der Evangelikalen nicht nur aus den „wiedergeborenen Christen“, fast möchte man sagen, Gott sei Dank nicht. Es ist sehr vielfältig und nur in einem einig: in der absoluten Normativität, welche die Bibel in jedem Punkt und Komma für das Leben dieser Menschen hat. Diese Menschen leben ihre Norm in jeder Beziehung, auf jede Weise. Sie ziehen sich ernst zurück, sie „flippen aus“, sie „rocken für Jesus“, „lieben einander“ bis zum gegenseitigen Totdrücken. Sie machen aus der Lehre Jesu ebenso eine „Drohbotschaft“ für die Anderen als eine „Frohbotschaft“ für sich selber und wehe dem, der aus dem Kreis verschwindet. Dem ist die „Drohbotschaft“ gleich auf den Fersen und womöglich wird ihr auch noch (wir sind Gottes Hände) nachgeholfen. Denn außerhalb der „Gemeinschaft der Heiligen“ lauert alleweil der „böse Wolf“. Man tötet nicht, aber man vernichtet eine Laufbahn durch eine gezielte Denunziation, man sprengt eine Familie, verleumdet jemanden bei Freunden und Bekannten, kurzum, man hilft auf jede Weise dem „Willen Gottes“, den „Abtrünnigen“ zu strafen, die offene Gewalt und einen offenen Konflikt mit der Obrigkeit vermeidet, denn man ist sich der Festlegungen von Römer am dreizehnten Kapitel wohl bewusst.

Die evangelikalen Gemeinschaften stellen in den USA einen großen Teil der eingetragenen Kirchen. In Europa sind sie eher eine Randerscheinung, aber in der so genannten „Dritten Welt“ ist diese Form eines auf die Spitze getriebenen Christentums ebenfalls im Vormarsch. Die Frage erhebt sich, ob das christlich genannt werden kann und die erschütternde Antwort ist: ja, es kann, das Christentum impliziert solche Möglichkeiten durchaus. Ob es hingegen Christentum im Sinne der Bergpredigt ist, steht dahin, weshalb diese Strömungen hier auch außerhalb des christlichen Spektrums als „Sonderform“ besprochen werden. Denn nach dem Grundsatz „liebet eure Feinde, segnet die euch verfluchen“ wird hier ebenso wenig verfahren wie nach dem Grundsatz: „du sollst Gott über alles lieben und deinen Nächsten wie dich selbst“. Die Frage: wer ist mein Nächster: wird hier vielmehr im Sinne dessen beantwortet: der denselben Glauben hat und nicht im Sinne Christi als „der, welcher Barmherzigkeit an

ihm (dem unter die Räuber Gefallenen) tat“. Wer die entsprechende Textpassage bei Lukas kennt, weiß, dieser „Nächste“ war kein „Glaubensgenosse“, sondern ein „Samaritaner“ ein nach jüdischem Verständnis „Abtrünniger“.

Ein besonderes Merkmal evangelikaler Gruppierungen ist die unbedingte Anlehnung ihres Weltbildes an das Weltbild der Bibel. Sie nehmen die „Schöpfungsgeschichte“ unbedingt wörtlich und bestreiten jede Art von Evolution, selbst wenn sie sich vor ihren Augen (wie im mikrobiologischen Bereich ständig) vollzieht. Selbst wenn sie selbst verfolgen können, wie ein Mikroorganismus zu einer anderen Art mutiert, werden sie das bestreiten und von einer neuen „Schöpfung“ sprechen – lieber das, und auf diese Weise mit der Genesis in Clinch geraten[238] als zugestehen, dass evolutionäre Prozesse in revolutionären münden. Die allseits unbestrittene Tatsache, dass wir noch keineswegs alle Einzelheiten dieser Vorgänge kennen, nehmen sie zum Anlass, die ganze Arbeitshypothese Evolution zu bestreiten. Aber dieselbe ist bewiesenermaßen unbestreitbar, es geht nur noch um die Art und Weise wie das jeweils vor Ort und am jeweils konkreten Objekt geschah. Evangelikale aber sind eher bereit, den Wortlaut der Genesis nach allen Richtungen hin zu verbiegen, als zuzugestehen, dass es sich bei derselben um ein antiquiertes Weltbild handelt, welches zu dieser Zeit bei allen Völkern ähnlich beobachtet werden kann. Das Weltbild einer „Entstehung aus dem Geist“, welches allen Arten konkreten Geschehens von vornherein offen ist, kannten zu dieser Zeit nur die Ägypter[239].

Ein weiteres Merkmal ist die Beziehung aller Dinge auf „Jesus“ – man wagt schon schier nicht mehr auf die Toilette zu gehen und dort seines „Amtes zu walten“ aus Furcht, Jesus könnte dabei zuschauen und zwar – von unten, denn ihn interessiert ja insbesondere das, was wir verbergen. Diese Zentralisierung wird zuweilen regelrecht aufdringlich. Denn sie beschränkt sich nicht nur auf das interne Treiben der Gemeinde, sie wird bei jeder sich bietenden Gelegenheit nach außen getragen… Evangelikale sind bei jedem Thema anstrengende Gesprächspartner. Man muss so viele Sätze an sich vorbei rauschen lassen. Oder man kann in Rage geraten, aber solche Gefechte sind müßig, denn der Evangelikale will gar nicht aus seiner Haut heraus und seine Welt mit des Anderen Augen sehen. Für ihn haben Seine eigenen Augen in jedem Falle den rechten Blickwinkel. Möglicher Missionsdialog mit einem Evangelikalen: „Jesus loves you“ – na fein. „ but: Jesus loves you“ – ja ja, ich hab’s gehört. „Jesus, listen, loves you“ – und der zu Missionierende geht schnell weiter, statt bestürzt stehen zu bleiben. Die „Wunderwaffe Jesus“ erweist sich zumeist als Rohrkre-

[238] Die Genesis betrachtet die Schöpfung als mit dem sechsten Tage endgültig abgeschlossen.

[239] Und auch bei den Ägyptern stand es immer in Konkurrenz zu anderen „Schöpfungsmythen“.

pierer, der Zauberspruch als Treppenwitz. Aber der Missionar macht unverdrossen weiter, denn wer auf seinen Zauberspruch hin, nämlich Jesu Namen, nicht wie angewurzelt stehen bleibt und in sich geht, ist ein Geschöpf Satans und es ist gut, wenn solche nicht in die Gemeinde kommen. Auf diese Weise ist die Welt des Evangelikalen dann alsbald wieder in Ordnung. Das ins Stammbuch Aller, die ob ihres ungerührten Weitergehens etwa ein schlechtes Gewissen haben. Ihr habt niemandes Weltsicht ins Wanken gebracht. Und dass ihr als „Geschöpfe Satans“ in seinem Gedächtnis weiterlebt, soll euch nicht bekümmern, denn einen „Satan“ gibt es nicht.

11. Katholische Splittergruppen

Ich sagte schon, das evangelikale Spektrum ist sehr vielfältig. Keineswegs hat es nur protestantische Wurzeln, sondern es hat auch katholische und sogar, fürchte ich, esoterische. Überall, wo die Ausschließlichkeit des eigenen Standpunktes dominiert, ist diese Geistesrichtung am Werke. Sie wird „evangelikal“ genannt, aber eigentlich ist sie fundamentalistisch. Und was ist fundamentalistisch? Alles, was sich selber verabsolutiert ist fundamentalistisch. Alles, was keinen anderen Standpunkt als den eigenen begreifen kann, ist fundamentalistisch. Alles, was nur in sich selber Halt findet, ist fundamentalistisch. Dieser Halt mag in der Bibel bestehen, in apokrypher Tradition, in Veden und Puranas, in Suttas, im Koran oder in (angeblichen) Maya – Offenbarungen. Jede dieser „Weisheitslehren“ muss sich letzthin messen an allen anderen und mit allen anderen dialogisch verfahren können. Man muss reisen können ohne Furcht, die Heimat unterdessen zu verlieren. Aber der kann nicht wirklich reisen, der auch am Äquator nicht ohne sein heimisches Bier sein kann. Wenn ihr in eine Stadt kommt und man nimmt euch auf, so esst was man euch vorsetzt, steht geschrieben, und das sollten wir auch stets tun können. Das kann man aber nur, wenn die letzte Wahrheit, der man sich verpflichtet fühlt, nirgendwo als in einem selbst geschrieben steht. Denn nur dort und in keiner Bibel, in keinem Koran und keinem Sutra ist sie wirklich sicher.

Die katholischen Wurzeln des christlichen Fundamentalismus gegen auf das zweite vatikanische Konzil zurück, sind sozusagen dessen „Kehrseite“. Denn was durch den großen Besen des Konzilsreformismus aus der Kirche gekehrt worden war, sammelte sich auf den Gassen und – es war zumindest ritualistisch sehr viel, was sich dort sammelte. Es sammelte sich dort die gesamte tridentinische Messe. Es sammelte sich dort die teilweise ausufernde Gebetspraxis der „Laienvereinigungen“. Es sammelte sich dort die rigorose Lebensweise der verschiedenen „dritten Orden“ die nunmehr in das allgemeine

Ordenssystem einbezogen wurden. Vordem hatten sie eher den Charakter von religiösen „Geheimgesellschaften“ getragen. Es sammelte sich jede Menge volksreligiöses Brauchtum. Die Kirche wurde durch das zweite Vatikanum nämlich bedeutend rationalisiert und „entmystifiziert“ ohne indes an Substanz zu verlieren. Aus dem christlichen Strandgut aber entstanden viele kleine Gemeinden, die sich ans „Altvertraute“ klammerten und in den Prozessen der konziliaren Reform den Satan selbst am Werke sahen. Überflüssig zu sagen, dass diese Gemeinden oft den Papst und die „römische Kirche“ nicht anerkennen. Gleichwohl aber sind sie bestrebt, als echte Katholiken zu gelten und für solche ist die „apostolische Sukzession“ ihres Klerus unerlässlich. Andernfalls wären all ihre so mühsam geretteten „Glaubensgüter“ rituell ungültig. Also haben sie keine Anstrengung gescheut, ihren Klerikern eine solche zu verschaffen. Dies wiederum hat die Großkirche zu nutzen verstanden, indem sie gezielt darauf hinarbeitete, ordentlich geweihte Geistliche als sozusagen U- Boote in diese Gemeinden zu entsenden, damit die dort Gebundenen weiterhin, wenn auch unwissentlich, zur Gesamtkirche gehören sollten – dadurch, dass ihre scheinbar dissidentischen Häupter in Wahrheit gute katholische Priester und Bischöfe waren.

Aber diese „Missionare“ gingen nicht nur in Gemeinden vorkonziliarer Prägung, sondern auch in solche, denen das Zweite Vatikanum nicht weit genug gegangen war. Dieselben gibt es auch. Zuweilen beschleicht mich gar der Eindruck, sie existierten sehr wohl mit Billigung Roms, damit gewisse katholische Kreise nicht zum Auszug aus der Gesamtkirche genötigt würden. So existieren Gruppen, in denen Frauenpriestertum und Homosexualität nicht nur kein Problem darstellen sondern sogar konstitutive Bestandteile des Gemeindelebens sind, die aber ansonsten dem konziliaren Kirchenkonzept durchaus folgen.

Diese sind aber nicht zu verwechseln mit der Institution der Altkatholischen Kirche, die besonders in Deutschland, Österreich und in der Schweiz (christkatholische Kirche) vital ist. Diese Kirche führt sich zurück auf die Opposition gegen das Unfehlbarkeitsdogma des Papstes, wie es auf dem ersten Vatikanum 1869/70 definiert und von der katholischen Kirche bisher auch nicht aufgegeben worden ist. Bei dieser Sezession wurden gleich auch noch einige andere alte Zöpfe abgeschnitten: die Altkatholiken sprachen lange vor den konziliaren Katholiken Deutsch anstelle von Latein im Gottesdienst. Sie warfen die Ohrenbeichte, den Zölibat, die frommen Werke, die Ablässe (heute in der Amtskirche wieder im Kommen) und auch zwei Mariendogmen (unbefleckte Empfängnis und Aufnahme in den Himmel, da beide nicht biblisch begründet sind) Im Jahre 1980 kam die Zulassung von Frauen zum vollen klerikalen Amt (bis hin zur Bischofsweihe), 1996 wurden die ersten beiden Frauen geweiht. In der Lehre und im Ritus folgt die altkatholische Kirche ansonsten dem – konziliaren –

Brauch und bittet zwar nicht ausdrücklich für den Papst, bezieht ihn aber in die Gemeinschaft der Bischöfe, für die sie betet, mit ein. Selbstbewusst und öffentlich anerkannt geht sie ihren Weg weiter.

Von den katholischen Splittergruppen kann man das nicht so unbedingt sagen – denn zwar mangelt es ihnen an Selbstbewusstsein nicht, wohl aber an öffentlicher Anerkennung. Zumeist besteht dieser Mangel zu Recht, denn zumeist verwalten sie obsoletes Gut und diejenigen, die das nicht tun, werden als „ideologische Reserve“ eher vor der Welt verborgen als ihr präsentiert. So rangieren sie als Antworten auf die erstaunte Frage nach dem, was es sonst noch so alles geben möge und sind zwar als Menschen jederzeit ernst zu nehmen, aber weitaus weniger als Protagonisten der von ihnen vertretenen Meinung. Indessen scheint ihre Existenz als „unter dem Scheffel verborgenes Licht“ ihnen auch gar nicht übel zu gefallen, und überdies der Großkirche nicht, denn: nicht nur dass auf diese Art eine „Lokation“ für diejenigen geschaffen wird, die man in der Großkirche derzeit nicht unterbringen kann, über diese informellen Gruppen gelingt es auch, in jenen Bereich einzubrechen, den ich im Folgenden versuchen werde zu betrachten.

Weltbewegung Esoterik

Die Wahrheit, die nur in einem selbst geschrieben steht, ist – wenigstens nominell – auch das Ziel der jüngsten „Weltreligion“, der „Esoterik“. Sie hat eine noch kurze, aber recht bewegte Geschichte.

Natürlich erschien die „Esoterik“ nicht aus „heiterem Himmel“ auf der Erde. Sie hatte Vorreiter, auf deren Existenz sie sich heute zunehmend gern beruft, um nicht als hoffnungslos jüngstes Kind der großen Religionsfamilie da zu stehen. Aber deren Begriff von Esoterik und ihrer differieren erheblich. Während diese alte Esoterik, in allen Religionen daheim, die Wissenschaft von deren spirituellen Kern und Gehalt gewesen ist, ist die heutige Esoterik ein polymorphes Feld. Es gehören dazu rein spirituelle Unternehmungen, praktizierte Magie, Naturheilverfahren, Lebensberatung, Psychotherapie, okkulte Prognostik, Medien – Spiritismus, Geistheilerei, es werden Anleihen gemach bei diversen Naturreligionen, aber natürlich auch bei den Weltreligionen, vornehmlich bei Christentum, Hinduismus, Buddhismus, auch etwas beim Parsismus, weniger im Islam, ausgesprochen gern aber bei den – angeblichen wie wirklichen – Vorstellungen nativer amerikanischer Religionen. Dabei geht man im Allgemeinen nicht zimperlich mit den Gegenständen um, sondern schneidet sie recht unbedenklich auf jenes Format zurecht, das von einem Menschen der westlichen Kultur benötigt wird, damit sich Religion für ihn „wieder lohnt“.

Denn das ist der Punkt um den es geht: die westliche Kultur ward, bedingt durch einige Schockerlebnisse, ihres ideellen Erbes satt. Ihre christliche Orientierung auf die Bergpredigt hatte wesentliche Gräuel der Geschichte und des menschlichen Verhaltens nicht hindern können. Zwei Weltkriege und eine nicht endenwollende Zahl lokaler Konflikte, in welche die westliche Kultur verstrickt war und bleibt, dazu noch ein groß angelegter und mehrere kleinere Genozide haben Menschen an der bindenden Kraft ihrer Religion – des Christentums – irre werden lassen, und diese, welche irre daran wurden, sind noch die besseren Repräsentanten dieser Kultur. Die typischen Repräsentanten bleiben indifferent und werden zu christlichen Karteileichen. Die sich von dieser Entwicklung abkehren und nach neuen Perspektiven suchen, demonstrieren damit wenigstens Ansätze einer ethischen Verpflichtung.

Konsequent hätte man die Idee der Religion ganz über Bord werfen sollen, aber hier zeigt sich, dass Religion mehr ist als die Verehrung bestimmter Objekte und Ideen. Vielmehr ist Religion bis heute noch die Chiffre unter welcher der Mensch mit seinem geistigen Grund zu kommunizieren wünscht und es ist bisher keine Alternative zur Religion in Sicht. Auch die Erkenntnis verweigert sich dem, Alternative zu sein, weil sie dies wegen ihrer Unfähigkeit zu massenhafter Rezeption nicht leisten kann. Alles was sie kann, ist, vielleicht irgendwann Menschen dazu zu befähigen, mehrheitsfähige Alternativen jenseits der üblichen religiösen Standards zu suchen und zu finden. Sie verdrängte einst die ägyptischen Götter nicht. Sie wird auch in dieser Menschheit das Bild des Göttlichen nicht eliminieren – aber sie kann helfen, es zu modifizieren. Am Beispiel der Esoterik sehen wir aber, dass ein Bedürfnis nach dieser Qualität unseres Seins grundlegend besteht und dass dasselbe keineswegs nur ein Kompensationsmittel für materielle Dürftigkeit ist, wie der Marxismus beispielsweise behauptet. Denn die, welche heute Esoterik in ihren Verzweigungen ausüben sind zumeist nicht die im Leben materiell zu kurz Gekommenen, sondern im Gegenteil Menschen mit einem zufrieden stellenden materiellen Status, welche sich ihre Religion etwas kosten lassen können. Dadurch wieder ist es vielen Menschen möglich, ganz für ihre Spiritualität zu leben – die Kehrseite der Angelegenheit ist aber auch, dass sich clevere Geschäftsleute noch nie mit weniger Aufwand ein gutes Ergebnis verschaffen konnten, denn angesichts der Vielfalt esoterischer Praktiken ist Missbrauch nicht nur nie ausgeschlossen sondern sozusagen systemimmanent – dies aber ein Kennzeichen aller diesbezüglichen Erscheinungen, denn: die neue Weltreligion ist im Grunde weiter nichts als die Wiederauferstehung oder, wen man so will, Reinkarnation, des alten Polytheismus. Wer will bestreiten, dass nicht nur Wesenheiten, sondern auch Ideenkonstrukte, bei Bedarf sich reinkarnieren können, tragen sie doch als wesentliches Merkmal die Abstammung aus dem Leben an sich.

Noch ist die Esoterik – wie auch anders – hauptsächlich eine Religion der westlichen Welt. Wie gesagt: mit der alten Esoterik als dem Du auf Du von Mensch und Gott hat dieses nichts gemein, sondern versucht vielmehr, die spirituellen Methoden und Erfahrungen der Menschheit in einer neuen Religion des vom Monotheismus enttäuschten westlichen Menschen zu vereinigen. Daher hat in dieser neuen Religion auch das scheinbar entgegen Gesetzte seinen Platz. Hoch spirituelle Überlegungen zum Sein stehen gleichberechtigt neben Heilmethoden über deren Wirksamkeit man streiten könnte, wenn nicht das Menschenwesen selbst sie mit seinem Glauben an dieselben wirksam machte. Gemeinsam aber ist allen das religiöse Primärelement der Verehrung. Selbst die Seinslehre betreibt sich nicht um ihrer selbst willen, sondern um eines Göttlichen willen, dem sie ehrfurchtsvoll zu nahen sich bemüht. Esoteriker sind grundfromme Menschen. Sie beten vielleicht anders – aber sie beten. Sie opfern vielleicht anders als die Frommen bisher – aber sie opfern. Sie kennen alle Elemente der Religion: die Naturverehrung, die Trance, die Versenkung, den kultischen Tanz, das Revier der Naturgeister, und vieles mehr – nein, neu ist die Esoterik in ihrem Material eigentlich nicht. Sie verwendet dieses Material nur der aktuellen Epoche entsprechend. Dazu gehört, dass sie dasselbe manchmal auch bewusst anachronistisch und atavistisch einsetzt. Manchmal tut der Mensch ja auch auf anderen Gebieten als wüsste er nicht was er doch weiß. Aber sie hat durchaus das Zeug, die neue Religion eines ganzen Planeten zu werden, zumal sie jeder bisherigen Konstruktion ihr Recht innerhalb des religiösen Systems belassen kann.

Die ersten als esoterisch ansprechbaren Gemeinschaften entstanden am Ende des neunzehnten Jahrhunderts in Europa, die meisten im britischen Kulturbereich, aber einige auch am Beginn des zwanzigsten im Deutschland der Weimarer Republik. Große Wirksamkeit war ihnen jedoch – mit Ausnahme der Anthroposophie, die ein eigenes Großsystem entwickelte – nicht beschieden. Die meisten dieser Vereinigungen – wenn sie es denn überhaupt bis zum Rang offizieller Vereinigungen brachten – dümpelten (und dümpeln zum Teil noch heute [240]) irgendwo herum. Die Anzahl der esoterischen Strömungen insgesamt aber ist derart vielfältig und vielschichtig, dass es schier unmöglich ist, dieselbe zu klassifizieren. Die religiösen Ideen tauchen auf und schwinden derart schnell, dass der ordnende Geist nicht hinterdrein kommt, also sei es mir vergeben, wenn ich mich auf das Abenteuer einer Enzyklopädie derselben nicht einlassen mag.

---

[240] Das betrifft Vereinigungen wie die Theosophische Gesellschaft, aber auch diverse so genannte okkulte Vereinigungen.

Einige Gemeinschaften berufen sich auf eine angeblich ursprüngliche Gestalt der „Esoterik“. Diese hat in der heute vorfindlichen Weise jedoch niemals existiert. Die Vorstellung hiervon gründet vielmehr im erklärten Willen etwas Altes „wieder her zu stellen“ die fast allen Neureligionen zugrunde liegt. Dies nun wieder hat seinen Ursprung im Phänomen der Religiosität überhaupt, das niemals „originär“ sein kann, sondern ein Existenzrecht nur hat, wenn es gelingt, Neues an schon Vorhandenes anzuschließen – und müsste man dasselbe notfalls erfinden, die Hauptsache ist, man hat etwas vorzuweisen. So behaupten die verschiedenen Rosenkreuzervereinigungen, aus ägyptischen Traditionen zu stammen und belegen dies mit reichlich Pyramidenkult und –spekulation. Desgleichen verlauten auch die Freimaurer, die ihre ideologischen Grundlagen aus dem Fundus ägyptischer Priestergilden herleiten – ein schon rationalerer Bezug, denn dieselben gab es wirklich. Allerdings nicht das Operettenägypten, dessen Stil die Logen prägt. Die Wicca – Zirkel behaupten von sich, einer Tradition der „weisen Zauberer“ anzuhängen. Nun, weise Frauen und Männer hat es im Mittelalter zuhauf gegeben und gibt es noch heute – einen sie alle zusammenfassenden „Kult“ hat es hingegen niemals gegeben. Jeder dieser Männer und Frauen folgte in Wahrheit seinen Erfahrungen. Desgleichen hat es niemals eine „christliche Esoterik“ gegeben, sondern es gab eine christliche Mystik, die eine individuelle Vertiefung des christlichen Glaubens war, und nichts fand, dass nicht jeder „gemeine Christ“ auf demselben Weg in die Innerlichkeit ganz ohne Anleitung hättet finden können. Die christliche Symbolik war stets allgemein bekannt und keineswegs „Geheimwissen“. Die neutestamentlichen „Apokryphen“, welche das „Futter“ dieser esoterischen Zirkel gewesen sein sollen, spielten im Christentum seit der Festlegung des Kanons weder praktisch noch theoretisch eine Rolle. Sie waren schlechthin verschollen. Selbst die Katharer beriefen sich im Dialog mit Christen nicht auf diese, sondern auf kanonische Texte. Mehr noch – sie hatten selbst nur noch Erinnerung an diese Schriften. Ihre eigenen Schriften bezogen ihre Vorstellungen aus der Bibel, die sie entsprechend interpretierten. Es gab auch niemals eine „islamische“, „buddhistische“ oder „hinduistische“ Esoterik. Es gab Sufis, deren Existenz war größtenteils ein öffentliches Phänomen. Es gab und gibt Bhikkus und Bhikkunis, und jeder, der in ein buddhistisches Kloster eintrat, konnte die Lehren des Buddha ganz offen studieren, ohne sich dabei an irgendwelche Verschwiegenheitspflichten zu binden[241]. Im Hinduismus waren und sind die

[241] Wobei allerdings nicht verschwiegen werden soll,. dass einige dieser Bhikkus von den so genannten Siddhi – Kräften derart fasziniert waren, dass sie auf deren Grundlage neue Zirkel begründeten wie den tibetischen Tantrismus. Demgegenüber aber bleibt bestehen, dass ein Bhikku sich zu verpflichten hat, gerade mit diesen Siddhi – Kräften nichts aber auch gar nichts anzufangen.

Sadhus integrierter Bestandteil der hinduistischen Öffentlichkeit und ihre Lehren sind so individuell wie der ganze hinduistische Lehrbestand.

Die Annahme, es habe eine „alte“ Esoterik gegeben, beruht auf einer Kette von Missverständnissen. Erstes Missverständnis ist: man schätzte vergangene Zeiten ebenso ein wie die eigenen, achtete nicht auf die ganz anderen Parameter. Das zweite Missverständnis: man übertrug die eigene Erfahrung der Unterdrückung anderer Ansichten durch das Christentum auf die übrigen Kulturen und glaubte, es müsse dort ebenso hergegangen sein. Das dritte Missverständnis: man fürchtete auf dem Hintergrund des monotheistischen Hintergrundes den Umstand, dass man, so man nicht an irgendetwas bereits „Offenbartes“ anschließen konnte, nicht ernst genommen werden würde. Das vierte Missverständnis: man bewegte sich, auch in der Opposition hierzu, völlig unreflektiert in den bis dahin gegebenen Vorstellungen, statt real neue zu propagieren. Das fünfte Missverständnis – man reduzierte die Parameter der Erkenntnis auf mystische Erlebnisse und machte aus Individualisten Geheimbündler.

Eine Enzyklopädie möchte ich und kann ich hier nicht geben. Aber auf einige typische Erscheinungen der Esoterik unserer Tage möchte ich doch ein wenig detaillierter eingehen.

1. Die Neuheiden

Sie insbesondere leben von der traurigen Wahrheit, dass die genuin nord- und mitteleuropäischen Kulte durch das Christentum einst brutal unterdrückt wurden. Aber was sie propagieren ist etwas selbst Erdachtes, nicht eine Neuauflage von Verlorenem. Nur einige Namen sind als Versatzstücke, einige Beschreibungen römischer Autoren (vor allem Tacitus und Caesar) als Vorlagen übernommen worden. Sie praktizieren mit ihren Vorstellungen Religion in Opposition zur kulturellen Dominante Christentum. Und was sie praktizieren ist ein recht schwer verdaulicher Eintopf aus Oppositionsgeist und Phantasien, die sich an Namen und verstreuten Mitteilungen orientieren, aber durchaus eigenständig sind und sein müssen, denn: die Vorstellungen eines modernen Menschen können nicht mehr dieselben sein, die ein „Heide“ im sagen wir vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung von seiner Welt hatte. Ob ich nun also anstelle „Gott“ eben „Odin“ sage oder „Teutates“ macht in der Vorstellung eines modernen Menschen eigentlich keinen Unterschied.

Diese „Neuheiden“ beleben ergo keineswegs Kulte und Glaubensvorstellungen neu; sie besetzen ein aus dem christlichen Erbe stammendes religiöses Muster mit „heidnischen“ Namen. Der Teufel wird ihnen zu Wotan, aber ebenso kann ihnen Jesus zu Baldur werden und die Jungfrau Maria zu Freya. Loki, der Meis-

ter der Täuschung, kann ebenso zu Satan werden wie Odin, der Sturmgott zu einer Personifikation des anderen „Gewittergottes“ nämlich des israelitischen Jahwe. Dass die germanische Religion wie wir sie noch in Bruchstücken kennen, weder Jesus noch Satan kannte, spielt in diesem Muster keine Rolle.
Eine Rolle spielt aber die Abkehr von allem ethisch Christlichen. Ein Neuheide lügt und betrügt Andersgläubige ohne Skrupel, er verletzt und tötet und er führt schon deshalb ein ausschweifendes Leben, weil er sich auf jeden Fall antichristlich verhalten möchte. Das Christentum empfiehlt wie bekannt einen maßvollen Gebrauch aller irdischen Güter. Sein Lebensstil ist, wiewohl technisch im Allgemeinen zivilisiert, ungeschlacht und holzschnittartig, entbehrt der hochkulturellen Grauzonen, in denen Gut und Schlecht, Vorteil und Nachteil sich durchmischen. Seine „neugermanische“ Medizin ist nicht nur anfragbar, sie ist in ihrer Widerspiegelung der neuheidnischen Denkstrukturen sogar hochgradig gesundheitsgefährdend. Von der differenzierten altgermanischen Kräuterheilkunde, die noch im sechzehnten Jahrhundert unserer Zeitrechnung bekannt war, scheinen die „Neuheiden“ nichts zu wissen, sondern sie setzen auf eine pseudodarwinistische „Überlegenheit des Starken“ auch über die Krankheit. Auch sonst ist das Neuheidentum eine recht „laute“ Religion, in der gebrochene Farben und philosophische Anwandlungen so gut wie völlig fehlen.

Aber wie alle neureligiösen Bewegungen, so ist auch das Neuheidentum, wenige generelle Attribute abgerechnet, keine einheitliche Strömung, sondern begreift in sich mehrere Ausrichtungen. Allen gemeinsam ist nur die Ablehnung „christlicher“ Werte[242] und die Betonung des Orgiastischen. Als gemeinsam kann auch angesprochen werden: eine betont „naturreligiöse“ Haltung, Ablehnung sakraler Bauten, Ablehnung von Gemeindebildungen, Ablehnung der Bilderverehrung, Darbringung blutiger Opfer (manchmal auch Menschenopfer), Betonung der sexuellen Promiskuität und familiärer Bindungslosigkeit.

2.1. Die Mutterkulte

Sie stellen eine Sondergruppe des Neuheidentums dar. Während die oben beschriebenen Gruppen (es sind deren zu viele, um sie einzeln zu benennen) ein ausgesprochen patriarchalisches Weltbild haben, in dem der Mann alle Werte bestimmt und die Frau, das „Weib“ kaum mehr ist als Objekt der sexuellen Betätigung des Mannes, steht im Zentrum dieser Gruppe ebenso absolut das Weibliche. Vom Mann wird nur erwartet, dass er für die Fortpflanzung sorgt. Für sexuelle Befriedigung ist er nicht unbedingt vonnöten. Die Entwicklung

[242] Womit hier die vom Christentum usurpierte humanistische Ethik insgesamt gemeint ist.

lesbischer Beziehungen ist in diesen Gruppen geläufig, oft dienen sie bereits vordem lesbischen Frauen als Kontakt- und Identifikationsgruppen.

Das ideologisch – mythologische Konzept dieser Gruppen besteht in der mehr oder weniger christlich gefärbten Verehrung der „Großen Mutter“ die zumeist als die „Dreifaltige“ angebetet wird – eine Anlehnung an die christliche Trinität, aber auch die Verifizierung einiger diesbezüglicher moderner Spekulationen, die ihrerseits zumeist auf die moderne Mythenforschung zurückgehen. Denn, wie es „wirklich gewesen“ ist, wissen wir nicht mehr zu sagen. Von den historischen matriarchalen Kulten, die es zweifellos gab, sind nur noch fragmentarische Kenntnisse auf uns gekommen. Diese widersprechen allerdings zumeist der Definition der Mutterkulte als lesbischer Domäne. Denn sie widmen sich vor allem der Verehrung der – allgemeinen - Fruchtbarkeit, die im lesbischen Kontext nun einmal zu kurz kommt.

Zudem ist die Prioritätensetzung überholt. Die moderne Gesellschaft spiegelt ihre Perspektive nicht mehr in der Herrschaft matriarchaler oder patriarchaler Strukturen, sondern ist dabei, jegliche geschlechtsspezifische Dominanz zu eliminieren. Diese Entwicklung vollzieht sich wie alle Entwicklung zwar nicht synchron, aber global. Heute sind Frauen wie Männer durch die Anforderungen der Gesellschaft gleich beansprucht und der Gottesbegriff dieser Gesellschaft ist, wenn man von archaistischen Modellen absieht, geschlechtsneutral. Ich habe, man irre sich nicht, viel Verständnis dafür, wenn lesbische Frauen ihr Existenzmodell überhöhen um es selbst leichter tragen zu können, denn über die Diskriminierung dieser Lebensweise kann kein Streit bestehen. Es gibt sie ebenso wie die Diskriminierung männlich geprägter Homoerotik. Auch hier haben wir es, wie wir noch sehen werden, mit Modellen zu tun, die den eigenen - verdienstlosen – Zustand überhöhen. Aber eine solche „Abschließung“ in ein ideologisches Ghetto kann nicht der Weisheit letzter Schluss sein. Sondern dieser kann nur sein, dass wir es schaffen, Lebensarten einfach als Lebensarten zu respektieren – ganz ohne die Notwendigkeit ideologischer Aufwertungen.

2.2. Hexen

In Vielem trifft, was für die „Mutterkulte“ gesagt wurde, auch hier zu – auch hier haben wir es zumeist und zuweilen noch exzessiver mit lesbischen Identifikationsmodellen zu tun. Aber erstens ist das Modell nicht durchgängig lesbisch orientiert, es gibt auch männliche „Wicca“ – Hexer, die nicht einmal notwendig homosexuell sein müssen, und es tritt hinzu das Element des Magischen, dem wir hier zum ersten Mal in einer modernen Ideologie begegnen. Die Vereinigungen der Wicca – Hexen, die „Koven“ sind im Kern magische Vereinigungen mit zuweilen, aber nicht durchgängig, orgiastischem Hintergrund. Im Vordergrund steht aber immer ein Begriff von Naturmagie, der

auf angeblich „altem Wissen“ beruht – soweit dieses nämlich in den psychotischen Protokollen der „Hexenprozesse“ sichtbar und von dorther und aus dem „Hexenhammer“ des Institoris „zurückdestilliert“ worden ist. Ob diese Rekonstruktionen jeweils den Kern treffen, mag dahin gestellt sein. Ich denke, sie tun es eher nicht, denn das magische Wissen, welches da propagiert wird, entstammt weniger den kaum verwendbaren Folterprotokollen, sondern recht gegenwärtigen Vorstellungen eines bewussten Archaismus. Kern dessen ist wie auch im Vorgenannten, das ideelle Ungenügen an vorfindlichen religiösen Modellen, die das Triebhafte des Menschen zumeist – zugegeben – unter- und fehlbewerten. Allerdings gehört es, denke ich, auch nicht in den Vordergrund der Existenz, sondern es spielt seine Rolle mit und in derselben. Der Mensch ist so, wie er ist, mit seinen Vorzügen und Nachteilen und er hat dieselben weder unter den Teppich noch besonders vorzukehren, sondern in alledem zu einem ihn weder belastenden noch irritierenden Ausgleich zu kommen; nur wenig ist geradezu verboten, aber viel mehr als viele annehmen, ist erlaubt. Und was verboten ist, hat nicht ein Gott verboten, sondern der Mensch sich selbst im Bewusstsein um die Fragilität seiner Existenz auf Erden. Jede Überbetonung, soll das sagen, hat eben nicht die Wahrheit über des Menschen Existenz für sich.

Was die Magie der Wicca – Bewegung anbetrifft, so ist sie allein als solche nur ein mehr oder weniger leichtsinniges Spiel mit Kräften, deren reale Gewalt dann und wann auch Verheerungen anrichtet: nicht wenige Wicca – AnhängerInnen haben diese Gewalt schon in Panik gespürt. Denn: Kräfte, insbesondere geistige Kräfte, sind wirksame Kräfte und zumeist nicht geeignet, damit zu spielen. Der Mensch hat von seinem natürlichen Standpunkt auf Erden aus zumeist keinerlei Kraft, sich solchen Kräften als ebenbürtig oder gar überlegen zu erweisen. Er muss sein Heil in vorgefertigten Handlungsschemata suchen und wehe, er beherrscht dieselben dann nicht perfekt. Der kleinste Fehler kann ihn hinraffen, denn aus eigener Kraft kann er diesen Kräften nicht Paroli bieten, er kann es nur quasi im Schatten einer stärkeren Existenz, die er durch die Rezitation der magischen Formeln imitiert. Die Wicca – Hexen gehen nun zwar mit solchen Kräften um, aber sie entfalten sich nicht selbst als solche Kräfte. Daher kommt es in diesen Zirkeln oft zu dem, was wir Unfälle nennen: den ungesteuerten Zusammenprall unterschiedlicher Existenzebenen.

2.3. Gaia

Die Erde ist kein Wesen. Sie ist auch keine Person, kein Individuum. Aber manchen Menschen fällt es leichter, diesen Planeten als Person zu begreifen. Diese Menschen haben meist begriffen, dass der Grundzustand der Wirklichkeit das Lebendige ist. Sie haben nicht begriffen, dass nicht alles Lebendige auch wesenhaft ist, also befähigt zur geistigen Eigenverantwortlichkeit. Indem aber

diese Menschen die Erde als Person begreifen, machen sie sich eine Möglichkeit frei, dieselbe existenziell zu erfahren. Sie „pulsieren“ im Rhythmus der Jahreszeiten, identifizieren sich mit den Erscheinungsformen der materiellen Wirklichkeit und suchen darin eine spirituelle Essenz. Dabei verbleiben sie aber durchaus im materiellen Bezugsrahmen und aus diesem heraus personifizieren sie, um zu verstehen. Diese Haltung ist historisch nicht neu, sondern war schon die Haltung der frühen Menschen, die von den Gegebenheiten der irdischen Existenz nichts wussten.

So sind unsere Gaia – Anbeter allerdings nicht beschaffen. Es sind Menschen unserer Zeit und mit unserem Wissen. All dies Wissen leugnen sie keinesfalls, sondern personifizieren es unter dem Begriff Gaia – griechisch Erdenrund, nicht etwa Boden, Boden heißt chthonos. Sie preisen die hervorbringenden und die verschlingenden Kräfte als Kräfte eines personifizierten Planeten. Dadurch, so hoffen sie, werden diese für sie greifbar und verfügbar… also magischer Natur. Nun ist an den Kräften der Erde aber ganz und gar nichts magisch. Sie ist auch nicht „krank“ im Sinne einer individuellen Erkrankung, sondern ihre Lebensressourcen werden von einer zuweilen maßlos ignoranten Menschheit nur – wie die Kernkraft – missbraucht. Es hat demzufolge keinen Sinn, sie mit magischen Riten „heilen“ zu wollen, aber es mag das Gewissen immerhin beruhigen. Nun, mir wäre es um solcherart Gewissensberuhigung nicht zu tun, sie hat etwas von der „Methode Vogel Strauß“ aber ich anerkenne, dass es sich hier um die Stellvertreterreaktion einer ohnmächtigen und angesichts der eigenen Unwissenheit hilflosen Gruppe von subjektiv hoch anständigen Menschen handelt.
In der praktischen Relevanz muss man diese Gruppe allerdings vernachlässigen, sie ist ein reiner Selbstbefriedigungsbetrieb. Sie treibt weder wirksame Magie noch hat sie irgendwelche umweltfreundlichen Technologien entwickelt, sie streichelt einfach nur den Boden und macht „eiapopeia“ wie eine Mutter über die Schürfwunde an ihres Kindes Knie bläst. Aber die Erde ist kein Kind, sie ist unempfindlich für derartige Placebos.

3. Neukelten

Jedes Jahr ziehen sie in Scharen nach Stonehenge und absolvieren in abenteuerlichen Kostümen irgendwelche angeblich alten, in Wahrheit aber bestenfalls aus der Zeit der Romantik stammenden Rituale. Zwischendurch treffen sie sich in Wäldern und zuweilen auch auf Bauernhöfen zu „gottesdienstlichen Versammlungen“ bei denen sie eine Religion praktizieren, die es zu Zeiten der Kelten nie gab.

1. Entstanden ist die ganze Bewegung aus der „Keltenmanie“ einiger romantischer britischer Dichter. Am bekanntesten ist die Sammlung des angebli-

chen „Ossian“ die ganze Generationen aufstrebender Lyriker enthusiasmierte. Es stellte sich bald heraus, dass „Ossian“ eine Schöpfung des schottischen Lyrikers Macpherson war und ein „Ossian“ niemals existiert hatte, aber das rührte die bereits Infizierten so wenig wie einen frommen Christen die Tatsache, dass die Lebensgeschichte seines Herrn Jesus auf sehr wackeligen Füßen steht. Wer glauben will, will eben glauben, das ist eine unumstößliche Eigenart menschlichen Lebens. Davon abgesehen sind die Gesänge des Ossian aber wirklich schön, nur alt sind sie nicht und von Keltentum haben sie keine Ahnung. Dies gilt entsprechend auch für die durch diese Sammlung irgendwie inspirierten „Neukelten“.

2.

3. Das geht schon los bei der neukeltischen Mythologie, denn „Teutates“ ist kein „Hochgott“, sondern nur einer von mehreren „Urgöttern“ neben denen andere mehr und intensiver verehrt wurden, besonders die Clangötter. Die keltische Mythologie ist alles andere als monotheistisch, sie ist nicht einmal henotheistisch, nicht einmal einheitlich fassbar, sondern ein regional sehr unterschiedliches Gebilde, dem nur eignet, dass alle Praktizierenden Kelten gewesen sind.
4. Das geht weiter bei den Druiden, die keine Priester im heutigen Sinne waren, sondern eher das, was die moderne Religionsforschung Schamanen nennt. Sie waren zuständig für die Belange der Götter, sonst für nichts weiter. „Seelsorger“ oder gar gesellschaftliche Wächter waren sie niemals. Theologie war, wie in allen alten Religionen lediglich die Systematik, mit der Götter und Göttinnen im mythologischen Raster eines Stammes oder auch nur einer Sippe verknüpft waren. Jeder Stamm und jeder Clan besaß seine eigenen „Druidenschule“ an dem der geeignete Nachwuchs diese Verknüpfungen sowie die in Stamm und Clan üblichen Rituale lernte und lernte, wann sie auszuführen waren und welcher Gott mit welchen Opfern und Riten situativ zu „besänftigen“ war. Denn die Götter der Kelten, wir wissen es heute aus einigen später entdeckten keltischen Sagensammlungen, waren ein äußerst impulsives Völkchen und handelten durchaus nach Cowboymanier: erst schießen und dann fragen. Sie waren niemals die abgeklärten reinen Geister, als welche manche deutschen Romantiker sie schildern.
5.
6. Freilich ist dagegen nichts zu sagen, wenn Völker sich auf ihre nationalen Identitäten besinnen, aber mit englischem Nationalbewusstsein hat das Neukeltentum eigentlich und historisch auch nichts zu tun, denn „Engländer“ sind eine Mischung aus altkeltischen, angelsächsischen und normannischen Kulturmustern, angereichert mit dem Kulturgut aller Welt. Eher schon könnten sich Schotten, Waliser und Iren in dieser Kultur umtun. Aber sie tun es seltsamerweise nicht, sondern überlassen es den Engländern, Deutschen und Franzosen, sich mit solchen Etiketten zu schmücken, nun –

eigentlich tun es nur die Wenigsten unter ihnen, die aber umso intensiver. Es macht doch einen unauslöschlichen Eindruck, einen solchen Neukelten im weißen Wallegewand, mit langen Haaren und allerhand Schmuck um Nacken und Stirn zu sehen, der sich vor der Kamera in Pose stellt und über „das Keltentum“ doziert. In Wahrheit sind es esoterische Gemeinplätze, die er zum Besten gibt.

7.

8. Es gibt eine einzige noch heute in größerem Rahmen begangene „Festivität“ die zweifelsfrei keltischen Ursprungs ist. Aber diese heute noch bekannte Festlichkeit stammt nicht aus dem Bestand einer in Europa gewahrten keltischen Untergrundtradition, sondern aus dem Festbestand amerikanischer Farmer: des handelt sich um Halloween, das zu feiern in den letzten Jahren auch in Europa üblich wurde. Freilich wurde es nicht keltischer Renaissance - Bestrebungen wegen gebracht, sondern um des Profits willen, der in den USA in jedem Jahr gemacht wird, wenn Masken und andere Scherzartikel in Mengen verkauft werden. Hinter Halloween steckt aber das keltische Samhain – Fest, das Fest der aufgehobenen Grenzen. In dieser Nacht stehen die Pforten der „Anderwelt“ für alle offen, es geht her und hin und es begeben sich dabei seltsame Dinge. Da dieses Fest den christlichen Missionaren widerstand, legten sie ihr Allerheiligenfest auf den Tag nach diesem Abend, um sozusagen die himmlischen Geister, die den Spuk von Halloween hinnehmen mussten, wieder zu versöhnen. Da sich im kommerziellen Halloween nicht Seltsames begeben kann, tun die Menschen dieses Seltsame selber, kostümieren sich als Geister und treiben statt mit Geistern, die das Fest tunlichst meiden, miteinander Schabernack. Immerhin aber ist es ein Fest für die Kinder, das die ansonsten „festlose“ Herbstzeit ein wenig auflockert. Mit der neukeltischen Religion hat es nichts zu tun. Die Neukelten feiern ihr Samhain in intimem Rahmen, aber gern mit Feuern und eindrucksvollen Riten. Ob die alle wirklich einmal zu Samhain gehört haben – tut eigentlich nichts zur Sache.

9.

10. Das andere große Fest, das ebenfalls keltischen Ursprungs ist, und von den Neukelten begangen wird, ist Beltane, das zur Frühlingstagundnachtgleiche gefeiert wird. Von diesem Fest bekommen Nicht – Neukelten überhaupt nichts mit, während es den Neukelten als das Fest der ungezügelten Sexualität gilt. Sie sagen, dass Kinder des Beltane in einer besonderen Beziehung zu ihren Göttern stehen. Das ist aber wohl eher eine Vorsichtsmaßnahme aus den ersten Tagen des Neukeltentums, denn in Zeiten des Kondoms und der Antikonzeptionspille sind solcherart freudige Ereignisse wohl eher weniger das Problem. Zu jener Zeit war eine uneheliche Schwangerschaft hingegen ein gesellschaftlicher Skandal, was die orgiastische Bereitschaft vor allem der weiblichen Neukelten ernstlich behindert

haben mag. Übrigens war eine außereheliche Schwangerschaft auch bei den alten Kelten durchaus nicht unproblematisch – man behalf sich in solchen Fällen damit das zu erwartende Kind der Verbindung mit einem Gott zuzuschreiben. Gegen Götter und ihren Willen ist, so sagte man, kein Kraut gewachsen und so waren der Jungfrau mildernde Umständen sicher. Gegen das Kind allerdings bestanden Vorbehalte, denn man mochte es ganz und gar nicht, wenn einem die Götter allzu nahe auf den Pelz rückten. Zumeist wurden solche Kinder von den Müttern möglichst schnell in irgendeine Obhut gegeben und das möglichst weit weg von ihrer Heimat. In den realen Mythen der Kelten finden wir dann solche Irrenden und ihre Heimat Suchenden zuhauf.

11.

12. Mir ist nicht bekannt, dass sich auch nur eine der heute existierenden neukeltischen Gemeinden wirklich strikt an das hält, was in den wenigen Mythen berichtet wird: Dagda, Cuchulainn und wie sie alle heißen sind den heutigen Neukelten zumeist unbekannt, unbekannt ist ihnen der Kessel der Wiedergeburt, unbekannt die Zeremonien des Menschenopfers zu Ehren des Cernunno oder die Pferdehochzeit zu Ehren der Epona. Sie spielen irgendein romantisch – esoterisches Ding, das ganz nett ist und ein wenig anrüchig, aber sonst in hohem Maße den Anforderungen an den moralischen Verhaltenskodex der westlichen Zivilisation entspricht und dessen Muster auch in jeder anderen esoterischen Gewandung praktikabel wäre.

4. Die Heiler

Ich sehe die Bilder vor mir: ein Brasilianer knetet die füllige Bauchpartie einer Europäerin, lässt sich das teuer bezahlen und behauptet hernach, er habe sie operiert. Ein Heiler aus der hochnoblen und sehr exklusiven Gilde der Huna hebt seine von der Behandlung brennenden Hände.. nun, das Brennen sieht man ihnen nicht an. Und schon sind wir auf schlüpfrigem Gelände, denn das Heilung nicht nur „mit Messer und Gabel“ erfolgen kann, wissen inzwischen sehr viele Menschen, darunter sogar Mediziner. Sie nennen es Spontanheilung und meinen es durchaus bescheiden: wir wissen es nicht, sagen sie. Sie nennen es Placebo – Effekt und sollten es nennen: die suggestive Ermunterung des Patienten, sich selber und seine eigenen heilenden Kräfte zu entdecken. Gar nicht so selten hat die Methode Erfolg. Was besagt: der Mensch – jeder Mensch – verfügt über solche Kräfte und Heiler zu sein ist dann auch der bei weitem bekannteste Zweig der Esoterik.

Aber nirgendwo wird auch so viel gesündigt, denn nirgendwo sind so wenig spirituell bereite Individuen an der Arbeit. Die Fähigkeit, irgendwann zufällig entdeckt, wird zum Mittelpunkt einer selbstgezimmerten Theorie – und diese korrespondiert seltsam mit dem kulturellen und zuweilen auch dem Bildungs-

hintergrund der betreffenden Person. Nur sehr wenige bringen es fertig zu sagen: ich kann es halt und ich weiß nicht, warum ich es kann, will es auch nicht wissen. Sondern da wird die Jungfrau Maria bemüht, der Herr Jesus, die Schutzengel, die Heiligen, zuweilen auch ein Dämon, wenn es gerade passt, oder ein Gott, irgendeiner - kaum jemand lässt es auch nur offen und noch weniger wagen zu sagen: das bin ich, das kommt aus mir. Denn das gilt als unanständig und vermessen.
So nützlich die praktische Arbeit dieser Leute ist, so lästig ist ihre Systembildnerei. Sie wissen es doch eigentlich gar nicht, warum schwafeln sie? Zum Beispiel Reiki: jeder, der sich ernstlich was zutraut kann es zuwege bringen... aber da werden Rituale veranstaltet und Einweihungen gegeben als sei die Energie des Seins nicht für alle da – ist sie aber. Probatum est, ich mach es selber zuverlässig bis zum dritten Grad (ja, ich kann es auch einem andern beibringen) und hab mir die Gebühren gespart. Denn was der Reiki den zweiten oder dritten Grad nennt, ist nicht sein Monopol, da kann er sich die Marke schützen lassen soviel er will, der Kosmos hält sich nicht an Urheberrechte. Wer es fassen kann, steht geschrieben, der fasse es – und halte es fest.

Heiler haben aber noch ein anderes Problem. Mit Sicherheit funktioniert die „Gabe“ des Heilens – aber sie funktioniert nicht immer und nicht allezeit gleich. Sie ist abhängig von der ganz intimen „Form“ des Heilers, und der hat seinen guten und seinen schlechten Tag wie alle Menschen. Solange er nur dann zur Verfügung steht, wenn er auch in entsprechender „Form“ ist, wird er kaum Schwierigkeiten haben. Wenn er aber als „Heiler“ mit entsprechender Praxis dauernd „spirituell auf Achse“ sein muss, können „Hänger“ nicht ausbleiben. Misserfolge aber schaden dem Einkommen und so wird er sich darauf verlegen müssen, zu „improvisieren“. Andere nenne es auch „betrügen“. Ich würde es in den meisten Fällen nicht so nennen, denn dem Heiler ist das Problem meistens quälend bewusst – nur weiß er sich anders nicht zu helfen. So kommt es, wenn spirituelle Angelegenheiten mit materiellen verknüpft werden. Der Betreffende „betrügt“ nicht aus Gier nach Profit, sondern um seinen Ruf zu erhalten und damit die Basis für seinen Lebensunterhalt. Aber selbstverständlich gibt es, da diese Fähigkeit jedem Menschen gegeben ist, auch ausgesprochene „schwarze Schafe“. Es sind ja besondere ethische Qualifikationen nicht vonnöten, um ein „Heiler“ zu sein.

Ich für mein Teil brauche nur an „Heilen“ zu denken, um jenes Kribbeln in den Handinnenflächen zu spüren, welches das Ansteigen des energetischen Pegels anzeigt. Selbst jetzt, da ich nur darüber schreibe, schreibt diese Energie gewissermaßen mit. Und ich wünsche vielen Menschen, dass sie dieses Potenzial in sich entdecken mögen, denn sie helfen damit nicht nur anderen, sie helfen auch und vor allem sich selbst. Ich wünsche aber ebenso vielen Menschen, dass

sie zwar den Begründungsgeschichten solcher Heiler gegenüber stets skeptisch bleiben mögen, aber deren Befähigung nicht oder erst dann in Zweifel ziehen, wenn sie definitiv versagt haben. Versagen aber kann viele Gründe haben, die nicht immer Unfähigkeit sind. Sie müssen ausgeschlossen werden können und erst wenn sie ausgeschlossen sind, kann man von Versagen reden und auch gleich oft von Anmaßung eines Heilberufes.

Ach ja, was ich noch sagen wollte: es ist in Deutschland alles erlaubt, was sozusagen dem zweiten Grad des Reiki entspricht, also „heilen ohne anzufassen“. Wer aber, sozusagen im ersten Grad des Reiki den Kranken anfassen muss um ihn zu erreichen, macht sich des Heilens ohne Heilbefugnis schuldig. Die leichtere Methode ist also strafwürdig, die schwerere nicht. Die effizientere Methode ist strafbar, die riskantere nicht. Diese Logik aufzuklären ist indes nicht schwierig, denn natürlich hat von den Juristen keiner daran gedacht. Sie dachten vielmehr so: wer einen Patienten nicht anfasst, kann ihm auch nicht schaden. Dass er ihm, wenn er ihn nicht anfassen kann, sehr viel leichter schaden kann, war diesen „Weisen“ nicht bekannt. Aber es ging ja auch nicht um das Wohl von Kranken, sondern um die Wahrung der Rechte der Schulmedizin und die kann bekanntlich gar nicht anders als den Kranken – und zuweilen recht derb – anzufassen. Wenn man alles Blut und alle Gedärme, die in einem Krankenhaus anfallen, zusammenfasst, dann möchte mancher Klinik eine Wurstfabrik angeschlossen sein – nein, das war nicht ernst gemeint. Zwischen einem Chirurgen und einem Haarmann besteht denn doch noch mehr als ein gradueller Unterschied. Aber es ist auch wahr: alternative Heilkunst bewahrt uns vor mancher schmerzhaften und nebenwirkungsreichen Barbarei und erreicht durchaus – wenn auch nicht immer – denselben Effekt. Aber den erreicht ja auch die Schulmedizin nicht immer.

Der Krieg zwischen Schulmedizinern und alternativen Heilern, der in Deutschland so erbittert tobt, ist indes keine gesamteuropäische oder gar globale Angelegenheit. Sondern er tobt eigentlich nur in deutschen Landen, in denen eine standesmäßige Verfassung ähnlich der einer mittelalterlichen Handwerksgilde und wohl auch aus dieser (nämlich der Gilde der Bader) hervorgegangen, die Einkommensinteressen der „ärztlichen Zunft“ vor Konkurrenten schützen soll. In andern Ländern, in denen eine solche Zunftordnung niemals galt, ist auch das Verhältnis von Ärzten und Heilern entspannter. In der Schweiz ist das Verhältnis beider Berufszweige sogar vorbildlich. Alternative Heiler praktizieren als Konsultanten an Kliniken, niedergelassene Ärzte und Heiler überweisen sich gegenseitig die Patienten, Krankenkassen übernehmen Kosten für bereits seit längerem praktizierte und in ihrer Effizienz bewährte alternative Heilverfahren. Reiki dürfte solch ein bewährtes Verfahren sein, aber es gibt deren noch mehrere – in Deutschland werden lediglich von Fall zu Fall Leis-

tungen der Homöopathie oder Akupunktur übernommen und auch das nur eher widerwillig.

Dieser Krieg aber macht Eines einsichtig: bestimmte alternative Heilverfahren haben das experimentelle Stadium längst hinter sich gelassen und sich als stabile Gesundheitsfaktoren etabliert. Mag ihre Ableitung auch vage, mitunter irrig sein – sie funktionieren. Sie werden zwar Diagnostik und Pharmakologie nicht ersetzen können, auch die Chirurgie wird (derzeit selbst im Wandel) immer ein unentbehrlicher Helfer bleiben, aber sie werden ihren Platz in unserem Leben insofern wieder einnehmen, als sie sich jenseits allen Aberglaubens als real wirksam erweisen. Sie sind, diese Heilverfahren, ebenso wenig irrtumsfrei, sind ebenso wenig „Erfolgsgaranten“ wie die Methoden der akademischen Medizin. Aber sie sind, vor allem bei eher banalen und „vegetativen“ Störungen und mit Sicherheit im Spektrum der „Psychosomatik“ zumeist das schonendere, und auch kostengünstigere Verfahren. Mit den „schwarzen Schafen“ auf diesem Gebiet werden wir ebenso leben müssen wie mit den „Nieten in weißen Kitteln“ auf der anderen Seite. Wir beurteilen ja auch die Ärzteschaft nicht danach, wer unter ihnen welchen Pfusch gemacht hat, sondern danach, was sie im Ganzen für eine Arbeit leistet. Das sollte in der alternativen Heilkunst auch gelten können.

5. Die Verlockungen der Chemie

Chemie, so hieß es in meiner Schülerzeit, ist das, was knallt und stinkt. Diesen Spruch könnte ein Alchimist erdacht haben. Denn vor allem das effektvolle Miteinanderwirken von Substanzen ist das experimentelle Herz der Alchimie. Wenn es nicht knallt oder wenigstens stinkt, ist die alchimistische Wirkung eines Experimentes schon beinahe misslungen.

Alchimie ist, wissenschaftshistorisch betrachtet, der Vorläufer unserer Chemie. Wie sie entstanden sein mag? Wohl, wie alles, eher zufällig. Wir wissen von Kulturen, die eine ausgedehnte Experimentaltätigkeit mit verschiedenen Substanzen bereits im Altertum betrieben haben. Genau wissen wir es von den Chinesen und den Ägyptern, berichtet wird es auch von den Babyloniern und den Griechen. Im Mittelalter wurden alchimistische Experimente vor allem im Zusammenhang mit magischen Forschungen betrieben. Zentrum der Bemühungen war der „Stein der Weisen“ mit deren Hilfe man Gold aus unedlen Metallen herstellen können sollte – nun, es gab diesen Stein wohl niemals, aber es gab stets Regenten und sonstiges gieriges Volk mit leeren Schatullen, die einen Stein der Weisen gut hätten gebrauchen können, also ging den Alchimisten die Arbeit nie aus. Andererseits fanden auch viele Alchimisten bei dieser Arbeit dann auch ihr Ende – entweder infolge von Laborunfällen oder als „Betrüger“ auf dem Schafott.

Gold wurde niemals gemacht – aber statt Gold fanden die Alchimisten nach und nach zu einer Systematik der „Elemente“ das heißt von Stoffen, die nicht aus Substanzen zusammen gesetzt waren, sondern vielmehr mit solchen sich zusammen findend neue Substanzen ergaben, in denen die Ausgangssubstanzen zwar noch vorhanden, aber in ihrer Zusammensetzung und Bindung verändert waren. Sie wurden zu neuen Gasen, Säuren, zu Salzen und zu Basen mit jeweils unterschiedlichen Eigenschaften. Diese konnten weiter verarbeitet werden und ergaben Stoffe von noch einmal unterschiedlicher Konsistenz. Man konnte schlicht alles mit allem vermischen und immer neue Verbindungen finden… aber man tat es nicht. Diese Art experimentellen Forschens wurde zur Sache der Chemie. Die Alchimie hingegen beschränkte sich auf eine überschaubare Zahl von Ingredienzien. Nämlich auf diejenigen, die sie für konstitutiv beteiligt am Aufbau der Materie hielt. Man versuchte, aus diesen „Elementen“ das konstitutive Substrat der Materie zu gewinnen - freilich ohne den geringsten Begriff dessen, was Materie sein sollte, man setzte sie einfach gleich mit der Erscheinung der Erde, wie denn auch im biblischen Schöpfungsbericht geschehen. An der Wahrheit biblischer Aussagen hegte man nämlich keinerlei Zweifel und wollte lediglich Gott dabei auf die Formel kommen, nach der er die Erde erschaffen. Man wollte diese Formel dann benutzen um selbst zu schaffen und „zu sein wie Gott“.

Wie man sich leicht vorstellen kann, kam man damit aber so recht nicht voran. Zwar wurden unterwegs das Porzellan und noch etliche nützliche Dinge mehr entdeckt wie das Schießpulver, das Quecksilber, und etliche pharmazeutische Mittel wie das Arsen entdeckt, den Tonschlamm und das Natron, aber ein lebendes Wesen kam aus allem niemals hervor[243], es sei denn durch Schimmelbildung an vergrabenen Ingredienzien. So kam man auf die Idee, dass es vielleicht gar nicht auf diese vorfindlichen Elemente ankäme, sondern auf deren „Essenz“, ihren „Symbolgehalt“ und dass es vielleicht nicht so sehr um Experimente ginge, sondern um das Verstehen einer sich in ihnen artikulierenden „Sprache des Ewigen“. So will Alchimie in ihrer heutigen Version zumeist verstanden sein: als Quid pro Quo eines größeren Zusammenhanges. Ein nettes Spiel, bei dem es auf die Verifikation gar nicht ankommt, sondern nur darauf, dass das Spiel betrieben wird. Denn „der Weg ist das Ziel“ und so ist das Experiment das eigentliche Ergebnis, nicht das Ergebnis selbst, das nur unvollkommen sein kann, weil die Welt und alle Welt unvollkommen ist. Der Alchimist unserer Tage – und es gibt gar nicht wenige davon – will sich in dem was er tut selbst transzendieren, aber nicht in den Himmel, sondern in die Innenseiten der Materie. Das Experiment wird zu einer Meditation, in deren

[243] Die Rosenkreuzer vollführen solche Experimente allerdings noch immer.

Verlauf der Adept der „Schau“ teilhaftig wird, von der Goethes „Faust“ ab einigen Stellen einen ungefähren Eindruck vermittelt. Goethe hatte als Freimaurer eine Zeitlang auch Kontakt zu rosenkreuzerischen Kreisen. Nun, mir bestätigt die moderne Alchimie nur den Satz eines Freundes: alles kann zum Mittel der Erkenntnis werden, was sich nicht selbst begrenzt.

Aber die Chemie, die Entdeckung der Elemente und der Verbindungen hatte noch eine andere Folge für die alternative „Szene“ – ich hasse diese Wort, geht es doch hier nicht um Theater. Der Mensch wurde als perfektes Beispiel einer elementaren Synergie begriffen – sofern er gesund und seiner Sinne mächtig war. Aber diese Synergie war, weil so komplex, sehr störungsanfällig und so kam es immer wieder, dass eines Menschen Balance aus dem Tritt geriet. Der Mensch wurde krank. Wenn man nun herausfand, welches Element in welcher Weise für diese Störung verantwortlich war, dann konnte man ihm vielleicht helfen. Dabei fand man heraus, dass die Störung nicht darin bestand, dass dieses Element tatsächlich fehlte – es fehlte nichts – sondern dass es durch ein Zuwenig an Aktivität sozusagen „eingeschlafen“ war und zu sich selber erweckt werden musste. Das geschah am besten, indem man ihm die „Erinnerung“ an das zurückgab, was es war: in Form einer Tinktur, die eben dieses Element enthalten hatte, aber nur noch winzige Spuren, teilweise nichts mehr dessen enthielt. Das Element spürte den Mangel wie einen sanften Vorwurf und sprang wieder „an“. Was man nicht wusste, aber ausnutzte: Wasser hat ein „Gedächtnis“ und es gibt dieses Gedächtnis offenbar an andere chemische Bestandteile weiter – auch an solche aus dem Bereich der Kohlenstoffchemie, besser bekannt als organische Chemie, aus der wir größtenteils bestehen. Nun war nur noch heraus zu finden, welches Element bei welchen Störungen und wie fest „schlief“ und in entsprechender „Verdünnung“ konnte diese „Erinnerungsmarke“ zugesetzt werden. Dabei stellte sich heraus, dass nicht nur reine Elemente „einschlafen“ konnten, sondern auch komplexe Elementarverbindungen. Daraus nun wieder entwickelte man komplexe Medikamente, die heute in jeder besseren Apotheke bereit gehalten werden, denn „Homöopathie“ ist eine – in Deutschland die einzige, deren Akzeptanz durchgesetzt werden konnte – alternative Heilmethode. In ihrer Struktur ist sie der chinesischen Akupunktur verwandt, auch wenn sie andere Wege geht. Aber wie diese geht sie von einer prinzipiell stabilen Harmonie der Kräfte im Menschen aus, deren Störungen sie nicht von außen behebt, sondern sie anregt, sich aus sich selbst wiederum zu harmonisieren. Da auch die Seele – richtigerweise – als biochemischer Vorgang begriffen wird, kann Homöopathie auch bei seelischen Leiden helfen, indem sie die gestörten (eingeschlafenen) Prozesse wiederum zur Funktion bringt. Weitere Impulse erhält die Homöopathie aus der Einsicht in die Abbildlichkeit der menschlichen Umwelt. So greift sie für einige Störungen – Krankheiten im Sinne der Schulmedizin kennt sie nicht – auf naturgegebene

Muster zurück, die durch ihre Abbildlichkeit einen Erinnerungs- Effekt versprechen. Dabei geht es eben nicht wie in der Schulmedizin um wirksame Substanzen, sondern nur um das Vermitteln des (erinnernden) Abbildes an den gestörten Vorgang. Denn der Mensch wird auch in den Einzelheiten seines körperlichen Funktionierens als beseeltes, lebendiges und „transzendentes“ „Ding“ begriffen, es gibt für die Homöopathie nichts „Seelenloses“ am Menschen. Das ist mit einigen Einschränkungen auch auf Tiere übertragbar und in der Tat gibt es eine homöopathische Veterinärmedizin. Über die spirituelle Komponente ihres Tuns sind Homöopathen meist kaum informiert, wissen von ihrer Kunst zumeist nur die Details, nicht aber, warum diese Details wirksam sind. Aber die Methode ist hoch spirituell und das auf eine intellektuell sehr anspruchsvolle Weise. Homöopathen sind Ärzte, die ihr Wissen und Handeln auf Erfahrungen aufbauen, aber sie sind keine „Erfahrungsmediziner“. Insofern gehören sie wohl in den Umkreis einer im weitesten Sinne „esoterischen“ Lebensgestaltung und zwar als ein Beispiel für deren „bessere“ weil in der Tat nutzbringende Repräsentanten.

6. Die Sterne vom Himmel

Millionen Menschen kontaktieren sie und vor allem ihre Arbeitsergebnisse täglich – einige mit gläubigem Herzen, andere mit Augenzwinkern. Viele Menschen befragen sie vor wichtigen Lebensereignissen, wenige, aber auch noch viele, lassen sich von ihnen individuell beraten, einmal oder mehrmals im Leben. Sie tun das seit Jahrtausenden und in verschiedenen Kulturen mit ungebrochenem Eifer. Jeder skeptische Einwand, sei er noch so gescheit, scheint an ihnen abzuprallen. Dabei sind diese Menschen keinesfalls „einfältigen Gemüts“, sondern gehören ausnahmslos allen gesellschaftlichen Gruppen der Menschheit an. Sogar die IT – Branche hat sich ihrer bemächtigt und bietet Programme, mit denen man die „Beratungsunterlagen“ weitaus schneller als mit der Hand ausarbeiten kann – und ebenso zuverlässig. Denn vor allem anderen kommt hier die Rechnerei. Der – bedeutendere - Rest ist Erfahrung, von Generation zu Generation weiter vermittelt seit unausdenklichen Zeiten. Selbst das Christentum konnte und wollte auf sie nicht verzichten – sie kamen als einzige aller nichtchristlichen Gelehrten seit der konstantinischen Zeit niemals mit der Inquisition oder deren Vorläufern in Konflikt, sondern bekleideten an Kaiser- und Königsresidenzen und selbst am Vatikan bedeutende Vertrauensstellungen. Die Rede ist von Astrologen.

Ich kenne die Einwände, die gegen die Astrologie vorgebracht werden. Sie sei unwissenschaftlich. Nun – wenn man die Psychologie gegen die Grundlagenphysik hält und mit ihr vergleicht, so ist die Psychologie auch unwissenschaft-

lich, denn sie hat ein völlig anderes Menschenbild als die Grundlagenphysik[244]. Gleichwohl sind beide Wissenschaftsgebiete, Psychologie und Grundlagenphysik jeweils in sich stimmig und das ist die Astrologie ebenfalls.

Aber dieser Einwand ist treffend: Mit Astronomie hat Astrologie nur sehr am Rande zu tun – ungefähr so viel wie die Psychologie mit Grundlagenphysik. Wie die Psychologie ist sie eine empirische Wissenschaft, die sich in einer archaischen Sprache artikuliert, aber in jede moderne Sprache verständlich übersetzen lässt. Es gibt Astrologen, welche dies vehement bestreiten und sich nach wie vor der Astronomie zugehörig wissen wollen, aber die Methode der Astrologie alleine schon überführt sie des Irrtums. Heute repräsentiert keine astrologische Tabelle mehr den aktuellen Stand der Gestirne als Maßstab, sondern die astronomischen Daten werden auf ein System bezogen, das von astronomischen Umständen ganz und gar unabhängig ist und ein Interpretationsraster ähnlich einer Logarithmentafel darstellt.

Ein zweiter Vorwurf lautet: Sie ist abergläubisch. Wenn „abergläubisch“ alles meint, was ein Mensch nicht versteht, dann sind alle unsere Universitäten und Bibliotheken voller Aberglauben. Wenn alle Menschen, die sich einer Theorie anschließen, die von anderen Menschen nicht geteilt wird, aber funktioniert, dann ist die Hälfte der gebildeten Menschheit rettungslos dem einen Aberglauben verfallen und die anderen Hälfte jeweils dem entgegengesetzten. In diesem Sinne ist Astrologie selbstredend abergläubisch – jedoch in keinem anderen, denn ihre Prozeduren sind nachvollziehbar und abrechenbar.

Dritter Vorwurf: sie manipuliert Menschen. Sie ist, die Astrologie, in Wahrheit nichts, was per se Einfluss auf das Leben des Menschen nimmt – sie informiert ihn nur über ein ablesbares Grundmuster auf dem Hintergrund des pulsierenden Lebens, damit er, unterrichtet, nach Gutdünken verfahre. Sind dem Menschen diese Umstände nicht kund, nutzt er die Chance nicht, ist er allerdings von denselben abhängig, aber: dann gerade NICHT infolge astrologischer Manipulationen. Natürlich kann ein Mensch sich von solchen Informationen subjektiv abhängig machen, er kann geradezu süchtig danach werden – aber wie Alkohol den Menschen im allgemeinen nicht abhängig macht, so auch nicht die Astrologie. Sie ist der Schnaps den man sich im Allgemeinen bedenkenlos genehmigen kann – nur ein Alkoholiker sollte es besser nicht tun – will hier sagen, ein Mensch mit einem unsicheren Ichbewusstsein. Denn durch die Astrologie wird ein solches nicht wirklich sicherer – es scheint dem Betreffenden nur so, solange die Sucht währt und es kommt zu den bekannten Erscheinungen der Konsumsteigerung bis zum Realitätsverlust mit entsprechenden Entzugssymptomen. Bitte tut's nicht, Leute, geht in einem solchen Falle lieber zum Psychologen oder zum Pfarrer – Astrologie kann für labile

[244] Die Grundlagenphysik hat selbstverständlich ein Menschenbild.

Menschen gefährlich werden. Für andere aber wird sie nicht nur nicht gefährlich, sondern kann sogar nützlich sein.

Astrologie begegnet dem Menschen heute zumeist als Zeitungshoroskop. Dessen Irrelevanz wird oft zitiert, wenn es um die Irrelevanz der Astrologie als prognostische Wissenschaft geht. Hier hat man, sagen sie, Schnaps, der mal eben noch ein wenig nach Schnaps riecht, aber keinen Schnaps enthält. Denn das Ding funktioniert einfach nicht. Aber das ist ein Irrtum. Damit ein Zeitungshoroskop einigermaßen funktioniert, muss man sich zwar quer durch alle zwölf Sternzeichen lesen und sozusagen die Quersumme aller Aussagen bündeln. Dann aber enthalten drei oder vier Sätze die lautere Wahrheit, stehen nur eben nicht unter der eigenen Nativität und auch nicht beim Aszendenten. Nein, was hab ich schon über Zeitungshoroskope gelacht… vor allem über das Muster nach dem sie erstellt werden. Wichtigkeiten… indessen habe ich dieselben zeitweilig und fallweise auch genutzt, denn es gibt die Möglichkeit, sich auf ein solches „einzulesen“ und es sozusagen zu „vergewaltigen“. Man begibt sich gedanklich auf die Spur des erstellenden Astrologen und in dessen Vorstellungsraster hinein und sieht zu, was davon für die eigene Existenz an Hinweisen brauchbar sein kann. Man vergleicht die vorliegenden Informationen mit der eigenen momentanen Strukturierung und kann dann gewissermaßen übersetzen. Oder man kann die vorgegebenen Muster entsprechend modifizieren: dann enthält beispielsweise die Rubrik „Liebe“ eben alle zwischenmenschlich anliegenden Prozesse, die Rubrik „Beruf“ eben alles, was man derzeit ernsthaft unternehmen möchte, und die Rubrik „Gesundheit“ den gesamten Umkreis der eigenen Befindlichkeit. Auf diese Weise gewinnt man zuweilen dann doch individuelle Informationen aus einem nicht auf solche eingestellten Informationsgeber. Man kann zumindest sehen, woher momentan „der Wind weht“ und sich einrichten. Wobei „einrichten“ nicht bedeutet, sich sklavisch zu fügen und alles zu erwarten wie das Kaninchen die Schlange erwartet, sondern es bedeutet nichts Anderes als achtsam zu sein und eigenes wie fremdes Tun und Lassen zu hinterfragen. Das sollte man ohnehin tun – aber die Astrologie gibt eine Übersicht der sozusagen „Gesamtlage“ innerhalb derer man es tut. Und eine solche gibt eben sogar ein Zeitungshoroskop, wenn man es denn zu lesen versteht.

Es ist ja auch kein Wunder. Wenn eine Sache über Jahrtausende läuft und das auch noch rund um den Globus, wird es nicht wunder nehmen, wenn sie in unterschiedlichen Systemen – ihre Grenzen zu beachten – auch funktioniert. So sind unsere Tierkreiszeichen und Quadranten nur eins dieser Gesichter und selbst innerhalb dieses Systems gibt es viele unterschiedliche Arten des Verstehens und Ansehens von Prozessualitäten unter denen ich hier nicht urteilen will. Ich kann nur sagen: sie haben nicht alle denselben Fuß und dieselbe Hand,

aber Hand und Fuß haben sie, bezogen auf ihren Geltungsbereich, alle. Sie lassen sich, sofern die Parameter nicht verloren gingen, auch alle aufeinander umrechnen. Die hauptsächlichsten und am meisten ausgearbeiteten Parameter aber blieben bis heute erhalten. Wir kennen das indische, das chinesische und natürlich das europäische System und können es jeweils nutzen. Die Inder zum Beispiel nutzen ihr System bis heute weitaus intensiver und allgemeiner, auch offizieller als die Mitteleuropäer, aber auch die Chinesen – denen hat Mao zu viel abgewöhnt. Von der muslimischen Astrologie hört man in diesen Breiten eher selten, aber ich bezweifle nicht, dass dieselbe lebendig ist. Eine eher klägliche Rolle spielt die lateinamerikanische Astrologie, denn was unter diesem Namen kreist, sind heute zumeist esoterische Nachschöpfungen, während die echte Astrologie der indianischen Hochkulturen mit den „ruhmreichen“ Aktionen der Conquistadores leider den Bach hinunter ging. Aber das europäische System hat heute selbst die unterschiedlichsten Handhaber und Ausleger.

Rechnen spielt eine gewaltige Rolle in allen astrologischen Verfahren. Aber das Rechnen mit vorgegebenen „Einsatzgrößen“ ist nicht Selbstzweck, sondern dient dazu, jenes Muster zu entschlüsseln, das der Eintritt eines Wesens in die „Tapete“ der Struktur in dem Moment gerissen hat, in dem dieser geschah. Das Wesen geht weiter, der Schattenriss aber bleibt und kann mit der entsprechenden Systematik erfasst und ausgelesen werden. Aus ihm ersieht man, welch ein Wesen kam, was dessen charakterliche Grundzüge sind und man kann in aller Vorsicht errechnen, was ihm so wie es ist, zustoßen oder wie es sich selbst weiter verfolgen wird. Dazu dient die – vor langer Zeit erstellte - Tierkreissystematik. Will sagen: das Zeichen selber bewirkt nichts, es zeigt nur etwas an. Der Einwand, dass die Tierkreiszeichen heute an ganz anderen Stellen im Himmel stehen als dort, wo sie für die astrologische Systematik von Belang sind, ist zwar berechtigt, aber irrelevant. Astronomische Entdeckungen spielen für die Astrologie nur eine Nebenrolle - das ins Stammbuch Jener, die sich einen Jux daraus machen, Astrologen mit neu entdeckten astronomischen Objekten zu nerven. Natürlich bereichern sie letzthin auch das astrologische Instrumentarium – aber es hieße entschieden zu konservativ zu verfahren, wollte man von Störungen oder Beeinträchtigungen reden, denn solche gibt es nicht. Als astronomische Daten gehen sie freilich nur einen Kosmonauten etwas an – einen Astrologen interessieren sie unter dem Aspekt dessen, dass ein neuer transzendenter Bezug durch sie in Erscheinung tritt. Denn: der reale Sternenhimmel ist nun einmal nicht das vordringliche Objekt der astrologischen Begierde, auch wenn er eine Rolle spielt, sondern vielmehr ist es eine Logarithmentabelle in der jeder Wert eine bestimmte Bedeutung hat und nur von Belang ist, an welcher Stelle der Tafel das neue Objekt – der Mensch oder auch ein astronomisches – in Erscheinung trat.

Kein Astrologe unserer Tage arbeitet übrigens denn auch noch mit dem Fernrohr. Sondern die meisten arbeiten mit dem PC. Sie setzen einen aktuellen Wert in Beziehung zu vorhandenen Tabellen und schauen, nach einer definierten Berechnungsweise, die der PC ihnen abnimmt, was dabei heraus kommt. Das, was dabei heraus kommt, übersetzen sie anhand anderer Tabellen, aber auch der Intuition (die besseren unter ihnen) in Sprache. Man kann noch ein Übriges tun, und diese Werte in ein Diagramm übertragen, dessen Figuren ebenfalls etwas über die Befindlichkeit des Objekts aussagen, man kann die Werte in Beziehung zu den Werten anderer Individuen und Ereignissen setzen, aber das sind dann schon Sonderleistungen und auch nicht immer trifft man dabei das Rechte.
In der reinen Nativitätsstellung hingegen ist es schwer das Falsche zu treffen. Denn die Nativität ist ein eindeutiger und einmaliger Wert. Heinz Müller kann zig Mal in den Supermarkt wandeln, aber Heinz Müller wird nicht zig Mal geboren. Jedes Mal wenn Heinz Müller auf einem anderen als dem angenommenen Weg zum Supermarkt oder zurück latscht wird ein Horoskop für den Weg ungültig. Das Horoskop seiner Geburt aber ändert sich nie. Kurzum, das Leben eines Menschen wird umgerechnet in Wertangaben, die sich aus der der Gesamtsystematik in diesem Augenblick ergeben und in Beziehung zum Geburtswert gesetzt werden – da wird dann munter addiert, subtrahiert, dividiert und so weiter und dabei kommt ein Wert heraus, der, verglichen mit den Rücktransferverbindungen, eine bestimmte Aussage macht. Die Aussage nun ist keine Prophetie, sondern ein Zahl gewordener Erfahrungswert, der wiederum in verbalisierte Erfahrung übersetzt werden kann. Astrologie hat überhaupt mit Prophetie und eigentlich auch mit Spiritualität im esoterischen Sinne gar nichts zu tun, sondern nur mit in einem definierten System mathematisch darstellbarer und verbal interpretierbarer Fakten und allenfalls mit Prognosen.

Diese Aussage hat astrologischen Widerspruch erregt. Ich werde versuchen, sie so zu konkretisieren, dass verständlich wird, was gemeint ist. Im Grunde hat der Astrologe es ständig mit Spiritualität zu tun, deshalb wird er auch in dieser Rubrik geführt. Aber er hat mit derselben sozusagen auf der „Trennlinie“ zwischen dem Reich des Geistes und dem der Struktur zu tun. Er sieht Geistiges, Wesenhaftes, in der Materie auf eine ganz bestimmte, für ihn deutbare Weise erscheinen und kann den Betreffenden diesbezüglich informieren. Ein mehr spirituell offener Astrologe wird das auch entsprechend tun, aber – aufgrund seiner spirituellen Offenheit ist er auch anfälliger für subjektive Beimengungen. Der Astrologe, der das nicht ist, sieht nur die Daten und ist seinerseits in Gefahr, mit denselben an der Kernaussage der Information „vorbei zu schlittern“, die sich in der Struktur vielleicht absichtlich nicht dezidiert abbildet. Er ist auch stets versucht, die Kirche vielleicht allzu sehr im Dorf zu lassen und sich ergebende Informationen absichtlich misszuverstehen, weil

„nicht sein kann, was nicht sein darf“. Aber er kann Daten erheben, ohne auch nur im Geringsten selbst ein „Indikator“ für dieselben zu sein, das ist damit gesagt. Er kann und man kann Astrologie auch „neutral“ betreiben. Man muss es indes nie.
Aber indem man nicht neutral bleibt und eigene Spiritualität einbezieht, bezieht man eigene Präferenzen ein oder eigene Aversionen und verunklärt sich damit selbst das Bild, das man anderen zu geben hat, ehe man es ihnen gibt. Das gibt eine verhängnisvolle Macht über den zu Beurteilenden – gesetzt, der kann die Daten seines Musters nicht selbst deuten und brauchte nur das Muster selber um dies zu tun. Der bewusst spirituelle Astrologe ist ständig in Gefahr, die ihm Anvertrauten in das Prokrustesbett seiner eigenen Intentionen zu sperren und damit ihrer Originalität zu berauben, sie sozusagen zu seinen Geschöpfen zu machen. Das vermag der nicht spirituelle Astrologe nur ansatzweise – da er die Muster der Anderen ja nur zu berechnen, nicht zu deuten und schon gar nicht zu manipulieren vermag – er hat dann einfach nur falsch gerechnet, falsch gedeutet, das Muster setzt sich in jedem Falle gegen ihn durch. Im andern Falle aber kann der Astrologe das Muster des auf diese Weise Usurpierten jederzeit nachregulieren, das heißt, er kann - nicht muss - das Wesen als solches in Abhängigkeit halten – was aber nur die wenigsten wirklich können und wozu es auf jeden Fall zwei Beteiligte braucht – einen, der es tut, und einen anderen der dumm genug ist, es sich gefallen zu lassen. Bei Menschen, die ihre Identität kennen funktioniert es ohnehin nicht. Die orientieren sich dann mit Hilfe der Daten und der Verfahrensweise des Astrologen gleich zweifach: über ihre Anfragen an sich selbst und über die Musterstruktur des Astrologen selbst, die ihnen durch solche Manipulationen offenbar wird.

Astrologe kann an sich jeder werden, den es interessiert einer zu sein... mediale Fähigkeiten braucht er nicht, sie schaden sogar wie oben angedeutet eher, denn er kommt aufgrund seiner medialen Fähigkeiten vielleicht mit seinen Werten überkreuz und ist dann nicht mehr zuverlässig. Manche Horoskope wurden auch schon falsch, weil der Erstellende zu viel nebenher und das nicht richtig sah. Wäre er bei seinen Tabellen geblieben, vielleicht wäre Unheil vermieden worden. Denn ein echter Astrologe lebt von dem Vertrauen, das ihm die Kunden entgegen bringen und er hat es nur so lange wie er diesen keinen Seich erzählt. Er wird sich hüten, allzu genaue Prognosen oder gar Verhaltensregeln zu offerieren, es sei denn, er berät einen Politiker, den er leider stürzen will.[245] In der Vergangenheit eines Klienten wird er hingegen gern spazieren gehen, denn hier richtig zu liegen nützt seine Reputation ganz erheblich. Hier kann er auch ruhig genauer werden, denn die Übersetzungsmöglichkeiten ent-

[245] Das ist in der Geschichte sehr oft vorgekommen.

sprechen der Varianz der Werte. Natürlich wird er sich hüten, einem Buckligen einen Frack anzumessen, wie man sagt – er wird die Person, die er vor sich hat, in seinen Bewertungen mit berücksichtigen. Weil sie das niemals berücksichtigen können, liegen Zeitungshoroskope meist so entzückend daneben. Aber das ist auch gar nicht ihre Aufgabe. Sie entwerfen vielmehr einen dem Leserkreis der Zeitschrift mutmaßlich entsprechenden Durchschnittstyp und rechnen ihre Werte auf denselben hin aus. Wer in etwa diesem Durchschnittstyp entspricht wird überrascht sagen: woher kennt der Autor mich – aber der Autor kennt ihn eben nicht. Die anderen aber fallen gnadenlos durch den Rost. Da werden der achtzigjährigen Witwe dann heiße Liebesnächte in Aussicht gestellt und ähnlicher Unsinn verzapft.
Ein Astrologe kann nämlich im Allgemeinen nicht hellsehen, er kann nur innerhalb einer definierten Methode rechnen und so neutral er es vermag, ausdeuten. Also übe man Nachsicht mit den Zeitungsastrologen, die ein wichtiges Bedürfnis ihrer Leser erfüllen: ihnen wenn schon nicht die ganze Wahrheit, so doch wenigstens etwas Liebes zu sagen. Sie wählen aus den gebotenen Möglichkeiten schon die netteste aus und nur wenn ihnen gar nichts sonst über bleibt, werden sie auch einmal ernsthafter und mahnender. Es ist kein Betrug, es ist alles gut gemeint. Sie haben wirklich gerechnet. Es taugt nur aufgrund der zu breiten Streuung nicht allzu viel, ist eben nicht genau genug, und das wissen die Zeitungsastrologen selbst am besten. Sie sehen es als anonyme Lebenshilfe, aus der sich jeder sein Süppchen kochen mag. Wie das dennoch mit etwas Gewinn geschehen kann, habe ich oben angedeutet.

Das eigene Süppchen kochen – das macht den Unterschied, ob jemand als Klient mit Astrologie umgehen kann oder nicht. Wer das Horoskop als Information nimmt und seinen Weg fortsetzt, nur etwas achtsamer, kann Astrologie vertragen. Wer sich daran klammert und daran klebt, kann es nicht. Astrologie ist keine Krücke, an der wir unser Leben durchhinken sollen wie an einer Hüftplastik. Astrologie ist ein Spickzettel dessen wir uns entsinnen können, wenn wir in der Stegreifrede unseres Lebens stecken bleiben. Kurzer Blick – aha – und weiterleben. Ich denke, wer es so sehen kann, wird dabei kaum etwas falsch machen. Dass es nicht alle so tun, weiß ich – aber ich denke, Astrologie ist, gut gemacht, auch gut genug, denen zu helfen, denen sie vielleicht zu gut helfen muss – weil sie neutral ist im besten Sinne dieses Wortes, nämlich „wertfrei“ und das gerade angesichts eines Universums aus Werten… mögen alle, die sich mit ihr befassen ihr Bestes geben, diese Neutralität zu erhalten. Die Menschen werden lernen, es ihnen zu danken.

7. New Age

Au weia – aber nicht ganz ohne Grund steht dieses Kapitel gleich hinter dem über Astrologie. Weil New Age ein Beispiel dafür ist, wie man astrologische Informationen fehldeuten kann. Weil es ein abschreckendes Beispiel dafür ist, was solche Missdeutungen bewirken.

New Age hat seinen Namen „neues Zeitalter“ von einer astrologisch untersetzten Utopie. Wir befinden uns laut Meinung der Protagonisten des New Age am Anbruch eines neuen Zeitalters, das im Zeichen des Wassermanns steht. Dieses Zeichen steht in der Charaktertabelle einiger Systeme für Aufbruch und Neubeginn. Das mag soweit auch richtig gesehen sein, aber möglicherweise ereignet diese Sicht sich nicht im Sinne eines Protagonisten des New Age.

In den letzten Jahrzehnten hat sich unsere Weltsicht in der Tat auch ohne Zutun des New Age erheblich verändert. Die Newtonsche Physik ist ins Gerede gekommen, seit Jahrhunderten stabile Säulen in den Wissenschaftstempeln wanken, das, was in Politik und Wirtschaft schon immer so gemacht wurde ist auf einmal obsolet und führt statt zur Belebung in immer neue Sackgassen. Aber keineswegs alles ist obsolet geworden und was es ist, wird dessen nicht nur nicht gewahr, sondern fährt just in diesem Moment die besten Profite ein, die je gemacht wurden – und das auch auf Kosten der Vertreter des New Age.

Denn soviel Aufbruch und Bruch überhaupt es auch gab und gibt – es gab nie einen Aufbruch im Sinne des New Age und dessen Protagonisten fristen mittlerweile eine Ghettoexistenz, lassen sich von Gleichgesinnten auf den Trümmern ihre Hoffungen trösten mit fadem Trost: es wird schon werden. Einige schauen seit Jahren vergeblich nach dem Retter aus, ahnen ihn immer wieder, verwerfen ihn immer wieder – schon wieder nichts. Es scheint, es gibt kein Fanal des Heils in den Zeiten des Neubeginns. Es scheint, als käme alles anders. Es ist anders gekommen. Es wird weiter anders kommen. Damit habe ich nicht gesagt, dass es besser gekommen ist oder kommen wird, aber die Utopie, und New Age ist eine, sieht immer hübscher aus als die schnöde Wirklichkeit.

Dabei fing in den sechziger Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts alles so famos an. Die Einstein´schen Erkenntnisse revolutionierten das Wissen vom Universum. Man konnte dieser Revolution doch nicht mit den „alten Schläuchen“ begegnen? Oh doch, man konnte, statt Menschheitsverbrüderung gab es den Kalten Krieg und die Atombomben auf Hiroshima und Nagasaki. Dann starb der Kommunismus an der Unehrlichkeit und Unfähigkeit seiner Repräsentanten, aber statt Aufbruch in die menschenfreundliche Welt gab es die Globalisierung. Menschenverachtende Profitmacher kalvinistischer Prägung

machten sich auf, die Menschheit weltweit wie Zitronen auszuquetschen. Sie trafen und treffen sich darin mit ebensolchen Hyänen konfuzianischer Prägung.[246] Seine bisherige Spitze erlebt das in unseren Tagen, in denen die Maximen eines fundamentalistischen Christentums den Maßstab setzen. „ Schorsch Dabbelju“ ist das weltweit gehörte Sprachrohr dieser Clique. Und in Kalifornien, wo New Age sich entwickelte, sitzt ein „Law and Order“ – Mann, nämlich „Rambo“ Schwarzenegger.

Dennoch kann man nicht sagen, dass sich kein Umdenken vollzogen hätte: aus einer anfänglichen Haltung totaler Zivilisationsverweigerung hat sich der „Umweltkapitalismus“ entwickelt, eine Mischung aus neuer Technologie im Geistes des New Age und durch humanistische Ansichten gezügelter Profitgier. Das ist dann schon etwas Neues, solch eine Spielart des Kapitalismus hatten wir noch nicht. Aus der weithin christlich verfassten Ideologie des Abendlandes haben sich Entwicklungen herausgeschält, welche zum inneren Sinn des Religiösen vorstoßen wollen und dabei auch manchen harschen Widerspruch zu dem anmelden, was bisher unwidersprochen Maßstab allen abendländischen Denkens war: das Christentum. Ob dieses Denken jemals gesellschaftstragend werden wird, ist eine andere Frage [247]– es ist zumindest da. Es war vor sechzig Jahren, als New Age sich zu profilieren begann, noch nicht einmal im Ansatz vorstellbar; die Welt hatte ganz andere Probleme.

Vor sechzig Jahren lag Europa – Besiegte, aber auch viele Sieger– nach dem zweiten Weltkrieg in Trümmern, Japan und Südostasien waren wirtschaftlich ausgeblutet und politisch ohnmächtig, Lateinamerika, vom Weltkrieg zwar nicht berührt, litt unter einer erbarmungslosen halbkolonialen Ausplünderung durch die USA. Afrika war nach zweihundert Jahren Kolonialpolitik der Weltmächte nur noch ein Schatten seiner selbst und die islamische Welt wusste noch nichts von dem Reichtum, den Allah ihnen mit dem Öl beschert hatte. Die einzige Macht, die von allem nahezu unberührt geblieben war, waren die Vereinigten Staaten von Amerika. Industrie und Finanzwesen erlebten dort einen steilen Aufstieg, die Politik feierte sich selbst als Politik der Sieger, ja

---

[246] Auch der Konfuzianismus mit seiner Maxime: die Gesellschaft ist alles, das Individuum nur in Bezug zur Gesellschaft überhaupt von Bedeutung, ist im Sinne der Bergpredigt menschenverachtend.

[247] Diese Frage wird zweifellos im Sinne der Urheber gelöst werden; aber der Kapitalismus, wir erinnern uns, brauchte mehrere Jahrhunderte und etliche blutige Revolutionen, um zur beherrschenden Gesellschaftspraxis zu werden. Zwar haben alle gesellschaftlichen Prozesse sich beschleunigt, aber in Kurzem wird solch ein Umdenken schon deshalb nicht zu bewerkstelligen sein, weil inzwischen die Welt sich in mehreren Jahrhunderten an eben diesen Kapitalismus gewöhnt hat.

selbst der Verlust an Menschen während des Krieges hielt sich gemessen an den Verlusten der Russen sehr in Grenzen, keine einzige Stadt war zerstört worden (der Angriff auf Pearl Harbor war das einzige Erscheinen eines Feindes auf amerikanischem Gebiet)[248].

In dieser Situation fanden sich im sonnigen Kalifornien einige Physiker zusammen, die zwar von den neuen Erkenntnissen ihrer Wissenschaft fasziniert, jedoch von der Konsequenz dieser Erkenntnisse - der bis dahin schlimmsten Vernichtungswaffe aller Zeiten – zutiefst abgestoßen waren. Dahin, meinten sie, habe das nicht führen dürfen. Einsteins Einspruch gegen die Atombombe respektierten sie zwar, hielten ihn aber für unehrlich – hatte gerade er doch maßgeblich dazu beigetragen, dass dieses Ding überhaupt gebaut wurde. Sie erkannten, diese Wissenschaftler, schattenhaft, dass die fröhliche Unbedenklichkeit, mit der bisher Naturwissenschaft betrieben worden war, so wohl nicht weiter getrieben werden könne. Sie machten sich Gedanken um die Rolle des Ethos in der Wissenschaft der Zukunft. Aber sie machten sich auch Gedanken um die Gestalt künftiger Wissenschaft. Insbesondere – denn sie waren zumeist Physiker – machten sie sich Gedanken um die Gestalt der künftigen Physik. Dieser Ansatz war völlig neu und wie jeder neue Ansatz im Denken so erntete auch dieser zuerst und vor allem Spott und Hohn. Aber bald darauf bemächtigten sich auch andere Denker dieses Ansatzes und er kam zu Ehren – freilich nicht unter der Ägide der Kalifornier. Die hatten nämlich einen entscheidenden Fehler gemacht: sie hatten dem esoterischen Denken, das von europäischen Exulanten mitgebracht worden war, zu viel Raum gegeben. Um neu anzufangen, glaubten sie, auch andere Ansätze des Denkens finden zu müssen und wandten sich „dem Stein“ zu, „den die Bauleute verworfen hatten“. Aber es war nicht „der Eckstein“.

Das Experiment, Wissenschaft auf esoterischer Basis zu betreiben, kann heute als gescheitert gelten. Ein Grund mag sein, dass dieses Denken sich allzu krampfhaft bemüht, „das Fahrrad noch einmal zu erfinden“. Experimentelle und theoretische Physik insbesondere sind von ihrem Ansatz her bereits so hoch spezialisiert, dass eine „esoterische“ Betrachtungsweise nur noch eine Redundanz darstellen würde. Man kann diesen neuen Wein in keine alten Schläuche, auch nicht in die eines bereits normierten esoterischen Denkens, gießen. Da man das getan hat, riss der Schlauch und der Wein ging verloren.

---

[248] Man erinnert sich in diesem Zusammenhang sicher auch einmal daran, wie viele Städte und Zivilisten auf seiten der Russen verloren waren. Insbesondere erinnere man sich daran, wenn die Amerikaner über Pearl Harbor in pathetischen Heldenstories jammern, wie unverschämt gut sie durch diesen Krieg gekommen sind….

Die Chance, das wissenschaftliche Denken ethisch zu normieren, ging damit für die Kalifornier verloren. Die Chance, saubere theoretische Physik zu betreiben ebenfalls. Die „Mystifizierung der Physik“, die statt dessen betrieben wurde, treibt heute jedem gutwilligen Rezipienten von „New Age“ die Zornesfalten auf die Stirn. SO hat Einstein das alles nicht gemeint, denkt er, und er hat recht. Denn das, was da getrieben wurde und wird „hebt“ eindeutig „ab“ und lässt dabei die realen Chancen, über die Strecke der Physik zu in der Tat grenzsprengenden Einsichten zu kommen, völlig außer acht. Die „seriösen“ theoretischen Physiker haben in dieser Hinsicht (Heisenberg, Hawking und so weiter) sehr viel mehr getan als die „alles ist transzendent“ – Mystiker mit physikalischem Alphabet aus Kalifornien. Denn deren Forschungen führen den Betrachter zur Möglichkeit der Transzendierung, statt sie, wie die Kalifornier, ihnen vorab zu verordnen. Sie rechnen es ihm vor, statt ihn mit einem Glaubenssatz zu konfrontieren. Sie zeigen ihm, wie und wo die theoretische Physik aus dem materiellen Bezugssystem ausbricht, statt das vorab zu behaupten. Sie demonstrieren, dass man Physik nicht unter den Vorzeichen einer vorgefassten Meinung von einem „neuen Zeitalter“ effizient betreiben kann, sondern nur unter dem Vorzeichen einer wertneutralen Erkenntnis.

Heute ist von der „New Age“ – Bewegung nur eine im Ganzen recht unbedeutende esoterische Gruppe geblieben, die von Einflüssen aus den verschiedensten Gebieten geistiger Betätigung umhergetrieben wird. Christliche, asiatische und indianische Einflüsse tragen sie bald hierhin, bald dorthin, ernsthaftere Überlegungen mischen sich ununterscheidbar mit allerhand phantastischen Spekulationen, das redliche Bestreben etwas zu erkennen vermischt sich unterschiedslos mit dem Wunsch zu verehren zu einer im Ganzen schwer oder gar nicht verdaulichen Botschaft, die ernsthaft niemand mehr hört. Wenn man dagegen hält, dass im gleichen Zeitraum die Lehre von der Erkenntnis immer mehr von religiösen Parametern abgerückt und in Richtung einer wertneutralen Aneignung – und Transzendierung – der Welt sich weiter entwickelt hat, so erscheint mir allerdings auch noch eine andere Wahrheit. Nicht den „Intellektuellen“ war und ist es gegeben, die Welt zu begreifen, sondern letztlich jedem, der sich ernsthaft und sachlich auf den Weg macht. Das Schibboleth „Wissenschaft“ welches das Treiben der New Age – Physiker eine Zeitlang in den Augen der Welt legitimierte, gilt heute nicht mehr als Ausweis unbedingter Kompetenz. Zu offensichtlich ist heute weithin , dass Wissenschaft zumeist nicht im Elfenbeinturm, sondern in den Engineering – Silos der Konzerne betrieben wird und dass dieselbe alles andere als wertneutral geworden ist, wenn sie das denn jemals war. Der Traum vom Wissenschaftler als dem Priester eines neuen Zeitalters kann dann wohl als ausgeträumt betrachtet werden. Diese Euphorie ist verflogen und ich bin mir nicht sicher, ob ich deswegen trauern sollte – eher wohl nicht.

8. Christliche Esoterik

Das Christentum ist, darüber kann kaum ernsthafter Zweifel bestehen, eine Ideologie, in der Vieles ausgeklammert bleibt. Dieser Umstand hat vor allem historische Gründe, denn das Christentum wurde nie, was es selbst von seinen fragmentarischen Grundlagen her ohne Weiteres hätte werden können: eine „Religion der ideellen Weitherzigkeit“. Vor allem individuelle Spiritualität kam im Christentum mit seinen eng gezogenen Glaubensgrenzen stets zu kurz. Es gibt zwar eine christliche Mystik, dieselbe wurde und wird aber von der Institution Christentum stets misstrauisch beäugt. Das Gewicht der ideologischen Aussage liegt nicht in der Mystik und ihren Möglichkeiten (die auch im Christentum beachtlich sind), sondern im strikten „Abarbeiten“ der Glaubensgrundsätze.

Dieser Umstand hatte bereits in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die Anthroposophie auf den Plan gerufen, aber dieselbe wurde zu schnell zu einer „Steiner – Ideologie“. Es blieben diejenigen zurück, die sich einer personenbezogenen Ideologie nicht anschließen wollten (und sei es nur aus dem Grund, dass sie die eigenen Erkenntnisse für besser hielten), aber das spirituelle Ungenügen am Vorfindlichen zu tief empfanden um es akzeptieren zu können. Es musste, so ihre Meinung, hinter diesen relativ festen ideologischen Parametern noch etwas geben, in dem sich der menschliche Geist von Angesicht zu Angesicht mit dem Ewigen konfrontieren kann. Es muss, so meinten sie, einen erfahrbaren Sinn hinter all diesem „Beten und Hoffen“ geben. Christentum muss, dachten sie, mehr sein als nur der sonntägliche Kirchgang, das Tischgebet und die von Zeit zu Zeit und fallweise geübte Mildtätigkeit. Es musste, dachten sie, darin auch einen Platz für ganz individuelle Spiritualität, für ein ganz persönliches Streben nach Vergeistigung geben.

Versuche hierzu hat es im Christentum aber nicht nur zu dieser Zeit gegeben. Bereits das siebzehnte und achtzehnte, ja noch das neunzehnte Jahrhundert kennen diverse solcher Bestrebungen – im siebzehnten als spekulatives Christentum, im achtzehnten als Pietismus insbesondere in der protestantischen und Jesuitenmystik in der katholischen Familie, im neunzehnten in den Erweckungsbewegungen, die wie Epidemien Europa wie auch die Neue Welt durchgeschüttelt und neben viel Übersteigertem auch manches Nützliche (zum Beispiel Diakonie und Caritas) gebracht haben. Indessen haben sie alle ihren Schwung bald verloren und gingen in einem Konventikelwesen (Pietismus), in diversen „Freikirchen“ (Erweckungsbewegungen) auf, wenn sie nicht (die spekulativen Strömungen) wie eine Sturzflut versandeten. Am Ende triumphierte die „Landeskirche“ respektive es triumphierte die Kirche von Rom. Zu einem wirklich revolutionären Ansatz ist es nie gekommen. Im Gegenteil – die aus

den verschiedenen „innerlichen“ Strömungen erwachsenen Institute sind heute geistig (nicht in ihrem Gebaren) konservativer als diejenigen, von denen sie sich einst zu separieren trachteten.

Denn: es gibt es diesen Platz im Christentum wirklich nicht. Gerade dies hat das Christentum bereits in seiner frühesten Formungsgeschichte eineindeutig ausgeschlossen: dass jemand aus eigener Kraft „zu Jesus Christus“ kommen und in die „Geheimnisse des Glaubens“ eintauchen könnte. Daher wurde christlich motivierte Esoterik bald zu einem Tummelplatz von Frömmlern und Spekulanten, zum Teil sogar regelrechter Seelenfänger und Betrüger. Das Spektrum dieser „christlichen Esoterik“ ist breit und reicht durch alle Konfessionen. Katholiken, Protestanten, auch Orthodoxe (Wissarion und andere) sind daran beteiligt, denn das Ungenügen ist ebenso ökumenisch wie das Christentum. In gewisser Weise ist die christliche Esoterik das Gegenstück zur evangelikalen Bewegung. Während die Evangelikalen sich auf gerade das Greifbare zurückziehen, zerreißt die esoterisch – christliche Bewegung dieses Greifbare in tausend Stücke, gewinnt daraus aber nichts Neues, weil das nicht zu gewinnen ist und wird zu einer abenteuerlichen Unternehmung, die sehr viel Zweifelhaftem Raum bietet, weil sie jeden Zweifel außer dem an der christlichen Religion überhaupt, ohne weiteren Einwand akzeptiert. Sehen wir uns einmal einige hervorstechende Beispiele christlicher Esoterik an. Vergessen wir aber nicht: es gibt deren noch sehr viel mehr.

8.1. Universelles Leben

Wer das Neue Testament liest, wird über weite Strecken den Eindruck nicht los werden, dass es ihm an etwas fehlt: an Eindeutigkeit. Die Botschaften Jesu kann man, je nach Situation, jeweils anders verstehen und sie sind auch oft anders, ja gegensätzlich, verstanden worden. In Wahrheit ist das nicht so. Die neutestamentlichen Jesusworte sind (bis auf wenige hervorstechende Ausnahmen) keine Originale, sondern vielmehr schon selbst - zum Teil recht ausführliche - Ausdeutungen späterer christlicher „Prediger“. Unter Theologen herrscht darüber weitestgehend Einmütigkeit. Dieselbe hat sich aber bis in die Kreise der „gemeinen Gläubigen“ keineswegs herumgesprochen.

Der Eindruck aber, dass das Neue Testament etwas von einem Torso an sich hat, täuscht nicht. Denn der Geist Jesu scheint oft nur ansatzweise durch diese Kommentare und vielfach bearbeiteten Originalzitate hindurch. Dieser Torso ist andererseits aber immer noch bedeutend genug um Menschen tief zu faszinieren. Was man indes garantiert nicht mehr kann, ist dies: dem Vorfindlichen seinen (originalen) Sinn wiederzugeben. Entweder man hat ihn vor sich und muss nur besser hinsehen – oder man hat ihn nicht und kann ihn

auch nicht wieder herstellen, weil es einen solchen sichtlich niemals gegeben hat.

Kaum einer wird darauf verfallen, den Text des Neuen Testamentes anders als in kommentierender und auslegender Weise zu bearbeiten. Die Gründe dafür sind einleuchtend: was geschrieben steht, steht geschrieben und ist letztenendes Sache des Autors, nicht des Lesers. Niemandem würde es auch einfallen, irgendeinen anderen Text, nur weil er selber das vielleicht anders gemacht hätte, entsprechend zu bearbeiten. Gabriele Wittek (geb. 1933) aber, die Gründerin der christlich – esoterischen Gemeinschaft „universelles Leben“ hat das getan. Was dabei heraus kam, waren mitunter reichlich phantastische, das Original an formaler wie inhaltlicher Qualität aber stets bedeutend unterschreitende Sentenzen. Sie hat das getan, weil sie sich als Inkarnation des biblischen Jesus fühlte. Anstelle der selbst im ausdeutenden späten Text zumeist noch kraftvollen und pointierten Aussagen haben wir in der von ihr zusammengestellten „Wittek – Bibel“ ein schwachatmiges, langweiliges, mit esoterischen Phrasen und frommen Allgemeinplätzen, zudem von einer kitschig - unkreativen Phantasie voll gestopftes, aber sehr umfangreiches „Werk“ vor uns, das zu lesen selbst einem religiös Neutralen die Zornesröte ins Gesicht treibt. Geistig kann sie nicht mithalten, und was sie sie an „Hintergrundmaterial“ zu den Geschehnissen im Leben Jesu von sich gibt spottet in seiner Zerfahrenheit jeder Beschreibung. Nicht einmal zu einer fesselnden Phantastik hat diese Frau Talent – billigt sich aber selber zu, einem realen Jesus (dem des Thomasevangeliums) kongenial zu sein.

Schön – mag sie das tun, wenn es ihr Freude macht, möchte man sagen. Aber man kann es nicht, denn an die Fersen dieser Frau hefteten sich diverse vom Christentum – siehe oben – höchst unbefriedigte „Schlüssellochgucker“, die nun, in guter Tradition von Lesern des „Goldenen Blattes“ und ähnlicher Schmonzetten, endlich wissen wollten, was „dahinter steckt“. Sie haben es nicht erfahren, denn Frau Wittek ist eines mit Sicherheit nicht: der wiedergekehrte Jesus – wäre es selbst dann nicht, wenn ein solches Phänomen theoretisch möglich wäre. Von den historischen Gegebenheiten im Umkreis – des historischen wie auch des biblischen – Jesus hat diese Frau nicht die geringste Kunde. Jemand, der zu dieser Zeit gelebt hat, sollte doch wenigstens Lokalkolorit übermitteln können, aber ihre Texte sind von vorn bis hinten deutsches Schwabenland volkskatholischer Prägung. Man findet das alte Israel nirgendwo wieder, das Jesus doch – den historischen wie den biblischen – so intensiv geprägt hat. Von einem engen Zusammenhang des historischen Jesus mit der ägyptischen Lebenshaltung weiß sie schon schier gar nichts. Aber anscheinend waren, die sich ihr anschlossen und ihr ihre selbstzugewiesene Rolle glaubten, noch unwissender und unkundiger als sie selbst. Frau Wittek ist nicht einmal

die Einäugige, die unter Blinden herrschen mag, weil sie wenigstens auf einem Auge sieht. Sie ist selbst völlig blind – wie also müssen erst die beschaffen sein, welche sich von ihr leiten lassen?

Ihre geistige Anspruchslosigkeit prägt entsprechend das Profil ihrer „Kirche“, die schon allein mit dem biblisch begründeten Christentum, mit der zweitausendjährigen Institution Kirche aber auch gar nichts zu tun hat. Es ist vielmehr ganz und gar die Kirche der Wittek und sie sieht aus wie Frau Witteks Geist aussehen mag. In letzter Zeit hat, nach einigen anscheinend unvermeidlichen Skandalen, Frau Wittek sich aus der Leitung der Kirche zurückgezogen, die zu einer esoterisch geprägten Kommunität mit straffer Kirchenzucht mutiert. Diese Kommunität lebt ortsfest in und um Würzburg (eigene Siedlung in Hettstadt) betreibt eigene Landwirtschaft, eigene Läden und Werkstätten, erzieht ihre Kinder in eigenen Schulen und pflegt ihre Kranken im eigenen Krankenhaus. Kurzum, sie isoliert sich überall wo dies möglich erscheint von der Gesellschaft. Politisch aber – wie auch anders – isoliert sie sich keineswegs, sondern steht dem rechten Flügel der CDU/CSU nahe. Sie findet an dessen Biertischpolitik, an dessen aufgesetztem Sonntagschristentum offenbar noch den meisten Gefallen. Das beruht sichtlich auf Gegenseitigkeit, denn 1991 erteilte Bayern dem UL die Erlaubnis zu eigener Schultätigkeit. Man könnte „UL“ wie es geläufig abgekürzt wird, von der Verfassung her eher als eine christliche Sekte denn als eine esoterische Gemeinschaft bezeichnen.

Aber der esoterische Kern der Botschaften in der „Wittek – Bibel“ ist offensichtlich. Da wird mit „Weisheit“ und „Liebe“ verbal nur so um sich geschmissen. In Wahrheit aber herrschen da weder Weisheit noch Liebe, sondern Sektenterror. Da werden esoterische Praktiken angepriesen. Da spielt mystische Verzückung eine gewaltige Rolle – spielte sie dieselbe doch ebenso stark im Alltag vom Universalen Leben. Aber dort wird eher auf brave Gefolgschaft und auf den Verzicht auf allzu viele Fragen orientiert. Wir wissen: brave Gefolgschaften garantieren eine lange Lebensdauer – das UL wird wohl so bald nicht zu einer Fußnote in der Religionsgeschichte Europas werden. Oder vielmehr: es wird nichts anders als eine solche daraus werden, da es nie etwas anderes war.

8.2. Frau Bertschingers Trupp

Wer im deutschen Sprachraum kennt nicht die (echauffierte) Redensart: die werden noch mein Badewasser saufen!? Jeder weiß: wer so redet, fühlt sich tief zu Unrecht ignoriert und ist sich sicher, dass er oder sie irgendwann der Mann/ die Frau der Stunde sein wird. Aber wer weiß, woher diese Redensart stammt? Ich vermute, kaum einer.

Sie stammt aus dem Mittelalter. Sie stammt aus dem Brauch, von für heilig gehaltenen Personen nach deren Tode, aber mitunter auch schon zu deren Lebzeiten „Souvenirs“ einzusammeln. Diese Souvenirs sollten die „heilige Kraft“ des Objektes der Begierde für den Gläubigen zur stetigen Verfügung halten – es handelte sich also um einen magischen Akt. Zu solch einem Souvenir konnte alles werden, was mit dem Betreffenden in Berührung geraten war: Kleidungsfetzen, selbst der Boden den er betreten hatte, von Teilen des Leichnams nicht zu reden, auch abgeschnittene Nägel, ausgefallene Haare oder Zähne, und, nicht zu vergessen, besagtes Badewasser zählten dazu. Man nannte solche Souvenirs Reliquien und bis heutigen Tages müssen solche „Reliquien“ in katholische Altäre eingemauert werden[249]. Direkt überliefert ist uns, dass ein gewisser Eon von Stella sein Badewasser als Sakrament an seine Anhänger verteilen ließ – ob die Anekdote nun wahr ist oder nicht, sie ist auf jeden Fall dem Geist der Zeit entsprungen, denn es gibt reichlich paralleles Material.

Auch in unsrem Falle geht es letzthin um Badewasser… und zwar das Wasser aus der Badewanne der Hausfrau Erika Bertschinger (geb. ca. 1930, letzthin verstorben). Sie hat darin aber nicht, wie Eon, erst gebadet, sondern es nur eingelassen, alsdann mit einem Teelöffel durchgerührt, ehe sie es auf Flaschen zog und an Kranke verteilte. Wegen dieser wahrlich abenteuerlichen Heilungsmethode hat sie mehrere Prozesse auf sich gezogen, und dieselbe hat mehrere Menschen das Leben gekostet. Nur mit größter Mühe und guten Anwälten entging sie einer Bestrafung wegen vorsätzlichen Mordes oder zumindest Totschlags und wenigstens fahrlässige Tötung hätte man ihr anlasten sollen. Denn nicht nur, dass sie ernsthaft Erkrankten dieses angeblich „magnetisch oder spirituell aufgeladene“ Wasser als Heilmittel empfahl, sie verbot ihnen zugleich, Ärzte zu konsultieren. Dass sie einigen Leuten geholfen haben soll, ist leicht auf den Placebo – Effekt zurück zu führen, der bekanntlich nicht nur nervöses Magendrücken, sondern sogar Krebs zu heilen vermag.

Aber der „Fiat Lux“ – Orden, den Bertschinger in den sechziger Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts gründete, war mehr als eine „Verteilungsstation für Badewannenwasser“. Er stand in Verbindung mit der Loge des Mediums Beatrice Brunner in Zürich und dürfte aus deren „Geistiger Loge“ wesentliche inhaltliche Impulse erhalten haben. Seit 1971 bezeichnete Erika Bertschinger sich selbst als „Geistheilerin“[250] und am Weihnachtsabend 1975 erhielt sie die für sie entscheidende Botschaft von Jesus, aufgrund deren sie sich von

[249] Die evangelischen und anglikanischen Kirchen sind von diesem Brauch zum Glück längst abgekommen, in der Orthodoxie ist er soviel ich weiß, nicht zwingend vorgeschrieben. Freilich aber kennt man in der byzantinischen Kirche auch den Brauch der Reliquien – streng genommen ist jede Ikone eine solche.

Brunners Loge trennte. Sie legte sich den „spirituellen“ Namen „Uriella“ zu, trug phantastische Haarmoden und Schminkmasken zu weißen Wallegewändern, kurzum, sie sah und das bis zu ihrem Tode, immer aus wie eine „Geisterbraut“. Sie sprach, wenn sie als „Sprachrohr Gottes“ auftrat mit veränderter Stimme. – Dies ist allerdings ein Phänomen, welches ich fallweise an mir selbst beobachten konnten – man hat mich schon mit meinem „Arbeitskollegen“ verwechselt, aber solche Stimmveränderungen sind wohl irdisch zu erklären – unter bestimmten Arten von Stress ändert sich der Stimmklang, und an sein Telefon zu gehen bedeutete für mich schon ein „Zusammenraffen“. Ich wusste nie, welche Stimmung am anderen Ende der Leitung herrschte und musste zuweilen auf´s Schlimmste gefasst sein. Zudem: gewollte Eindringlichkeit verändert die Stimme ebenfalls. Bertschinger wollte mit ihren Offenbarungen Eindruck machen, das ist nicht zu bestreiten.
Im Jahre 1983 heiratete Bertschinger den ehemaligen Priester Kurt Warter, der sich, dem Anliegen seiner Frau rückhaltlos ergeben, an ihrer Seite „Uriello[251]“ nannte und die Gemeinschaft innerlich wie äußerlich organisierte. Bereits 1988 wurde er seiner Frau und Aufgabe aber durch den Tod entrissen – für Uriella ein schwerer Schlag, denn sie hat ihren Uriello von Herzen geliebt. Etliche Jahre später heiratete sie Eberhard Bertschinger – Eicke, der als „Icordo“ Sprecher des Ordens wurde. Ein inhaltliches Mitspracherecht im Orden hatte er wohl eher nicht.

Inhaltlich hält es der Orden, der eigentlich eine Neureligion auf christlich - esoterischer Basis ist, mit den Grundprinzipien der Mystik – alles geht aus Gott hervor und alles kehrt zu ihm zurück. Bei Fiat Lux stellt man sich diese Rückkehr wie ein Einatmen Gottes vor, nachdem er den Kosmos „ausgeatmet“ hat. In diesem Zyklus, der hinduistischen Modellen entspricht, kann der Mensch sich durch Reinkarnationen vervollkommnen und vor der unweigerlich drohenden Vernichtung durch „Vergeistigung“ gerettet werden. Um dieses Ziel zu erreichen, muss er fasten, diätetische Vorschriften einhalten, sich von „weltlichen Verlockungen“ (insbesondere der Medien) fernhalten und strenge Sexualaskese üben (die Ehe bleibt aber gestattet). Und er muss selbstredend den Verlautbarungen der „Prophetin“ bedingungslos vertrauen – selbst dann, wenn das wie bei ihren Kuren mit dem - teuer zu bezahlenden - Badewannenwasser zum Tode führt.

---

[250] Wohlgemerkt nicht: Badewannenwasser - Heilerin. Galt das Badewannenwasser damals noch als lediglich ein „Quid pro Quo“?

[251] Warum eigentlich nicht, wie es sich angeboten hätte, schlicht Uriel?

9. Esoterik als Religion der Märkte

Manche „Esoteriker“ kritisieren die enge Verbindung der neuen Religion mit dem Kommerz. Ich finde, diese Verbindung ist legitim. Denn was die Kirche für das Christentum und die Moschee für den Muslim ist, das ist die esoterische Messe für den Esoteriker und der esoterische Laden nimmt für ihn denselben Stellenwert ein wie eine Synagoge oder Jeschiwe für den Juden und ein Tempel für den Hindu. Man ist unter seinesgleichen und tut, was alle tun inmitten einer vertrauten Umgebung. Die neue Weltreligion Esoterik ist ein Kind des kapitalistischen Gesellschaftssystems und daher ist eine Verbindung mit dem Markt das Natürlichste der Welt für sie. Sie ist ein Kind einer extrem objektbezogenen, im Materiellen geistig verwurzelten Lebenssicht, die auch spirituellste Ereignisse gern an materiellen Gegebenheiten festmacht. Diese materiellen Gegebenheiten sind kauf- und verkaufbar, der Kommerz ist der Motor, der in dieser Religion am meisten für gegenseitigen Austausch sorgt. Das dabei transferierte Geld ist das Blut, welches durch die Adern aller dieser Gruppen rauscht und sie mit dem für sie Notwenigen versorgt. Es sorgt für die Verteilung der Lehren in Büchern, für die Bereitstellung der magischen und meditativen Instrumente, für die Besoldung der jeweiligen Lehrer, die Kurse und Seminare abhalten um die Praxis der jeweiligen Lehren anschaulich zu vermitteln und Interessenten zu werben, den Glauben der Gläubigen durch personale Interaktion immer wieder zu stärken. Denn man bedenke: die meisten Gläubigen leben verstreut in kleinen und kleinsten Kommunitäten, und je kleiner eine solche ist, umso mehr persönlicher Sprengstoff häuft sich an, umso bedrückender wird andererseits das dogmatische liebevolle Einerlei im Umgang miteinander. Der Mensch braucht Abwechslung in seinen Kontakten und genau diese vermitteln solch kommerziellen Unternehmungen. Man fühlt sich sozial und damit auch geistig nicht mehr so beschränkt, wenn man weiß und sieht, dass „hinterm Berg“ auch Leute wohnen.

Kurzum: der Kritikpunkt, Esoterik sei nur Kommerz, „zieht“ nicht. Denn Esoterik ist keineswegs nur Kommerz, sondern, anders herum, Kommerz ist ein Teil von Esoterik, so wird ein „Schuh“ aus diesem Argument. Dann ist es freilich aber keine Kritik mehr, sondern nur noch eine Feststellung ohne Wertangabe. Wir müssen uns dieser Religion stellen wie sie ist, in ihrer Vielfalt wie in ihren Stereotypen, in ihren inneren wie in ihren äußeren Merkmalen. Anders werden wir ihr nicht gerecht.

Die oben stehenden Kapitel haben einige Aspekte der Esoterik beleuchtet – ausgeleuchtet haben sie dieselbe mitnichten, denn in jeder Stunde entstehen irgendwo auf den Globus weitere esoterische Situationen und verschwinden andere – das Phänomen aber bleibt bestehen, weil die Sehnsucht des Menschen

nach dem was über seine konkrete Existenz auf Erden hinaus auf seine Berechtigung hinweist, unauslöschlich ist und erst in der Erkenntnis des konkreten (nicht eines allgemeinen) Selbst in dessen kosmischem Rahmen eine erste Befriedigung und Sicherheit finden kann. Eine solche aber vermittelt die Esoterik nirgendwo. Das unpersönliche „höhere Selbst“, welches zu schauen die Esoterik vermittelt, hat mit dem, was zum Beispiel in der Erkenntnis selbstverständlich und konkret geschieht, nichts zu tun. Auch indem sie konkrete Gegenwart eines konkreten Ich als konkretem Gott und konkreten Erfahrungen unterlässt und den Menschen stattdessen mit verschiedenen „Lehren“ abspeist, die zu konsumieren sind, zeigt sie sich als Religion. Sie ist in ihren Äußerungen nur (mit Ausnahmen) weitherziger und freier als die ihr vorangehenden monotheistischen Religionsmodelle, aber ob ein diffuses „Höheres“ oder ein Gott verehrt wird, macht nur einen graduellen, keinen qualitativen Unterschied. Es macht keinen Unterschied ob ich mich einer „gechannelten“ Botschaft oder einem „göttlichen“ Bibelwort unterstelle. Es macht keinen Unterschied, ob ich an die „unbefleckte Empfängnis“ oder an Tarot glaube. Es macht zuletzt keinen Unterschied ob ich mein Geld im Klingelbeutel oder auf der Esoterikmesse lasse. Es macht auch keinen Unterschied, ob ich „softe“ oder „hardcore“ – Esoterik treibe, keinen, ob ich dabei gnostische oder christliche oder sonst was für Texte verwende.. das alles ist und bleibt Esoterik, Neureligion unserer unmittelbaren Gegenwart. Denn es sucht diese Religion nichts, was über sie hinaus weisen würde – und nur solch ein Streben könnte von sich behaupten, nicht religiös sein zu wollen.

10. Die okkultistischen Esoteriker

Über sie zu sprechen ist schwierig, da sie dem interessierten Fremden meist nur eine dünne Außenschicht zeigen. Die grundlegenden Dinge spielen sich in logenartiger Abgeschlossenheit und auch da noch unter gegeneinander abgeschotteten Graden ab. Zum Teil verstehe ich allerdings solches Gebare recht gut: spirituelle Angelegenheiten sind, ernsthaft betrieben, keine Angelegenheit des Basars[252]. Sondern je ernsthafter die Beschäftigung mit dem Transzendenten wird, je kleiner wird automatisch der Kreis derer, die man einbeziehen kann ohne sich selbst oder gar ihnen Schaden zuzufügen. Je „realistischer“ die zu machenden Erfahrungen sind, umso mehr „Stärke“ und „Bereitschaft“ werden dem Eleven abverlangt. Ein weniger „Brennender“ wird von solchen Erfahrungen vielleicht einen „Schock fürs Leben“ kriegen, denn „das Geisterpack, es fragt nach keiner Regel“ dichtete Goethe und er wusste wohl, wovon er sprach. Denn dieser wahrhaft aufgeklärte Geist hat es nie un-

[252] Auch aus diesem Grunde, weil sie eine Angelegenheit des Basars ist, ist Esoterik keine eigentlich ernsthafte Angelegenheit – auch wenn viele Esoteriker sie ernsthaft betreiben.

terlassen, seine eigene Aufgeklärtheit kritisch zu hinterfragen. Er spottet über „Wagner“ und hinterließ uns mit dieser Figur den Entwurf dessen, was wir heute unter Okkultismus verstehen – aber eben in diesem Spott ordnet er auch die Maßstäbe. Nicht die Sache selbst ist Humbug, sondern die Art und Weise, in der wir glauben, damit umgehen zu dürfen.

Nun - die meisten dieser Klasse, der „Okkultisten“ haben keine Geheimnisse zu verbergen und in ihren abgeschotteten Logen geht es eher locker denn lehrhaft her. Man kennt einander und geht miteinander so freundschaftlich oder distanziert um wie es Situation und Kenntnis gebieten. Jeder trägt seine Geheimnisse still mit sich herum, aber jedem, der es wünscht, wird das Geheimnis des Andern offenbart – er muss nur denselben Grad erreichen. Das ist zumeist nicht besonders schwierig, erfordert eine kleine Prüfung und eine ebenfalls bescheidene Zeremonie und „bin ich schon drin?“ fragt der Kandidat erstaunt. Ja, er ist schon „drin“ und eigentlich ist gar nichts passiert. Der Umstand, dass gar nichts passiert ist, reicht aber, um Verschwiegenheit zu garantieren. Wer möchte schon zugeben, dass im Allerheiligsten nichts ist als ein leerer Raum und dass er auf seine eigene Lust am Geheimnisvollen reingefallen ist?

Aber Okkultismus umfasst nicht nur das hehre Nichts der Logenverbände. Es ist auch ein nicht ganz ungefährlicher Zeitvertreib für allerlei Volk von Acht bis Achtzig. Die Zahl Derer, die in der Begegnung mit okkultistischen Praktiken und Ansichten an Leib und Seele Schaden nahmen, ist im Verhältnis zur Zahl Jener, die sich ihnen überhaupt widmeten, nicht gering. Das ist zwar keineswegs immer durch die Praxis selbst verursacht, sondern oft Ergebnis spiritueller und seelischer Selbstüberschätzung. Das Internet ist voll von Hilferufen und bitterbösen Abrechnungen Gescheiterter mit okkultistischen Vereinigungen. Dass dieselben Vereinigungen an einem solchen Scheitern nicht immer „schuldig“ im Sinne eines Tatvorwurfes sind, glaube ich gerne. Aber zumindest sind sie schuldig der Fahrlässigkeit, denn der Grat ist schmal, auf dem eine gesunde Bereitschaft zum existenziellen Experiment und bereits vorhandene seelische Schädigung durch andere Faktoren hier einander begegnen. Wer bereits an der Seele krank ist, denselben wird Okkultismus nicht gesunden lassen, sondern eher wird er die Krankheit noch verschärfen, denn okkulte Esoterik enthält keine Heilsversprechen, kann und will nicht „gesund machen“ sondern verlangt den ganzen und leiblich[253] wie seelisch gesunden Menschen.

[253] leiblich wenigstens so weit gesund, dass keine seiner Krankheiten durch seelische Impulse bedeutend verschlechtert werden könnte. Ein Beispiel: Diabetes mag er haben.. eine koronare Herzkrankheit hingegen oder Asthma wären ein kritischer Punkt.

Nicht um ihn krank zu machen, sondern dies ist Vorbedingung, damit er, was ihm hier begegnen könnte, mit starkem Gemüt bewältigen kann.

Es fällt auf, dass in den okkulten Bereichen der Esoterik die Bedeutung des Phänomens Gnosis immer mehr zunimmt. Einige „Fraktionen“ befassen sich sogar vornehmlich damit. Dabei ist der Aspekt, unter dem sie das Phänomen begreifen, aber sehr unterschiedlich. Er reicht von einer „Rezeption heiliger Schriften“ (man meint damit die gnostischen „Hand- und Sachbücher“ aus zweitausend Jahren) in der Art einer christlichen Kirche bis zu handfesten Manipulationen mit gnostischen Termini technici in magischen Experimenten. „Gnosis“ meint hier aber nicht den Weg der Selbsterkenntnis, sondern lediglich die mehr oder weniger umfassende Vertrautheit mit der magischen Welt als Ganzes. Der „Gnostiker“ ist in der okkulten Szene nicht der Erkenntnissucher, sondern der „Erzmagier“. Die Wesenheiten der gnostischen Spätzeit werden mit mittelalterlichen Dämonologien amalgamiert und spätgnostische Handbücher für die „Unterweltsfahrt“ wie die Bücher Jeu werden als magische Beschwörungsanleitungen missverstanden. Man zeichnet zum Beispiel die dort vorhandenen topographischen Skizzen von Archonten als „Beschwörungsmuster“ von Dämonen nach – natürlich mit exotischen Medien. Beschwörungsmuster von Dämonen sind sie jedoch niemals gewesen und diese Art der Amalgamierung geht an Erkenntnis dann so weit vorbei wie ein presbyterianischer Drive In - Gottesdienst an der Moskowiter Osterliturgie.

Aber en Detail mag sich Erstaunliches ereignen, das manch schon durch sich selbst geängstete Seele in Schrecken versetzen könnte. Daher wäre in solchen „Veranstaltungen“ ein „echter“ Gnostiker zuweilen anstelle eines „Erzmagiers“ der auch nur in seinen Parametern festhängt, eigentlich als „Schutzmacht“ unentbehrlich aber solche kann man in der okkulten Szene mit dem Hubble – Teleskop suchen – und wird sie nicht finden. Ein solcher könnte nämlich derartige Phänomene mir nichts dir nichts auf ihren wahren Kern zurück stufen und heraus käme in den meisten Fällen garantiert nur der besagte Pudel als zugehöriger Bestandteil dieses Kerns. „Echte“ Gnostiker absolvieren nämlich eine um Vieles härtere Ausbildung als sämtliche Okkultisten dieser Erde. Aber davon später. Nun aber erst einmal weiter zu den Okkultisten.

Das Erstaunliche, von dem ich spreche, ereignet sich zumeist nicht „vor aller Augen“, sondern tief in der Seele dessen, dem es erscheint. Aller Augen sehen nur die Wirkungen desselben, wie sie aus dem Betroffenen sprechen. Nur ein wirklicher Gnostiker könnte das Phänomen als solches erkennen und damit umgehen. Denn richtiger Okkultismus richtet sich zwar auf das „Verborgene“

aber nicht auf das den Augen Verborgene[254], sondern auf das, was in jedes Menschen Seele tief verborgen ist. Jeder kommt in die Verlegenheit, etwas in sich zu sehen, dass er sich nicht erklären, aber auch nicht abweisen kann. Daher sucht er Zuweisungen. Wohlgemerkt, er sucht sie, nicht etwa sie ihn. Würden sie ihn suchen, fände sich ohne weiteres das Passende. Da aber er sie sucht, ergreift er (oder sie) oft nur das genehmste Angebot. Daher schwirrt die okkulte Welt von Göttern und Göttinnen samt den entsprechenden Dämonen und Dämoninnen, sind okkulte Kontaktprojekte voller abenteuerlicher Pseudonyme, hinter denen sich dann beruhigend durchschnittliche oder aber auch bedauernswert neurotisierte Individuen verbergen. Größenwahn ist im okkultistischen Spektrum eine alltägliche Erscheinung, zumeist gepaart mit erheblichem Dominanzdrang und dem Bestreben, alle anderen als „Greenhörner“ in demütigem Abstand zu halten.

Man kann solch ein Bestreben nicht einmal tadeln, denn es ist im Grunde ängstlicher Selbstschutz. Natürlich fühlt der korrigierend und relativierend Angesprochene sich in seinen Rechten verletzt und reagiert entsprechend – weshalb die meisten okkultistischen Gruppen nicht gerade Horte geschwisterlicher Liebe sind. Vielmehr gibt es mehr oder weniger unterschwellig ein erbarmungsloses Ranking – jeder gegen jeden. Nur demonstrierte persönliche Dominanz hält die einander widerstrebenden Persönlichkeiten – und auch nur zeitweilig – in Bann. Aufstände und Spaltungen sind stets vorprogrammiert, denn jeder will in solchen Gruppen und sei es nur auf Zeit das „Alphatier“ sein. Die meisten dieser Gruppen bestehen auch nicht lange. Oder wenn sie lange bestehen, so ist es mir ihrer spirituellen Autonomie bald nicht mehr weit her, sie unterwerfen sich einem Konsens und möchten eigentlich nichts weiter, als mitsamt ihrer seelischen Störungen irgendwo „aufgehoben“ sein.

10.1. Ecclesia Gnostica

Als wir noch jung und naiv waren, schrieben wir an diese Vereinigung. Wir hofften, Gleichgesinnte zu treffen, aber was wir trafen, war reine Frustration. Pfaffen und Heilige Schriften hatten wir daheim genug, dazu mussten wir uns nicht nach Norwegen begeben, wo diese Vereinigung ihr Hauptquartier damals hatte.

Heute indes, geschult darin, wie man solche Vereinigungen aufzieht, bin ich gewärtig, dass mit dieser frommen Fassade nur dem Bedürfnis nach einer unverfänglichen christlichen Botschaft – freilich manichäisch – gnostischer Prägung - Raum gegeben wird. Was sich hinter dieser Fassade begibt, geht nie-

[254] Richtet Okkultismus sich auf das den Augen Verborgene, so ist er was immer er von sich behauptet nichts weiter als Jahrmarktsklamauk.

manden etwas an[255]. Und ich hoffe, dass sich hinter dieser Fassade eine ebenso saubere Hinführung zur Erkenntnis des Selbst vollzieht, wie wir sie gewohnt sind – nur haben wir einander damals nicht erkannt, was mich auch wieder etwas irritiert, denn sie zumindest hätten es im gegebenen Falle doch merken müssen? Sie haben es nicht gemerkt. Und wir hatten keine Lust, uns seitenlang zu legitimieren – wozu sollte das gut sein.

Was also die Ecclesia Gnostica hinter ihren verschlossenen Türen treibt, soll ihre Sache bleiben. Das äußere Gesicht derselben ähnelt dem vieler „“Winkelkirchen“ mit Gottesdiensten, kirchlichen Ämtern und Sakramenten. Die Bereitstellung einer umfangreichen Sammlung gnostischen Schrifttums verdient Anerkennung, aber die unterschiedslose Gewichtung und liturgische Verarbeitung derselben ist eher nicht zweckdienlich. Gerade mit diesem Erbe sollte man, so man es vermag, sehr unterschiedlich umgehen. Aber vielleicht vermag man das nicht. Vielleicht spielt man nur mit einer gegebenen Vorlage ein wenig herum. Es hat sich inzwischen übrigens (siehe Fußnote) erwiesen, dass hier wirklich nur mit Material gespielt wird.

10.2. Fraternitas Saturni

Mit Sicherheit tut man das in auch diesem okkulten „Männergesangverein“. Wenn man ihre Verlautbarungen liest, ist es, als betrachteten sie sich als „Nabel der Welt“ und in diesem Anspruch wird die „Bruderschaft“ sicherlich mit noch manch anderer „Bruderschaft“ im Clinch liegen. Aber immerhin sind diese Ansprüche und das geistige Feld, auf dem man arbeiten möchte, sauber abgesteckt und es betrifft eben nicht Erkenntnis, sondern das, was die Magie als Gnosis bezeichnet: die magische Atmosphäre, in diesem Fall an einem archaischen Planetenglauben orientiert und mit Anleitungen für bestimmte magische Riten säuberlich versehen – viel Brimborium, würde ich sagen, wem´s denn zusagt.. nur Erkenntnis erwarte man nicht. Denn ob da Dreiecke oder Hexagramme in die Luft geschrieben werden, Kerzen angebrannt werden oder nicht, ist der Erkenntnis ziemlich schnuppe. Die Erkenntnis des Selbst ist es, auf die es ankommt und die bedarf solcher Vorkehrungen nicht.

10.3. Samael aun Weor

Für mich ist das kein anonymer Verein irgendwo aus Brasilien, dessen Herkunft sich möglicherweise aus dem Erbe geflohener Nazigrößen speist. Un-

[255] Es ist inzwischen klar geworden, dass die Ecclesia Gnostica, übrigens jetzt mit Hauptsitz in den USA, eines von mehreren „Aushängeschilden“ des O.T.O ist. Von demselben ist vor allem Sexualmagie homoerotischer Prägung bekannt. Also ist es leider nichts mit einer „sauberen Methode“.

ter denen waren okkulte Praktiken nämlich gang und gäbe. Sondern es ist ein Verein, der in meiner Heimatstadt eine Filiale unterhält, in der sich die Mitglieder allwöchentlich zur „Transformation“ treffen und auf esoterische Weise „Aktionen“ unternehmen. Solche und ähnliche Aktionen hat die SS möglicherweise auch auf der Wewelsburg und an anderen „Weihestätten“ durchgeführt. Denn nicht nur durch das gemeinsame Verbrechen wurde diese Truppe zusammengehalten, sondern es gab einen ziemlich festen ideologischen „Kitt“ (der allerdings auch Kitt im übertragenen Sinne war). Daran, dass sich die Hauptarbeit dieser Gruppe im abgeschlossenen Feld und abseits des öffentlichen Interesses vollzieht, besteht anhand ihrer Repräsentation kein Zweifel. So viele Allgemeinplätze auf einem Haufen mit so vielen „geschlossenen Arealen“ habe ich noch selten gesehen.

Nun muss man ja nicht gleich allem Verborgenen destruktive Absichten zutrauen, aber der Begriff „Transformation“ kann durchaus auch in diesem Sinne verstanden werden. Meine beiden „Vögelchen“ aus diesem Käfig waren allerdings nicht besonders destruktiv motiviert, sondern nette Menschen, mit denen man sich gut unterhalten konnte. Für die gewollte „Exklusivität“ ihrer Truppe können sie wahrscheinlich nichts. Ihr Begriff von Transformation war denn wohl auch eher im Sinne des esoterischen „Höhenfluges“ gemeint. Ich schätze solche Exaltationen zwar nicht mehr sonderlich, und vor allem nicht als Gemeinschaftserlebnisse, aber dann und wann kommt selbst unsereins nicht darum herum. Sie gehören zum Spektrum der „schwereren“ Arbeiten, zu denen die Selbsterkenntnis nur das Tor öffnet. Jenseits diese Tores wartet erst, was der Sache dann Geruch und Gewicht verleiht und weshalb einer, der durch dieses Tor getreten ist, nur noch nach „vorn“ weiter gehen wird, aber keinen Schritt mehr nach „hinten“ setzen kann. Ein wenig, und das wird sie wohl in aller Destruktivität noch eine Weile erhalten (sie arbeiten in Lateinamerika sehr destruktiv im Bereich Experimente mit Menschen).

10.4 Ordo Templi Orientis

Um solche Exaltation geht es nun hier, im „Dinosaurier“ der okkulten Esoterik aber ganz und gar nicht, sondern um Betrug in jeder Hinsicht. Diese und die nachstehende Gruppe basieren auf den lyrischen wie prosaischen Phantasien des Aleister Crowley, eines englischen Bohemien der Jahrhundertwende, der an den Folgen seiner Existenz als Bohemien elend zugrunde gegangen ist, bis dahin aber seinem Ego einige „Streicheleinheiten“ gönnen konnte. Das mochte er in aller Unschuld tun, aber leider beließ er es nicht bei dieser Unschuld. Er hatte das, was ein Gelehrter neulich als jene gewisse Dummheit bezeichnet hat, die ein Mensch haben muss, um „töricht genug, sein eigenes Herz“ nicht zu wahren. Er bezeichnete diese Dummheit übrigen als sehr notwendig für den Fortgang der Dinge. Die Intelligenz, die nirgends anecken möchte, bezeichnete er als letztenendes unfruchtbar.

Was Crowley anging, so hatte er diese schicksalsträchtige Dummheit – aber er hat damit leider nichts weitergebracht, sondern sie in Rausch und Besinnungslosigkeit, in heroingetränktem Labern erstickt. Sie waren, diese Labereien, indessen noch immer bunt genug, andere Menschen zu faszinieren, die weniger phantasiebegabt waren, auch wohl auf die „kolorierende“ Wirkung des Rausches verzichteten. Diese Menschen ermunterten ihn, seine Phantasien umzusetzen in eine „Bewegung des spirituell Unterdrückten“. So entstand ein spiritueller „Orden“ mit Logendisziplin und einem Gradsystem der Einweihungen, eben der „Orden des östlichen Tempels“.

Viele Größen der okkulten und der esoterischen Frühzeit sind durch diesen „Tempel“ geschritten. Manche haben ihn bald wieder verlassen, andere haben ihn zu einer Organisation ausgebaut, die ebenso pervers wie exklusiv ist. Die fromme Art, in welcher der O.T.O. sich darstellt, ist nämlich nichts als Fassade. Den Uneingeweihten gibt man eine Messe .. den Eingeweihten gibt man ein Bacchanal, in dessen Zentrum der heilige Analverkehr steht. Dies ist dieses Pudels Kern. Dafür lässt man es sich von den Gaben der Frommen und auch der Erkenntnis Suchenden wohlgehen. An das, was in der Internetpräsentation des O.T.O. geschrieben steht, glauben seine Adepten lange nicht mehr, denn die Sentenzen und Phantasien Crowleys haben sich längst als das gezeigt, was sie sind: spielerische, aber auch angstgetriebene und größenwahnsinnige verbale Halluzinationen. An ihrer Beziehung zum Ägyptischen ist nichts dran, ihre „Messe“ ist eine salbadernde Travestie der – vorkonziliaren - Eucharistiefeier, was allein Bestand hat, ist die alles durchziehende pornografische Ader eines Geistes, dem zu bodenständiger Sexualität leider das nötige Vermögen gefehlt hat: Heroin macht nun einmal impotent. Es ist, wie jeder User bestätigen kann: Sex findet allein im Kopf statt. Crowleys Kopf war leider voller sadomasochistischer Phantasien. Auch das ist im permanenten Rauschzustand auch anderorts nicht anders.
Literarisch möge man mir verzeihen, wenn ich Baudelaires Fleures du Mal den Crowleyschen Poemen vorziehe.. sie sind einfach besser.

10.5. Golden Dawn

Diese Gruppe – ebenfalls ein Fossil der okkulten Erdgeschichte – sollte gerade von einem Deutschen eingehender behandelt werden, denn aus dieser Quelle schöpfte die deutsche Thulegesellschaft, der Adolf Hitler geistig entstammte und deren Ideale er als Staatsdoktrin verwirklichen wollte. Das Geld, dies zu bewerkstelligen stammte von einflussreichen und auch sonst reichen Mitgliedern derselben okkultistischen Gruppe.
Der Golden Dawn ist aber des ungeachtet keine deutsche, sondern eine britische Erfindung – übrigens entstanden die meisten dieser Gruppierungen im -

viktorianischen und nachviktorianischen - Britannien. Dafür sind gesellschaftliche Entwicklungen verantwortlich, die hier im Einzelnen nicht aufgelistet werden sollen, da das bereits an anderer Stelle geschehen ist: Okkultismus ist aus sehr vitalen Gründen ständig ein Thema der Abgrenzung für alles, was sich ernsthaft mit geistiger Erkenntnis beschäftigt.
Ich würde es gern tun und mich als Deutsche tiefer in diese letzte Hinterlassenschaft der Naziideologie vertiefen, aber: Die ideologischen Ziele des Golden Dawn sind sehr verwaschen und gelten für ein gutes Dutzend oder mehr esoterischer Vereine. Auf den Punkt gebracht: man spielt ein wenig mit dem und jenem im Grunde je nach Geschmack und Geldbeutel, denn der spielt in diesen Vereinigungen eine ganz unspirituell wichtige Rolle.

10.6. Thelemic Society

Thelema ist der Name für Crowleys Utopia. Damit ist eigentlich alles gesagt, was den geistigen Hintergrund dieser Gesellschaft angeht. Was ich oben über Crowley sagte, gilt auch hier. Es ist ein Spiel, das mittlerweile für etliche Menschen das Leben darstellt, aber das sollte es nie sein. Denn das war eine Idee von Crowley, dem bekifften Clown, der nicht wollte, dass jemand sein Leben nach ihm ausrichtet. Ansonsten treffen alle negativen Aspekte, die ich oben genannt habe, hier ebenfalls zu: Logendisziplin, straffe Hierarchie, bizarrer Ritualismus, magische Vorstellungen und ein wenig harmonisches Miteinander. Größenwahn und Herrschsucht reiben sich mit der Theorie eines schrankenlosen Individualismus in steter Explosivität.
Da jeder zu tun gehalten ist „was er will“ ist diese Bande ständig in einer derart chaotischen Verfassung, dass nur straffste äußere Disziplin in der Lage ist, den Haufen einigermaßen zusammen zu halten. Das aber ist durchaus Absicht der Hierarchie. Keineswegs will sie ihre Schäfchen wirklich in die eigene Freiheit entlassen, sondern sie im Gegenteil fest in ihre Strukturen einbinden – auch als Beitragszahler selbstredend, denn Thelema ist nicht gratis.

Manche Anhänger dieser Gesellschaft machen apologetisch geltend, dass der so intensiv beschworene Wille ja der Liebe untertan wäre. Hingegen ist wahr, dass die Liebe diesem Willen unterliegt, also nur zu lieben ist, was man jeweils lieben will. Von allgemeiner Menschen- und Daseinsliebe scheint das weit entfernt, sicher wäre sie möglich aber zumindest begreift es das nicht notwendig mit ein. Daher entsteht innerhalb der Gesellschaft ein regelrechter Kult dessen, was bewundert wird. Und – bewundert wird zumeist nicht Sanftmut, nicht das Verlangen nach Ausgleich und das Vollbringen desselben noch weniger. Die thelemitische Utopie ist eine des Entweder – Oder, nicht des weitherzigen „Sowohl – Als Auch“ mit überdies noch großer Affinität zum Sozialdarwinismus, der auf den eigenen Charakter als die Spitze der Pyramiden erhaltenswürdiger

Menschenarten ebenso abstellt, wie Darwin einst auf den Homo sapiens sapiens abgestellt hat. Über die Menschheit derart zu denken, beinhaltet eine Exklusivität, die alles mit Misanthropismus zu tun hat. Leider aber nicht mit einem uneingeschränkten, denn in einem solchen Falle sollte sich die thelemitische Lebensansicht am besten als etwas sich selbst als ad absurdum Führendes betrachten. Aber im Gegenteil hierzu wiegt sie sich in der Illusion eigener Bedeutsamkeit. Tun das jedoch nicht alle diese kleinen Gruppen, von denen unsere Gesellschaft allerdings weitaus enger durchsetzt ist, als das mancher brave Bürger glaubt. Denn die Mitgliedschaft ist äußerlich zumeist nicht kenntlich und wo sie kenntlich zu sein scheint, da ist sie meist nur ein modisches Accessoire.

10.7. Ein Wort noch zum Satanismus

Immer wieder macht das in Deutschland von sich reden, und keineswegs nur dort. Man bringt es gewohnheitsmäßig mit den Crowleyschen Orden zusammen, aber das ist nur bedingt richtig. Viele, die sich Satanisten nennen, verehren diesen als Guru, aber nicht jeder, der sich seinen Ideen verpflichtet fühlt, ist auch ein Satanist. Andere gehen zu ganz anderen Quellen. In Deutschland ist gerade eben vielleicht noch der Fall Ruder in Erinnerung – die Verurteilung eines bekennenden Satanisten wegen Mordes – und diese ist zu Recht erfolgt, ohne auch nur einen Anflug von Martyrium an sich zu haben. Das Ehepaar Ruder waren und sind arme, fanatische und ethisch haltlose Wesen – keine Märtyrer für eine vielleicht verkannte gute Sache, wie es einst die Christen waren. Der Satanismus wird auch niemals Staatsreligion werden. Aber er ist in allen sozialen Schichten vorhanden. In Manchen stellt er noch nicht einmal eine Außenseiterposition dar, sondern ist voll ins gesellschaftliche Image integriert und damit meine ich nicht die sozial benachteiligten Klassen.

Satanismus wird aber, dessen ungeachtet, wie jede Religion, in Deutschland nicht verfolgt. Was verfolgt wird, sind die strafrechtlichen Konsequenzen **aus** einer Religion – nicht um derselben willen, sondern um der Straftat willen. Jeder andere, der aus jedem anderen Motiv heraus so handelt wie Ruder, hat dieselbe Strafe zu gewärtigen.

In Deutschland existieren – auch weltweit – unzählige satanistischer Zirkel. Besonders unter Jugendlichen und jungen Erwachsenen ist Satanismus zeitweise beinahe eine Massenbewegung, die bei Jugendlichen nach dem Ende der Pubertät allerdings bedeutend abebbt. Satanismus scheint in der Pubertät zuweilen die Rolle jenes Regulativs zu spielen, das die – pauschal abgelehnte –

Erwachsenenwelt mit ihrem Normen in dieser Periode des Lebens nicht zu sein vermag. „Satan“ jedoch heißt den „Sturm und Drang“ in der Seele der Heranwachsenden gut, er nimmt das brodelnde und hilflos nach seiner Identität suchende Empfinden in Schutz und gibt ihm eine gewisse – wenn auch pervertierte – Ordnung. Proportional zum Fortschreiten des Erwachsenwerdens nimmt das Interesse an Satanismus in der Regel ab. Da Satanismus im Allgemeinen das Interesse an Fluchtwegen wie harten Drogen eher dämpft, die Jugendlichen auf einen kleinen Kreis „Eingeweihter“ beschränkt, zu dem sie besondere Beziehungen aufbauen und mit dem sie einen besondere Kommunikation pflegen, lernen sie dabei sogar etwas Positives. Denn zum einen lernen sie sozialen Zusammenhang nicht blutsverwandter Individuen als existenzielles Phänomen kennen. Bisher erkannten sie, wenn überhaupt, nur den Zusammenhalt innerhalb der Familie als existenziell. Aber die Familie ist aus diesem Kreis notwendig ausgeschlossen. Zum andern lernen sie, dass der Weg progressiver Selbstentfremdung, dessen Ausdruck Drogenkonsum ist, nicht von ihnen erwartet wird. Erwartet wird vielmehr die Praxis – gleichgültig welcher Art – eines selbstbestimmten Lebens, denn Satan will nun einmal keine Marionetten regieren und Junkies schon gar nicht. Mir ist bekannt, dass einige Zirkel sind dem Drogengenuss nicht abhold wären – aber ich vermute angesichts des dortigen Lebensgefühls, dass diese Zirkel eher einen Cargo – Kult der Drogen mit satanistisch – okkulten Objekten betreiben. Mancher will sicher „Satan“ auch einmal sehen und greift zum Joint – er wird ihn in seiner Seele unweigerlich erblicken.
Zum dritten vermittelt Satanismus gerade vielen jungen Menschen einen ersten Eindruck von der „Anderswelt“. Wie dieser Eindruck beschaffen ist, stehe dahin. Das auf diese Art gefärbte Wissen um dieselbe kann junge Leute auch zu lebenslangen Gegnern jeder Spiritualität machen – aber sie wissen, dass es dergleichen in der Tat gibt. Ich möchte diese Methode keineswegs gutheißen und stelle in Rechnung, dass auf diese Art und Weise täglich junge Menschen der Geistigkeit eher verloren gehen als dass sie dieselbe gewönnen. Von unserem Standpunkt her betrachtet, erfüllt der Satanismus aber eben durchaus eine zumindest nützliche „karmische“ Funktion: er öffnet die Pforte und schließt sie zugleich wieder fest – er zeigt die andere Welt, die zu betreten wäre, aber er schließt sie vor dem dazu noch nicht Fähigen wieder fest zu. Er wird den Zugang in diesem Leben vielleicht nicht mehr suchen, aber er weiß, es gibt einen. Öffnet er die Pforte einst selber, wird ihn nicht die Existenz von etwas Ganz Anderem überraschen, sondern allenfalls dessen so gar nicht „satanistische“ oder sonst monströse Art.

Wie sich Jugendsatanismus im Detail abspielt, ist bekannt. Im Großen und Ganzen besteht er aus pubertären Phantasien einer Gegenwelt gegen die als geordnet und langweilig erscheinende Welt der Erwachsenen. Man kleidet sich

auffällig, liest zuweilen, nicht immer, eifrig Crowley, man findet alte und erfindet neue Rituale, die oft dem (erlernten) christlichen Umfeld nahe stehen, nur – es geht ja um den Gegenpol des Christentums – „verkehrt herum“ zelebriert werden und, da das Christentum Mäßigung der Sitten empfiehlt, natürlich so orgiastisch wie möglich. Wahrhaftige Monstrositäten sind jedoch eher die Ausnahme, denn eigentlich soll alles ja nur aufregend sein, aber immer noch Spaß machen. Satan ist ja nicht als Spaßverderber der „Gegengott“ zum Christentum. An frommer Inbrunst sind diese Zirkel einer pietistischen Gebetsversammlung freilich oft ebenbürtig und diese Frömmigkeit ist ungeheuchelt. Auch diese Erfahrung machen die jungen Leute – die Erfahrung unbedingter Hingabe an eine Sache oder eine Person. Ob sie das ihr Leben lang so weiter treiben werden, steht dahin, die meisten werden sich wieder davon lösen – aber man wird es vielleicht in der Partnerschaft nutzen, denn man weiß, wie es sich anfühlt. Dass dabei manche Ratte ihr Leben lassen muss und man lernt, den Ekel vor Dingen zu überwinden – nun, das Leben wird reichlich Umstände für sie bereithalten, vor denen keinen Ekel zu zeigen vorteilhaft sein kann immer unter der Voraussetzung, dass man nicht in diesem Kreis - wie das Ehepaar Ruder – hängen bleibt.

Dann freilich kann es – muss jedoch nicht – für Beteiligte wie nicht Beteiligte außerordentlich ungemütlich werden. Wenn eine entsprechende psychotische Kondition hinzukommt, wird es, wie wir gesehen haben, entmenscht und mörderisch. Aber, wie gesagt, es gibt Alternativen. Es existieren in Deutschland und weltweit etliche satanistische Kirchen als verfasste Gemeinschaften mit hierarchischem Aufbau, geordneten Mitgliedschaften, regulärem Kult, ethischen und theologischen Vorstellungen. Dass die nicht christlich sind, versteht sich – aber sie müssen nicht notwendig auch monströs sein. Denn es gibt für den Satanismus durchaus die Möglichkeit einer eigenständigen, aber von der Versuchung des Fanatismus freien Theologie. Die existierenden satanischen Vereinigungen haben solche oft zur Grundlage.

Theologie – Gotteslehre im Satanismus? Warum nicht. Denn Satan ist ein realer Gott der altpersischen Religion. In dieser trägt er den Namen Aǧra Mainyu und ist der mythische Gegenpol zum unendlich guten Ahura Mazda. Der moderne Zoroastrier, geistiger Nachfahre dieser Religion, verehrt den Gott der Finsternis zwar nicht, respektiert aber seine Existenz als ebenso ewig wie die des Guten Gottes. Aus diesem persischen Umfeld nahmen die Juden ihn einst mit nach Hause und im jüdischen Denken hat er dann eine ganz andere Rolle gespielt als im christlichen. Welche Rolle er im jüdischen Denken der nachexilischen Zeit spielt, kommt besonders gut im Buch Hiob heraus. Übrigens war der Glaube an einen Satan stets eher volkstümlich – die jüdische Hochreligion nahm von dessen Existenz weitgehend keine Notiz.

Wenn der Satan als Gegenpol des Gute Gottes rangiert, ist er selbst ein Gottwesen, dessen Ressort theologisch umrissen werden kann. Dies tun denn auch die satanischen „Kirchen“ wobei „Kirche“ in diesem Zusammenhang allerdings bedeutet, dass sie sich keineswegs vom „kirchlichen“ Denken emanzipiert haben, sondern davon tief abhängig sind. Das hat eine satanische Verbindung aufgrund ihrer eigenständigen Herkunft aus Persien meines Erachtens nicht nötig. Aber die „Kirchen des Satans“ stammen nicht aus Persien und aus dem Mazdaismus des Zarathustra, sondern sie stammen aus den Satansphantasien christlicher Mönche des (aber nicht nur) Mittelalters. Deren zwanghafte Lebenshaltung unter oft widrigen Umständen gebar solche Verirrungen der Seele bis zur Psychotisierung des gesamten Lebens. Man lese die entsprechende Mönchsliteratur, von der ich eine kleine Probe geben möchte:

> „ Wenn es mir begegnete, dass ich an dem Tage der Kommunion des Erbrechens halber hinaus gehen müsste, so liefe ich zum Fischteich um hinein zu speien und das Erbrochene dann abzuwaschen; wäre aber kein Teich in der Nähe, so würde ich es in ein Gefäß tun, und wenn auch dieses nicht vorhanden, in mein Gewand. Ich sage euch aber: das beste Mittel gegen das Erbrechen ist das Zeichen des Kreuzes. Bekreuzigt euch und zwar recht häufig. Auch mir, wenn ich verdaue, verursachen die Teufel oft Ekel – denn es ärgert sie, dass ich den Leib stärke, sie sähen es am liebsten, wenn ich übermäßig fastete; aber durch das Kreuzzeichen vertreibe ich den Ekel.
>
> … zur Zeit der Vigilien hörte ich einen Teufel zum anderen sagen, er solle mich heiser machen. Dieser antwortete ihm: ihm fehle dazu die Gelegenheit; er habe sie nur um Blähungen hervorzubringen. Zu allem suchen sie nämlich Gelegenheit … und finden sie oft bei den geringsten Dingen…“ Richalmus, Abt von Schöntal, „Buch der Offenbarungen“ von 1216 – 1219.

Um ähnliche Verirrungen der Seele geht es bezeichnenderweise auch in den pubertären Satansgilden. Schauen wir zum Schluss noch einmal auf den Fall Ruder: hier sind Menschen in pubertärer Psychotik stecken geblieben, haben sie verinnerlicht und sich rückhaltlos damit identifiziert. Ich erinnere mich an die Augen des Mannes und weiß: ja, so ist es, aus dieser Identifikation kann solch ein kaltes Irrlicht kommen. Denn zuletzt ist der Mensch wie er sich wünscht: Gott, Satan, Engel oder Dämon und das Thomasevangelium bereits warnt davor, angesichts der angenommenen Identität die Kontrolle des

Menschlichen über dieselben nicht zu verlieren. Ruders haben sie verloren. Wie viele noch, von denen wir nicht wissen?

10. 8. Hasta la Muerte – Die Kamikaze - Sekten

Von Zeit zu Zeit rufen ihre Aktionen große reale und mediale Erschütterungen hervorrufen. Sie sorgen für jene Ereignisse, die dem Begriff der religiösen Gruppe vor allem das Odium der Verwerflichkeit anheften. Tausende sind ihnen schon im wahren Sinne dieses Wortes zum Opfer gefallen. Sie haben sich mit Gift umgebracht, sich erschießen und verbrennen lassen, und das ohne Ansehen von Alter, Geschlecht und sozialer Herkunft. Dergleichen geschieht immer wieder und ich wage zu sagen, es wird auch künftig immer wieder geschehen.

Manche sagen, Ursache ist die Macht von Gurus, hochgradig psychotischen Menschen, deren aus den Fugen geratene Innenwelt andere fasziniert und wie in einer großen Kommunion stellvertretend befriedigten. Der Guru exerziert, was die geheimsten Träume eines „Otto Normalverbrauchers“ sich selbst insgeheim nicht einzugestehen wagen, öffentlich. Das gibt dem Otto Selbstvertrauen und bindet ihn zugleich an den, der offen legen kann was er verbirgt. Aus diesem Stellvertretungsprinzip entstand das Christentum, aber es ist, wie man sehen kann, in seiner Wirksamkeit bei allen ungebrochen, die sich einen eigenen Weg des Selbst nicht zutrauen. Kein Guru kann Guru sein, der diese Saiten im Instrument Mensch nicht zum Klingen bringt. Die Erkenntnis, dass, was man selbst aus sich heraus niemals zuwege brächte, dennoch machbar ist, bindet die Seele an den, der es in Stellvertretung für sie tut und scheinbar damit leben kann, ja es sogar noch zum guten Ende bringt. Dieses gute Ende ist verbürgt durch den (materiellen wie ideellen) Erfolg. Sie hätten, diese Psychotiker, keine Macht über die Menschen, wenn sie ihnen nicht von diesen Menschen wäre gegeben worden, um einen Spruch aus der Johannespassion sinnvoll abzuwandeln. Aber da sie ihnen nun einmal gegeben wurde, haben sie diese Macht und es ist sinnlos, sie ihnen absprechen zu wollen. Wer das Kalb „Hering“ tauft, isst dennoch keinen Rollmops. Was daraus entsteht, ist ein unheilvolles Gemisch aus Befreiung in der Stellvertretung und totaler Unterwerfung unter dieselbe, ein Nebel aus Feuer und Wasserdampf. Er muss in sich zusammen fallen, er ist nicht lebensfähig. Er fällt in vielen Fällen lautlos in sich zusammen, weil das Feuer unter dem Wasser keine Nahrung mehr findet, aber in einigen Fällen kommt es auch zu jenen gewaltsamen Verpuffungen, die schon Hunderte Menschenleben gekostet haben.

Ein Wort zur oft missverstandenen Psychotik. Viele Menschen sind der Ansicht, psychotisches Denken stünde dem, der es ausübt, an der Stirn geschrieben, die Absonderlichkeiten wären auf den ersten Blick sichtbar. Das ist keineswegs der Fall. Sondern psychotisches Denken nährt sich vom und wurzelt im allgemeinen Denken und in von der Menschheit allgemein akzeptierten Denkbegriffen. Es geht nur anders mit denselben um. Psychotisches Denken ist keineswegs von vornherein zerfahren, sondern besitzt vielfach eine nachvollziehbare innere wie äußere Logik. Psychotisches Denken ist an seiner Wurzel eine Art des Denkens, die sich selbst frei gibt, angelernte Schutzmechanismen eliminiert hat, Denkverbote ignoriert – und das ganz bewusst. Es behält durchaus im Blick, dass es „anders“ ist – aber es wertet dieses Anderssein in äußerster Opposition zur übrigen Welt als Vorzug.

Die Trennungslinie zwischen einem kontrolliert unangepassten und einem psychotischen Denken ist zuweilen kaum wahrnehmbar. Denn alle unangepassten Denkvorgänge sind permanent in Gefahr, psychotisch zu entgleisen. „Genie und Wahnsinn“ liegen dicht beieinander und überschneiden einander sehr oft. Ein überragender Intellekt kann, im Widerstand zu hinderlichen, aber anerzogenen Hemmungen, auf ein sehr bedenkliches Geleise ausweichen. Dort „tobt“ er all seine Fähigkeiten hemmungslos aus – froh, endlich etwas gefunden zu haben, worin ihn niemand mehr kontrollieren, niemand mehr „denktot“ machen kann. Die Flamme, die da aufschlägt, zieht dann ihrerseits fast automatisch „Mücken“ an. Diese drängen zum Licht und da sie es in sich selber nicht zu suchen wagen, nehmen sie das fremde Angebot an und – verbrennen. Den „Guru“ trifft dabei nicht mehr Schuld als die brennende Kerze an der Motte Schuld ist, die sie zu Asche verbrennt. Aber der Vorgang ist ebenso unausweichlich.

Psychotischem Denken mangelt es durchaus nicht an Verständlichkeit. Im Gegenteil – die Denkvorgänge sind bestechend, sie zeigen Vertrautes, ohne es zu verzerren, in einem ganz neuen Licht, sie arbeiten nicht mit Geschichten aus Wolkenkuckucksheim, sondern mit Beobachtungen, die jeder so oder doch ähnlich gemacht hat. Darin liegt ihre besondere Gefahr, dass sie gar nicht gefährlich aussehen. Nehmen wir einmal ein Modell: es gibt etwas da draußen, sagt ein solcher Psychotiker und jeder kann auf seine Weise nachvollziehen, was er meint, denn das Phänomen des Religiösen ist in vielen Menschen verwurzelt. Man kann ihm nahe kommen, sagt der Psychotiker und auch das können viele nachvollziehen, sie kennen es als Gebet und als Gottesdienst selbst dann, wenn sie solches für sich selber bisher abgelehnt haben. Ich bin ihm nahe gekommen, sagt der Psychotiker, und die Menge staunt, aber zweifelt noch nicht, denn ist nicht auch Jesus, sind nicht auch Mohammed, Buddha und wer weiß alles, dem nahe gekommen? Was hindert, dass auch dieser Mensch

dem nahe gekommen sein sollte? Nichts. Aber der Zuhörer will nun wissen, wie das konkret vor sich gehen soll und siehe: der Psychotiker sagt es ihm. Nicht nur das, er zeigt es ihm, denn die suggestiven Kräfte eines solchen Denkens sind gewaltig, weil es alle wohlbedacht errichteten Schranken eingerissen hat, weil es unbedingt an sich selber glaubt. Es muss an sich glauben, denn es hat sonst nichts mehr, an das es glauben kann.

Das bedeutet aber auch: der Guru betrügt niemanden. Er glaubt sich selber, was er sagt und denkt, er ist zu Recht verletzt, wenn man ihm Heuchelei vorwirft. Er kann, krank wie er ist, gar nicht heucheln. Sondern seine Ideen sind die Rettungsanker seiner Seele und er kann sich nicht vorstellen, dass jemand dieselben nicht benötigt. Wer sie nicht benötigt, scheint ihm, ist aus der Gemeinschaft des Menschlichen ausgeschlossen – sich selbst von derselben auszuschließen, widerstrebt ihm verständlicherweise. All Führer der Kamikaze – Sekten haben an sich und ihre Mission aus ehrlichem Herzen geglaubt – und es zuweilen nicht überlebt.
Einen Moment lang war ich versucht, dieses Kapitel mit Harakiri – anstelle von Kamikaze – Sekten zu überschreiben, aber ich verwarf diesen Gedanken, denn um Harakiri, also das ehrenvolle Auslöschen eines schuldbeladenen Lebens, geht es hier nicht. Hier geht es durchaus um das, was auch die Kamikaze – Strategie meint: das kompromisslose Selbstopfer als Preis des sicheren Sieges. In jeder dieser Gruppierungen wird dieses Selbstopfer an irgendeiner Stelle fällig. Aber es sieht nicht immer gleich aus: manche opfern sich in heiligen Kriegen (für nichts und wieder nichts), andere lassen sich von „Aliens“ in nur ihnen sichtbaren Raumschiffen mitnehmen und retten, wieder andere überschreiten im Tode die Schwelle der Dimensionen. Es geht hier niemals um Schuld, sondern um eine Belohnung für richtiges Verhalten. Der kollektive Selbstmord oder auch der Tod im Massaker ist die Krönung eines rechtschaffenen und geisterfüllten Lebens. So ganz fremd ist der Erkenntnis dieses Kapitel übrigens auch nicht: gegen Ende der Katharerzeit ließen eben geweihte Bonshommes sich mit kalten Wasser übergießen und lagerten auf eiskalten Fußböden, um rasch an einer fiebrigen Lungenentzündung zu sterben oder sie hungerten sich über Wochen zu Tode. Allerdings waren das Einzelaktionen und die katharische Gemeinschaft hat dergleichen nie konstitutiv gefordert. Sie stand vielmehr auf dem Standpunkt, dass wie alle Gewalt, so auch die gegen sich selber zu unterlassen wäre. Wer im Vorbereitungsjahr erlebte, dass er den asketischen Anforderungen der Gruppe nicht gewachsen sein würde, dem war man nicht gram, wenn er seine Ausbildung beendete und in das normale Leben eines Gläubigen zurückkehrte. Aber man rechnete mit dieser Möglichkeit und angesichts der flammenden Scheiterhaufen wehrte man ihr auch nicht besonders heftig.

Aber die Unterschiede zu diesen Gruppen sind dennoch signifikant. Denn in diesen Gruppen ist der Untergang nicht eine von mehreren Möglichkeiten, sondern von Anfang an Programm. Auf ihn zielt alles hin: der Rückzug aus der Welt, die Bestellung des eigenen Hauses, der Verkauf aller, nunmehr für nebensächlich angesehenen, Güter zugunsten der Vorbereitungen für die und mit der Gruppe, ja zuweilen der Wechsel des Wohnortes, der Einzug in eine der Gruppe zur Verfügung stehendes, nach Möglichkeit abgelegenes, gemeinsames Domizil. Dort werden die Nachfolger des jeweiligen Gurus isoliert und dessen Vorstellungen entsprechend geformt.

Wer sich nicht formen lässt. wird ausgestoßen – was schon für viele die Rettung gewesen ist, aber in diesem Moment als persönliches Versagen empfunden wird. Bedenken wir: der Mensch, der sich in einer Gruppe befindet, der er seine ganze zivile Existenz aufgeopfert hat, fürchtet einen Hinauswurf wie sonst nichts auf der Welt. In der Gruppe hat er Anspruch auf wenigstens einen Mindeststandard an Zuwendung und Zivilisation – außerhalb aber ist er obdach- und mittellos, seine Freunde, die Kollegen, und seine Familie hat er vergrault, seinen Arbeitsplatz aufgegeben, alle Verbindlichkeiten, aber auch alle Optionen gekündigt, er hat nicht einmal mehr das, was er auf dem Leibe trägt, zu eigen. Damit das Domizil der Gruppe der Produktion von Bettlern wegen nicht unangenehm auffällt, gibt man dem Ausgestoßenen das Fahrgeld zum nächsten größeren Ort.

Die Zurückbleibenden rechnen fest damit, dass der Ausgestoßene nunmehr dem großen Weltbrand zum Opfer fällt, dem sie selbst knapp entrinnen werden. Sie glauben nicht, dass sie noch irgendetwas Bedeutungsvolles in dieser Welt zurücklassen und übernehmen damit eins zu eins den Standpunkt des Psychotikers, dem sie folgen ohne selbst genuin psychotisch zu sein – sie sind nur die Affen der Psychose eines Menschen, der vielleicht ein Genie geworden wäre, aber statt des genialen nur den psychotischen Weg aus dem Durchschnittsdenken, dem angepassten Fühlen offen sah.
Der Triumph der Psychose aber ist die Selbstvernichtung – die Götterdämmerung, der Weltenbrand, die grandiose Fackel, in der alle Schuld und aller Fehl zugrunde geht. Das Individuum und die nichtswürdige Welt gehen miteinander auf eine Höllenfahrt, die in Wahrheit eine Himmelfahrt ist. Unwürdiges wird ausgelöscht, damit aus der Asche des Unwürdigen das Würdige befreit werde – so ungefähr und grob skizziert laufen die Vernichtungsideen von Psychotikern, die durch ihren Tod die Welt erlösen, und aus lauter Freundlichkeit ihre Mitmenschen in ihren Tod mit zu nehmen wünschen. Es ist nicht Menschenhass, was sie zu ihren Selbstmord- und Mordorgien treibt, es ist Liebe für eine Menschengruppe, die sie nicht anders als durch den Tod vor den Grausamkeiten eines entwürdigenden Daseins retten können. Alles andere ist aus dem

Kramkasten der Schmierenkomödie gewühltes Drumherum, das einer ins Einzelne gehenden Erörterung nicht bedarf, weil es ohnehin nicht wirklich ernst gemeint ist. Ernst gemeint ist nur der auf andere projizierte Selbstvernichtungswahn eines Irrsinnigen.

11. Schlusswort

Ich schließe diese Umschau im Bewusstsein dessen, dass sie unvollständig ist und bleiben muss. Täglich entstehen neue Gruppierungen und sterben eben erst entstandene religiöse Entwürfe auch schon wieder ab. Im Verborgenen gedeihen Gruppierungen, von denen die Welt niemals erfährt. Unter einem Schlaglicht geraten Bewegungen ins Licht der Öffentlichkeit um alsbald wieder vom Dunkel eingesogen zu werden. Was man über sie erfährt ist, oft aus der Perspektive wirklicher oder vermeintlicher Opfer gesehen, selten objektiv. Wird es medial ausgeschlachtet, ist es das ohnehin nicht mehr. Denn die „Sachverständigen“ die darüber befragt werden, sind es auch nicht. Worum es mir ging, war aber dies: den Maßstab der Großkirche, die sich gegen allgegenwärtige Irrtümer zur Wehr setzt, hier einmal nicht anzulegen. Hier sollte nicht eine kon-

kurrierende Strömung über ihre Konkurrenten klagen und darlegen, warum und wieso sie nicht genügen können, denn das ist hier ganz unerheblich gewesen. Erheblich war auch nicht, wie diese Strömungen sich selber sehen. Es war zu schildern wie sie dem unbefangenen, aber nicht unbelehrten Gemüt entgegen treten.

Dabei ging es mir keineswegs darum, ein Horrorkabinett zu eröffnen und Bizarrerien Revue passieren zu lassen. Niemand sollte sich abgeschreckt fühlen. Wen Gruppierungen tiefer interessieren, wende sich ihnen zu, unternehme was ich unternahm, die Meisten unter ihnen lassen es zu, wenn man sich ihnen interessiert nähert. Aber es ging mir darum, Zusammenhänge zu suchen und zu zeigen, die in keinem „Sektenalmanach“ verzeichnet stehen. Die religiösen Großinstitute unserer Zeit sind mit sich selbst zu sehr beschäftigt, oder auch per se zu uninteressiert, um darauf acht zu haben. Ich wollte es zumindest versuchen. Zu Ende gekommen bin ich damit nicht. Diese Aufstellung, so weit gefächert sie ist, bedarf der steten Vervollständigung. Sie ist und bleibt Anregung, selbst weiter zu suchen, und, warum nicht, auch in Kontroverse zu dem zu gehen, was ich als wesentlich angesehen habe. Für solche Kontroversen bin ich jederzeit dankbar, denn sie stellen eine willkommene Bereicherung eines Spektrums dar, das mich seit langem interessiert und auch weiterhin interessieren wird. Niemand kann hier alles wissen und niemand alles kennen, auch wird zu manchen Phänomenen niemand akkurat derselben Meinung wie ich sein können. Wie schon gesagt, damit rechne ich und ich würde mich freuen, wenn engagierte Vertreter der genannten Richtungen mit mir in vertiefenden – auch gern apologetischen – Kontakt treten würden. Zu guter Letzt: wer vergessen wurde, soll sich nicht grämen. Es liegt dem keine Bösartigkeit zugrunde und schon gar keine schweigende Ablehnung. Ich bin nur nicht allwissend. Aber ich darf eines bemerken: ich bin als Person von keiner, selbst nicht von der liberalsten Gemeinschaft zu bekehren. Ich habe meine Entscheidung getroffen und werde dabei bleiben, denn ich weiß, warum ich diese getroffen habe und sollte ich es einmal vergessen, wird sie sich mir sehr handgreiflich in Erinnerung bringen. Von Bekehrungsversuchen bitte ich daher abzusehen. Sie schaffen nur beiderseitig Unbehagen.

Berlin im Advent 2005

© 2005 Juliane Bobrowski für das „Erkenntnis – Projekt“ Veröffentlichungen (auch auszugsweise) an anderen Orten bedürfen der Zustimmung des Verfassers.

Auswahl verwendeter Literatur:

Anmerkung: diese Auswahl will nicht besagen, dass die genannten Werke auch sämtlich zitiert worden sind. Sie stellt lediglich eine – auszugsweise – Informa - tion über den sekundärliterarischen Hintergrund für diejenigen dar, die gern behaupten, dass Juliane sich alles, was sie kundtut, auf jeden Fall aus den Fingern saugt. Bei entsprechendem Bedarf kann die Liste gern erweitert werden. Nicht zu vergessen sind auf jeden Fall diverse im Internet recherchier - bare Informationen. Die meisten der genannten (und nahezu alle esoterischen und okkultistischen) Organisationen verfügen über ein (wenn auch nicht

immer reichhaltiges) Angebot. Zu besonderem Dank verpflichtet bin ich hier dem Auftritt wie auch den Kritikern der Mormonenkirche, der Zeugen Jehovas, aber auch den Auftritten katholischer und protestantischer Winkel- und Freikirchen, der Neuapostolischen Kirche in Deutschland und den Seiten ihrer Gegner gleichermaßen. Besonderer Dank gilt dem Informationsmedium „religio“ aus Jena für eine erste Übersicht über das Material.

Brentjes, Burchard, Unter Halbmond und Stern, Berlin
Buch Mormon, das, Frankfurt/M. 1981 ff.
Drehsen, Häring etc. (Hrsg) Wörterbuch des Christentums München 2001
Grigulevic, J. R., Ketzer, Hexen, Inquisitoren – Geschichte der Inquisition 2 Bde. Berlin 1980
Haarmann, Maria (Hrsg), Islam, der – ein historisches Lesebuch München 1995
Heilige Schrift, Die – Zürcher Bibel, Berlin 1963 ff
Kirchengeschichte in Einzeldarstellungen Bände 1 – 4 Berlin 1985 ff
Koran, Der, Übersetzung der Ahmadiya, München 1992 ff
Koran, Der, Übersetzung v. Max Henning, neu durchges. v. Kurt Rudolph, Leipzig 1980
Lehmann, Johannes, Buddha – Leben, Lehre, Wirkung, München 1980
Markale, Jean, Die keltische Frau, München 1984
Meyer – Sickendiek, Ingeborg, Gottes gelehrte Vaganten – die Iren im frühen Europa, Wiesbaden 2000
Mylius, Klaus, Älteste indische Dichtung und Prosa, Leipzig 1978
Mylius, Klaus, Die vier edlen Wahrheiten – Texte des ursprünglichen Buddhismus; Leipzig 1983
Noth, Martin, Geschichte Israels, Göttingen/Berlin 1968
Schumann, Hans Wolfgang, Der historische Buddha, München 1999
Shah, Idries, Die Sufis, München 1990
Staufer, Ethelbert, Jesus – Gestalt und Geschichte, Bern 1957
Steiner, Gerhard, Freimaurer und Rosenkreuzer, Berlin 1987
Suetonius, Caesarenbilder Stuttgart o. J.
Talmud, Der – Auswahl Übers. Reinhold Mayer München 1980
Tworuschka, Udo, Lexikon – die Religionen der Welt, Gütersloh 1999
Werner, Ernst; Erbstößer, Martin, Ketzer und Heilige – das religiöse Leben im Hochmittelalter, Berlin, 1986